




BD
O TAFELN

[redacted]

Jahrbücher der Literatur.

Hundert siebzehnter Band.

1847.

Januar. Februar. März.

Wien.
Gedruckt und verlegt bei Carl Gerold.

[redacted]

Inhalt des hundert siebzehnten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. CXVI

Jahrbücher der Literatur.

Januar, Februar, März 1847.

Art. I. 1) Descrizione di Palermo antico ricavata sugli autori sincroni e i monumenti dei tempi da Salvadore Morso, R. Professore di lingua Arabica; edizione seconda riveduta ed ampliata dall' autore, in Palermo presso Lorenzo Dato 1827. Octav. 412 S. und mit der topographischen Karte des alten Palermo.

2) Del Duomo di Monreale e di altre ecclesie Siculo-Normanne ragionamenti tre per Domenico Lo Faso Pietrasanta, Duca di Serradifalco, Socio di varie accademie. Palermo, 1838, tipografia Roberti, coi tipi dell' autore. Großfolio. 87 S. und 28 Kupfertafeln.

3) Opere di Vincenzo Mortillaro Marchese di Villarena, socio di varie accademie. Volume I. Palermo, dalla stamperia Oretea 1843. Großoctav. 490 S.

Von diesen hier unter dem Titel: Sicilianische Alterthümer zusammengefaßten drei Werken gehört das erste, die Beschreibung des alten Palermo, sowohl der Topographie als der orientalischen Paläographie an, das zweite der Architektur, das dritte vorzüglich der Diplomatik. Das erste ist ein Nachzügler der seit dem Jahre 1820 bis aufs Jahr 1840 von fünf zu fünf Jahren gelieferten Lustral-Uebersichten orientalischer Literatur, in deren dritte das Buch gehört hätte, aber aus keiner anderen Ursache darinnen fehlt, als weil es damals dem Rec.'en noch unbekannt gewesen; wiewohl er später es dem Namen nach kennen gelernt, so dankt er doch das dermalen in Wien noch seltene Exemplar, so wie das Prachtwerk der Beschreibung des Domes von Montreale bloß der Freigebigkeit des Verfassers des letzten, des Hrn. Duca Serradifalco, mit welchem er bei dem Congresse der Naturforscher in Mailand übereinstimmende Ansichten über die Reste sarazenischer Architektur in Sicilien und über den Einfluß derselben auf die Baukunst christlicher Kirchen ausgetauscht. Die Anzeige des großen antiquarischen Werkes desselben Verfassers, welches alle Alterthümer und Kunstdenkmale Siciliens umfaßt [1], und wovon bisher vier Foliobände erschienen, würde in diesen Jahrbüchern am besten zugleich mit den beiden trefflichen Werken: Kugler's Kunstgeschichte und Schnase's Geschichte der bildenden Künste bei den Alten [2], oder mit den jüngst erschienenen vier Werken über die

---

[1]) Le antichità della Sicilia esposte ed illustrate, der erste Band vom Jahre 1834.

[2]) Angezeigt im CV. Bande dieser Jahrbücher.

arabische Architektur angezeigt worden seyn, welche im CIX. Bande dieser Jahrbücher besprochen worden. Die hier gelieferte Anzeige kann also als ein Anhängsel zu jener im CIX. Bande dieser Jahrbücher gelieferten sechs Bogen starken Geschichte der arabischen Baukunst betrachtet werden, so wie die Anzeige des ersten Bandes der gesammten Werke des Hrn. Marchese von Villarena (Vincenzo Mortillaro), worin auch orientalische Texte befindlich, ein Seitenstück zu dessen schon seit vielen Jahren erschienenen zwei Bänden der Geschichte Siciliens unter den Arabern, deren dritter Band aber bisher vergebens erwartet worden. Wir beginnen unsere Anzeige mit dem letzterschienenen der drei vorliegenden Werke, gehen dann zur Topographie Morso's über und wollen mit dem Dome von Monreale des Hrn. Duca Serradifalco schließen.

Der erste Band der sämmtlichen Werke des Hrn. Marchese von Villarena enthält zuerst einen mit Studio bibliografico überschriebenen, eigentlich bibliothekarischen Aufsatz von hundert Seiten, welcher zunächst in Bezug auf die Stadtbibliothek von Palermo geschrieben worden, in drei Abtheilungen, deren erste von den Bibliotheken, die zweite von den Bibliothekaren, die dritte von der Literaturgeschichte handelt, worauf der Anhang folgt, abermals in zwei Abtheilungen bestehend, deren erste von den in Sicilien zerstörten und erhaltenen Bibliotheken, die zweite von der Stadtbibliothek Palermo's besondere Kunde gibt. Daß so vielfältige Gegenstände auf hundert Seiten nur sehr oberflächlich behandelt werden konnten, geht schon aus der beschränkten Seitenzahl hervor. Der erste Abschnitt handelt von dem Nutzen öffentlicher Bibliotheken; der zweite von den berühmten zerstörten des Alterthums, der Alexandrinischen, der Attalischen zu Pergamos, der von Pisistratos zuerst zu Athen gestifteten, der von Gnidos und Apamea; dann von den römischen, nämlich: die zuerst von Julius Cäsar, dann die von Asinius Pollio auf August's Wunsch; hierauf die von Augustus selbst gestifteten beiden (die Octavianische und Apollinische), weiters die Bibliothek Tibers in der Nähe seines Palastes, die von Ulpius Trajanus auf den Rath des jüngeren Plinius; die große Bibliothek von Constantinopel; die, welche Cassiodor, der Minister Theodorich's, in einem Kloster, und die beiden, welche gleichzeitig der Papst Hilarius in der Kirche des heiligen Stephanus gestiftet. Unter den zerstörten berühmten Bibliotheken fehlt eine der größten und wichtigsten, nämlich die von Tripolis in Syrien, von welcher Hr. Quatremère zuerst nach der damals in Paris befindlichen Wiener Handschrift Ibn Forat's im zweiten Bande seiner geographischen und historischen Denkschriften *) über Aegypten Bericht

*) Mémoires géographiques et historiques sur l'Égypte. II. p. 506.

erstattet hat. Die Angabe, daß dieselbe drei Millionen Bände enthalten haben soll, worunter allein fünfzigtausend Exemplare des Korans und zwanzigtausend Commentare des Korans, ist freilich eine arabisch übertriebene, welche, um einigermaßen glaublich zu seyn, durchaus um eine Null decimirt werden müßte, aber ihr historisches Daseyn läßt sich nicht abläugnen und hätte eben sowohl, als die große Bibliothek Kairo's und die zwei Dutzend anderer arabischer Bibliotheken, wovon Hr. Quatremère in seinem Aufsatze: Sur le goût des livres chez les Orientaux [1], Kunde gegeben, erwähnt werden sollen. Da Hrn. Q.'s Aufsatz fünf Jahre früher als das vorliegende Werk des Hrn. Marchese erschienen ist, so war von diesem als Orientalisten die Bekanntschaft mit jenem Aufsatze um so mehr zu erwarten; übrigens ist auch Hrn. Q.'s Aufsatz nichts weniger als vollständig, demselben ist bereits ein Dutzend bei ihm fehlender Bibliotheken, welche an den Medreseen Kairo's bestanden, in diesen Jahrbüchern nachgewiesen worden [2], und ein zweites bei Hrn. Q. fehlendes Dutzend behält sich Rec. vor, ihm bei einer anderen Gelegenheit nachzuweisen. Von diesen drei Dutzend arabischer Bibliotheken hat der Herr Marchese keine Kunde. Die hierauf folgende Uebersicht der in Europa dermalen bestehenden Bibliotheken ist eben so unvollständig, als die der zerstörten. An die Spitze wird nach der veralteten Quelle von Montfaucons griechischer Paläographie die Bibliothek des Berges Athos gesetzt, als ob dort eine einzige große Bibliothek gesammter Klöster bestände, welche nie bestanden hat. Ueber die Armuth der einzelnen Klosterbibliotheken an Handschriften sowohl, als an gedruckten Büchern haben noch jüngst die drei deutschen Pilger nach dem heiligen Berge, Zachariä, Grisebach und Fallmerayer berichtet; auf die Bibliothek vom Berge Athos folgt gleich die von Marokko, von der bisher eben so wenig Näheres bekannt, als von der nicht erwähnten zu Tunis. Ganz unerlaubt ist es für einen Orientalisten, daß er über die Bibliotheken Constantinopels keine anderen Quellen, als Spon's Reise in den Archipel, und nicht einmal Toderini's Werk und noch viel weniger den IX. Band der Geschichte des osmanischen Reichs kennt, in welchem die vierzig Bibliotheken Constantinopels aufgezählt sind. Er kennt nur eine einzige, nämlich die von Sultan Hamed (soll heißen Ahmed) dem Dritten i. J. 1719 im Innern des Serai errichtete. Die chinesischen Bibliotheken werden halb bezweifelt und dann auf die sonderbarste Art mit denen, die sich zu Fes, Ghasa und Damaskus befinden sollen, zusammen-

[1] Journal Asiatique, troisième série, tome VI. p. 35.
[2] C. Bd. S. 105.

gestellt: Si pretende da molti esservi nella Cina biblioteche di non piccol momento, come pure a Fez, a Gaza, a Damasco. Da China mit gedruckten Büchern überfluthet ist, so kann es dort an Bibliotheken wohl nicht fehlen; bei den 32,000 Bänden, welche Erpenius in der Bibliothek zu Fes gesehen haben will, wird wohl wenigstens eine Nulle zu viel seyn; von einer Bibliothek zu Ghasa hat Rec. nie gehört und keiner der in jüngster Zeit so zahlreichen Reisenden in Syrien berichtet. Zu Damaskus müssen an den Moscheen wohl mehrere Bibliotheken vorhanden seyn, über deren Daseyn oder Nichtdaseyn Niemand besseren Bericht erstatten könnte, als der k. k. Generalconsul in Syrien, Herr von Adelburg, an den schon seit geraumer Zeit das Gesuch der Hofbibliothek ergangen, aus den damaskischen Bibliotheken die Biographien der berühmten Männer des XII. Jahrhunderts der Hidschret, deren Verfasser Chalil Efendi ed-Demeschki, d. i. der Damaszener, zu Tage zu fördern. Zu Paris hätte doch außer der k. Bibliothek noch derer des Pantheon, des Arsenals und des Institutes Erwähnung geschehen sollen; bei den von Leyden wird die Erwähnung des Schatzes orientalischer Handschriften, die sich von Erpenius und dem Warner'schen Legate herschreiben, vermißt. Dieser Schatz hätte so ehrenvollere Erwähnung verdient, als die betrauten Custoden desselben nie bloß wie Drachen über dem zu bewachenden Schatze gesessen, sondern zum Besten der Wissenschaft ihre Schätze auch anderen Orientalisten mitgetheilt, wie dieß der den orientalischen Musen zu früh entrissene Weijers gethan, und sein Nachfolger hoffentlich in dessen Fußstapfen tritt. Unter den englischen Bibliotheken hätten doch wenigstens die Lord Spencer's und die besonders an orientalischen Handschriften so reiche des Museums von London ausgezeichnet werden sollen. Der Verf. scheint nicht einmal das Werk von Dibdins zu kennen, da es unter den zahlreichen Citaten seiner Quellen in den Noten fehlt. Unter den deutschen Bibliotheken werden zwar die von Hannover, Hamburg, Bernburg, Coburg Altenburg und unter Einem mit denselben (als stünde sie gar mit diesen auf gleichem Range) die von München erwähnt, un[d] den nordischen zwar die von Upsala und Stockholm auf[ge]führt, aber die von Kopenhagen und Petersburg g[e]mit Stillschweigen übergangen. Selbst von den Biblioth[eken] Italiens, von denen Rec. auf seiner italienischen Reise i. J. 1[8..] acht und zwanzig durchforscht, über die in zehn derselben, nä[mlich] zu Neapel, Turin, Rom (auf der Vatikanische[n und] Barbarinischen), zu Florenz auf der Laurentini[schen,] zu Bologna, Modena, Parma, Mantua und [der] von S. Marco zu Venedig befindlichen orientalischen

schriften in neun gedruckten Briefen Kunde gegeben [1]), und überdieß über alle acht und zwanzig von ihm besuchten besonderen bibliothekarischen Bericht erstattet hat; von diesen acht und zwanzig erwähnt der Verfasser nur vierzehn, bei der vatikanischen des vom Rec. in den oben erwähnten Briefen ausgesprochenen Wortes gedenkend: e il de Hammer compreso da meraviglia ebbe a chiamarla vero, e magnifico tempio delle muse [2]).

Der zweite Theil des ersten Aufsatzes handelt von den Bibliothekaren, deren Stelle nur sachkundigen und gelehrten Männern zu verleihen, welche ihrem Posten nicht nur durch ihren Namen Ehre machen, sondern auch das Wohl der ihnen anvertrauten Bibliotheken mit Sachkenntniß zu fördern im Stande sind, wie z. B. in der jüngsten Zeit Angelo Mai und Mezzofanti, welchen die mit der Cardinalswürde verbundene Präfectenstelle der Vaticana verliehen worden: Però è stato sempre lodevole costume quello di conferirsi per lo più tale carica a persone, che avessero potuto onoratamente sostenerla. Der Verfasser zählt die Namen der großen italienischen Gelehrten auf, welche als Vorsteher von Bibliotheken der Welt schon früher durch ihre gelehrten Werke bekannt. Er hätte diese Aufzählung aber nicht auf die italienischen Gelehrten allein beschränken, sondern auch auf die anderen Länder ausdehnen sollen, unter welchen Denis in die vordersten Reihen gehört, der durch seine Einleitung in die Bücherkunde und durch seine Buchdruckergeschichte Wiens sich als Gelehrter einen nicht minderen Namen erworben, als durch Ossian's und Sined's Lieder, ein würdiges Vorbild seines jüngsten Nachfolgers, des Hofraths Freiherrn von Münch, der zweifelsohne den unter dem Namen Halm erworbenen Ruhm des Dichters durch den des Gelehrten unter seinem eigenen Namen vermehren wird. Daß der Herr Marchese die beiden obgenannten Werke von Denis nicht anführt, scheint zu beweisen, daß dieselben in der Bibliothek zu Palermo sich nicht befinden, oder daß er des Deutschen nicht kundig. Indessen führt er doch Wilken's Geschichte der Berliner Bibliothek an, kennt aber nicht die der Wiener Hofbibliothek von Mosel, und was noch auffallender ist, nicht einmal den Essai statistique sur les bibliothèques de Vienne seines Landsmannes Balbi; endlich kennt er nicht

[1]) Ho esaminato le biblioteche di Parigi e di Cambridge, la Bodleiana e l'Ambrosiana, quelle di Germania e di Costantinopoli; ma in alcuna di esse non sono stato giammai da tanta maraviglia compreso, quanto nella Vaticana, vero e magnifico tempio delle Muse. Lettera III.

[2]) Im XLII., XLV., XLVII., XLIX., L., LIV., LIX. und LXII. Bande der Biblioteca italiana.

einmal Schelhorn's Anleitung für Bibliothekare und Archivare und citirt den einzigen Lomeier de bibliothecis. Nachdem in zwei Abschnitten die Typographie und die Seltenheit der Bücher kurz berührt worden, wird in dem dritten das bibliographische System behandelt, nach welchem eine Bibliothek geordnet und der Materien-Catalog derselben verfaßt seyn soll. Die dreifache Eintheilung in Scienze, Lettere, Arti, welche der Verfasser vorschlägt, scheint uns um so mehr eine verfehlte, als die Geographie, Chronologie und Archäologie unter dem zusammenfassenden Titel der zweiten Klasse der Lettere eingereihet sind, als ob dieselben gar nicht den Wissenschaften beizuzählen wären. Zweckmäßiger noch als diese Eintheilung ist die alte, aber von den Encyklopädikern längst beseitigte Diderot's aller Wissenschaften unter die drei Rubriken des Gedächtnisses, der Phantasie und des Verstandes, welche der vorvorletzte Vorsteher der Bibliothek von Brera zu Mailand, der gelehrte Abbate Gironi, dem Materiencataloge dieser Bibliothek zum Grunde gelegt, und welche der dermalige verdienstvolle Vorsteher dieser Bibliothek, Herr Francesco Rossi, in seinen Cenni storici *) bekannt gemacht, von denen hier weiters zu sprechen um so überflüssiger, da dieselben schon in Schmidl's Blättern für Literatur und Kunst umständlich angezeigt worden. Da dieses die Eintheilung der Bibliothek von Brera beschreibende Werk schon i. J. 1841 erschienen, so ist es sehr zu wundern, daß Hr. Marchese von Villarena zwei Jahre darnach noch keine Kunde davon hatte. Die dem Werke Hrn. Rossi's beigegebenen drei Tafeln der unter das Gedächtniß, die Phantasie und den Verstand eingetheilten Wissenschaften geben zwar eine erschöpfende, aber höchst mühsame und nichts weniger als vollkommen logische Uebersicht, indem z. B. unter dem Haupttitel Antiquitates, dann unter dem zweiten Institutiones die folgenden Rubriken: Antiquitates figuratae, Palaeographia, Epigraphia, Numismatica, Diplomatica auf einer und derselben Linie stehen, und den beiden Haupttiteln dann die Mores coordinirt sind, welche in Spectacula, Cultus und Mores stricte dicti untergetheilt sind; von diesen drei Abtheilungen gehören die Schauspiele augenscheinlich unter die schönen Künste, der Cultus zur Religionsgeschichte, die Sitten zur Ethik oder wenigstens alle drei zur Ethnographie, welche in den Unterabtheilungen der Geographie ganz und gar fehlt. Indessen ist diese Klassificirung doch bei weitem der höchst unpraktischen encyklopädischen vorzuziehen, welche auf sieben großen Foliotafeln der vor sechzehn

*) Cenni storici e descrittivi intorno all' I. R. Biblioteca di Brera. Milano, 1841.

Jahren zu Neapel erschienenen Encyklopädik, deren Titel schon nicht vortheilhaft für die Einfachheit und Klarheit des aufgestellten Systemes einnimmt *). Bei der Eintheilung des Materiencatalogs einer Bibliothek handelt es sich weit weniger um die haarspaltenden Unterabtheilungen einzelner Wissenschaften nach philosophischen Theilungsgründen, als um eine klare praktische Uebersicht des Bücherschatzes aller Wissenschaften, welche aber freilich nach irgend einem encyklopädischen Systeme geordnet seyn muß; wir wissen nicht, daß encyklopädische oder bibliographische Handbücher, welche seit einem Jahrhundert in Deutschland, Frankreich und England erschienen sind, eine praktischere Eintheilung gegeben hätten, als die auf der Tafel des ersten Theiles von Denis' Einleitung in die Bücherkunde gegebene. Dieselbe bedarf zwar einiger Aenderungen, besonders in Betreff der Künste, und einiger Zusätze neuerer Wissenschaften, welche die Zeit in den siebzig Jahren, die seit der Erscheinung dieses schätzbaren Werkes verflossen, herbeigeführt hat, indem solche Wissenschaften, wie z. B. die Nationalökonomie, auf jener Tafel ganz und gar fehlen; aber im Ganzen dürfte dieselbe die beste Grundlage des Materiencatalogs einer Bibliothek seyn, indem jene Tafel selbst denen der vor sechs und dreißig Jahren zu Jena von Schmid herausgegebenen allgemeinen Encyklopädie und Methodologie der Wissenschaften vorzuziehen ist. Den besten Anhaltspunkt von allen gibt wohl Gräße's vortreffliches Lehrbuch einer Literärgeschichte der berühmtesten Völker des Mittelalters, welches an und für sich schon ein wohlgeordneter Materialiencatalog der ganzen Literatur des Mittelalters, im XCI. Bande dieser Jahrbücher mit Hallam's Literaturgeschichte des XV., XVI. und XVII. Jahrhunderts angezeigt worden ist. Die verschiedene Ansicht des Theilungsgrundes der Wissenschaften je nach den Facultäten und Broterwerb oder nach Hauptwissenschaften und Vorbereitungswissenschaften hat auch den bei verschiedenen Akademien Europa's verschiedenen Rang der Classen bestimmt. Die Rangordnung der französischen Akademien und die Eintheilung der königlich bayerischen haben wie die Morgenländer in ihrer Encyklopädie die Sprachwissenschaften vorausge-

*) Geno - Grafia dello Scibile considerato nella sua unità di utile e di fine con la dichiarazione differenziale ed integrale de' rapporti tra l'uomo e la natura quanto alla origine al legame ed alla funzione de' medesimi nella Filo-Agatia e nella Filo-Calia per elevare a scienza esatta da Filo-Sofia dello spirito umano tavole sin-ottiche di Giacinto de Pamphilis, Dottore in Medicina, Professore di lingua italiana nel real collegio di Abruzzo citra e socio onorario di quella reale società economica. Napoli, 1829.

stellt, weil ohne Sprachentwicklung keine Wissenschaft denkbar; daher hat die Académie Française, welche sich ausschließlich mit der Muttersprache beschäftigt, den ersten Rang; hierauf folgt die Akademie der Inschriften und schönen Literatur, nach diesen die dritte, die der mathematischen und physischen Wissenschaften, die vierte die der schönen Künste und die fünfte die der moralischen und politischen Wissenschaften. Die Münchener Akademie stellt ebenfalls die philologisch-historische Abtheilung der physisch-mathematischen voraus, die russische hingegen läßt auf diese erst die Klasse der russischen Sprache und Literatur und hernach erst die der Geschichte und Philologie folgen, so daß der Philologie, welcher in München der erste Platz, zu Petersburg der letzte angewiesen ist. Den Sprachwissenschaften gebührt der erste Rang als Vorbereitungswissenschaften und nach der Zeitfolge des Unterrichts, aber an innerem Werthe gehen ihnen die Denkwissenschaften und sogenannten genauen gewiß voraus, doch sollte auch diese Abtheilung nicht die physikalisch-mathematische, sondern mathematisch-physikalische heißen, weil die Mathematik den reinsten Begriff der Wissenschaft darstellt.

Eben so ungenügend, als die zwei ersten Abschnitte dieses bibliothekarischen Studiums (wie der Aufsatz überschrieben), ist der dritte, der die Literargeschichte behandelt, und am schwächsten ist der Abschnitt, den man sich vom Herrn Marchese als Orientalisten am genügendsten erwarten konnte, nämlich der des Mittelalters in Betreff der orientalischen Literatur; die Namen sind so italienisch verweichlicht, daß viele derselben dem Rec. zu erkennen ganz unmöglich; z. B. Absa elefantino; ob dieser Absa Haffß oder wie sonst geheißen, ob elefantino sich auf einen Elephanten oder die Insel Elephante beziehe, ist dem Rec. durchaus unbekannt. Der Name Samachschari's (richtiger Semachscheri's) ist in Zamkhasereo, Sibeweih in Saibuiah, Dschewheri in Giheuar verstümmelt. Als Rhetoriker werden Althai, Assiutheo und Alsokak aufgeführt. Von diesen Dreien ist nur der letzte, der aber es-Sekjaki heißt, ein Rhetoriker, nicht aber der große Polyhistor und Polygraphe Sojuthi und noch weniger Althai, unter welchem vermuthlich der großmüthigste der Araber, Hattimthaij gemeint ist. Motenebbi wird zwar als Principe dei poeti arabi erklärt, aber die deutsche Uebersetzung: Motenebbi, der größte arabische Dichter (Wien, 1824), ist dem Verfasser unbekannt. So wird auch Thaberi als il Tito Livio degli Arabi geschildert, aber auf welche Autorität? nicht auf Kosegarten's, seines Herausgebers, sondern auf die von Ferrario's Costume antico e moderno! Von der zu Constantinopel erschienenen türkischen Uebersetzung ist dem Verfasser

eben so wenig etwas bekannt, als von der arabischen Herausgabe und englischen Uebersetzung des größten aller arabischen Biographen, nämlich Ibn Challikjan's, durch den Freiherrn Mac Guckin Slane. Ibn Challikjan verdient eben sowohl den ihm längst beigelegten Titel des arabischen Plutarch, als Kaswini den: il Plinio degli Orientali und als Ibn Chaldun den des arabischen Montesquieu. Der Verfasser nennt diesen eben so wenig, als den arabischen Plutarch. Genügender, als die zu Anfang dieses bibliographischen Studiums gegebenen Nachrichten über die alten zerstörten und neuen europäischen Bibliotheken sind die dem Ende desselben angeschlossenen über die Stadtbibliothek (Libreria del comune) Palermo's, in welcher die Geschichte der Gründung und Uebertragung dieser Bibliothek, der dort befindlichen Inschriften und derselben gemachten Geschenke, so wie der in dem Museum befindlichen arabischen Inschriftsteine umständlich gegeben ist. Die Inschriften sind die von Grabsteinen, auf deren dreien der als Grabschrift gewöhnliche 186. Vers der III. Sure des Korans vorkommt: „Jede Seele wird verkosten den Tod [1]), ihr werdet finden euren Lohn am Tage der Auferstehung, und wer vom Feuer entfernt in's Paradies eingeht, wird selig seyn, das Leben der Welt ist nur vergängliche Waare.» Hierauf folgen drei kritische, an den Pater Johann Baptist Tarallo auf Monte Cassino gerichtete Briefe über das von Luigi Garofalo herausgegebene Tabulario della Cappella Palatina und über die wahre Bedeutung des Wortes Assisa in sicilischen Diplomen, in welchen Assisa eben so viel als Auflage (impôt) heißt. Die übrigen vierthalbhundert Seiten des Werkes sind nur eine neue Auflage des um ein Jahr früher vom Verfasser herausgegebenen Catalogo Ragionato [2]) der im Archive der Kathedralkirche von Palermo aufbewahrten Diplome, unter welchen einige arabische im J. 1732 nach Rom gesandt, dort vom Marioniten Gabriel Mabbani mit syrischer Schrift umschrieben und übersetzt, lange Zeit in einem Schrank des Archivs verborgen gelegen hatten, bis sie der Verfasser auffand und mit Beihülfe seines Schülers im Arabischen, Francesco Castagna, zur Herausgabe vorbereitete, und sein Werk dem Beförderer desselben, dem

[1]) Diese Worte finden sich nicht nur hier, sondern auch im 57. Verse der XXIX. Sure, in welcher auch eine Wiederholung des Gedankens, womit der obige Vers endet, nämlich im 64.: Und das Leben dieser Welt ist nur Posse und Spiel.

[2]) Catalogo ragionato dei diplomi esistenti nel tabulario della cattedrale di Palermo ora coordinati per ordine del regal Governo da Vincenzo Mortillaro Marchese di Villarena. Palermo, 1842.

Fürsten von Campofranco (Antonio Lucchesi-Palli) widmete. Es sind in Allem dreihundert Stücke, nämlich zweihundert Diplome und hundert verschiedene andere Urkunden. Es ist zu bedauern, daß im Ganzen nur zwei arabische Bruchstücke gegeben sind, nämlich ein Stück des arabisch-griechischen Diplomes über ein Geschenk von sieben und zwanzig sarazenischen Sclaven und eilf Ochsen, welche Graf Ruggieri am 12. Februar 1095 der Kirche von Palermo geschenkt; diese siebzehn Zeilen arabischen Textes sind aber theils so verstümmelt, theils so uncorrect gedruckt, daß kaum etwas herauszubringen. Außer einer vom Jesuiten Girolamo Justiniani i. J. 1752 gemachten und von Mongitore herausgegebenen Uebersetzung lag noch eine des palermitanischen Orientalisten Abbate Salvatore Morso bei, der aber selbst kein stärkerer Orientalist als der Herr Marchese. Statt die griechische Uebersetzung der arabischen Namen zu berichtigen, schrieb dieselben Morso eben so verderbt hin; man urtheile selbst: ἀρδέερ ἀχμὰρ υἱὸς ἄχμετ — in Morso's Liste Abdeer Acham filius Achmet, soll heißen: Abderrahman, Sohn Ahmed's — Μουχαμμοὺτ' ἐπ (abgekürzt statt ἔπην, d. i. Ibn), bei M. Muchammut epen Nigziar — soll heißen: Mohammed Ibnon-Nisar. Der Neugrieche, dessen β wie W ausgesprochen wird und der für den Laut unseres B kein entsprechendes Zeichen in seinem Alphabete hat, kann dasselbe nur mit Π ausdrücken, und schreibt daher ἔπην statt Ben oder Ibn. Die Liste Morso's stimmt übrigens in den meisten Namen mit der griechischen gar nicht überein, und da das Arabische nicht vorliegt, ist weitere Vermuthung unnütz. Beim Diplome Nr. 9, welches über einen Austausch von Quellen ausgestellt ist, wird eben auch nur gesagt: Pergamena in arabico opistografo, ohne Uebersetzung des Inhalts. Vom arabisch-griechischen Diplome Nr. 11 sind nur die vier Namen der geschenkten Leibeigenen mit arabischen Charakteren geschrieben, aber nicht einmal diese übersetzt. Von allen übrigen arabischen Diplomen erfährt der Leser nichts, als eben daß sie arabisch geschrieben seien; solche sind die Nummern 11, 14, 16, 20, 27, mit den zwei obigen also nicht mehr als sieben, von denen der arabische Text, wenn nicht übersetzt, doch abgedruckt worden seyn sollte.

Diesen gerechten Tadel ersparten arabischen Textes verdient das zweite der vorliegenden Werke, nämlich Morso's Beschreibung des alten Palermo, keineswegs, indem derselbe im Gegentheile alle kufische, hebräische, lateinische und griechische Inschriften der alten erhaltenen Denkmale der Stadt in treuer Nachbildung der Schriftzüge auf besonderen Tafeln, dann im Texte die Entzifferung und Uebersetzung derselben, und überdieß noch den Grundriß von Kirchen und einen topographischen Plan des

alten Palermo gibt. Daß der Herr Abbate Morso kein viel besserer Orientalist, als der Herr Marchese Villarena, erhellet gleich auf der sechzehnten Seite, wo er den Namen Joaria, des wegen seiner reichen Verzierungen sogenannten Theiles des Palastes, von dem Arabischen Jeher (luogo spazioso) ableitet, während doch die Ableitung von Dschewher (Juwele) so nahe lag; die Araber hießen diesen Theil des Palastes Dschewherije, d. i. den juwelirten, wie ein solches reichverziertes Gemach ein Franzose noch heute le bijou, ein Italiener giojello nennen könnte; wobei zu bemerken, daß das letzte Wort dasselbe mit dem Arabischen dschewher, oder wie der Sicilianer es ausspricht, joaria ist. Die große, in einer Kapelle des königlichen Palastes erst im J. 1791 entdeckte arabische Inschrift, welche zwanzig gothischen Rosetten eingeschrieben ist, hätte, wie der Verfasser richtig bemerkt, die beste Aufklärung zu der arabischen Inschrift des angeblichen Krönungsmantels Carls des Großen gegeben, wenn dieselbe früher bekannt gewesen wäre. Die Inschrift des Krönungsmantels ist zuerst von Murr in seinem Werke über die Merkwürdigkeiten Nürnbergs, dann in seiner Beschreibung der Reichskleinodien [1]) und endlich in seinen Beiträgen zur arabischen Literatur (Erlangen, 1803) bekannt gemacht, und von Frähn [2]) mit der Beleuchtung der früheren Uebersetzungen von Kehr, Schulze, Nagel und Köhler neu herausgegeben worden. Da diese kritische und wohlbegründete Verbesserung Frähn's dem Verfasser gänzlich unbekannt geblieben, so findet sich die Inschrift auch mit allen Fehlern (deren nicht weniger als ein halbes Dutzend) von Murr's und Rosario's Ausgaben abgedruckt. Von den zwanzig Rosetten der Inschrift der königlichen Kapelle ist hier aber nur eine in getreuer Abbildung gegeben, welche (die Jahreszahl ausgenommen) den Schluß der Inschrift des Kaisermantels enthält. Der Verfasser versichert zwar, daß die anderen neunzehn Rosetten oder vielmehr siebzehn, indem die erste und letzte fehlt, mit weniger Verschiedenheit fast dieselbe Wunschformel enthalten, was aber bis auf eine genaue Kundmachung derselben dahingestellt bleiben mag. E inutile, sagt er, arrecare tutti gli altri rosoni, che restano dall' una e dall' altra parte, che altro non contengono con poca diversità, che le medesime o simili espressioni, mancando solamente per ciò che ho detto di sopra il principio ed il fine, che

---

[1]) Beschreibung der sämmtlichen Reichskleinodien und der Reichsheiligthümer (Nürnberg, 1790).

[2]) Antiquitatis Muhammedanae Monumenta varia im VIII. Bande der Akten der Petersburger Akademie und besonders in zwei Theilen abgedruckt (Petersburg, 1820 und 1822).

ci avrebbero informato del nome del sovrano che comandò l' opera e del tempo in cui fu eseguita. Wiewohl nach der Versicherung des Verfassers die beiden wichtigsten Angaben, nämlich die des Namens des Königs und die Jahrszahl fehlen, so scheint doch aus der Identität der Wunschformel mit der des Krönungsmantels mit einiger Gewißheit anzunehmen zu seyn, daß die Inschrift der zwanzig Rosetten und der Bau der Kapelle ganz in dieselbe Zeit, nämlich in die Regierung Roger II. gehört, welcher auch die Uhr i. J. 536 d. H. (1141) gestiftet, deren dreifache Inschrift (lateinisch, griechisch, arabisch) der Verfasser nach Rosario gibt. Die zweite Denkschrift (Memoria) behandelt die Alterthümer der Kathedrale und des erzbischöflichen Palastes mit einer aus Rosario mit Tychsen's Uebersetzung gegebenen arabischen Inschrift einer Säule, welche sich auf der südlichen Säulenhalle der Kathedrale befindet. Die dritte Memoria beschäftigt sich mit der Torre di Baych, welche frühere Topographen Palermo's für einen Bau der Chaldäer oder Phönizier hielten, die aber, wie aus den von Torremuzza und Fazello, dann von Gregorio di Rosario und dem Verfasser wiedergegebenen arabischen Inschriften erhellet, arabischen Ursprungs, und zwar, wenn anders die Leseart richtig, schon i. J. d. H. 331 (942) erbaut. Auch hier wieder nichts Neues, als was schon aus Rosario bekannt. Interessanter sind die drei folgenden Memorie (die vierte, fünfte, sechste) über die drei Kirchen di Sta. Maria l'Ammiraglio, insgemein unter dem Namen della Martorana bekannt, di S. Michele Arcangelo und di S. Giacomo, nebst der von S. M. la Mazara, nicht sowohl wegen der arabischen Inschriften, sondern wegen der beigegebenen Abbildungen der Mosaiken des Heilands, der Panagia Rogers und des Admirals (Emirs) Georgius, welcher vor den Füßen der riesenhaften, eine entfaltete Inschriftsrolle in der Hand haltenden Madonna ausgestreckt zu Boden liegt, während Jesus Christus ebenfalls eine Rolle, aber eine gefaltete, in der Hand haltend, und nur mit der oberen Hälfte des Leibes sichtbar, in der oberen linken Ecke des mosivischen Gemäldes aus dem Himmel segnend herabschaut. Die drei arabischen kurzen Inschriften wurden vom Verfasser auf zweien der acht Säulen, auf welche sich der Chor stützt, entdeckt. Er hält sie für christliche, welcher Meinung Rec. eben so wenig beipflichten, als die Leseart des dritten el-mes statt el-menn (mit verdoppeltem N) annehmen kann; vielleicht ist el-mes nur ein Druckfehler für el-is, und vielleicht las der Verfasser el-is (mit verdoppeltem s); er übersetzt diese praestantia (et) affabilitate, das et ist in der Uebersetzung ausgeblieben, wiewohl es klar im Originale steht. Der Vater des Gründers der Kirche della Martorana war der Admiral Christodulos,

welcher den Titel Protonobilissimus führte und sein Sohn den Αρχων Αρχοντων, welchem ganz das Arabische Emirol-umera entspricht. In dieser Kirche vereinten sich die Baronen Palermo's nach der sicilianischen Vesper i. J. 1282, um Peter, dem König von Aragonien, in die Hände seiner Botschafter Treue zu schwören. Das Kloster, dessen Namen auf die Kirche übergegangen, wurde i. J. 1193 oder 1194 von Aloisia, der Gemahlin Gottfrieds Martorana, gestiftet. Ninfa (Nympha), die Gemahlin des Admirals Christodulos, wurde in der Kirche S. Michel des Erzengels bestattet; diese ist reich an orientalischen Denkmalen. Zuerst die in vier Sprachen gesetzte Grabschrift Anna's, der Mutter des Clericus Grisandus, welcher der Clericus der Könige Roger und Wilhelm, gestorben 1148, hebräisch, lateinisch, griechisch und arabisch; die arabische hat durch die der Majestät des Königs beigelegten Epitheten ganz die Form der auf den Badtassen und anderen Metallgefäßen der Sultane der Mameluken übliche. Die Frau war zuerst in der großen Moschee begraben und vom Sohne in die Kirche S. Michel übertragen. Das Todesjahr ist in der arabischen Inschrift nach der Aera der Hidschret 543 angesetzt, das Monat aber nach der christlichen Zeitrechnung, der 20. August, angegeben, wofür hier im arabischen Texte das Wort Ausa steht. Diese Vermischung der arabischen und christlichen Zeitrechnung, indem das Jahr nach der Hidschret mit dem Monatstage nach der christlichen Zeitrechnung angegeben wird, kommt auch auf der Grabschrift des Trogus, Vaters des Clericus, d. i. Hofkaplans Grisandus, vor, welcher diese Kirche für seine Aeltern erbaute. Diese Kirche, mit der von S. Cosmus und Damianus, mit der von S. Leonhard und mit der S. Maria Crypta stehen, sagt der Verfasser, zusammen auf dem Grunde einer großen unterirdischen Moschee, in welcher Bäder und Gräber der Sarazenen. Wenn die noch übrigen Bruchstücke sarazenischer Särge die Begräbnißstätte nicht läugnen lassen, und es möglich, daß auch hier ehemals Bäder gewesen, so können diese unterirdischen Gänge doch nicht zugleich die Moschee gewesen seyn; erstens, weil noch nirgends von einer unterirdischen Moschee gehört worden, zweitens, weil Bäder und Gräber wohl an den Moscheen, aber nirgends in denselben angetroffen werden. In den beiden heut zerstörten Kirchen von S. Giacomo und Sta. Maria la Mazara ist kein sarazenisches Denkmal vorhanden. Die siebente Memoria erörtert die Frage, wo der von Benjamin von Tudela beschriebene große Teich Albehira zu suchen sei, und entscheidet sich für den heute Mar dolce genannten Ort; dieses Behira soll Boheiret, d. i. der kleine Teich heißen; der Geograph Jakut gibt in seinem Wörterbuche geographischer Homonyme nicht weniger als fünfzehn Bo-

heiret an; in allen von den Arabern eroberten Ländern (in Syrien, Aegypten, Sicilien und Andalus) findet sich der Name noch heute; die historisch berühmtesten sind das Boheiret Palästina's, d. i. der See von Tiberias, und das noch durch eine Schlacht im letzten Kriege berühmt gewordene in Spanien, wo der in Albufera (der See bei Valencia) verstümmelte Name auf den Marschall Suchet als Adelsname übergegangen. Die wichtigste der Memorien ist die achte, welche von den beiden berühmten Palästen Cuba und Zisa handelt, und eine neue, vordem unbekannte Inschrift zu Tage fördert. Darüber, daß beide Namen dieser berühmten Gebäude arabisch, waltet kein Zweifel ob, nur ist Rec. mit dem Verfasser über die Erklärung keineswegs einverstanden. Dieser meint, Cuba sei das arabische Wort Kubbet, d. i. die Kuppel, welches mit dem arabischen Artikel in die europäische Sprache als Alkove übergegangen ist. Dieser Name findet sich in der That zu Kairo als Kubbetol Naßirijet und Manßurijet, den Grabdomen der Sultane Melik el-Manßur und Melik Naßireddin Kilawun's, die durch ihre Kuppeln berühmt. An der Cuba ist aber nicht die geringste Spur, daß jemals eine Kuppel vorhanden gewesen; es ist also weit natürlicher zu glauben, daß diese viereckige Steinmasse, sie möge nun ein Palast oder eine Medresee gewesen seyn, ihren Namen Kaab, d. i. der Würfel (das lateinische cubus), ihrer viereckigen Gestalt dankt, wie das heilige Haus zu Mekka, welches, weil es ein Würfel, Kaabet, d. i. das Würfelförmige benannt worden ist. Näher der Wahrheit liegt die Ableitung des Namens Ziza von dem Worte el-Aasis, d. i. der Allgeehrte, welches sich auf der vom Verfasser zu Tage geförderten Inschrift findet, dort aber nur als Epitheton erscheint, während der Name Ziza nach aller Wahrscheinlichkeit aus el-Aasisijet verstümmelt worden ist, vom Erbauer, dem Chalifen el-Aasis billah, welchem Sicilien wie Aegypten gehorchte, so genannt; möglich ist es auch, daß die Cuba von seiner Mutter, der Frau Tefrid, welche auch Moisijet hieß, erbaut worden, indem dieselbe eine große Bauherrin, welche zu Kairo da[s] Menasilol is, d. i. die Ehrenstätten auf der Insel Raudh und die Moschee an der Gräberstätte Kairo's i. J 366 (976) e[r]baute [1]). Wie, wenn die Ziza zu Palermo ein Seitenstück de[s] Menasilol is der Frau Moisijet zu Kairo gewesen wär[e?] Daß dieses Gebäude dreißig Jahre früher, als Ibn Haukal rei[ste,] nicht bestand, erhellet am besten aus seiner sehr umständlic[hen] Topographie Palermo's [2]), in welcher die beiden großen Gebä[ude]

[1]) Siehe CIX. Band dieser Jahrb. S. 48 nach Makrisi.
[2]) Uebersetzt von Amari im V. Bande der IV. Serie des Journ.

die Kaaba und Ziza, nicht mit Stillschweigen würden übergangen worden seyn, wenn sie zu seiner Zeit schon bestanden hätten. Zur Begründung der obigen Meinung ist Rec. erst durch das spätere Studium Makrisi's gelangt, den er i. J. 1823, als ihm Hr. Abbate Morso die zweizeilige Inschrift sammt seiner ganz unstatthaften Uebersetzung einsandte, noch nicht gelesen hatte. Rec. bekannte damals in seinem, durch Hrn. Abbate Morso abgedruckten Briefe selbst, daß er nur im Finsteren tappe und seiner theilweisen Uebersetzung nichts weniger als gewiß sei. In der Ungewißheit über die von Hrn. A. M. mitgetheilte Schrift, sandte Rec. dieselbe an Hrn. P. Frähn, der sich aber entschuldigte, die Inschrift keineswegs auf eine befriedigende Art lesen zu können: „Vehementer doleo nec me in ea rite solvenda optimam viam invenire posse," und dann an Silv. de Sacy: „Ad Choragetem professorum orientalium." Dieser gab eine Entzifferung und Uebersetzung der ganzen Inschrift, die aber in einigen Theilen nichts weniger als eine befriedigende. Bei einigen Wörtern, wie z. B. den beiden vorletzten der ersten und zweiten Zeile, ist es augenscheinlich, daß sie weder als el-umem, noch als el-mostean richtig gelesen sind; jenes scheint bilemr, dieses el-mesteaaf oder el-mostain gelesen werden zu müssen, in keinem Falle le-mosteaan, da das Ain unmittelbar mit dem Schriftzuge, welcher ein Se oder ein Nun, verbunden ist. Wenn die Leseart de Sacy's eine richtige wäre, so bezöge sich diese Inschrift auf die schöne Aussicht aufs Meer; de Sacy's Hrn. A. Morso gemachte Bemerkung, daß dessen Leseart el-melik es-seman nicht sprachrichtig, indem es ohne Artikel Melik-es-seman heißen müsse, hat seine Richtigkeit; aber dazu ist zu bemerken, daß Melik edschell, wie S. de Sacy in der ersten Zeile liest, nichts weniger als sprachrichtig, indem vor edschell der Artikel fehlt. Wenn die Leseart so vieler Wörter dieser beiden Zeilen eine ungewisse, so waltet doch kein Zweifel darüber ob, daß das letzte Wort als el-aasis zu lesen ist, und der Verfasser hat vollkommen Recht, daß dasselbe mit dem heutigen Namen Ziza in Verbindung stehe; nur ist ihm nicht eingefallen, daß dieses auch zunächst auf den Namen des Erbauers, den Chalifen el-Aasis-Billah, oder dessen Mutter, die Frau Moisie, sich beziehen könne. Nach den erwähnten acht Memorie folgt noch die Beschreibung des alten Palermo mit dem arabischen Texte Idrisi's, welche eine höchst mangelhafte in Vergleichung der oben erwähnten, von Amari im Journal Asiatique kundgemachten Ibn Haukal's. Unter den in der Beschreibung Morso's gegebenen Inschriften, die schon aus Rosario's Werk bekannt, ist auf der ersten Zeile der Kupfertafel 12 das erste Wort augenscheinlich

min oder wenn und keineswegs bism, das erst in der Folge als das dritte Wort vorkömmt, wie es richtig bei Rosario. Den Schluß des Werks bilden Diplome, griechische und lateinische, mit arabischen Zeugenunterschriften und mit dem sehr schätzbaren Facsimile eines griechischen Diplomes König Roger's, das mit goldenen Buchstaben auf Baumwollpapier geschrieben im Archive der königlichen Kapelle des Palastes von Palermo aufbewahrt wird.

Den natürlichsten Uebergang von des Hrn. Abbate Morso Werk zu dem des Hrn. „Duca di Serracifalco, nostro concittadino che unisce alla bella letteratura molta perizia di architettura e di disegno" — bildet dieses ehrenvolle Zeugniß, welches der Abbate dem Duca ausstellt, den in der jüngsten Zeit die Zeitungen vielfach genannt haben, weil die Kaiserin von Rußland den gastfreundlichen Antrag seines Palazzo zur Wohnung während ihres Aufenthaltes zu Palermo angenommen. Der gelehrte Duca überzeugte den gelehrten Abbate durch die Mittheilung seiner Handschriften über die Alterthümer Siciliens, daß wenn auch die Zisa ursprünglich ein sarazenisches Gebäude, dieselbe doch später von normanischen Baumeistern verziert und ausgeschmückt worden, indem vier Säulen korinthischer Ordnung und andere Verzierungen dieses Gebäudes keineswegs dem Style arabischer Architectur, sondern dem späteren normanischer Kirchen angehören. Als die schönste von diesen in ganz Sicilien erklärt Balbi [1]) den Dom von Montreale, einer von 8000 Seelen bewohnten, auf einem Berge gelegenen Stadt [2]), und diesen Dom beleuchtet das vorliegende Prachtwerk. Um den Leser in den wahren Gesichtspunkt des Inhaltes zu setzen, dient am besten die kurze Einleitung, deren Verdeutschung hier ohne die der 24 dazu gehörigen Noten folgt:

»Beinahe 230 Jahre waren verflossen, seitdem das der Herrschaft der orientalischen Kaiser entrissene Sicilien unter dem Joche der Ungläubigen seufzte, als die Tapferkeit der Normanen dasselbe neuem und glücklicherem Geschicke zuwandte. Ursprüngliche Bewohner des Nordens, von Skandinavien ausgezogen, hatten sie sich in jenem Theile Neustriens, welcher von ihnen den Namen Normandie erhielt, festgesetzt, und nachdem sie sich seit beiläufig zwei Jahrhunderten im Königreiche Frankreich einen neuen und mächtigen Staat geschaffen hatten, gelang es einigen ihrer Wackeren, die zuerst auf bescheidene Abenteuer ausgezogen waren, in diesen südlichen Küsten Italiens Herrschaft und Reich zu gründen. Nach den kühnen Waffenthaten auf dem benachbarten Festlande der beiden Brüder Robert und Roger, der unüberwindlichen Abkömmlinge Tancred's von Hauteville, setzten sie mit einer kleinen Schaar tapferer

[1]) Malte-Brun, Précis de la Géographie universelle VII. 727.

[2]) Abrégé de Géographie p. 334.

Italiener in unser Eiland über, besiegten und unterwarfen die Sarazenen, erhöhten die Kreuzesfahne und legten den Grund der sicilianischen Monarchie, welche, wie der Ruf davon in alle Welt ausging, durch Waffen und Weisheit der Regierung schnell zu dem höchsten Grade von Macht und Ehre aufstieg. Da sah man die sicilianische Fahne siegreich wehen in Italien, Afrika, Griechenland, und selbst Byzanz fühlte die Macht der normanischen Waffen. Päpste begaben sich wichtiger Geschäfte willen nach Sicilien und nach Salerno, um sich Rath zu holen bei jenen Fürsten, um deren Bündniß und Verwandtschaft die erlauchtesten Herrscher Europa's nebenbuhlten. Nicht minderen Ruhm erwarben sie sich durch den großartigen Genius, womit sie die Ordnung, die Macht und alle Einrichtungen der neuen Monarchie zur Richtschnur und zum Beispiel fremder Nationen regelten. Manchmal traten sie als Schiedsrichter auf. In dem harten Kampfe um die Tiare zwischen Papst Innocenz und Anaklet unterwarfen die beiden erlauchten Nebenbuhler ohne Anstand ihre Ansprüche dem Urtheile des neuen Herrschers Siciliens.«

Hier ist der schickliche Platz, des noch größeren Ruhmes dieser Fürsten zu erwähnen, welche inmitten der wichtigsten Kriegssorgen die Wissenschaften und Künste beschützten, so daß sie unter ihrer Regierung auf wunderbare Weise blühten. Graf Roger ließ durch Malaterra die Geschichte seiner Triumphe schreiben, lud den Araber von Mazzara Esseriph (esch = Scherif) nach seinem Hofe ein und schenkte ihm ein Schloß zur Belohnung des von ihm verfaßten und dem großmüthigen Fürsten gewidmeten Werkes Nuſhetol-ebßar (Ergötzung der Blicke) *). Auf Befehl König Roger's ward eine Erdkugel aus Silber verfertigt; der Scherif Idris schrieb die nubische Geographie, welche deßhalb das Buch Roger's hieß. Nilus Doxapatrius trug seine Schrift von den Thronen der fünf Patriarchen zusammen; auf Roger's Befehl erhob sich im königlichen Palaste eine Uhr von wunderbarem Bau, wovon noch die Inschrift in drei Sprachen übrig, und Mathilde, die Schwester Roger's, setzte ihren Ehrgeiz darein, daß die Thaten des Bruders durch die Schriften des celesinischen Abtes Alexanders der Nachwelt überliefert wurden. Wilhelm I. berief aus Frankreich den Peter von Blois und aus England den Walter Offamilius, um seinen Sohn Wilhelm in der Literatur und den Wissenschaften zu unterrichten. Als er den Thron bestieg, bereicherte er die Gelehrten und vorzüglich die von Neapel und Palermo, ihren Zustand immer verbessernd. Durch Roger's, durch Wilhelm's I. und II. Bestrebungen erhoben sich die genußreichen Villen von Havaria und Mimnerno; die Zisa wurde mit neuen, schönen Formen geschmückt und dem alten königlichen Palaste ein neuer, von Zierathen und goldener Mosaik glänzender beigefügt. Bei der

*) Nicht passegiata pel mondo.

Eroberung Thebens, Korinths und Athens hielt Roger für seinen schönsten Triumph die Verpflanzung der vorzüglichsten Seidenarbeiter des Orients nach Palermo; die Wichtigkeit dieser zu jenen Zeiten in den anderen Ländern Europa's noch unbekannten Kunst lag ihm so sehr am Herzen, daß er Seidenfabriken in seinem eigenen königlichen Palaste errichtete. Unter den anderen herrlichen Eigenschaften, mit denen diese großmüthigen Fürsten so reichlich ausgestattet waren, leuchtete ihre religiöse Frömmigkeit vor., indem sie die fast ganz zerstörten heiligen Tempel und Kirchen mit reichen Gaben unterstützten und zu neuem Glanze erhoben, und die sicilianische Kirche mit neuen Abteien und Bisthümern bereicherten. Daher wurden sie mit gutem Rechte als die eifrigsten Söhne der römischen Kirche angesehen und erhielten vorzugsweise vor allen anderen Herrschern der Christenheit den erblichen Titel apostolischer Legaten. Noch erheben sich prächtige Tempel als ehrenvolle Zeugnisse der besonderen Frömmigkeit und der großmüthigen Freigebigkeit dieser ritterlichen Fürsten (prodi), aber den ersten Rang unter denselben behauptet der der heiligen Jungfrau geweihte Dom von Monreale von Wilhelm II., dessen Beiname der Gute (weil er die Liebe seiner Völker verdienen wollte) den schönsten Lobspruch bildet. Deßhalb wird die Beschreibung dieser prächtigen Basilica den Gegenstand der ersten Abhandlung (Ragionamento) bilden; die zweite wird von den am meisten ausgezeichneten und am besten erhaltenen Kirchen handeln, welche sich unter der Regierung der Normanen in Sicilien erhoben; in der dritten werden wir zeigen, wie zu dieser Zeit (wenn wir uns nicht irren) von Sicilien jene Bauart heiliger Gebäude ausging, in welcher die Pläne des Orients und Occidents mit einander verbunden und vermischt. Rec. kann nicht anders, als einen wesentlichen bibliographischen und historischen Irrthum berichtigen, in welchen der Herr Verfasser durch die aus Leo Africanus von Rosario Gregorio angeführte Stelle über Idrisi (dieß und nicht Edrisi ist die richtige Aussprache) verfallen ist. Er führt nicht nur den Titel des großen geographischen Werkes Idrisi's unrichtig an, indem es nicht Nushetolebßar, sondern Nusesol-muschtak, d. i. die Ergötzung des Sehnsüchtigen, heißt, sondern er macht auch aus dem Scherif Idrisi zwei Personen, wovon er die eine arabo mazzarese Esseriph und die andere l'arabo Edris Esscerif nennt, während doch beide einer und derselbe. Da der Hr. Verfasser nicht Deutsch versteht, so kann ihm Rec. nicht zumuthen, daß er das von ihm im dritten Bande der Hertha (S. 59) in der Uebersicht der Quellen arabischer, persischer und türkischer Geographie Gesagte kenne; aber ihm hätte nicht unbekannt seyn

sollen, was Hartmann und Jaubert über Idrisi gesagt, der erste in der Vorrede zu Edrisii Africa, der zweite in der zur französischen Uebersetzung Idrisi's (Géographie d'Edrisi), welche zwei Jahre früher als das vorliegende Werk in Druck erschienen ist. Jaubert's Uebersetzung führt den von Hadschi Chalfa angeführten Titel: Nushetol-muschtak fi ihtirakil-afak, d. i. Ergötzung oder Annehmlichkeit des Sehnsüchtigen in dem Durchgange der Gesichtskreise. Den vollständigen, auch in der Uebersicht der Hertha angeführten Titel gibt Herbelot nach der Pariser Handschrift unter Nazehat (Nushet), er lautet: Ergötzung oder Annehmlichkeit des Sehnsüchtigen in der Erwähnung der Länder, Regionen, Reiche, Inseln, Städte und Gesichtskreise [1]). Es ist sonderbar, daß Jaubert den kurzen Titel Hadschi Chalfa's nicht übersetzt und des längeren der Pariser Handschrift gar nicht erwähnt hat. Diese Geographie ist eines und dasselbe Werk mit dem Buche Roger's, für welchen dasselbe verfaßt worden, während der Hr. Duca das Buch Roger's als ein von dem Nushet verschiedenes angibt, und also sowohl das Werk wie den Verfasser aus Irrthum verzweifacht. Das zu Rom unter dem Titel Geographus Nubiensis gedruckte und von den zwei Maroniten Gabriel Sionita und Joannes Hesronita übersetzte Werk, welches insgemein unter dem Namen Geographus Nubiensis bekannt, ist nur ein Auszug des großen. In der Note 19 zu der oben übersetzten Einleitung spricht der Hr. Verfasser seine schon oben angeführte Meinung, daß die äußeren Verzierungen der Zisa keineswegs der Zeit der Sarazenen, sondern der der Normanen angehören, ausführlich aus. Indessen dürften die bisher noch unentzifferten und noch nicht einmal kundgemachten Inschriften der Zisa sowohl als der Cuba über den Erbauer dieser beiden Gebäude Näheres lehren. Hr. Girault de Prangey sagt hierüber in seinem trefflichen, im CIX. Bande dieser Jahrbücher angezeigten Werke [2]): C'est au zèle et aux efforts de M. le Duc de Serradifalco, nous n'en pouvons douter, qu'est réservé l'honneur de procurer bientôt à la science la traduction des inscriptions Arabes de la Zisa et de la Cuba: lui seul est capable de diriger avec succès l'opération non seulement difficile, mais périlleuse même, de l'estampage de ces inscriptions, sans lequel il me semble impossible d'espérer une solution définitive de la question. Hr. Girault

[1]) Nushetol muschtak fi fikrit emfsar vel-akthar vel-boldan vel-medoin vel-afak.

[2]) Essai sur l'Architecture des Arabes et des Mores en Espagne, en Sicile et en Barbarie.

de Prangey bestätigt das vom Rec. über die in Morso's Werk enthaltene Inschrift der Zisa Gesagte, daß nämlich selbst de Sacy's Uebersetzung keineswegs eine genügende sei, was sie um so weniger seyn konnte, als, wie Hr. G. de P. versichert, die Abschrift nichts weniger als eine getreue ist; derselbe setzt dann der Wahrheit zur Steuer hinzu: Je dois avouer, de mon côté, que la copie de cette inscription, que j'avais faite avec grand soin, n'a point paru susceptible d'une traduction raisonnable. Das von Hrn. G. de P. mitgetheilte Bruchstück der Inschrift der Zisa enthält die zwei vorletzten Wörter der ersten Zeile der von Morso gegebenen Inschrift. Aus diesem mit großer Sorgfalt von Hrn. G. de P. abgezeichneten Bruchstück erhellet zur Genüge, daß das von S. de S. als Umem gelesene Wort unmöglich so gelesen werden könne, und daß auch das vorhergehende nicht Ha, sondern wahrscheinlich Bak a (weil unten ein Punkt) gelesen werden müsse. S. de Sacy's Uebersetzung konnte unmöglich eine richtige seyn, da die Abschrift selbst eine unrichtige war. Die Orientalisten dürfen also hoffen, durch des Hrn. Duca Serradifalco Bemühungen eine richtigere Abschrift zu erhalten, wornach erst eine richtigere Uebersetzung als die de Sacy's erwartet werden kann. Die einzige dem Rec. bekannte Zeichnung des Palastes der Zisa und des Gebäudes der Cuba befindet sich in dem oberwähnten Werke Hrn. G. de P.'s, dessen neunte Kupfertafel die Ansicht des großen Saales der Zisa mit den oben erwähnten vier korinthischen Säulen enthält. Diese dürften weit mehr die Meinung von der Zuthat normanischer Architectur zur ursprünglich sarazenischen (in welcher dergleichen bisher nirgends vorgekommen) begründen, als die beiden ober der Inschrift befindlichen Medaillons, in denen zwei Palmen abgebildet sind, unter deren einer zwei Bogenschützen, unter der anderen zwei Pfauen stehen. Solche Abbildungen kommen nicht nur in Gemälden der Perser, sondern auch der Araber vor, trotz des Bilderverbots des Islams, welches sogar auf die Bilderstürmerei zu Byzanz eingewirkt hat. Der vom Hrn. Duca in seiner Note citirte 22. V. der II. Sure: Non ergo ponatis Deo similitudines — kann nur auf Götzenbilder bezogen werden, und den Recensenten beirren also weit weniger die zwei Medaillons, als die vier korinthischen Säulen in seiner Meinung, daß nicht nur die Mauern der Zisa, sondern auch die innere Verzierung derselben ganz auf die Rechnung der Araber geschrieben werden müsse.

Das erste Ragionamento, nämlich die Beschreibung des Domes von Monreale, beginnt mit der Geschichte seines i. J. 1174 von Wilhelm II. beschlossenen Baues, welchem i. J. 1182 Papst Lucius III. das Zeugniß ertheilte: Ut simile opus per aliquem regem factum non fuerit a diebus antiquis.

»Die Spitzbogen, die sich aber nicht viel von der vollkommenen halben Rundung entfernen, die Mosaik auf goldenem Grunde, womit alle Wände eingelegt sind, die akrostichischen Namen, die biblischen Geschichten thun offen Werk und Manier der Byzantiner kund. Die griechische Architektur verbunden mit der westlichen ist hier mit der arabischen gemischt und nimmt einen eigenen Charakter an, der ein von den Normanen während ihrer ganzen Herrschaft in Sicilien beständig beobachtetes System bestimmt, und welcher vor dem verschlungenen und gewundenen vorherrscht, der später in ganz Europa aufkam und den uneigentlichen Namen der gothischen Architektur erhielt. — Der Marmor der Säulen, die harten Steine, womit im feinsten Geschmacke die Mosaik des Fußbodens gezeichnet ist, die Verschwendung von Porphyr und anderen kostbaren Steinen zeigen aufs Klarste, welcher Ueberfluß von Reichthümern damals in Sicilien herrschte, und wie leicht es war in jenen abenteuerlichen Zeiten, in welchen die sicilianische Schiffahrt so lieblich blühte, sich mit solchen Schätzen aus Aegypten und aus dem Orient zu versehen.«

Die Reste von Mauern an der Nord- und Westseite, deren äußere Seite mit Spitzbogen geschmückt, bezeugen das Daseyn voriger Hallen, von welchen die Kirche umgeben war. Diese uralte Bausitte des Tempelhofs findet sich schon vom Tempel Jerusalems und dem Sophientempel zu Byzanz in allen Moscheen wieder, in welchen dieser Tempelhof, der manchmal die ganze Moschee umgibt, manchmal nur als ein Vorhof an die Vorderseite derselben angestoßen ist, und das Harem, d. i. das Heiligthum (το ἱερον) genannt wird, während das eigentliche Heiligthum Mesdschid, d. i. der Ort der Anbetung, oder wenn die Gemeinde darin das Freitagsgebet verrichtet, Dschamii, d. i. die Versammlerin (der Gemeinde) heißt. Hierauf folgt die kurze Erklärung der vierzehn Kupfertafeln, nämlich erstens der Grundriß der Basilika, auf deren Vorderseite sich an den beiden Ecken zwei majestätische Thürme erheben, die durch vier Säulen mit einander verbunden die Vorhalle bilden. Der untere Theil der Kirche (ναος) ist durch zwei Säulenreihen (in jeder Reihe neun Säulen) in drei Schiffe getheilt, deren mittleres dreimal so breit als die beiden Seitenschiffe. Zu Ende des rechten Seitenschiffs stand vormals die Taufkapelle des heiligen Johannes des Täufers mit zwölf korinthischen Säulen von Porphyr und Granit geschmückt. Fünf Stufen führen zu dem oberen viereckigen Theile der Kirche, welcher in den griechischen Kirchen Solea heißt und in welchem man auf drei Stufen zum Heiligthume (Βημα) aufsteigt. Vier ungeheure Pilaster tragen das Gewölbe der Solea; zunächst dem auf der Evangeliumseite erhebt sich die königliche Emporkirche und derselben gegenüber am Fuße des Pilasters der Epistelseite das große erhöhte Pult (Ambo), von welchem zu jenen Zeiten die Epistel und das Evangelium dem gegenüber bei der ersten sitzenden, bei dem zweiten stehenden Monarchen vorgelesen ward. Der Hoch-

altar ist auf acht Stufen erhöht, hinter demselben eröffnet sich die Halbrundung (Apsis), in deren Halbbogens Mitte der Sitz des Bischofs. Die zweite Tafel gibt die schöne Zeichnung der Mosaik des Fußbodens der Solea, des Bema und der Apsis sammt dem der beiden Sakristeien (Protasis und Diaconicon), welche sieben von einander in ihren Zeichnungen verschiedene Felder bildet. Rec. bemerkt hiezu, daß einige von diesen sieben Feldern im byzantinischen Geschmacke mit Rosetten und elliptischen Zierathen, andere im arabischen aus in einander verschlungenen Vierecken gebildet, so, daß das Auge des Orientalisten auf den ersten Anblick kufische Schrift vor sich zu haben glaubt; dieß ist besonders der Fall in dem Felde der Epistelseite, wo unter der Sakristei (Diaconicon) die königlichen Särge Wilhelm's I. und Wilhelm's II. stehen. Im mittleren Felde des Bema scheinen die kleinen Rauten, deren in jedem Vierecke vier, eben so viele kufische Fe oder Kaf zu seyn, und in der Mosaik des unteren Theils des Fußbodens, wo die erwähnten königlichen Särge stehen, bilden die kleinen Vierecke mit ihren Auslaufern eben so viele einander gegenüber stehende Waw, wie die doppelt (rechts und links) geschriebenen Waw des Wortes Huwe (Jehova), welche so häufig von Außen den Mauern der Moscheen eingemalt sind, oder auf den innerhalb aufgehängten Inschrifttafeln vorkommen. Der Grundcharakter der von ihren Schnörkeln und den Blumenverzierungen entblößten kufischen Schrift ist das Viereck und die Raute, welche hier zu großen Vierecken zusammengesetzt auch den Grundcharakter dieser musivischen Felder bilden. Die dritte Tafel gibt die Ansicht der Vorder- und Rückseite des Domes nicht im gegenwärtigen Zustande, indem heute die vier korinthischen Säulen des Eingangs mit den drei Spitzbogen durch dorische Säulen und Rundbogen ersetzt sind, sondern wie sie ursprünglich und noch zur Zeit Lellis bestanden, mit dem ober den drei Spitzbogen quer überlaufenden verzierten Bande und den darauf gesetzten Zinnen und den musivischen Gemälden innerhalb der beiden Spitzbögen zu beiden Seiten des Haupteinganges. Die beiden stattlichen, aus Marmorquadern aufgeführten Thürme, welche nicht in verlorner schiefer Linie, sondern in drei von einander abgesetzten Stockwerken senkrecht aufsteigen, erinnern lebhaft an den unteren Theil der ältesten Minarete, wie dieselben in Coste's architektonischem Werke über die Denkmale Aegyptens auf den Tafeln 36 und 37 zusammengestellt sind. Die drei ältesten Minarete jener beiden Tafeln sind die der Moscheen Amru's i. J. Chr. 649, Ibn Thaulun's 880 und der Esherije 969, die nächste daran ist die Sultan Kilawun's 1318. Es liegt also zwischen der Bauzeit der beiden Minarete der Esherije und Sultan

Kilawun's ein Zeitraum von vierthalbhundert Jahren, in dessen Mitte gerade der Bau des Domes von Monreale fällt. Die derselben fast gleichzeitigen großen Bauten in Aegypten sind die des Chalifen el=Amir bi ahkjamillah, der i. J. 1125 ermordet, den Sänftenpalast auf der Insel Raudha erbaut hatte, und die Moschee Safir's, welche auch die Moschee der Fruchthändler heißt, und welche i. J. 1148 vom Chalifen es=safir erbaut ward. Zur Vergleichung mit den Thürmen des Domes von Monreale fehlen also nicht nur die Abbildungen der gleichzeitigen Minarete in Aegypten, sondern auch die der anderthalb Jahrhunderte früheren Bauten des Chalifen Hakim biemrillah. Die Minarete seiner Moscheen sind längst eingestürzt, aber Rec. weilte noch im ersten Jahre dieses Jahrhunderts lange in den Ruinen der Hakimije, an deren in kleinen Vierecken und Rauten verschlungene Fenstervergitterung ihn die so eben besprochene Mosaik des Fußbodens des Domes lebhaft erinnert. Die vierte Kupfertafel enthält das herrlich verzierte Portal des Eingangs mit dem i. J. 1186 vom Pisaner Bonamio verfertigten bronzenen Prachtthore, das in 42 Quadraten 40 biblische Vorstellungen, nämlich 13 aus der Genesis, 7 Patriarchen und Propheten und 20 aus dem neuen Testamente enthält, mit beigesetzten halb lateinischen, halb italienischen Inschriften, welche die Vorstellung erklären. Rec. bemerkt hiezu, daß sich solche biblische Vorstellungen häufig auf den Seitenwänden des Haupteinganges von alten italienischen Kirchen befinden, wie z. B. an der Kirche Sanct Zen zu Verona und auf den Seitenwänden des Kirchenthors des Domes von Cremona. Bonanno, der berühmte Metallgießer, hatte auch den Dom von Pisa mit gleichem Kunstwerke verziert, das aber im Brande des Jahres 1596 zu Grunde ging, so daß das Thor des Domes von Monreale das einzig erhaltene Kunstwerk Bonanno's von dieser Größe. Die Rosetten des bronzenen Thores Bonanno's werden bei Weitem an Schönheit durch die in Marmor gehauenen Arabesken und Schnörkel auf beiden Seiten des Thores übertroffen. Auf der fünften Kupfertafel sind zur Vergleichung unter einander die Rosetten Bonanno's mit denen auf der Seite in Marmor gehauenen mit den in Erz gearbeiteten Barisano's und den maurischen Meandern der Alhambra zusammengestellt, und es wird daraus das Resultat gezogen: 1) daß die rohen Zierathen Bonanno's dem alten verschlungenen Blätterwerk römischer Kunst entnommen; 2) daß die Barisano's, welcher zu Trani geboren war, feiner und zierlicher ausgearbeitet, von den Byzantinern herstammen; 3) daß die maurischen Verzierungen der Alhambra stets ein Labyrinth geometrischer Figuren mit phantastischen, von gewirkten Stoffen

hergenommenen Verzierungen untermischt, vorstellen; 4) daß in diesem Style (nur nüchterner und mehr sich dem byzantinischen annähernd) die inneren Zierathen des Domes von Monreale gehalten sind; 5) daß die äußerste Einfassung des Thores den Verzierungen der Alhambra am ähnlichsten, dieselbe ist, welche die Inschrift der maurischen Bäder zu Cefalu umgibt; woraus der Schluß gezogen wird, daß, da diese Zierathen weder denen Bonanno's, noch denen Barisano's, sondern denen arabischer Architektur ähneln, sie sicilianischen Baumeistern angehören, welche, weil sie lange unter Arabern gewohnt, sich von dem byzantinischen Style dem arabischen zugewandt. Rec. bemerkt hiezu, daß diese mit Schnörkelwerk und Blumengewinden verzierten Eingänge von Thoren ein Hauptmeisterstück sarazenischer Baukunst, über deren größeren und eigenen Werth erst dann in Europa ein vollgültiger Ausspruch gethan werden kann, wenn die schönsten derselben, nämlich die der grünen Stiftung (Jeschil Imaret), der blauen Medreseen zu Konia, der weißen zu Nidte, der rothen zu Siwas, die Sculpturen des Mihrab der Moschee von Moßul, der Rednerbühne von Sinope u. s. w. eben so durch getreue Zeichnungen bekannt gemacht seyn werden, wie die Verzierungen des Seitenthors der Moschee von Kordova, der Prachtsäle von Alhambra, des Alkazar von Seviglia u. s. w. Die sechste lithographirte Tafel (die fünf vorhergehenden und die folgenden sind in Kupfer gestochen) enthält die innere Ansicht des Domes, dessen musivische Heiligen- und Engelbilder an die des Sophientempels und der Markuskirche erinnern, so wie das hölzerne Sparrwerk des Daches (wiewohl bei weitem nicht so künstlich verschränkt) an das vormalige Dach der abgebrannten Paulskirche zu Rom. Die Säulen, welche die Kirche in drei Schiffe theilen, sind, eine ausgenommen, von schönem orientalischen Granit, mit Fußgestellen von weißem Marmor; sie sind von nicht ganz gleichem Durchmesser. Majestätisch erhebt sich zu oberst der Wölbung (Apsis) des Hochaltars das riesige Brustbild des Heilands, welcher die Gläubigen segnet. Die Kupfertafeln 7, 8 und 9 geben die Durchschnitte des Domes seiner Länge und Breite nach, mit allen Heiligengemälden; die lateinischen Inschriften des bronzenen Thores füllen vier Folioblätter der Noten, die griechischen Inschriften des Heilands und der Madonna sind dem Texte einverleibt. Eingangs der Erklärung zur zehnten Kupfertafel, auf welcher vier der Gemälde mit allen Details gegeben sind, bemerkt der Verfasser, daß aus der Vergleichung der Bilder des Domes mit dem aus Constantinopel nach Italien gebrachten Menologion des Basilios Porphyrogenitos augenscheinlich die größte Aehnlichkeit erhelle. Die Meinung derer, welche

diese musivischen Gemälde einer Colonie griechischer, dazu von Constantinopel berufener Künstler, oder der Schule des Abtes von Montecassino (Desiderius) zuschreiben, welcher dieselben im eilften Jahrhundert gebildet hatte, wird vom Verfasser bestritten, welcher sie einzig eingebornen sicilianischen Künstlern zuschreibt, indem seit Siciliens Eroberung durch Belisar Leben, Sitten, Gesetze, Wissenschaften und Künste auf Sicilien ganz griechisch waren, und weil den Verzierungen dieser Gemälde Arabesken eingemischt sind, welche weder von griechischen Meistern oder ihren Schülern, sondern einzig von Eingebornen herrühren können, welche durch langes Zusammenleben mit den Arabern sich einigermaßen arabischen Geschmack und Manier angeeignet. Die eilfte Kupfertafel stellt die königliche Emporkirche vor, unter deren Musivgemälden das merkwürdigste die Krönung König Wilhelms des Erbauers unmittelbar durch Jesus Christus. Die Könige Siciliens wollten eben so wenig, als die constantinopolitanischen Kaiser, ihre Krone vom Papste oder Patriarchen empfangen haben, sondern unmittelbar dem Heilande danken, wie Napoleon keineswegs sich vom Papste krönen ließ, sondern ihm die Krone aus den Händen nahm und sich dieselbe selbst aufsetzte. Die zwölfte Kupfertafel gibt die Abbildung der bronzenen Seitenthüre des Domes mit den Heiligenbildern ihrer 28 Abtheilungen, ein Werk Barisano's von Trani; die Tafel 13 den Grundriß des Klosterganges (Chiostro, in England noch bei den Universitätsgebäuden Cloisters) und die Tafel 14 drei und dreißig verschiedene Capitäler der Säulen des Klostergangs.

Das zweite Ragionamento handelt von den anderen ausgezeichnetsten und am besten erhaltenen sicilianischen Kirchen, nämlich: von der Kapelle des Palastes, von deren Inschriften schon oben die Rede gewesen. Statt dieser, deren genaue Abklatschung Hr. Girault de Prangey von dem wissenschaftlichen Eifer des Herrn Duca di Serradifalco erwartet, wird in der Note 4 nur die Inschrift des Krönungsmantels der römischen Kaiser nach Murr's und Tychsen's fehlerhafter Leseart gegeben, ohne Kunde von Frähn's Verbesserung. Die Kupfertafeln 15, 16 und 17 geben den Grundriß mit der Mosaik des Fußbodens, die Durchschnitte der Quere und Länge nach mit den Musivgemälden der Apsis, des Chors und der Seitenwände; die fünf folgenden Kupfertafeln (18—28) den Grundriß, den Aufriß, die Durchschnitte der Kirche von Cefalu und des Säulenganges ihrer Clausur (Chiostro), sammt einem Dutzend Zeichnungen der Capitäler der Säulen des Klosterganges. Roger erbaute diese Kirche i. J. 1148. Die zwei folgenden Kupfertafeln 24 und 25 enthalten den Grundriß der Kirche des Admirals, deren schon oben unter

dem Namen della Martorana sammt ihren vom Abbate Morso kund gemachten griechischen und lateinischen Grabschriften hinlängliche Erwähnung geschehen. Von der Kirche S. Cataldo gibt die Kupfertafel 25 die Mosaik des Fußbodens und den Querdurchschnitt des Bema mit den doppelten Bögen, deren untere spitz, die oberen rund. Schon i. J. 1161 ward hier Mathilde, die Tochter des Grafen Silvester, begraben, deren lateinische Grabschrift mitgetheilt wird. Die 26. Kupfertafel enthält die Grundrisse des Gebäudes und den Aufriß von ein paar Capitälern der beiden Kirchen S. Giacomo la Mazara und S. Pietro la Bagnara. Im Texte wird die schon oben bei Morso's Werk erwähnte arabische Inschrift mit der schon oben gerügten unrichtigen Leseart des el-mes statt el-men gegeben.

Das dritte Ragionamento, welches durch die beiden letzten Kupfertafeln (27 und 28) erläutert wird, handelt von den Formen der normanischen Kirchen in Sicilien. Die erste dieser beiden Kupfertafeln gibt eine höchst erwünschte Uebersicht des Grundrisses von 36 berühmten christlichen Kirchen vom vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung bis herunter in's eilfte. Diese Grundrisse folgen aber keineswegs in chronologischer Ordnung ihres Baues, sondern sind in zwei Abtheilungen, nämlich in die occidentalischen und orientalischen. Der letzten sind nur sieben nämlich nebst der Kirche des heiligen Grabes und den dazu geh rigen der heiligen Helena, Anna und Jakobs, der Sophienkirc Constantinopels und die von S. Vitale, beide aus dem sechste die von S. Marco zu Venedig aus dem zehnten Jahrhunde Dann aus dem zehnten und eilften die von S. Ciriaca zu Ancc die von S. Tosca zu Torelli, von S. Caterina in Istrien die Kathedrale von Pisa. Die occidentalischen beginnen um Jahrhunderte früher, nämlich aus dem vierten S. Paolo Agnes, S. Prisco, S. Prassede und S. Sylvester zu aus dem fünften S. Peter zu Rom; aus dem sechsten S mens und S. Apollo zu Rom; aus dem siebenten S. Giuli S. Michael zu Rom; aus dem achten S. Pietro in vinculis Giovanni vom Lateran zu Rom; aus dem neunten S. Mic Saxia, S. Cäcilia zu Rom, der h. Aposteln zu Florenz u Kathedrale zu Pola in Istrien; aus dem eilften S. Paolo stoja, die Kathedrale von Torcelli, S. Miniato in der N Florenz; aus dem zwölften endlich S. Andrea zu Pistoja Kathedrale von S. Leo. Aus der Vergleichung der G dieser verschiedenen Kirchen erhellet augenscheinlich die älte der römischen Basiliken, ein längliches Viereck mit de theatralischen Halbrundung im Hintergrunde des Hocha vormals in den Basiliken (römischen Gerichtshöfen) d

später, als die Basiliken in Kirchen verwandelt wurden, die Bischöfe mit ihrer nächsten Umgebung saßen. Man sieht, wie mit Zusetzung von Seitenflügeln das längliche Viereck sich in die Kreuzesform umwandelte, wie z. B. in der Kirche S. Michael zu Pavia, während die nach dieser im Grundrisse gegebenen eilf Kirchen von S. Peter in vinculis (aus dem achten Jahrhundert) angefangen, bis zur Kathedrale von S. Leo (aus dem zwölften Jahrhundert) alle noch die einfache Basilikenform des länglichen Vierecks beibehalten haben. Das orientalische Element, welches erst im sechsten Jahrhundert eintrat, besteht in dem Viereck (Sophienkirche zu Constantinopel) und dem Achteck (S. Vitale zu Ravenna). Schnaase hat in seiner trefflichen Geschichte der bildenden Künste den Umschwung der occidentalischen Kirchenform, nämlich des länglichen Vierecks der Basilika in das byzantinische Viereck der Sophienkirche sehr lichtvoll aus einander gesetzt; aber er hat, wie wir meinen, Unrecht, in dem Achteck der Baptisterien des Mittelalters nur die architektonische Form, ohne alle Rücksicht auf die gnostische Lehre der Oydoas und der Lichttaufe der Sophia, herauszustellen. Wie eng diese Form der Baptisterien (und später der Capitelhäuser) mit der Lehre der alten Mysterien, nicht nur der gnostischen, sondern auch der des Mithras zusammenhingen, ist am augenscheinlichsten aus den Basreliefs ober dem Thore des Baptisteriums von Parma zu ersehen.

Der Verfasser entwickelt in seinem dritten Ragionamento die architektonische Geschichte der Kirchen von dem vierten Jahrhundert an, wo sich erst im Occident christliche Kirchen zu erheben begannen, bis herunter in's eilfte, und hält sich länger beim Bau der Sophienkirche auf, welche das augenscheinliche Muster, nach welcher die Markuskirche in Venedig gebaut ward. Das orientalische Grundelement ist also eigentlich das Viereck, in welches die längliche Form der alten Basiliken umgeändert oder das derselben zugesetzt worden. Das Viereck findet sich auch in der Form der ersten Moscheen wieder, die, weil sie um ein ganzes Jahrhundert später als die Sophienkirche, wohl für bloße Nachahmungen derselben in der Grundform gehalten werden könnten; allein das Viereck findet sich schon vor dem Bau der Sophienkirche, zwar nicht als die Form der in christliche Kirchen verwandelten Basiliken und der alten griechischen und römischen Tempel, wohl aber als die der ägyptischen und vielleicht auch syrischen und früher assyrischen Heiligthümer. Auch in den Hieroglyphen ist der Tempel oder das Harem durch ein offenes Viereck vorgestellt. An persische Tempel ist nicht zu denken, da die ältesten Perser nur Feueraltäre auf den Gipfeln der Berge und später nur runde Feuertempel hatten. Die runde Form stellte den Kreis des Him-

mels vor, welchen die alten Perser, wie uns Herodot lehrt, Zevs, d. i. Ormusd, nannten. Hierin liegt der von Schnaase nicht herausgehobene Grund der ausnahmsweise runden Form des Tempels der Vesta zu Rom. Der Cultus des Feuers unter dem Namen der Vesta (Awesta) war, wie der Name der Göttin selbst, rein persisch, und die Römer behielten die persische Form der Feuertempel bei, wie sie mit der Annahme des Mithrascultus auch die Höhlen, in welchen derselbe von Bamian an bis nach Kleinasien gefeiert ward, angenommen. Was die viereckige Form betrifft, so war dieselbe keineswegs eine Erfindung der beiden Baumeister der Sophienkirche, des Athemius von Tralles und des Isidorus von Miletos, welche dieselben schon in Aegypten und anderswo vorfanden, sehr wahrscheinlich auch zu Hierapolis in Syrien. Dort erhoben sich vor dem Tempel kolossale Säulen (Sinnbilder des Phallus), welche später durch christliche Fakire, wie Simon Stylites und andere solcher Säulensteher, geheiligt wurden. Diese Säulen waren das Urbild der Minarete und der vor christlichen Kirchen vereinzelt sich erhebenden Thürme. Es ist kein Zweifel, daß, wie es in Schnaase's Werk ausführlich entwickelt worden, in der Architektur jedes Volkes der Charakter desselben sich deutlich ausspricht; daher auch der Charakter der sicilianischen christlichen Baukunst unter den Normanen ein von der sarazenischen unter der Herrschaft der Araber (wiewohl nicht viel) verschiedener; derselbe war ein Gemische des byzantinischen Styls, welchen die Herrschaft der byzantinischen Kaiser eingeführt, und des arabischen, welcher mit den Eroberern aus Aegypten gekommen. Von Sicilien aus, lehrt der Hr. Duca, sei derselbe dann erst nach England, Frankreich und Deutschland, wo früher der Spitzbogen nicht üblich, unter dem Namen der gothischen Architektur übergegangen. Die letzte Kupfertafel gibt den Grundriß von zwölf sicilianischen Kirchen, welche vor dem dreizehnten Jahrhundert gebaut worden; die von S. Marziano zu Syrakus ausgenommen, deren unregelmäßige Form eine Ausgeburt orientalischer Laune zu seyn scheint, haben die andern alle entweder die aus dem vollkommenen und länglichen Vierecke zusammengesetzte Kreuzesform oder die reine der alten Basiliken, wie die Kirchen della Maggione v. J. 1150 und die von S. Maria Magdalena v. J. 1187. Der Hr. Duca zieht dann zum Schlusse seines Werkes aus den auf den zwei letzten Kupfertafeln gegebenen Plänen alter orientalischer, occidentalischer und sicilianischer Kirchen das Resultat, daß die Vereinigung der Grundform occidentalischen und orientalischen Kirchenbaues in Sicilien nach der normanischen Eroberung ihren Ursprung genommen und von da über das Meer breitet, der Typus der meisten Kirchen in der Form des latei-

nischen Kreuzes geworden; er schließt sein Werk mit den Worten: La gloriosa epoca adunque della normanna dinastia tanto dalla fama innalzata pel vaior delle armi, per la sapienza delle leggi, e per la generosa pietà de' suoi principi, rifulge di luce novella per questa felice invenzione, che segna un' epoca importantissima nella storia della sacra architettura, sinora non conosciuta, nè illustrata abbastanza.»

Der Rec. will aber diese Anzeige beschließen mit ein Paar Bemerkungen über den Charakter und die Grundform arabischer Architektur, welche sich in Schnaase's Werk nicht befinden. Wie das längliche Viereck die Form der alten römischen und griechischen Tempel und der aus Basiliken entstandenen ältesten christlichen Kirchen, so ist das Quadrat die Grundform der Moscheen und das zum Würfel verkörperte eine beliebte arabische Architektur, nicht nur in allen Verzierungen, sondern auch in Gebäuden selbst, von der Kaaba bis zur Cuba. In der Säule so wie in der Minaret schwebte dem Araber immer die Palme vor, deren Kohl durch das birnenförmige Dach der Minaret vorgestellt wird; das tropfenartige Hangwerk in den Verzierungen ist reine Stalaktitenform. Stalaktitenhöhlen haben aber auch besonders in Indien das Muster zu den Säulen hergegeben; der Besucher der schönen Grotten von Adlersberg glaubt sich mitten in einen indischen Tempel versetzt, so ähnlich sind die natürlichen Säulengebilde derselben denen in Daniels Prachtwerk abgebildeten indischer Höhlentempel. Sobald die Kunst die einfache Stütze oder den Pfeiler als Säule auszuschmücken begann, dachte sie sich dieselbe als Stalaktitensäule, als Baum oder als Mensch (wie die Jungfrauen am Pandrosischen Tempel und die Karyatiden). Was den allgemeinen Charakter der arabischen Baukunst, besonders der religiösen betrifft, so zeichnet sich die der Moscheen mit ihren Umgebungen vor der religiösen Architektur aller andern Völker dadurch aus, daß die Moschee der Mittelpunkt ist, um welchen sich alle öffentlichen Anstalten der Wohlthätigkeit, der Krankenpflege und des Unterrichts gruppiren. An dem Tempel von Babylon waren die Hierodulen wie an den indischen die Bajaderen einquartirt; an den christlichen Kirchen wurde das Kloster oder, wie zu Jerusalem, Spital angebaut; nur der Islam hat zur Zeit seines Aufschwungs im Osten und Westen alle Anstalten für leibliche und geistige Pflege um die Moschee, als ihren Mittelpunkt, vereint: die Fontaine oder das Brunnenhaus (Sebil), um dem Bedürfnisse der vorgeschriebenen Reinigung abzuhelfen und die Durstigen zu tränken; das Speisehaus für Arme (Imaret); das Krankenhaus oder Narrenspital (Timarchane); das Grabmal des Stifters (Türbe); das Karawanserei für Reisende; den Chan (Robath) als

Waarenniederlage; das Bad (Hamam); die Knabenschule (Mekteb); das höhere Collegium (Medrese); die Ueberlieferungsschule (Darol-hadis); das Haus für die Lesung des Korans (Darol-kirajet); das Kloster (Tekke). Der Zweck dieser Gebäude ist durchaus ein religiöser, und dieselben sind in den Augen des Moslim eben so viele Strahlen der Frömmigkeit und verdienstlichen Cultur, welche sich in der Moschee als ihrem Mittelpunkte vereinigen. Diese großartige Gruppirung wohlthätiger und wissenschaftlicher Anstalten um den Tempel ist eine dem moslimischen Orient ganz eigene, weil sie rein aus dem religiösen Geiste des Islams hervorgeht, welcher alle Anstalten der Wohlthätigkeit und Cultur auf die Religion als ihren Mittelpunkt bezieht. Hammer-Purgstall.

Art. II. Grundriß der griechischen Literatur mit einem vergleichenden Ueberblick der römischen. Von G. Bernhardy. Zweiter Theil: Geschichte der griechischen Poesie. Halle, bei Eduard Anton, 1845. 8. XXIV und 1072 Seiten.

Unter den Darstellungen der antiken Literatur, welche bis jetzt in bedeutender Anzahl erschienen sind, dürfte wohl keine das Verdienst der vorliegenden erreichen. Zuerst zeichnet sie sich dadurch sehr vortheilhaft aus, daß sie überall den Eindruck eigener Untersuchung hervorbringt. Das sollte man freilich bei einer jeden Leistung der Art voraussetzen; aber welchem Philologen ist es unbekannt, daß namhafte Literaturgeschichten gar viele Proben von flüchtigem oder ganz unterlassenem Quellenstudium liefern, und dem Kundigen klar vor Augen legen, daß ihren Verfassern die gelesensten Autoren fremd geblieben sind? Im Vergleich mit diesen Berichterstattern vom Hörensagen ist es erfreulich, hier allenthalben eine gründliche Autopsie zu bemerken. Es wäre eine falsche Bescheidenheit, wenn der Verfasser nach solcher Vorbereitung sich seines eigenen Urtheils zu begeben und bei streitigen Punkten nur die Ansichten Anderer zu wiederholen für gut fände; diese Vorsicht mag da am Platze seyn, wo die selbstständige Prüfung ausgeblieben ist. Dann muß man aber auch nicht glauben, der Wissenschaft wesentliche Dienste geleistet zu haben. Hat man aber nicht bloß den vorhandenen Stoff zusammengetragen, sondern ihn auch nach bestem Vermögen durchdrungen, und das Recht sich erworben, mit eigenen Resultaten hervorzutreten, so ist es keine Anmaßung mehr, wenn der gewissenhafte Arbeiter das gewonnene Pfund in Umlauf setzt und sich selbst da eine anregende Wirkung verspricht, wo es der Forschung nicht vergönnt war, das gewünschte Ziel evidenter Aufklärung zu erreichen. So hat

denn auch Bernhardy nicht angestanden, durchgängig die Ergebnisse seines eigenthümlichen Empfindens, Betrachtens und Forschens darzulegen; mag der Leser mit ihm einverstanden seyn oder nicht, immer reizt seine geistvolle, mitunter selbst paradoxe Auffassung zu tieferem Eingehen, und bildet hiemit einen wirkungsreichen Moment zum Fortschritt dieser Studien. Der größte Werth des Buches liegt aber in der Kunst der Charakteristik; sie ist in dem Grade, als sie hier erscheint, eine seltene Gabe, welche zur fruchtbaren Ausübung natürlich eine sorgfältige Erforschung der mannigfaltigen Objekte voraussetzt; diese mühsamen Vorbereitungen lähmen aber leicht den Schwung des Darstellers, und es gehört eine ungemeine Geistesfrische dazu, um bei dem Uebermaße des zu verarbeitenden Stoffes, der die geduldigste Receptivität verlangt, die Produktivität nicht einzubüßen.

In der Vorrede zeigt der Verf. wie wohl er die Schwierigkeiten seiner Aufgabe erkennt, und wie er bemüht gewesen, sie zu lösen; dann gibt er in der „Eintheilung" (§. 91) des „zweiten Abschnittes," überschrieben: „Aeußere Geschichte der griechischen Literatur," einen Ueberblick des Ganges, welchen die griechische Poesie durch verschiedene Stämme und Zeiten nahm, bis sie sich im Drama der Attiker concentrirte; diese waren sofort auch die Vollender der Poesie. Die „Erste Abtheilung: Geschichte der griechischen Poesie," wird eröffnet mit §. 92: „Standpunkt der griechischen Poesie." Zuerst beleuchtet die Darstellung die Theorie des Plato und Aristoteles; dann die hohe Bestimmung des Dichters bei den Griechen und die Entwicklungsstufen ihrer Poesie, die sich organisch entfaltet, und erst nachdem ihr Wachsthum ganz naturgemäß abgelaufen ist, sich zersplittert und in Verfall geräth.

Ein besonderer Vorzug dieses Werks besteht in wahrer und ergründender Auffassung ganzer Epochen und Dichtungsarten. So wird (§. 93) in der allgemeinen Schilderung des Epos die Objektivität der Gattung, ihre versteckte Innerlichkeit, die nothwendige Breite der Ausführung im Gegensatze zum Drama, der Werth des Mythus und die Unentbehrlichkeit des darin enthaltenen Wunders vortrefflich dargestellt. Diese wesentlichen Eigenschaften sind aber nur bei Homer zu erkennen; die Cykliker, wenn gleich nur darauf bedacht, der Kunst des Meisters nachzukommen, vermochten nicht das hohe Ziel zu erreichen, weil sie in der Wahl des Stoffes, welchen jener als minder episch ganz übergangen oder nur flüchtig berührt hatte, sich vergriffen; in ihrem Sinne arbeiteten auch die alexandrinischen Dichter und die spätesten Epiker bis zur Schule des Nonnus; die didaktische Poesie des Hesiodus aber ist theilweise als Uebergang zu der bald selbstständig

auftretenden elegischen zu betrachten, und ordnet sich überall zu sehr dem Stoffe unter. Was B. in der Anmerkung zu dem ersten Paragraph über die Nothwendigkeit der Episoden in dem Homerischen Epos sagt (p. 33 sq.), ist vom Standpunkte des Alterthums und der Aristotelischen Theorie aus gültig; aber diese Erweiterungen des Epos kommen etwas durch die neuern Untersuchungen in's Gedränge, welche die lang geglaubte Einheit und Geschlossenheit der Homerischen Epopöie aus den triftigsten Gründen in Frage stellen. Der Verf. nimmt sich vorerst der ältern Auffassungsweise an, wenn er erklärt, die Selbstständigkeit großer epischer Gruppen im ganzen Gedicht sei bei der Frage über diese Gesänge, „deren Lockerheit, gehäufte Fortsetzungen und abspringende Kanten darin ihren Grund hätten," festzuhalten, ohne daß dadurch die Integrität des Ganzen aufgehoben werde (vgl. Aristot. Poet. 27, 14). Das ist sehr vermittelnd ausgedrückt, statt, wenn die Einheit des Dichters zugegeben wird, ein häufiges dormitare, oder wenn man sie bezweifelt, in jener Ungleichheit einen sichern Beweis dafür zu erkennen. Weiterhin neigt sich auch die Darstellung entschieden auf letztere Seite, wenn p. 36 nach Anführung der unitarischen Versuche von Goethe, Hegel und Ulrici es heißt: „Hiermit trifft man nur das Schema der Ilias, nicht ihre jetzige Gliederung und Ausführung, welche die gemeinten individuellen Motive zu stark in den Hintergrund rückt; man hätte daher besser gethan, einen Theil und ursprünglichen Kern als das Ganze des Gedichts in Anspruch zu nehmen, eher die Intention als die Disposition und poetische Gesammtheit aufrecht zu erhalten." Gewiß genügen die entschiedenen Postulate der Einheit, welche von trefflichen Kunstrichtern, wie Aristoteles, Goethe und Schiller, gestellt worden sind, nur zur Annahme einer solchen Schöpfung, die ursprünglich bestand, nicht aber, um zu erweisen, daß sie in der schriftlichen Redaktion dieselbe geblieben sei. Die Rhapsoden mögen den theilweisen Untergang des Urepos verschuldet haben, wenigstens ist kaum glaublich, was p. 35 versichert wird, „auch nach Homer hat die rhapsodische Thätigkeit nicht aufgehört, das geordnete System des Meisters zu erweitern und mit neuen Beiwerken zu umkleiden, wiewohl mit genauerem Maße als früher und mit Rücksicht auf die Verhältnisse des Ganzen." Auch das für den Styl des Epos so wichtige Gleichniß kömmt bei dieser Untersuchung in Betracht, und B. bemerkt p. 38: „Die Wahrnehmung dürfte nicht entgehen, daß mit der künstlichern Bildung des Epos (davon liefert schon die Odyssee Belege) auch die Häufigkeit, die sinnliche Lebendigkeit und der materielle Umfang des Gleichnisses immer mehr verliert, und daß die Mehrzahl der spätern Beispiele hauptsächlich der Ilias ihre

rührende Kraft zu danken hat.» Es sollte heißen: „mit der künstelnden Bildung des Epos.» Das letzte Viertel der Ilias kann, abgesehen von späteren Poesieen, hiezu die treffendsten Belege liefern; wenn selbst in den bessern Theilen der Odyssee Gleichnisse minder oft vorkommen, so liegt das in dem an sich mehr bildlichen Charakter derselben. Auf die allgemeine Geschichte des Epos, welches seine „Eigenthümlichkeit und Epochen» behandelt (p. 18 — 41), folgt nun im §. 94 ein großes Kapitel über „Homer und die Homerische Literatur;» es besteht aus fünf Abtheilungen, nämlich: „a) Person und Leben, Ruhm und nationale Bedeutung des Homer (42 — 54); b) Geist und Kunstart der Homerischen Dichtung (54 — 61); c) Homers Recht auf die sogenannten Homerischen Gesänge: Geschichte und Kritik derselben (61 — 102); d) Bearbeitung der Homerischen Gesänge im gelehrten Alterthume und bei den Neuern (102 — 127); e) Vermischte Dichtungen unter dem Namen Homers (127 — 135).» Dem ersten dieser Abschnitte geht eine Uebersicht der Quellen von Homers Leben voraus, welches freilich in seinen Einzelnheiten nur Fiction ist; mehr Werth haben die Nachrichten über seine Heimat, in sofern sie die Entstehung des Epos, welches seinen Namen trägt, auf jonischem Boden, um Smyrna und Chios andeuten; das Schwanken der Chronologie zwischen den nächsten Zeiten nach dem besungenen Ereigniß bis zu vierhundert Jahren vor Herodot mag für das allmälige Wachsthum der epischen Poesie bezeichnend seyn. So sehr diese Angaben aus einander gehen, so einig und einstimmig ist die Anerkennung der Griechen, daß ihre Bildung auf Homer ruhe, und in ihm ein übermenschliches geistiges Vermögen gewaltet habe. Die Wahrheit dieser Vorstellung drängt sich Jedem auf, der mit ihrer Literatur sich beschäftigt. „Was unter andern Völkern, denen ein solcher Grund und Quell der allseitigsten Entwickelung fehlt, Uebertreibung oder maßloses Vorurtheil wäre, hatte bei der Nation Homers eine Wahrheit und Lebendigkeit, deren Umfang und Tiefe von keiner Beschreibung erschöpft werden konnte.» Homer fixirte nicht nur den Götterglauben der verschiedenen hellenischen Stämme, indem er bestimmte Formen der Götter schuf; seine Dichtung ertheilte überhaupt der ganzen Nation eine gleiche Anschauungsweise, das Gefühl für Schönheit und plastisches Maß. Zur Verbreitung seiner Werke trug Lykurg und mehr noch Solon bei, indem er sie zur allgemeinen Lectüre der Athener bestimmte, die nun, wie ihre dramatischen und plastischen Schöpfungen zeigen, seine gelehrigsten Schüler wurden. Späterhin erhielt sich die für den Dichter gehegte Verehrung selbst durch die widersinnigsten Meinungen der Philosophen und Gelehrten, welche den Epiker zu Ihresgleichen machen wollten, und

in ihm bereits den systematischen Weltweisen und alles umfassenden Polyhistor entdeckten; diese veranlaßten aber auch die wohlthätige Reaktion eines Aristarch, der, den Text von allegorischer Mißdeutung befreiend, ein genaueres Verständniß Homers durch seine, vordem fast unbekannte Methode bewirkte. Jene Mißgriffe beruhten mitunter auf dem gutgemeinten Bestreben, den Schulautor recht gemeinnützig zu machen und das sittlich Anstößige zu entfernen. Im nächsten Abschnitt über Geist und Kunstart der Homerischen Dichtung hat B. die von phantastischer Willkür entfernte Wahrhaftigkeit desselben, wodurch ein vollkommenes Gemälde der Welt im Lichte des treuesten Ausdrucks verewigt wird; das künstlerische Bewußtseyn des Dichters, der seinen Haushalt überall berechnet und nirgend verschwendet; die Charakteristik, welche seinen Gestalten ein scharfes Maß und feste Umrisse gibt, wobei dem Dichter die Einfachheit des heroischen Zeitalters zu statten kam, vortrefflich aufgefaßt und dargelegt. Diese Partie schließt mit den Worten: „Ob nun ein so großartiges Unternehmen, ein so vollständiger Ueberblick, dem die Herrschaft des doppelseitigen Epos gleichsam auf einen Schlag gelang, den ein alterthümliches Bild als zweifache Sonne, die im Mittag stehende und die zum Abend neigende, zeichnet, einem und demselben Dichter möglich war, ist eine Frage, welche sofort zur Kette der Untersuchungen über Autorschaft und ursprüngliche Abfassung der Homerischen Gesänge führt.“ Das ist die Aufgabe des dritten Abschnittes. Nachdem das Alterthum in aller Unbefangenheit beide Epopöen als das Werk des einen Homer lange verehrt hatte, trat erst mit der gelehrten Bearbeitung, welche man ihnen zu Alexandrien widmete, das Gefühl von einer Differenz ein; die Chorizonten trennten Ilias und Odyssee als Produkte verschiedener Verfasser. Diese selbst von Aristarch bekämpfte Ansicht fand indeß weder damals noch in der Folge Anklang; zu mächtig wirkte ihr die Tradition entgegen. Auch nach der Verpflanzung der griechischen Literatur in den Occident fiel es mehrere Jahrhunderte hindurch Niemanden ein, den Homer zu vervielfältigen; aber man verstand auch lange nicht, ihn zu würdigen, sondern stellte ihn mit den übrigen Autoren auf gleiche Linie, bis der Engländer Wood den Sinn für eine lebendige und unmittelbare Auffassung Homers weckte, und in ihm den Naturdichter anschauen lehrte, der ohne alle gelehrte Zurüstung, ja selbst ohne den Gebrauch der Schrift zu kennen, sang, was ihm hohe Begeisterung eingab. Bald hernach eröffneten die von Villoison entdeckten Scholia Veneta einen Blick auf die schwankenden Zustände des Textes und gestatteten einen Rückschluß auf die allmälige Bildung desselben. Die damalige Zeit, vielfach bewegt und zu scharfer

Prüfung des Herkömmlichen überhaupt gestimmt, war selbst bei Homer der Skepsis nicht abhold; um so leichter mußten Wolfs geniale Prolegomenen Eingang gewinnen. Das Buch bleibt seiner klassischen Form wegen für alle Zeit ein Meisterstück; worin die Resultate zu weit gehen, haben nach der ersten Ueberraschung, welche die Anhänger nicht zur Besinnung, die Gegner nicht zu Wort kommen ließ, die gediegenen Kenner der epischen Poesie und des griechischen Alterthums G. Hermann, Welcker und Nitzsch dargethan; so daß nun „vielfach ermäßigt die Prolegomenen als gesunder Kern in den Forschungen über den epischen Nachlaß sich behaupten dürfen.“ Denn „ein Rückschritt zur gemeinen veralteten Ansicht, der mit Verachtung der sogenannten Hypothese den werdenden Homer so wenig als den gewordenen begreifen will, ist in der deutschen Philologie unmöglich geworden.“ Die Anmerkungen zu diesem Texte betreffen zuerst die Redaktion Homers durch die Genossen des Pisistratus, welchen bald ein größerer, bald ein kleinerer Antheil bei der Zusammenfügung des gegebenen Vorraths angewiesen wird, wie die Extreme der Ansichten von Nitzsch und Lachmann bezeugen können. Unser Verf. erklärt sich die Sache in der Weise: „Pisistratus erwarb sich ein wahrhaftes Verdienst; da er aber ein Festexemplar, das zugleich der attischen Jugend und Schule dienen mochte, zu veranstalten, nicht, wie man wohl meint, für bibliothekarische Zwecke zu sorgen hatte, so kam es einzig auf eine summarische Redaktion des Homer, eine äußerliche Ueberarbeitung der ausgerenkten, verwahrlosten Glieder und ein innerliches Gruppiren nachbarlicher Massen, kurz auf eine mehr kritische als ästhetische Behandlung an.“ Abgesehen von dem ungegründeten Abläugnen des bibliothekarischen Zwecks ist kaum zu glauben, daß es in dem lebendigen und frischen Gange des epischen Liedes verwahrloste und ausgerenkte Glieder gegeben habe. Der Plan aber, die Ilias in ihrem verschiedenartigen Ausbau zu einem erträglichen Ganzen zu verbinden, und was ursprünglich nicht zusammengehörte, durch eigene Zuthat zu verknüpfen, muß geraume Zeit vor Solon ausgeführt worden seyn, und zwar mit Hülfe schriftlichen Materials. Durch diese Redaktion des interpolator Homericus gewann erst die Ilias den übermäßigen Umfang, der eine Fortpflanzung durch Gedächtniß und Schrift erschwerte; die Epopöe drohte wieder in Stücke zu gehen, als Pisistratus ihre Sammlung veranstaltete, die neuere und größere Interpolationen abzuhalten geeignet war. Hipparch benutzte nun den so gesicherten Homer zu panegyrischer Darstellung ἐξ ὑπολήψεως. Zur Erklärung dieses Ausdrucks darf man sich wohl bei dem Begriffe einer angemessenen Abwechslung der Rhapsoden beruhigen; der Einspruch wenigstens, der hier dagegen

3*

gemacht wird, daß Hipparch auf diese Weise die Kunst der Darsteller durch handwerksmäßigen Zwang herabgewürdigt hätte, erledigt sich durch die Forderung des poetischen Zusammenhangs; was B. an die Stelle setzt, ist im Grunde davon nicht wesentlich verschieden. Mit Recht, urtheilt derselbe, hat Nitzsch gegen Wolfs Ausspruch einen didaskalischen Gebrauch der Schrift im Dienste Homers und seiner Kunstverwandten festgehalten, und behauptet, daß, wenn man doch beiden Epen eine nie gestörte Harmonie in Ton, Farben und Charakteristik zuerkenne, auch einen Hauptfond von hinreichendem Umfang, der fremden Zusätzen sich anzuschließen erlaube, voraussetzen müsse. Es fragt sich dann nur, wie sich der neue Ansatz zum alten ächten Kern verhalte. Die Antwort hierauf geben wir meistens mit den eigenen Worten des Verfassers. Die Sagen vom heroischen Zeitalter der Achäer und insbesondere vom trojanischen Krieg waren der Stoff, an welchen sich die epische Poesie allmälig heranbildete. Ausgegangen von den Aeolern gedieh sie zur kunstmäßigen Gestaltung bei den Joniern. „Nachdem also viele Lieder des trojanischen Mythos in jonischen Kunstschulen durchgearbeitet waren, erschien jener überlegene Geist, welcher reich an Erfahrung, begabt mit dem tiefsten Urtheil und gebietend durch den schöpferischen Takt eines Herrschers aus den zerstückten Leistungen seiner Vorgänger sich ein Reich erbaute und dem Epos die Bestimmung zum innerlich gegliederten Ganzen anwies. Homeros, mochte dieß nun der Name des einzelnen Bildners oder das objektive Symbol einer neuen Kunstfertigkeit seyn, sonderte zuerst aus der Fülle des ilischen Sagenkreises die Geschichte vom Zorne des Achilleus ab, und bewirkte durch den Glanz der Ausführung, daß diese μῆνις Ἀχιλλέως ein Licht- und Wendepunkt des Krieges, sowohl die übrigen Theile desselben in Schatten stellte, als auch einen Kern, eine nach allen Seiten selbstständige Mitte gewährte, woran die sonstigen Mythen anlehnen und die Sänger ein durchgreifendes Maß gewinnen konnten. — Indem also Homer aus den vorliegenden Schichten auswählte, die Stücke seiner Wahl trennend oder vereinigend an ein Ebenmaß gewöhnte, durch leitende Gedanken innerlich zusammenhielt und nach außen in gewisse Schranken zog: mußte sich ohne gewaltsamen Sprung ein Gedicht ergeben, das den Zorn Achills als Grund setzte, dann die wachsenden Unglücksfälle der Achäer, den Zutritt und Tod des Patroklus, die Aussöhnung des Helden und seine Rache am Hektor, zuletzt die Bestattung und Leichenspiele des erschlagenen Feindes umspannte, das heißt, den ungefähren Umfang der jetzigen drei und zwanzig Bücher, in denen trotz so vieler Einschaltungen der Zug wechselseitig bedingter Ereignisse unaufhaltsam einem

Plane zuströmt. Denn alles berechtigt uns, die Ilias in ihrem ursprünglichen Kerne, wenn dieser auch nicht die Hälfte des heutigen Corpus betrug, für ein in der klarsten Abzweckung angelegtes und durchwirktes Gewebe zu halten.» Rec. findet hierin seine eigene Ueberzeugung ausgesprochen. Weniger kann er mit dem Verf. in der Ausscheidung der verdächtigen Theile übereinstimmen. Wahres und Falsches ist verbunden in der Bemerkung über den Katalog. „Seltsam erscheint dort v. 681 — 694 eine Notiz von Achilles und seinen Völkern, während die spätere Ausführung v. 771 — 779 (woher das Einschiebsel η. 229 sq. stammt) einen weit ächtern Ton verräth.» Beides rührt vielmehr von derselben Hand her, die so Vieles einschob, wie eine nähere Ansicht der Bücher β, 484 — 877, η, ϑ, κ, und theilweise λ, μ, ξ, ο zeigen kann. Das über η und ϑ Bemerkte ist meistens richtig, aber nicht neu; die Belege aber, die dafür angeführt werden, sind keineswegs die schlagendsten, um die Schwäche dieser Theile zu erweisen. Der Eingang von μ bis v. 40 soll bestimmt seyn, die Lücke zwischen der Monomachie in η und den Kämpfen am Graben auszufüllen; unmöglich, da diese Stücke ein Produkt von einer und derselben Redaktion sind. Der Ton der πρεσβεία ist nach Lachmanns Vorgang treffend charakterisirt, aber die Doloneia zu günstig beurtheilt. Richtig bemerkt ferner der Verf., daß für die Stellen, wo eine Verwundung des Machaon vorkömmt oder angenommen wird, Schneidewin sich vergeblich bemüht habe, um ihre ächte Herkunft gegen G. Hermann (de interpolationibus Homericis) zu retten; sie gehören derselben Fabrik an, die η und ϑ angefügt hat. Gar nicht klar erscheint, was p. 98 über die Rhapsodien des Mauerkampfs vermuthet wird. „Die bereits verlängerte μῆνις, dürfte man folgern, brach bei der Patroklea ab; und die Aufgabe, welche den Mitarbeitern an der Ilias vorlag, jenes nothwendige Mittelglied in früheres und späteres richtig einzufügen, wurde mehr in Umrissen gestaltet, als organisch vollendet; daher das Motiv des Schiffbrandes dicht angeschoben, daher auch der nebelhafte Tod, der des Glanzes trotz aller Teratologie entbehrt; denn kaum wird es glaublich erscheinen, daß eine andere Erzählung mit natürlichen Begebenheiten ehemals bestand, die weiterhin durch die göttliche Maschinerie verdrängt sei. Vielmehr gab es hier leere Räume, die nach Möglichkeit ausgefüllt wurden; und wenn auch Homer bereits den Patroklus anwandte, so war es immer nicht unerläßlich, daß dieser fruchtbare Gedanke schon zur vollständigen Ausführung kam.» Interpolation und Aechtes wird vertauscht in der Annahme, daß κ 23 — 27, 36 — 45 in einer auffallenden Weise aus λ 658 — 661, 794 — 803 wiederholt, und als Ersatz für eigene Erfindung

lediglich geborgt seien. Im Uebergang von B. 16 zu 17 soll ferner ein nicht zu verkennender Riß geblieben seyn. Daß aber diese Rhapsodien nicht so sehr differiren, und der Zusammenhang derselben mit Beseitigung weniger Einschiebsel herzustellen ist, hat Lachmann erwiesen; wir fügen zu der sogenannten Patroklea noch einen andern Bestandtheil hinzu, der nicht, wie Lachmann will, an ξ 420 geknüpft werden darf, aber auch nicht unmittelbar mit κ sich verbindet, da, um die Bücher μ — ο einzureihen, Einiges ausgelassen wurde, nämlich λ 84 — 497, 521 — 596; der pomphaft überladene Eingang von λ ist spätere Ausschmückung. Mit σ, behauptet B., trete eine sehr mannigfaltige Technik ein. Das ist nicht genau und angemessen geurtheilt; denn dieser Gesang gehört theilweise noch zur Patroklea, Anderes allerdings zu den folgenden Büchern, die eine manierirte Behandlung zeigen, und sowohl durch gewaltsamen Styl und teratologische Erfindung, als durch stärker gehäufte Reminiscenzen von den unmittelbar vorhergehenden Partien sich unterscheiden. Dergleichen darf man nicht „mannigfaltige Technik" nennen, es ist vielmehr ein großer Mangel an Technik sichtbar. Der Unterschied der Odyssee von der Ilias wird in strengerer Sittlichkeit, reineren religiösen Vorstellungen, leichterem Flusse und größerer Faßlichkeit gefunden, und soll zu der sicheren Ueberzeugung leiten, daß dies Epos nicht vom Verfasser der Ilias ausgegangen, überhaupt aber jünger sei. Jene Vorzüge beruhen jedoch auf dem Charakter des Helden, der mit den Seinigen der einzige Gegenstand des Gedichtes ist; der sprachliche Ausdruck spiegelt nur den ruhigern Gang des Epos ab. In noch höherem Grade soll die Anordnung der Odyssee den Fortschritt der Kunst und das jüngere Zeitalter erweisen. Aber der Verf. glaubt selbst nicht, daß in der ursprünglichen Anlage der Gesang vom Telemach durch zehn dazwischen geschobene Rhapsodien unterbrochen wurde, und bemerkt wohl, wie die Rüstungen zur Rache an den Freiern die Ungeduld des Hörers fast erschöpfen mußten. Diese in der Note gemachten Zugeständnisse werden indeß vorweg im Texte (p. 89) zurückgenommen, und die künstliche Verwicklung einem Schöpfer der Odyssee beigelegt, „dessen Gliederungen so scharf in einander greifen und durch berechnete Verschränkung sich wechselweise so gebieterisch fordern, daß sie nicht, wie viele Stücke der Ilias, willkürlich rhapsodirt und aus den Fugen gerissen werden konnten, wenn gleich sie einen innern Ausbau durch geschickte rhapsodische Erfindungen verstatteten und auch anlockten." Daher wiederum zugestanden wird, daß der ἀπόλογος Ἀλκίνου ungebürlich viel in den einen Abend ziehe und mit seinen Umgebungen so Unwahrscheinliches verknüpft sei, daß er selbst in kürzerer Fassung einen frühern Platz einnehmen müßte.

Allerdings möchten wir die Ansicht nicht aufgeben, daß diese Erzählung von Odysseus' Rückkehr mit den Gesängen von den Phaeaken nicht ursprünglich zusammenhing, und das Proömium des neunten Buches erst eingelegt wurde, um eine Verbindung zwischen beiden herzustellen; daß ferner die Fortsetzung in ο gegen die Einleitung in α — δ abfällt, und die letzten Rhapsodien von ρ an einen noch jüngern Verfasser verrathen, wird kein Unbefangener bezweifeln. Jenem Hauptsatz aber von der spätern Entstehung des ruhigern und gemüthlichern Epos müssen wir entschieden widersprechen, und glauben nachweisen zu können, daß zu einem sehr großen Theile der Ilias die erste Hälfte der Odyssee stark benützt wurde. — Der innern Geschichte der Homerischen Gesänge schließt sich die äußere an. Die Auslegung der einem jüngern Zeitalter bereits sehr fern liegenden Anschauungs- und Ausdrucksweise war ein Bedürfniß der Schulen geworden, welchem die Versuche der Glossographen in Athen äußerst ungenügend entsprachen. Auch die erste kritische Redaktion, welche Zenodotus unternahm, zeigte noch eine große Unsicherheit im Grammatischen und schrankenlose Willkür im ästhetischen Urtheil. Noch zu sehr von ihm abhängig waren die Leistungen des Aristophanes; B.'s Angabe: „er brachte die formalen Theile der Grammatik und die Erklärung des epischen Sprachschatzes zu größerer Festigkeit, und sichtete mit Zuziehung des von Zenodotus Geleisteten den Text, mehr behutsam als schöpferisch," läßt ihm vielleicht zu viel Verdienst auf einem Felde, welches erst durch Aristarch mit Erfolg angebaut wurde; denn dieser erst eröffnete für den seither vielfältig mißdeuteten Dichter das volle Verständniß; indem er jede Frage der Exegese auf genaue Beobachtung des Homerischen Sprachgebrauchs zurückführte, wies er den einzig richtigen Weg einer gründlichen Lectüre desselben, und begründete zugleich ein grammatisches System, unter welches die Ergebnisse seiner Kritik subsumirt werden konnten. In der Berichtigung der Mißgriffe Früherer, namentlich Zenodots, und der allegorischen Deutung des Krates erhielt die Methode Aristarchs eine polemische Tendenz. Seine Lehre war theils in den von ihm selbst verfaßten συγγράμματα niedergelegt, theils in den Collegienheften der Schüler (ὑπομνήματα), deren 800 existirt haben sollen. Ohne Zweifel enthielten sie den Commentar zu der an dem Homerischen Text geübten, nur durch Zeichen dort angedeuteten Kritik. Eine treffliche und consequent geübte Beobachtungsgabe war es wohl vorzüglich, was ihm das höchste Ansehen unter den Fachgenossen verschaffte; die Spätern hatten in der Hauptsache wenig mehr zu thun, als den von ihm gebahnten Weg zu verfolgen oder auch nur den von ihm zugerichteten Stoff zu verarbeiten, wie unter

Andern Aristonikus, Didymus, Nikanor, Herodianus, aus deren Schriften der Sammler der Scholia Veneta, oder wie Apion und Heliodorus (nicht Herodorus, p. 115), aus deren Commentaren Eustathius geschöpft hat. — Der historischen Darstellung folgt p. 117 eine Aufzählung der uns noch vorliegenden Scholien, Glossare und Paraphrasen; ferner der Handschriften und Ausgaben. In Betreff der erstern sollte der in der bei Bekker B und V bezeichneten Apologie gegen die Athetesen des A gedacht seyn. In den vorhandenen Ausgaben vermißt B. eine Sammlung des kritischen Materials, die Rechenschaft über den jetzt bestehenden Text ertheilte, oder die Geschichte desselben in den wichtigsten Ueberlieferungen des Alterthums, nicht wie bei andern Autoren gebräuchlich ist, in einer Fülle von Varianten und Schreibfehlern vorführte. Diesen Erforderniſſen genügte bereits Spitzner. — Aber die pseudohomerischen Werke, den Margites und die Batrachomyomachie, welche mit starker Verkennung des ächt epischen Styls sonst dem Homer selbst zugeschrieben wurden, obgleich Suidas schon den Margites dem Pigres zugewiesen hatte, und die Batrachomyomachie in Erfindung und Ausdruck unbedeutend, ihre späte Entstehung nicht verläugnen kann, wird man hier treffende Urtheile finden, so wie über die Hymnen; nur ist die Erörterung über die starken Interpolationen, welche besonders im Hymnus auf Hermes und Apollo vorkommen, etwas unklar.

Den Bericht von §. 95, die Kykliker und die Ueberlieferung der kyklischen Epen: a) Literarischer Thatbestand (135 — 148), b) Verzeichniß der Epen (148 — 155), dürfen wir kürzer fassen, da dieser Abschnitt die Ergebnisse von Welckers Untersuchungen wiederholt, versteht sich nicht ohne selbstständiges Eingehen in den leider so fragmentarischen Zustand dieses Theils der poetischen Literatur. Der Kyklus ist demnach keine Benennung für einen Dichterkreis, der sich wirklich zusammengethan hätte, oder auch ein Corpus epicorum, von Zenodot, wie Welcker annahm, zusammengestellt, sondern dieser Name ist von mythologischen Sammlungen (κύκλοι), welche nebst andern Gewährsmännern auch die vorhomerischen Epiker im Auszug enthielten, auf diese übertragen. Der künstlerische Werth ist bei dem geringen Materiale für eine Beurtheilung schwer zu schätzen; im Alterthume scheinen sie meistentheils durch ihren stoffmäßigen Reichthum angezogen zu haben, das bloß gelehrte Motiv aber die Schuld zu tragen an der Zersplitterung und Auflösung alles Kyklischen in die Prosa der Fachwissenschaft. Die Geringschätzung, welche lange den Dichter des Kyklus drückte, reducirt sich auf eine kyklographische Dichtung, welche Horaz vor Augen hatte A. P. 136. Die in den Scholien der Ilias öfters angeführten κυκλικοί sind, wie schon bemerkt,

prosaische Mythographen, nicht jene Epiker, deren „Familie Welcker zuerst als eine geistige Bewegung von eigenem Gehalt zu erkennen lehrte" (p. 143). Die frühesten von ihnen glaubt B. in eine Zeit setzen zu dürfen, als die Homerischen Gesänge selbst noch nicht „zum Stillstand und zur dramatischen, aus kleinen Subsidien erwachsenen Völligkeit gediehen waren," wogegen der letzte „Eugammon seine Telegonie unmittelbar an den Schluß der Odyssee anknüpfen konnte."

Es folgt §. 96 Hesiodus und die Hesiodische Literatur, zerfallend in a) Leben und Stellung des Hesiodus (157—174) und b) die Hesiodische Literatur (174—210). Das Leben Hesiods nimmt B. in der gegebenen Tradition ohne Bedenken auf; dann zeigt er, wie Hesiod eine ganz andere Stellung einnehme, als die jonischen Sänger, daß er sich von diesen durch Vorherrschen der Reflexion unterscheide und ein Daseyn verrathe, welches fern von der Selbstgenügsamkeit des heitern und naiven Joniers äußerlich beschränkt und gedrückt auf die prosaischen Forderungen des Haushalts verwiesen sei, womit sich das Bestreben verbinde, eine Vermittlung mit der Gottheit durch „dämonischen Glauben, ängstliche Riten und Enthaltsamkeit" herzustellen. Eine solche Poesie kann nicht die Menge anziehen, sondern nur kleinere Kreise beschäftigen. Dem Inhalt entspricht die Form, welche nichts von plastischer Schönheit besitzt, sondern im Gegentheil auf „Brachylogie, tiefsinnigen Spruchwitz und energische Symbolik" ausgeht. Es fehlt an „festen markigen Gestalten und an poetischer Bestimmtheit." Diese Schwäche der Poesie ließ es gar nicht zu einer Hesiodeischen Schule kommen, denn jene erhielt in der Stille gesonderter Kreise, deren Mittelpunkt Böotien war, Anfang, Nahrung und Wachsthum, ohne durch überlegenen Kunstsinn eines Meisters ihren Abschluß zu gewinnen. Wenn wir aber auch die Werke Hesiods mit Homerischen Zuthaten stark gemischt sehen, so berechtigt das noch nicht, mit Thiersch eine innige Verwandtschaft Homerischer und Hesiodeischer Poesie anzunehmen, und zu behaupten, daß die Gesänge der Odyssee mit den Hesiodeischen in den Stufen eines Fort- und Ueberganges geistig zusammenhingen. — Unter den Gedichten erhalten die erste Stelle hier die Ἔργα. Ihr Verfasser spricht im Sinne seiner Zeit, welche in einem unbehaglichen Uebergange begriffen war aus der noch unentwickelten Form der Gesellschaft, die Homer darstellt, zu einem geordneten Bürgerstaate, zugleich aber auch im schmerzlichen Gefühle arger sittlicher Verschlimmerung der Mitwelt, welche im Mythus von den Menschenaltern dargelegt wird. Daran knüpft er die Aufforderung zur Arbeitsamkeit, die Götter haben die Menschen auf mühseligen Erwerb angewiesen, auf die gute Eris, welche

immer mit Rechtlichkeit bestehen soll. Das sind die Grundideen des allgemeinen Theils; ein specieller enthält Vorschriften für Ackerbau, Weinpflanzung und Schiffahrt. Dann folgen eine Reihe von Sprüchen und Lebensregeln. Ob nun diese sowohl als die im ersten Theil vielfältig eingemischten Gnomen einen bewußten Zusammenhang verfolgen, wie Ranke behauptet, dem zufolge die vermeinten Sprünge und Unebenheiten auf der Eigenthümlichkeit des böotischen Lehrgedichts beruhen, oder nur eine Chrestomathie von Sprüchen, die nach einer ganz äußerlichen und mechanischen Praxis an einander gereiht wurden, was Lehrs in den Quest. epic. zu erweisen suchte, wird hier nach keinem von beiden Extremen hin entschieden; doch neigt sich der Verf. mehr auf die letztere Seite, indem er sich so ausspricht: „Nur die diplomatische Thatsache kann für gewiß und bindend gelten, daß die jetzige Gestalt des aus ungefügigen Schichten und aus Beiträgen mehrerer Zeitalter oder Hände verwachsenen Gedichts mindestens aus der alten attischen Periode herüberreicht.“ Von den Stücken, die als verdächtig beseitigt werden, wollen wir die Episode von der Pandora nennen, sie steht eigentlich in keiner Verbindung mit dem Mythus der Menschenalter; B. vermuthet, ein ehemals vollständiges, aber noch freistehendes Epyllion des Inhalts sei durch Diaskeuasten in zwei Bilder, hier und in der Theogonie, zerstückelt worden; ferner sondert er das Gemälde des Winters aus (505 — 533), „welches nicht bloß durch Wortfülle, Häufung unerheblicher Züge und große Raschheit bei geringer Tiefe, sondern auch durch formale Seltsamkeiten abspringe und einen Sänger verrathe, der am jonischen Epos gebildet aus freier Hand den Hesiodus interpolirte;“ endlich die schon von den Alten verworfenen Stellen, wie 631 — 638, 646 — 660. — Die Beurtheilung der Theogonie geht schwerlich vom richtigen Standpunkt aus, wenn der Dichter nur für einen Sammler gilt, „dem eine Masse theogonischer und physiologischer Gedanken oder schon in Umrissen entworfener Dichtungen vorlag, dem es aber nicht gelang, entweder die streitenden Vorräthe zur Einheit und Harmonie zu bringen, oder den tief verborgenen Gehalt jener Ansichten zu durchschauen, und mit Ueberlegenheit auf einem und demselben Standpunkte zu überwältigen.“ Lieber möchten wir eine rein theologische Grundlage erkennen, um welche sich nach und nach die größere Masse des Fremdartigen aufschichtete. Erst durch diese Ansätze entstehen die mancherlei Widersprüche, die mit dem Plane eines theogonischen Systems unverträglich sind. Besonders muß die Titanomachie und der Kampf der Götter gegen Typhonus ausgeschieden werden. Anzunehmen, daß jene ursprünglich zu der Theogonie gehörte, verbietet schon die Vermählung

des Zeus mit den Titaniden Themis und Mnemosyne, welche doch (667) im Kampfe mit den Göttern begriffen, nothwendig das Schicksal der übrigen theilen müssen (718); die Episode des Typhonus aber ist nicht im Einklang mit der Grundidee, daß Gaea mithilft zur Gründung des olympischen Götterstaates, und den Gewaltthaten des Uranos und Kronos entgegenwirkt. Dieser Ansicht zufolge wird auch das wegfallen müssen, was zum Titanenkampfe einleitend 207 — 210, 386 — 403 vorausgeht, so wie, was in bunter Vervielfältigung an ihren Sturz in die Unterwelt sich anschließt. Das Zwölfgöttersystem endet am besten mit der Geburt von Athene und Hephästos (929). Wir erhalten als Mitglieder desselben Zeus, Poseidon, Hades, Hestia, Demeter, Hera, Apollon, Artemis, Ares, Aphrodite, Hephästos, Athene. So weit ist Alles im Kreise von Uraniden und Kroniden beschlossen, was darnach kommt, hängt damit nicht so bündig zusammen, und steigt bereits zu menschlicher Nachhülfe bei der Göttererzeugung herab. Wer, wie der Verf., Alles für ächt Hesiodeisch nimmt, muß wohl den charakteristischen Eindruck des Werks mit ihm in gewaltthätigen Abenteuern und Kämpfen zwischen alten und neuen Göttern, welche dem Chaos entspringen, und im Typhon, dem Ausbunde der gesammten gigantischen Macht, einen Gipfel und Abschluß der Formlosigkeit finden.» Die Meinung, daß die frühesten Urheber der Theogonie „in der Stille der Heiligthümer wirkten,“ kann sich wohl nur auf die gewiß später eingereihte Episode der Hekate (411 — 453), worin der Göttin eine universelle Beherrschung der Welt beigelegt wird, stützen. Auch gegen die p. 189 — 191 gegebene Analyse läßt sich Manches einwenden, wie z. B. wenn behauptet wird, daß Kronos erst nach vs. 153 genannt seyn sollte; dem Geschlechte der eigentlichen Titanen ist das der Hekatonchiren und Cyklopen entgegengesetzt; nur diese, nicht auch die Titanen selbst barg Uranos im Schooße der Erde, aus welcher sie erst Zeus (501) befreit. Die Entstehung der Erinnyen aus dem Blute des Uranos scheint mehr im Zusammenhange des Systems zu seyn, als wenn sie als Geschöpfe der Nacht aufgeführt werden, wie vs. 221. Vor diesem Verse sind nämlich die Namen der Erinnyen ausgefallen, welche durchaus nicht mit den Keren indentificirt werden dürfen, vgl. G. Hermann: De Hesiodi Theogoniae forma antiquissima diss. Lips. 1844, p. 8. Gerne pflichten wir aber der Ansicht bei, daß die Interpolation besonders im ersten Theile des Werks sich geschäftig erwiesen habe, so am „abstrakten Geschlechte der Eris, an den mühsam zusammengestoppelten Nereiden und an einer verworrenen, nicht einmal in klaren Strukturen (wie 295. 326) fortschreitenden Folge von Wunderkreisen (270 — 336), die wohl

als Auszug aus Herakleen ihren Werth besitzen, zur Kosmogonie dagegen einen verkehrten Anhang abgeben.“ In der Genealogie des Nereus und Thaumas muß überdieß befremden, daß deren Gattinnen, die Okeaniden Doris und Elektra, im Voraus genannt werden, ehe noch die Nachkommenschaft des Okeanos und der Tethys selbst aufgezählt ist; man fühlt sich versucht, eine Umstellung zu vermuthen. Ob die ursprüngliche Dichtung die von 453 an dargestellte Geburt des höchsten Gottes nach Kreta verlegt habe, kann bezweifelt werden; man vergl. die Erörterung in den Wiener Jahrb. XCIX, 171. Mit Recht werden die Genealogien gegen den Schluß hin als „flüchtig redigirte und magere Anhängsel“ betrachtet. Die merkwürdige Hypothese Gruppe's, von der zuerst Soetbeer öffentlich Gebrauch machte, und welche an L. Ahrens und G. Hermann in der Weise Vertreter gefunden hat, daß ersterer, wie Gruppe selbst, dreizeilige Strophen (vgl. Götting. Gel. Anz. 1842, p. 1257), letzterer, wie Soetbeer, fünfzeilige in der Theogonie durchführt, ist nur sehr beiläufig p. 187 besprochen, und Weniges nachgetragen in der literärischen Notiz p. XXII. Die größere Autorität jener Gelehrten, welche sich der Sache annahmen, hätte gewiß, wäre ihre Beistimmung früher bekannt geworden, den Verf. zu einer ausführlichern Behandlung veranlaßt. Obwohl es sich nun nicht läugnen läßt, daß Absätze von drei wie von fünf Versen in Menge vorkommen, ergeben sich doch, sobald man die eine oder die andere Form consequent herstellen will, große Schwierigkeiten. Selbst G. Hermann sah sich genöthigt, manchen guten Vers dem angenommenen Princip aufzuopfern; vgl. p. 9 der oben angeführten Abhandlung, wo mit dem wegfallenden Pontos (131) sofort auch sein Geschlecht aufgegeben werden mußte, das demungeachtet in vs. 233 festgehalten wird (p. 11). Ungern vermißt man auch 151, 152, 166, 172, 284, 463, 528 u. s. w. Warum sollte überhaupt der Dichter einen solchen Zwang sich auferlegt haben? Zur Nachhülfe für das Gedächtniß reichte der Hexameter hin. Zudem hat diese Form einen auffallenden Anklang an die moderne Dichtungsweise, besonders da, wo der Gedanke sich in der einen Strophe nicht ganz abschließt, sondern in der folgenden erst ausläuft. Und sollten die Alten, denen eine so starke Abweichung von dem üblichen Style des Epos nicht entgehen konnte, darüber geschwiegen haben, wenn sie wirklich mehr als ein Werk des Zufalls war? — Für den Schild des Herkules vermißt man die Berücksichtigung einer Recension von K. Lehrs (Jahrb. für Philol. XXX. 210). Die Hauptwerke, welche außer den Ἔργα und der Theogonie dem Hesiod beigelegt wurden, Katalog und die Eöen, konnten nach Markscheffels Vorgang schärfer charakterisirt werden.

jener als ein allumfassender Stammbaum hellenischer Heroengeschlechter, und daher die reichste Quelle für diesen Theil der Mythologie, diese als eine Aufzählung der thessalischen und böotischen Heroinnen, die mit Göttern vermählt fürstlichen Geschlechtern das Daseyn gegeben hatten. Unerwähnt ist geblieben, daß die Anführung der sicilischen Ortygia (Strab. I. 23 — 61) im Katalog diesen nicht über 735 v. Chr. zurück zu datiren gestattet; vielleicht war er aber auch bedeutend jünger; die Eöen, indem sie von Kyrene sprechen, gehen wenigstens bis zur dreißigsten Olympiade (660) herunter. Sie scheinen mehr poetischen Werth als der Katalog besessen zu haben. Daß der *Κήυκος γάμος* an die Eöen anknüpfte, ist eine wahrscheinliche, aus Plutarchs Qu. Symp. VIII. 8 geschöpfte Vermuthung Göttlings, die Melampodie aber scheidet schon das Citat bei Pausanias IX, 31. 4 von Katalog und Eöen, wenn sie auch denselben Gegenstand öfters berührt haben mag. Diesen angeblich Hesiodeischen Gedichten schließen sich in der Darstellung des Verfassers noch die chronikartigen Mythographen an, wie Eumelus, Kinaethon, Chersias, der Verfasser des Phoronis und Naupaktia, welches letztere Poem den Eöen in lebendigerer Ausführung ähnlich gewesen seyn soll. Von dem Epos des Eumelus existirte bereits zur Zeit des Pausanias nur ein Auszug in Prosa (also eine *συγγραφή*, keine *γραφή*, wie in den neuesten Ausgaben steht); Poetisches kannte Pausanias von Eumelus nichts weiter, als das Prosodion, welches er deßhalb schlechtweg *τὰ ἔπη* nennt; vgl. IV, 33, 2; daher durfte Markscheffel nicht (224) mit Siebelis die schlechtere Lesart vorziehen: *ὃς καὶ ἔπη λέγεται ποιῆσαι* (II, 1, 1). Mit Grund bezweifelt B., daß das ursprüngliche Werk, die Korinthiaka, in die Zeit des Eumelus zu setzen sei. Zu diesen Genealogen gehört auch Asios, der im Folgenden §. 97 mit Pisander, Panyasis Antimachus und Chörilus aufgeführt wird. Der Abschnitt ist überschrieben: „Freie gelehrte Bearbeitungen des Epos außerhalb der Zunft oder des Stammes.“ Von jenen beiden Herakleendichtern erhielt Panyasis den Vorzug. Mit ihm schließt das populäre und naturgemäße Epos ab, um einer künstlichen und gelehrten Dichtungsweise, die in Antimachus ihren ersten Vertreter fand, Platz zu machen. In Anordnung und Styl war er ein Vorbild der Alexandriner. Sein Beispiel wirkte noch nicht auf einen jüngern Zeitgenossen Chörilus, dessen Epos *Περσικά* die Athener mit so großem Beifalle aufnahmen, daß es sogar zum Schulbuch wurde; desto weniger Gunst gewann dasselbe bei den Spätern, welche, wie schon Platon gethan hatte, den Antimachus vorzogen. Der nächste §. 98: „Alterthümliches Epos der Alexandriner,“ betrifft bloß den Apollonius, dessen Charakteristik auf einer be-

sonders genauen Bekanntschaft mit ihm beruht. Gegen ihn wird dem Kallimachus Recht gegeben, wenn er ein so ausgedehntes Epos, wie die Argonautika, nicht für zeitgemäß hielt; gewiß war Apollonius dem Stoffe weder durch klare Anschauung des heroischen Lebens, noch durch das Vermögen scharfer und ansprechender Charakterzeichnung, noch auch durch unmittelbare Empfänglichkeit für den epischen Ausdruck gewachsen. Solche Talente, glaubte Kallimachus, sollten nicht hinausgehen über Aufgaben, die weniger Phantasie und Schöpferkraft, als Kenntnisse, Technik und Urtheil voraussetzten. Apollonius hatte mit seinem Werke darum in Alexandria Mißfallen erregt, weil er, im Grunde doch nur ein Produkt seiner Zeit, über sie sich erheben wollte, wozu ihn nichts berechtigte. Den Ruhm, der ihm dort entging, fand er indeß im reichen Maße zu Rhodus; daß er späterhin auch bei den übrigen Griechen fleißig gelesen wurde, erweisen die Scholien, die zu den besten griechischen Commentaren gehören. Die sprachliche Exegese hat besonders die Aufgabe, die seltsame Art von Mischung verschiedener Style, Phraseologien und des Wortgebrauchs zu zeigen, wozu Hancke de elocutione Apollonii Rhodii, Hal. 1842, und R. Merckel in seiner „Malerisch-kritischen Abhandlung über Apollonius Rhodius" (wozu Mehreres im Rhein. Museum kömmt) nach Gerhard's Lectiones Apollonianae gute Beiträge geliefert haben. Hierauf folgt §. 99: „Mythographisches Epos nach Chr. Geburt: Dichter des trojanischen Sagenkreises, besonders aber Schule des Nonnus." Aus dem mannigfaltigen Stoffe dieser Abtheilung wollen wir nur die Schilderung der zwei bedeutendsten Schriftsteller hervorheben. Quintus wird anerkannt als klarer und geschmackvoller Erzähler, ohne Schwulst und Uebertreibung, aber seine Diction gilt für farblos und ohne Wechsel, seine Sprache ist mehrmals unkorrekt und mangelhaft, sein Plan chronikartig; in der Metrik zeigt er große Abhängigkeit von Homer; zur Strenge des beträchtlich spätern Nonnus ist er noch nicht durchgedrungen, obgleich auch bei ihm schon die trochäische Cäsur vorherrscht. Charakteristik der Personen, Pathos und sittliches Interesse wird durchaus vermißt. Nonnus verbindet eine üppige Phantasie mit mühsamer Gelehrsamkeit und metrischer Künstlichkeit; „er hat einen Roman geliefert, in welchem das Wunder mit seinen üppigen Ausgeburten, nicht der sittliche, zwischen göttlichen und menschlichen Dingen vermittelnde Gedanke regiert." Das Gegenstück zu den Dionysiaka, die Metaphrase des Johannes-Evangeliums, heißt „ein abtönendes Erz der Bacchusfeier; der Gegensatz, den die panegyrische Beredsamkeit sammt ihren hohlen schwülstigen Formeln zur begriffsmäßigen Einfalt und Innerlichkeit des Evangelisten bilden, ist so schreiend, daß man dem

Dichter kaum ein religiöses Bedürfniß zutraut.» Unter den Nachahmern des Nonnus wird Musäus als der glücklichste bezeichnet.

Den Schluß der Geschichte des Epos bildet §. 100: „Apokryphische Literatur des Epos: Orphische Dichtungen, Sibyllen und sonstiger Nachlaß von Orakeln.» a) Orphika (266 — 294); b) Literatur der Sybillischen Orakel (294 — 307). Zu letzterem Theil kömmt ein Anhang hinzu, enthaltend die Oracula magica oder Orakel der Chaldäer und die Centones Homerici von 302 an. Hauptwerk für die Darstellung orphischer Lehre war des Onomakritus Ὀρφέως θεολογία in 24 Büchern, auch allgemein ἱεροὶ λόγοι genannt. Eine eigene Kosmogonie und Theogonie, welche mit der Hesiodeischen eine nur entfernte Aehnlichkeit hatte, leitete das Werk ein. Den Mittelpunkt bildete die Person des Dionysos, woran sich die Lehre von der Psychogonie und den Weihungen schloß (τελεταὶ, vgl. Aristoph. Ran. 1043). Pythagoreer benützten dieses unter dem Namen des frühesten hellenischen Poeten umgehende Poem zu ihren Zwecken und mischten es mit Eigenem; späterhin nahmen sich Stoiker und besonders die Neuplatoniker des allmälig angewachsenen und mit Fremdartigem versetzten Corpus orphischer Lehren an. Schön entwickelt B. die Beziehung des Mythus vom Zeus, der das Herz des Zagreus verschlingt, woraus dann Dionysos hervorgeht, auf die Palingenesie der natürlichen Dinge und ihre sinnliche Fortdauer in einem geheimnißvollen Bund zwischen Leib und Seele. Im Verhältniß zu diesem Werk des Onomakritus sind die übrigen sogenannten Orphica sehr späte Produkte. Für die Argonautika des Orpheus ist das Resultat (p. 271) festgehalten, daß in einem Zeitpunkt sie geschrieben wurden, als die Verehrung orphischer Mystik und orphisch-pythagorischer Weihen sich erhöhte, etwa im vierten Jahrhundert n. Chr., als die Poesie fast ganz brach lag. Die Hymnen gehören, wie aus der abstrakten und allgemeinen Form, dem Mangel an nationalen oder positiven Kulten und dem gleichartigen Zuschnitt sich ergibt, der letzten Periode der Neuplatoniker an. Dem Zauberbuche, Λιθικά überschrieben, welches Vorschriften der Magie in seinen 768 Versen in Menge enthält, hat bereits Tyrwhitt als wahrscheinlichste Entstehungszeit die Jahre zwischen Valens und Constantius angewiesen.

Die Geschichte der Elegie und jambischen Poesie besteht aus folgenden Theilen: 101. Eigenthümlichkeit und Epochen dieser Gattung (307 — 329). 102. Die eigenthümlichen Elegiker, Kallinus, Archilochus, Simonides, Tirtäus (329 — 347). 103. Vollendeter Styl der Elegie: Mimnermus und Solon (347 — 358). 104. Die pragmatischen Elegiker: Phokylides und Theognis, nebst apokryphischen Lehrdichtern (358 — 374). 105. Die Choliamben-

poesie: Hipponax und seine Nachfolger (374—383). 106. Die Elegiker der attischen und alexandrinischen Zeiten (384—404). Die vielen Versuche, die Elegie ihrem Ursprung, Namen und Wesen nach zu begreifen, beleuchtet die Auseinandersetzung p. 311—317 mit vieler Schärfe, und geht weder auf die Entstehung aus Trauerliedern, deren Refrain der bekannte Spruch ἒ λέγε ἒ λέγε ἒ gewesen sei, noch auf die aus Inschriften von Grabstelen ein. Was den Namen betrifft, wird die auch von Andern geäußerte Vermuthung gebilligt, daß ἔλεγος ein Wort asiatischer Herkunft und seine Bedeutung verloren sei. Das von Manchen angenommene Accompagnement der Flöte, welche das elegische Gedicht stets gehabt habe, wodurch diesem ein durchweg musikalischer und lyrischer Ausdruck beigelegt würde, welche der größern Anzahl der Produkte dieser Gattung nicht angemessen seyn konnte, wird mit Recht (p. 317) bezweifelt. Am besten betrachtet man die Elegie in ihrer ersten Erscheinung als das in die Gegenwart und lebendige Theilnahme versetzte Epos. Wie nahe stehen manche Partien der Ilias (z. B. XXII, 60 sq.) den Gedichten des Tyrtäus und Kallinus! Es lag in der Natur der neuen Dichtungsart, daß der gnomische Gehalt mehr hervortrat, ohne daß man berechtigt wäre, eigentliche Gnomiker anzunehmen. So werden auch die Benennungen von politischen, erotischen, sympotischen und threnetischen Elegieen als willkürliche Zerspaltungen der dichterischen Empfindung abgewiesen, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß mit dem Wechsel der Verhältnisse in engern und weitern Kreisen eine und die andere Schichte der Elegie zusammentraf. Historisch zerfällt diese Gattung in drei Epochen, die jonische, attische und alexandrinische. In der ersten dient sie besonders dem geselligen Verkehr, in erstern Zeiten wohl auch der Anregung eines ganzen Volkes zu gemeinsamem kräftigen Handeln, wie bei Archilochus, Kallinus, Tyrtäus, Solon; während in den Distichen des Mimnermus und Theognis mehr die Sprache der Resignation redet. Bei den Attikern nimmt die Elegie neben bedeutendern Formen der Mittheilung einen bescheidenen Platz ein, sie wird didaktisch oder epigrammatisch, auf welchem Gebiete Simonides von Ceos, „der Meister des präzisen, witzigen, tiefsinnigen Wortes," glänzte. Gelehrt, ohne das subjektive Element aufzugeben, ist die Elegie der Alexandriner. Die Schilderung der einzelnen Dichter, welche nun folgt, beruht auf einer sorgfältigen Lectüre der meist fragmentarischen Ueberbleibsel. An den wenigen Versen, die wir noch von Kallinus besitzen, wird weniger der poetische Werth als die tüchtige Gesinnung belobt. Der genialen Individualität des Archilochus, welche in Gehalt und Form schöpferisch sich bewährte, soll nur „ein großer, gediegener

Stoff, ein innerlicher Mittelpunkt, der seine Fertigkeiten und Leidenschaften an Maß und strenges Gesetz gewöhnt, neben der Beschränkung aber so vertieft hätte, daß seine Schöpfung unter den sittlichen Schätzen der Nation einen bedeutenden Platz einnehmen mußte, gemangelt haben.» Dies Urtheil, abgesehen von der Schwierigkeit, aus den wenigen Bruchstücken über den sittlichen Werth des Dichters abzusprechen, scheint mit dem Zeugnisse des Alterthums wenig zu stimmen, und wird auch in der Anmerkung p. 336 wieder gemäßigt. In Simonides dem Amorginer erkennt die Schilderung einen herben, fast mürrischen Beobachter des menschlichen Treibens, dessen Schattenseiten ihn tiefer als die heitern Neigungen des jonischen Sinnes müssen berührt haben; übrigens wird produktive Kraft vermißt. Mehr patriotisches Gemüth als Kunstwerth zeigen auch die drei Elegien des Tyrtäus; sie sind leider in großer Corruption überliefert, durch Sammler nothdürftig zusammengefügt, durch Nachahmungen variirt und überladen. Er selbst war gewiß nicht, wie die fabelhafte Erzählung meldet, von Athen bestellt, sondern ein in Sparta einheimischer Dichter. Höher stehen die Vollender des elegischen Styls, Mimnermus und Solon. „Jener gewährt die früheste Erscheinung der subjektiven Elegie, der innerlichen Welt, welche vom kalten, aber charakterfesten Realismus sich lossagt, und diesem anfangs (wie hier) nur die Abneigung und unruhige Reflexion, weiterhin auch die Rechte des sittlichen Bewußtseyns und der individuellen Freiheit entgegenstellt.» Das geht auf Solon, von dem hier ein schönes Bild entworfen wird: „Solon war nicht nur einer der reinsten und gediegensten Charaktere in der griechischen Geschichte, und zwar unter den Attikern die erste bedeutende Individualität, sondern auch ein klarer harmonischer Geist, bei welchem der politische Verstand mit feiner Bildung und mit den liebenswürdigsten Gaben des Herzens sich im Einklange erhielt, zugleich der einzige hellenische Staatsmann aus dem klassischen Zeitraum, welcher in der Poesie einen Platz behauptet. — Jedes Bruchstück bewährt den geläuterten Geist der Menschlichkeit, das feine sittliche Maß, die Fülle der Erfahrung, welche den weisen Beobachter über die Widersprüche des Lebens und der Leidenschaften hebt und ihn unverrückt bei den Gesinnungen des Wohlwollens und der gemüthlichen Entsagung erhält.» Unter den Fragmenten wird das Stück über die Stufenjahre als aus einer trockenen alexandrinischen Fabrik herrührend beseitigt. Dabei ist übersehen, daß Aristoteles sich mehrmals auf dies Gedicht bezieht, als Pol. VII. 16, 17. Rhet. II. 14. Ein Anhang nennt die Dichter, welche meistens Staatsmänner, wie Solon und in ähnlichem Geiste entweder gleichzeitig oder bald hernach ihre Erfahrung in poetischem

Gnomische darlegten, Periander, Chilon, Bias, Pittakus und Anacharsis. Phokylides und seine didaktische kurzgefaßte Poesie gibt Veranlassung, von dem κοίημα νουθετικόν zu sprechen, das jedoch in nichts an ihn erinnert und nicht einmal ächt hellenischen Ursprungs ist; hier wird auch Naumachus mit seinen Ehevorschriften berührt. Wichtiger ist Theognis in seinem Leben und Dichten. Ueber den Zustand seines Textes verdient besondere Beachtung, was Bergk gegeben hat im Rhein. Museum III. 206—233, 396—432. Daraus erhellt, daß kaum ein anderer Epitomator so schonungslos mit seinem Schriftsteller umgegangen seyn kann, als der, welchem Theognis in die Hände fiel; überall das Individuelle wegschneidend und nur das Gnomische und Allgemeine auslesend, hat er es unmöglich gemacht, ein vollständiges Bild von dem Dichter und seinen merkwürdigen Schicksalen zu gewinnen; denn kaum ist unter der grausamen Operation eine einzige Elegie ganz geblieben; wenig Trost gewährt daher Bernhardy's Versicherung, daß das Ganze weder als ununterbrochenes Lehrgedicht, noch als Aggregat vereinsamter Sprüche herauskomme, sondern als eine verwandtschaftliche Folge von Gruppen, welche ungleich im Umfang stets absetzten und von neuem anhoben, demnach nur durch den einmüthigen Geist, der im patriotischen wie im geselligen Liede wehte, zur systematischen Einheit abzuschließen vermochten." An den Theognis schließen sich wieder anhangsweise Chirons Vorschriften und die goldenen Sprüche des Pythagoras. Der folgende Paragraph, der die Choliamben behandelt, zeigt, wie diese Form sowohl der persönlichen und stark karrikirenden, durch bittere und gehässige Gesinnung widrigen Satyre des Hipponax und Ananias diente, als den einfachen Erzählungen und Schilderungen der Alexandriner Kallimachus, Apollonius, Aeschrion und Phönix, denen sich Herodes, der Verfasser von Mimijamben, anreihte. Von den Attikern, welche die Elegie zur Einkleidung ihrer geistigen Anschauungen wie ihrer geselligen Empfindungen anwandten, dem Epigramme aber eine praktische Bestimmung gaben, zeichnet sich nach den künstlichen, mitunter sogar gekünstelten Produkten des Dionysius, Euenus und Antimachus besonders Kritias aus; scharfes Urtheil und Eleganz der Form leuchtet aus den Resten seiner Πολιτεῖα hervor. Eine poetische Charakteristik früherer Dichter ist leider bis auf das Fragment bei Athen. VIII. 600 und die Andeutung bei Philostr. V. S. 201, 5 verloren gegangen; mit Unrecht denkt der Verf. an prosaische Skizzen ästhetischen Inhalts. In der alexandrinischen Elegie, deren Eigenthümlichkeit auf der gelehrten Bildung ihrer Pfleger beruht, welche in großer Anzahl namhaft gemacht werden, stehen oben an Philetes und Kallimachus; jener „durch feine und tiefe Empfindung,

welche wenig von gesuchter oder aus alterthümlichen Studien erkünstelter Diction verräth;" dieser, dessen weiterhin noch ausführlicher im fünften Theile der Geschichte gr. Poesie gedacht wird, durch gewandte Einkleidung gemüthlicher Gefühle in eine Fülle von mythologischer Gelehrsamkeit. Aehnlicher Art war die Dichtung des Hermesianax, welchem einst Schlegel eine zu hohe Stelle anwies, und des Phanokles, so wie die des Parthenius, welcher als Vermittler der griechischen Kunst mit ihren glücklichern Bearbeitern in der römischen Literatur uns merkwürdig ist, denn er „hatte Verkehr mit den Dichtern Gallus und Virgil," liest man p. 402, „deren jener sein Schüler und Nachahmer heißt, dieser ihn zur Abfassung der noch erhaltenen Liebesgeschichten veranlaßte;" hier haben beide ihre Rollen vertauscht, da bekanntlich Gallus es war, der den Parthenius aufforderte, die Erotica zu sammeln. Doch ist das nur ein Versehen.

Bei der Trefflichkeit der Charakteristik der Gattungen und ihrer Vertreter wäre öfters eine sorgfältigere Berücksichtigung der Technik zu wünschen. So wird man über das dem Archilochus beigelegte Prosodiacum und Procriticum (verschrieben aus Procreticum bei Plutarch de Mus. 1140) hier nicht in's Klare kommen; wohl aber durch Ritschl's Ausführung (Rhein. Mus. 1842, 283 sqq.), wo die hier beibehaltene Corruptel ἡ τοῦ πρώτου αὔξησις bereits mit Salmasius' richtiger Emendation ἡ του ἡρῴου αὔξησις vertauscht ist. Der Verf. durfte diese lehrreiche Abhandlung wenigstens in den literärischen Nachträgen p. XXIII nicht übergehen. Wenn er auf derselben Pagina (338) sagt: „Diese Mannigfaltigkeit einzelner Verse und ganzer κόμματα oder κῶλα forderte wohl mehrere Instrumente, wiewohl uns nur der κλεψίαμβος genannt wird;" so mag mancher Leser sich verwundern über eine Theorie, welche jedem Rhythmus ein besonderes Instrument zuweist. Seltsamkeiten der Art werden häufiger im folgenden, die melische Poesie betreffenden Theil, in welchem die Dichtkunst bei Doriern und Aeoliern möglichst auf das musikalische Element zurückgeführt werden soll. Die Unbekanntschaft mit diesem erzeugt nur manches Mißverständniß, z. B. über die Melopöie, welche „weit entfernt, einen musikalischen Gedanken durch die unerschöpflichen Wendungen einer großen Tonleiter (?) zu verfolgen, an feste Schemen und leitende Normen der Composition gebunden gewesen sei;" über die vielstimmige Modulation eines Terpander und Klonas (p. 423), über den νόμος, τετράοιδος, benannt von den vier Abtheilungen einer langen, stetig fortlaufenden und nicht symmetrisch gegliederten Strophe (431); über die Tonleitern, „daß die Tonleiter für die männlich ernste Weise diatonisch oder in der natürlichen Ordnung der Töne war, ermäßigt und gemil-

dert in der unharmonischen, erschlafft und von empfindsamer Willkür gefärbt in der chromatischen" (412) (wir verweisen darüber auf die Jahrb. für Philol. XXV. 38 sqq.); über Alkman, „der die antistrophische Komposition in großer Ausdehnung und Mannigfaltigkeit, aber in beschränkten Versen ausprägte" (425). Nicht geradezu falsch, aber doch schief ausgedrückt ist der Satz, „der exodische Bau sei nicht ohne Mischung der Rhythmen möglich gewesen" (426). Verschieden mußten sie seyn, wenn der Dichter nicht bloße Polymetrie desselben Rhythmus vorzog. So nimmt es sich sonderbar aus, daß die äolischen Rhythmen „vermöge ihrer Raschheit und leidenschaftlichen Natur zu den entsprechenden Füßen sich gesellten" (437). Wie kann man sich vom Lasos eine klare Vorstellung machen, wenn man erfährt, er habe „die antistrophische Haltung des Dithyrambus aufgelockert und ihn durch freie Bewegung in gelöste Rhythmen gemischte Versmaße (?) und eine großartig gebaute rollende Composition übergeleitet?" (440). Welcher Unterschied besteht hier zwischen Auflockerung und Aufhebung der Antistrophe, welche demselben doch bestimmt abgesprochen wird? (444). Daß ihm „die musikalische, in alle Tonarten spielende Form mehr werth war, als ein objektiv gehaltener Text," ist nicht so ohne Weiteres aus Plutarch de Mus. 1141, C. zu schließen. Unter die metrischen Fehlgriffe gehört, daß die p. 429 angeführten reinen Spondeen des Terpander noch als Pentapodieen erscheinen; Ritschl hat l. c. 278 ihnen die richtige Gliederung in katalektische Dimeter ertheilt; unter die grammatischen, wenn (p. 383) die verdorbenen Worte bei Schol. Nicand. Ther. 877 ἐν τῷ περιγραφομένῳ ὕπνῳ (soll wohl heißen ἐν τῷ ἐπιγραφομένῳ ὕ.) von einer gestörten Serenade verstanden werden.

Der dritte Theil, überschrieben: Geschichte der melischen Poesie, gibt in §. 107: Eigenthümlichkeit, Epochen und Spielarten des Melos (404 — 467), und gibt dann unter dem allgemeinen Titel: 2) Geschichte der melischen Literatur: 108. „Die dorischen Meliker Alkman und Stesichorus (468 — 477); 109. die äolischen Meliker Alkäus, Sappho, Ibykus, nebst Anakreon (477 — 504); 110. die Dichter der universalen Melik: ihre Meister Simonides und Pindarus; Beiläufer und untergeordnete Erscheinungen Bacchylides, Timokreon, Korinna mit Andern (504 — 547); 112. die letzten Dithyrambiker Philoxenus, Timotheus und geringere" (548 — 556) auf. In dem erstern, allgemeinen Abschnitt bespricht der Verfasser den Einfluß des Staatslebens und der Gesellschaft bei Aeolern und Doriern auf die Poesie; hier fällt nur die Behauptung auf, jene Stämme hätten zuerst ein gesellschaftliches Leben hervorgebracht und ihm einen innerlichen Einfluß auf die Bildung der Individuen gesichert, was bloß in

Beziehung auf die aus beiden Geschlechtern gemischte Gesellschaft gilt; dann würde aber nicht nur den Joniern, sondern auch den Athenern der Sinn für Gesellschaft abgesprochen werden müssen. Die objektive Haltung in dem dorischen Melos ist gut dargestellt mit den Worten: „Der Dichter sang nicht seinen Ruhm, noch die Schicksale, welche bloß seine Person berührten, sondern er fühlte sich eins mit dem Glauben, der Sitte, den geschichtlichen Erinnerungen seiner Gemeinde:. hierin lag seine dichterische Kraft, und er hatte die Aufgabe gelöst, sobald die Hörer durch ihn im angestammten Bewußtseyn erhoben oder angeregt wurden." Damit verbindet sich noch eine passend angebrachte Digression über den Gegensatz, welcher zwischen dem antiken Melos und der modernen Lyrik besteht. Dann werden die einzelnen Gattungen des Melos, so gut es gehen kann, beschrieben. Wir Neuern sind in dieser Hinsicht ganz besonders übel daran, da uns kein Päan, kein Hyporchem, kein Nomos und kein Hymnos, nicht einmal ein Dithyrambos, trotz der starken Verbreitung dieser Dichtungsart, erhalten ist, nur unzureichende Bruchstücke von jeder Sorte, außer den Epinikien. Vergeblich müht man sich ab, vagen Definitionen und beiläufigen Anführungen einen bestimmten Begriff, eine klare Vorstellung zu entlocken, da noch überdieß die Terminologie nicht feststeht, und z. B. Hymnus bald alle möglichen Lieder, vom Skolion bis zum Epinikion in sich begreift, bald speciell das Loblied auf einen Gott ist. So war der Nomos ursprünglich ein einfacher Vortrag herametrischer Gedichte, welche der Verf. wohl im Sinne hat, wo er angibt, daß diese Form mit der Bildung des antistrophischen Melos veraltete; aber gerade der Nomos war noch zu Aristoteles Zeit die gebräuchlichste Gattung neben dem Dithyramben, und scheint, wie dieser, die Bande der antistrophischen Komposition aufgelöst zu haben. In der Reihe der Häupter griechischer Lyrik erscheint zuerst Alkman als treuester Wortführer des spartanischen Bürgerthums, welchem er mit ansprechender Weise die gefälligsten Seiten abgewann; bei ihm veredelte sich der unbefangene Ausdruck des Lakonismus durch Benützung des epischen Idioms. Er war der erste melische Erotiker und zugleich der erste Dichter, welcher Strophen bildete. Einen höhern Rang erhält Stesichorus; weniger als das dorische Melos war seine Dichtung auf die Darstellung des volksthümlichen Bewußtseyns beschränkt; ihm war es verliehen, „den unverkümmerten Frohsinn des Lebens und die mächtige Natur zu fassen," bald bukolisch naiv, bald episch erhaben zu erscheinen. Die wahrscheinliche Veranlassung für viele seiner Oden, welche in der Todtenfeier der Heroen lag, sollte hier, nachdem Welcker darauf hingewiesen hat, nicht übergangen seyn. Die Spärlichkeit

seiner Bruchstücke wird daraus erklärt, daß sie den sammelnden Grammatikern und Lexikographen weniger Ausbeute lieferten. Von der Dichtung des Alcäus urtheilt der Verf.: „Es war die ritterliche Poesie des Adels von Mytilene, der in allen edeln Künsten der oligarchischen Erziehung genährt, durch stolzes Selbstgefühl gehoben und sicher im Erbe der schönsten Vorrechte sein Leben zwischen That und Genuß theilen durfte: also die Poesie der Vornehmheit und der freien Subjektivität, eine bisher in der melischen Literatur unbekannte Erscheinung." In der Sprache des Lyrikers wird Feinheit und Fülle vermißt, genialer soll seine metrische Kraft seyn, „welche die wesentlichen Mittel der Recitation fast unabhängig von der Instrumentirung enthielt, wiewohl sie den Anklang der äolischen Musik und ihren sentimentalen Hauch noch jetzt verräth." Eine solche Weichheit der Empfindung paßt aber wenig zu der vorhergehenden Zeichnung dieses Charakters: „klar und gediegen, ohne Schmerz und unerfüllte Sehnsucht." Bei der Bestimmung des Sologesanges versteht es sich von selbst, daß ihm die Technik umfassender rhythmischer Perioden und die antistrophischen Gruppen fern blieben. Mit einer schlichten Bemerkung des Didymus beim Scholiasten zu Aristoph. Thesmoph. 169, daß Alcäus bei den Athenern seines fremdartigen Dialekts wegen nicht sehr bekannt sei, macht sich B. unnöthige Schwierigkeiten; deßgleichen mit der Erklärung jener Aristophanischen Stelle, wornach „Alcäus und andere Meliker sonderbar genug ἁρμονίαν ἐχύμισαν καὶ διεχλῶντ' ἰωνικῶς, sicher in keiner Anspielung auf Anaklasis oder sinnlichen Zauber der Musik." An die Anaklasis wird niemand denken, wohl aber an eine durch die äolische Schule geförderte Steigerung des musikalischen Ausdrucks, die, nach des eleganten Agathons Idee, bei jenen Dichtern mit einer anmuthigen äußern Erscheinung sich verband. Trefflich ist Sappho charakterisirt, welche mit äolischer Glut und Sinnlichkeit ein sittliches Bewußtseyn paarte, und in hohem Grade verstand in der Gesellschaft zu leben und auf sie zu wirken. „Die Blüte dieser heitern und gewandten Existenz war ihre Poesie, jene von ihr genannten unverwelklichen Rosen aus Pierien, welche den Duft und Farbenglanz eines auf dem Grunde der äolischen Welt wogenden Gemüthslebens in die fernste Zeit trugen." Daß die Sprache der Dichterin durch erhöhten Fluß und strengere Komposition vor der des Alcäus sich auszeichne, ist wohl eher zu behaupten als nachzuweisen; gewiß wird man bei aller geistigen Kraft die weibliche Zartheit und Anmuth nicht verkennen. Auf sie folgt Ibykus, der schicklicher mit Stesichorus verbunden wäre. Die Ansicht Welckers, der ihn als Verherrlicher schöner Jünglinge charakterisirt, dürfte im Text mehr herausgehoben seyn und nicht

bloß in der Note gebilligt werden. Ueber den Anakreon fällt das Urtheil jetzt günstiger aus als vordem (I, ...); ihm wird „vollkommene Freiheit und Unschuld in Behaglichkeit und sanfter Freude, die sich mitten unter dem verführerischen Luxus und den Lüsten eines rauschenden Lebens erhält," beigelegt; in den lieblichsten Erscheinungen der Sinnenwelt sich bewegend verliert er doch nie die künstlerische Besonnenheit; bewundernswerth ist der klare Fluß und die leichte Komposition seiner Rede. Von seinen Choriamben wird sich der Leser schwerlich einen Begriff machen, wenn er vernimmt, daß sie sich in gelassenen Takten und doch verschränkt, bald gruppiren, bald aufrollen." Auch begreift man nicht, wie der Umfang seiner Lyra, „welche zuweilen (?) mit zwanzig Saiten bespannt" einen wesentlichen Einfluß auf seine metrischen Neuerungen haben konnte. Die Anakreonten, welche noch kürzlich Lindau zu Ehren bringen und dem teischen Sänger zueignen wollte, werden als schwacher Nachklang abgethan; ihre durch Basilius und Julianus veranstaltete Sammlung hat Düntzer behandelt in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1836, p. 757 sqq. Mit Anakreon schließt die Reihe der Dichter ab, welche bloß ihrem Völkerstamme angehörig nicht darüber hinausgehen. Simonides, bis zum höchsten Greisenalter thätig in Poesie und der auserlesensten Gesellschaft sich bewegend, ist der erste Dichter von Hellas, der seiner ganzen Nation angehörte, worauf ihn auch seine Persönlichkeit ganz besonders anwies. Er schwang sich zu der Erhabenheit und Begeisterung Pindars nicht auf, übertraf ihn aber an Leichtigkeit, in Behandlung der mannigfaltigsten Objekte und an Zartheit der Empfindung, wodurch seine Threni einen Vorzug erhielten; auch im Epigramm gewann er den ersten Rang, wo ein feiner Takt, durchgebildeter Verstand und geübte Improvisation entschied. „Kein Dichter hat auf engem Raume zur Nation so faßlich und würdig über welthistorische Begebenheiten, über ausgezeichnete Männer und Erscheinungen des Privatlebens gesprochen, und zwar mit solcher Schärfe der Form, welche der Hauch weltmännischer Eleganz beseelt, und mit einem Tiefsinne, der zum Nachdenken auffordert." Ueber seinen schon im Alterthum viel verschrieenen Geiz wird richtig bemerkt, daß das tiefere Motiv weniger in der Erwerbsucht des Mannes, als in der gesteigerten Schätzung der geistigen Mittel lag, und es keinen wirksamern Rückhalt gab, „um die Unabhängigkeit der Bildung und ihre Würde den Reichen gegenüber, welche den Glanz ihres Lebens durch Poesie zu verschönern suchten, in der öffentlichen Meinung zu schützen." In der Note über die Werke des Simonides leuchtet nicht recht ein, warum die Seeschlacht bei Artemisium nicht in elegischer Form geschildert seyn konnte.

Anlehnend an das berühmte Wort des Dichters, daß die Malerei eine schweigende Poesie, die Poesie eine redende Malerei sei, erkennt B. als bezeichnend für seinen Styl, daß er „die unmittelbarste Wirkung in der sinnlichsten Wahrheit in künstlicher Vertheilung der Lichter, gelegentlich auch in effektvollen Erörterungen oder abschweifenden Beiwerken“ gesucht habe, letzteres besonders mit Beziehung auf einen andern Ausspruch des Simonides, daß seine Muse nicht so dürftig sei, daß sie lieber den vorliegenden Gegenstand als einen reichen poetischen Kreis darbringen sollte. Das Talent des Bacchylides erscheint durchaus als abhängig von der Muse des Oheims, Fleiß und Künstlichkeit soll hier den Mangel originellen Geistes ersetzen. Die Feindschaft zwischen den ceischen Dichtern und Pindar mag ihn mehr als den Simonides betroffen haben. Nach Anth. Pal. VI. 313 mußte Bacchylides auch in Athen Chöre geleitet haben, worüber nichts weiter verlautet; B. fällt daher, zusammentreffend mit Bergk Poet. lyr. 832, auf die Emendation Καρθαίων (richtiger Καρθαιέων bei Bergk l. c.). Das Verhältniß des größten Lyrikers, welchen Hellas besaß, zu seiner Zeit ist unbeschadet der Vorliebe für aristokratisches Leben ausgesprochen in dem Satze: „Der Geist sittlicher Ausbildung, der in einer damals überraschenden Vollendung seine Worte durchdrang, mußte denen, die ihm nahten, Achtung gebieten; er stand auf einer Höhe, welche die kleinlichen Regungen der Leidenschaft niederhielt, und ihm das stolze Selbstgefühl gab, freimüthig, wiewohl mit kluger Schonung an Fürsten sowohl als an Fremde jedes Ranges die wohlbedachten Lehren der Weisheit zu richten, seine Hörer zu warnen und zu erheben, und indem er in das Bedürfniß individueller Verhältnisse sich versenkte, zwischen menschlichen und göttlichen Dingen ein Vermittler zu werden.“ Die geläuterte Frömmigkeit des Mannes ist das begeisternde Element seiner Poesie; gehoben von diesem wahren Enthusiasmus blickt er mit gerechtem Selbstgefühl auf die herab, welche eine schwache Natur durch Vielwissen und Künstelei zu heben sich bemühen. Diese treffende Schilderung wird mit vielen wohlgewählten Stellen der Siegeslieder und der Bruchstücke belegt. Mit Recht ist auch seine poetische Diction als Fortbildung von der des Stesichorus aufgefaßt; da wir aber diesen zu wenig kennen, muß die Betrachtung den Dichter mit sich selbst vergleichen und wahrnehmen, wie Objekt und Rhythmus den sprachlichen Ausdruck mäßigen oder steigern, und im stolzen Selbstgefühl, der geistige Mittelpunkt seiner Nation zu seyn, seinen Worten den edelsten Schwung verleiht. Nicht sehr gegründet erscheint der auch bei Pindar wiederkehrende Tadel, daß der Dichter „häufig in Dunkelheit gerathe, seine Bilder gesucht seien, der Mangel einer ebenen Komposition

empfunden, feiner Geschmack und gesellschaftliche Bildung vermißt werde.» Diese Ausstellungen könnten doch nur etwas gelten, wenn sie von den geistvollsten Zeitgenossen ausgesprochen wären; zum Theil erledigen sie sich auch durch tiefer eindringende Interpretation; übrigens darf man keine untergeordneten Tugenden bei einem Pindar suchen, dessen Erhabenheit jeden kleinlichen Maßstab unzulänglich macht. Schöne Beiträge zu einem „Ueberblick seiner Bildersprache," welcher hier vermißt wird, hat seitdem Rauchenstein geliefert in seinem Werke: „Zur Einleitung in Pindar's Siegeslieder. Aarau, 1843." Ueberschätzung seines Talentes darf es nicht heißen, wenn man ihm, wie Dissen thut, „ein begriffliches Verfahren nach ängstlich berechneten Themen" zutraute, auch scheint das in der That nicht ernstlich gemeint zu seyn; der Verf. selbst legt mit vieler Einsicht den Organismus der Epinikien dar. Weniger befriedigt die Charakteristik des Rhythmischen, wo unter andern die Behauptung auffällt, daß „auch die dorische Harmonie den äolischen Gesang begleitet habe, und selbst die Strophen desselben Gedichtes nicht einerlei musikalischem Gesetze folgen. Daß von Pindar nur die Epinikien erhalten sind, will B. aus der „Tauglichkeit der Gedichte für ein allgemeines, weder von Religion, noch von engern Verhältnissen der alten Gesellschaft abhängiges Verständniß" herleiten; vielleicht hat mehr noch die geschmeichelte Eitelkeit der Familien, die in ihrer Mitte einen Sieger der Art aufzuweisen hatten, zu stärkerer Verbreitung dieser Oden beigetragen. Der Tod des Dichters ist zu früh angesetzt, nämlich auf Ol. 84, 3 (441), auch seine Geburt um eine Olympiade zu früh; vgl. T. Mommsens „Pindaros. Zur Geschichte des Dichters und der Parteikämpfe seiner Zeit," p. 26 sqq. Von den Werken seiner Rivalin Korinna, ferner der heldenmüthigen Telesilla in Argos, deren Stele, aber nicht Statue, wie es hier heißt, Pausanias schildert (II. 20, 7), und der Sicyonerin Praxilla ist zu wenig übrig, um eine klare Idee davon zu geben; deßgleichen von Diagoras; mehr ist von Timokreon geblieben, der als „wildes Genie" charakterisirt wird, als „ein Talent, welches in der Sinnlichkeit aus Mangel an Charakter und Ruhe verdarb." An die jambische Poesie gränzte wahrscheinlich der letzte in der Reihe der antiken Meliker Kerkidas von Megalopolis, da er Meliamben schrieb. Die der Dithyrambendichter eröffnet Philoxenus, dessen Kyklops „ein gegen die Geschmacklosigkeit des Dionys gerichtetes Schäferspiel voll witziger Charakteristik, das den dramatischen Formen nahe stand und vom Dithyrambus wenig mehr als musikalische Texte blicken ließ," wie gegen das hier sehr gerühmte, aber doch nicht sonderlich schmackhafte Δεῖπνον vertauschen zu können wünschten. In Anwendung

musikalischer Fülle und Malerei überbot ihn Timotheus, der anfangs Mühe hatte, mit seinen Neuerungen durchzudringen, aber dann eine desto allgemeinere Anerkennung fand, wozu Euripides mit beigetragen zu haben scheint. Auf ähnlicher Bahn ging sein Nebenbuhler Polyidus fort und Telestes, dessen Styl aus ziemlich großen Bruchstücken noch zu erkennen ist.

(Schluß folgt.)

Heidelberg. Kayser.

Art. III. 1) Die Münzen der Herzoge von Alemannien. Von F. Freiherrn v. Pfaffenhoffen. Carlsruhe, 1845.

2) Württembergische Münz- und Medaillen-Kunde von Christian Binder. Stuttgart, 1846.

3) Münzgeschichte des Hauses Hohenlohe, vom dreizehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert. Nach Original-Urkunden und Münzen verfaßt von Joseph Albrecht. Stuttgart, 1846.

(Schluß.)

9) Die Stadt Heilbronn, in Urkunden von 823 und 889 villa regia genannt, erhielt von K. Konrad III. die Reichsfreiheit und von dessen Neffen Barbarossa den schwarzen Reichsadler im goldenen Felde. Die Namen der dortigen Münzmeister Konrad und Gebin in Urkunden von 1299 und 1336 lassen auf eine Münze schließen. Als die Contrahenten der Münzeinigung vom J. 1423 (CXVI. 141) ihr Verbot gegen alle nicht von ihnen ausgehenden Münzen richteten, und darunter, wie aus einem spätern Schreiben vom 4. April 1427 erhellet, auch die Heilbronner Münze verstanden war, so befiehlt K. Sigmund ddto. Totis in Ungarn am 10. August 1424, die Münze von Heilbronn, wo er neulich ein silbern Münz zu slahen angefangen und eine Zeit gemünzt hat, eine Münze, „welche besser ist dann die gemeine Münz, die sonst Gang hat," bei des Kaisers und Reiches Ungnade unweigerlich zu nehmen. Die letzte Erwähnung einer Heilbronner Stadtwährung lautet vom J. 1435. Leider kennt man keine Münze aus jener Zeit, sondern nur spätere Friedens-, Prämien- und Reformationsmedaillen.

10) Die ehemalige Reichsstadt Isny *) im Allgau verdankt ihren Ursprung dem daselbst vom Grafen Mangold v. Veringen 1090 gestifteten Benedictiner-Kloster, und kam nebst demselben 1803 als Entschädigung an den Reichsgrafen Otto von Quadt für seine überrheinischen Besitzungen Wyckradt und Schwanenberg,

*) Von einigen Hypothesenmännern von einem Isistempel also genannt! Wohl richtiger von dem Bache Eisenach (Isenaha), jetzt Aach geheißen; noch sagt das Volk Isne.



und im J. 1806 unter k. württembergische Landeshoheit. Sie erscheint in den Münzeinigungen von 1404 bis 1423, erhielt von Kaiser Friedrich III. im J. 1488 ein verbessertes Wapen mit dem Hufeisen (Anspielung auf Isen) auf der Brust des gekrönten Adlers. Dessen Sohn Kaiser Maximilian verlieh ihr 1507 das Recht, silberne Heller, Pfenninge und Groschen bis zum Gulden zu schlagen. Der Verfasser theilt kleine Stücke wie auch Batzen, die sie, wie Konstanz, Kempten rc., den Schweizer Kantonen nachmachten, mit, wie auch neun Thalerstücke zwischen 1538—1554 mit der Umschrift: Sub umbra alarum tuarum absconde me, wie auf den Münzen von Kaufbeuern vom J. 1547. Die Bracteaten dieser Stadt, welche in Appel's Repert. IV. Nr. 1677 beschrieben sind, gehören in eine spätere Zeit, und die sogenannten Kupferbracteaten wahrscheinlich in die Kipper- und Wipperzeit von 1622—1623. Besonders auffallend sind die vielen Fehler in den lateinischen Umschriften auf den Stücken um das J. 1530. Eine Medaille kennt man auf die zweite Säcularfeier der Augsburger Confession von 1730 und zur Erinnerung des westphälischen Friedens von 1748.

11) Die Stadt Leutkirch (Lütkilch), die von K. Adolph im J. 1293 die Reichsfreiheit erhielt und im J. 1803 an Bayern, dann 1810 an Württemberg kam, hatte nie das Münzrecht. Man besitzt von ihr nur eine zu Augsburg gemachte Medaille vom J. 1748 auf die Säcularfeier des westphälischen Friedens.

12) Kaiser Heinrich II. bestätigte der seit undenklichen Zeiten württembergischen Stadt Marbach nach einer Urkunde vom 17. März 1009 dem Bischof Walter von Speyer, in dessen Diöcese sie gelegen war, Markt und Bann, und erlaubte ihr auch Münzen zu schlagen nach Form, Schrot und Korn der Speyrer oder Wormser Münze, wovon jedoch keine bekannt sind.

13) Die Geschichte der Commende und Stadt Mergentheim, wo seit 1526 der Hauptsitz des deutschen Ordens war, wird bis auf den Comthur Konrad Knipping, von dem S. 476 eine Medaille vom J. 1581 beschrieben wird, mitgetheilt. Merkwürdig ist nach S. 474 des fleißigen Werkes eine im Archive zu Mergentheim verwahrte Urkunde vom 10. Mai 1355, kraft welcher K. Karl IV. dem damaligen Comthur daselbst, Philipp von Bikenbach, wegen seiner ihm bei seinem Zuge nach 1354 geleisteten guten Dienste für sich und seine Nachfolger in dieser Commende — nicht aber für den Deutschmeister *) — das Recht

*) Dem Deutschmeister, d. i. dem ersten und vornehmsten, anfangs zu Marburg in Hessen residirenden Comthur, unterstanden alle anderen Comthure Deutschlands. Des Ordens Hochmeister in Preußen hatten das Münzrecht seit 1226 durch K. Friedrich II., das ihnen die Kaiser Karl IV. i. J. 1355 und Wenzel 1383 bestätigten.

ertheilt, Heller nach dem Nürnberger Schrot und Korn zu schlagen. Ob aber er und seine Nachfolger hievon Gebrauch gemacht haben, ist unerwiesen, wenn auch laut einer dortigen Verkaufsurkunde vom 4. Juli 1375 von 500 Pfund Heller Mergentheimer Währung die Rede ist, da, wie richtig bemerkt wird, unter Währung eines Ortes sehr oft nicht eine eigene, sondern nur die daselbst zum Cours autorisirte fremde Münze verstanden wurde. Das von Madai Nr. 6467 beschriebene Stück ist kein Thaler, sondern eine thalerähnliche Medaille. Als nach dem Uebertritte des Hochmeisters Albrecht von Brandenburg-Ansbach zur evangelischen Lehre im J. 1525 Preußen für den Orden verloren ging, wurde 1527 die Hochmeister- und Deutschmeisterwürde für immer mit einander vereint, und Walter von Kronberg erhob zum Hoch- und Deutschmeistersitze Mergentheim, wo er auch 1543 starb. Vierzehn Medaillen von dem Hochmeister Albrecht von Brandenburg bis auf dem Pfalzgrafen Franz Ludwig vom J. 1521 — 1732, wie auch die Vorderseite der Medaille auf Konrad Knipping und Wolf Müntzer von Babenberg sind in: Bildnisse der regierenden Fürsten und berühmten Männer von C. G. Heräus. Wien, 1828. Fol. Tab. X. Von besonderer Schönheit sind die Stücke auf Walter von Kronberg von den Jahren 1523, 1525 und 1532; das vom J. MDXXV führt die Chiffre FH., d. i. Friedrich Hagenauer, der meistens zu Augsburg bossirte und medaillirte. Das k. k. Kabinet verwahrt von ihm die Münze: CARO * V * ROM *—* IMP * CAES * AV * Gekrönter Doppeladler mit dem Wapen von Castilien und Oesterreich auf der Brust. Rev.: WALTE * r D * CRON * ADMI * I * PREVS+. Im Dreipasse drei Wapenschildchen, oben der Schild des Hochmeisters, unten rechts der des deutschen Ordens und links das Familienwapen; darunter 35, d. i. 1535; von geringerem Silber in der Größe eines Zwanzigers. Der in der Geschichte des nun in Oesterreich neu aufblühenden deutschen Ordens sehr bewanderte Herr Herborn aus Mergentheim, Pfarrer im deutschen Hause in Wien, versichert mich, irgendwo gelesen zu haben, daß Walter in Nürnberg habe münzen lassen; zudem geschieht eines deutschmeisterischen wie auch Nürnbergischen Münzmeisters zu Nürnberg, Namens Paul Dhietter oder Diether, im Hohenlohischen Bestallungsbriefe ddto. 2. April 1594 Erwähnung, laut Urkunde in Albrecht's Hohenlohischer Münzgeschichte S. 80. Desgleichen ließen die folgenden Hoch- und Deutschmeister anderwärts und die aus dem erzherzoglichen Hause wahrscheinlich zum Theil in österreichischen Münzstätten prägen. Acht Erzherzoge waren Hoch- und Deutschmeister und seit 1780 in ununterbrochener Reihe, als: Maximilian Franz, Kurfürst zu Köln, † 27. Juli 1801.

Erzherzog Karl erhielt am 14. Juni 1801 durch Karl Grafen von Zinzendorf und Pottendorf im deutschen Hause zu Wien nur den Ritterschlag als Coadjutor, legte aber kein Gelübde ab, folgte im folgenden Monate seinem Oheim und dankte 1803 ab. Von dessen jüngerem Bruder, Anton Victor, der am 26. October 1803 in der Kirche am Hofe zu Wien eingekleidet wurde, der letzte zu Mergentheim residirte und am 2. April 1835 zu Wien starb, ist die Medaille: ANTONIVS VICTOR IM. R.egius PR.inceps A.rchidux A.ustriae SVP.remus ORD.inis TEVT.onici MAGISTER. Dessen rechtsgekehrtes Brustbild in der Uniform eines österreichischen Feldzeugmeisters, mit dem Ordenskreuze, das auch am übergeworfenen Mantel zu sehen ist; unten: I. LANG. F.ecit. Rev.: PATRONA INCLYTI ORDINIS TEVTONICI. Die Madonna, die auf Wolken thront, hält in der gesenkten Rechten das Scepter und umfaßt mit der Linken das h. Kind; auf derselben Wolke ruht zur Seite dessen Wapenschild. Größe: 2 Zoll; Gewicht: 3 Loth in Silber. — ANTON. VICT. ARCHID. AVSTR. ORD. TEVT. MAG. MAGISTER * Dessen mit einer Krone geziertes, auf einem Fürstenmantel ruhendes Wapen. Rev.: In neun Zeilen:

†
NATVS
31. AVG. 1779.
ELECTVS. IN. COADIVT.
MAGN. MAG. ORD. TEVT.
18. OCTOB. 1803.
AD. REG. 30. IVNII. 1804.
INAVG. 8. AVG. 1805.
DEF. 2. APRIL. 1835.
R.equiescat I.n P.ace.

Von Thalergröße, Gewicht: $1\frac{1}{2}$ Loth in Silber; beide Stücke sind in Wien geprägt. Der Verfasser hätte füglich diese Münzen und Medaillen unter die der geistlichen Fürsten und Herren einreihen können.

14) Das Städtchen Neckarsulm, am Einflusse der Sulm in den Neckar gelegen, ward von Eberhard VI. aus dem Hause Weinsberg (CXVI. 167) im J. 1335 an das Erzstift Mainz verkauft, wo urkundlich im J. 1404 nach dem Heidelberger Schrot und Korn der Erzbischof Johann Graf von Nassau Münzen, wahrscheinlich nur Pfenninge, schlagen ließ. Ein Stückchen aus einem im Hohenlohischen gemachten Funde führt auf der Kehrseite SVLM. und das Mainzer Rad.

15) Ravensburg. Am Fuße der uralten Welfenburg auf dem Veits- oder jetzigen Schloßberge, dem Stammsitze der Welfen,

deren Glanz noch in den Nachkommen des daselbst 1129 gebornen Heinrich des Löwen auf den Königsthronen von Großbritannien und Hannover strahlt, bildete sich von ihren Vasallen, Ministerialen und Leibeigenen allmälig ein Dorf, das zur Stadt erwuchs, Namens Ravensburg. Die Ableitung Einiger von Gravensburg halte ich durchaus für unrichtig, indem g im Anlaute, das hier den Begriff mitbildet, nicht so leicht abgestoßen wird, eben so wenig die von rauh, gleichsam Rauenburg, da sich aus dem alten rûch, rûhes im Volksmunde Ruchenburg oder Rauchenburg gebildet hätte. Die Schreibweise Ravenspurch oder Ravensburc, wie sie schon um 1194, 1264 und 1274 in Urkunden erscheint, führt auf die nahe liegende einfache Erklärung aus râve (althochd. râvo, lat. t-rabs), d. i. Balken, Sparren, aus denen die erste Anlage der Burg mag gezimmert worden seyn. Der alte kinderlose Welf VI. [1]) († 1191), der hier oft einen glänzenden Hof hielt, überließ mit Uebergehung Heinrichs des Löwen seinem schwesterlichen Neffen, dem Kaiser Friedrich I., nicht nur die Lehen in Italien, sondern trat auch 1180 ihm seine Allodien in Schwaben ab, wodurch Ravensburg an die Hohenstaufen gelangte. Konradin brachte die letzte Zeit seines Aufenthaltes in Deutschland großentheils in Ravensburg zu, das sich unter den Stürmen des Zwischenreiches behauptete, ohne sich einem Herrn zu unterwerfen. König Rudolph erklärte es ddto. Basel 16. Juni 1276 zur unmittelbaren Reichsstadt, welche sie bis 1803 verblieb; in diesem Jahre kam sie an Bayern und am 18. Mai 1810 an Württemberg.

Zu Ravensburg war frühe eine Münzstätte, indem nach S. 478 Bischof Heinrich von Konstanz i. J. 1240 daselbst münzte. Der in Beischlag Tab. VI. Nr. 43 und hier unter Nr. 3 abgebildete schöne Bracteat (von 5 Wienergran im k. k. Kabinete) mit der Mauer oder Burg und ihren zwei Thürmen wird bisher als das älteste Stück dieser Stadt angenommen. Nun wollen wir ein Paar unbestreitbar zu Ravensburg geschlagene Bracteaten [2]) in Abbildung Nr. 1 und 2 beibringen: RAVENSPVRC mit Stadtmauern und Thürmen, wovon ein Stück 6, das andere 7 Gran Wienergewichtes wiegt.

[1]) Des durch seine Vertheidigung von Weinsberg bekannten Welf VI. älterer Bruder war Heinrich der Stolze, somit Heinrich der Löwe dessen Neffe, und desselben Welfs Schwester Judith die Mutter Barbarossa's.

[2]) Diese Stücke nebst 85 andern sehr seltenen Bracteaten von bester Erhaltung hat aus einem Münzfunde von Klaus unweit Rankweil in Vorarlberg im J. 1827 der dermalige Director des k. k. Münzkabinetes, Hr. Arneth, mit dem Stücke vom K. Friedrich (Nr. 4), dann den Bracteaten von St. Gallen, Lindau (von beiden mit und ohne Schrift) und Reichenau für dasselbe ausgewählt.


1 2 3 4

Somit ist Ravensburg als Münzstätte des Reiches aus jener Zeit der Bracteaten monumental nachgewiesen. Dürfte nicht auch der aus demselben Funde herstammende Bracteat Nr. 4 mit: FRIDERI — CVS CESAR, der auf dem Throne sitzend in der Rechten das Scepter und in der Linken den Reichsapfel hält, aus derselben Münzstätte hervorgegangen seyn? Ein ganz ähnliches Stück hat dasselbe k. k. Institut mit: HENRIC — VS CESAR, von K. Friedrich's I. Sohn und Nachfolger, Heinrich VI., welchen beiden Ravensburg von 1180 bis 1197 gehörte; demnach hätte man vor dem J. 1240 daselbst gemünzt.

Daß nach S. 478 K. Sigismund schon im J. 1380 einzelne Bürger von Ravensburg mit dem Zolle, der Wage und dem Oberforstamte über den Altdorfer Wald belehnte, ist irrig, da derselbe am 20. Sept. 1410 zum römischen König gewählt wurde. Die Stadt erhielt am 10. August 1442 außer jenen drei Rechten auch das der Münze. Mehrere Münzconventionen wurden daselbst gehalten und am 1. April 1501 verband sie sich mit den Reichsstädten Ulm, Memmingen, Kempten, Leutkirch, Isny und Ueberlingen zu einer gemeinschaftlichen Münze, welche als Vereinsmünze unter dem Namen und mit dem Wapen von Ulm, Ueberlingen und Ravensburg zu Ulm geprägt wurde. Erst in der Kipper- und Wipperzeit finden sich wieder eigene Münzen von Ravensburg, die nach hergestellter Münzordnung wieder eingewechselt wurden. Der angebliche Thaler oder vielmehr die thalerähnliche Medaille vom J. 1624 S. 484 Nr. 14 und bei Köhler III. 337, dann bei Madai Nr. 5089 mit den zehn Wapenschildchen, wahrscheinlich dortiger Magistratspersonen, welches Stück den sogenannten Regimentsthalern von Ulm, Konstanz und Memmingen nachgemacht ist, scheint gleich diesen bloß zu Ehrengeschenken bestimmt gewesen zu seyn. Da die Ravensburger Münzstätte schlechtes Geld prägte, wurde sie wie jene zu Buchhorn im J. 1705 auf Veranlassung der drei correspondirenden Münzkreise zerstört. Den letzten Versuch, Geld mit eigenem Wapen zu prägen, machte die Stadt 1772, und wandte sich an die vorder-

österreichische Münze zu Günzburg, erhielt aber eine abschlägige Antwort, bis sie sich über ihr Münzrecht auswiese, was sie nicht konnte. — In allem sind 26 Münzen und Medaillen beschrieben.

16) Von Reutlingen, das so viel man weiß noch nie das Münzrecht hatte, kennt man nur ein Paar Medaillen auf die Feier der Reformation, da diese Reichsstadt vor allen in Schwaben der neuen Lehre folgte, von den Jahren 1717, 1730 mit dem Motto: „Aufrichtig, treu und beständig,“ und von 1817.

17) Riedlingen kam um 1300 von den Grafen von Veringen, die drei Hirschhörner im Wapen führten, durch Kauf unter K. Albrecht I. an Oesterreich, ward 1384 an Truchseß-Waldburg verpfändet, gelangte 1680 wieder an Oesterreich und am 26. Dec. 1805 an die neue Krone Württemberg. Im J. 1266 wird ein Cuno Münzmeister von Riedlingen genannt, und man will ihr einen Bracteaten mit zwei kreuzweise gelegten Rudern, welche das Wapen der Stadt bilden, zuschreiben. Uebrigens hat man keine Spur von andern Münzen oder einem Münzrechte von Riedlingen, aber häufig wurden daselbst von den oberschwäbischen Städten Verhandlungen über das Münzwesen gehalten. Da Andreas Jerin († 5. Nov. 1596), Bischof des vom K. Maximilian I. münzberechtigten Breslau, zu Riedlingen und nicht zu Reutlingen geboren war, wie Dewerdeck in seinem schlesischen Münzkabinete S. 216 und Heroldt's Nebenstunden S. 187 angeben, so werden auch dessen zwei Dukaten und eine Medaille vom J. 15 — 96 hier beschrieben.

18) Rottenburg am Neckar, die ehemalige Hauptstadt der Grafen von Hohenberg, wurde vom Grafen Rudolph dem Jüngern im J. 1381 an Herzog (nicht Erzherzog) Leopold III. um 66,000 Gulden verkauft. Dessen Sohn Leopold IV., der Stolze oder Dicke, der die österreichischen Vorlande verwaltete, schließt nach Bd. XVI. S. 139 mit andern Ständen Schwabens am 29. Nov. 1396 eine Convention, Schillinge und Heller zu schlagen, und zwar zu Rottenburg, jene mit Wapen und Umschrift, wovon dem Referenten kein Stück bekannt ist, und diese mit Wapen und Kreuz, wie drei Stücke S. 491 genau beschrieben und bei Beyschlag unter den suevischen Silberpfenningen Tab. VII. Nr. 23—25 abgebildet sind. Daselbst sieht man einen Heller mit der Hand (Händleinspfenning), auf welcher in voller Deutlichkeit das österreichische Bindenschildchen ruht, nach der kaiserlichen Verordnung von 1356 oder vielmehr 1385. Vgl. Bd. CXVI. S. 186 und 139. — Somit war Rottenburg durch einige Zeit eine vorderösterreichische Münzstätte.

19) Schon im J. 1276 geschieht der Rottweiler Münze Erwähnung, und im J. 1280 kommen schon Namen dortiger

Münzer vor. Wenn auch diese Reichsstadt im J. 1423 an der Bd. CXVI. S. 141 erwähnten Münzeinigung Antheil nimmt, so gibt doch ein dortiges Rathsprotokoll die bestimmte Nachricht, daß am 26. März 1506 der Rath beschlossen habe, fürohin zu münzen, wovon noch die Stämpel vorhanden sind, und einen Wechsel zu halten, was mir ein älteres Recht vorauszusetzen scheint. Kaiser Max I. ertheilte am 15. Februar 1512 mit genauer Vorschrift des Gepräges dieser Stadt ein widerrufliches Privilegium, kraft dessen sie goldene und silberne Münzen schlagen konnte. Auch in den Jahren 1621 — 1623 machte sie sich der geringen Ausmünzung schuldig, schlug aber dafür mancherlei gute Thaler. Der seltene Thaler vom J. 1623 ist in Heroldt's dem Münzvergnügen gewidmeten Nebenstunden S. 429 abgebildet.

20) Von dem vormaligen österreichischen Städtchen Saulgau oder Sulgau ist nur eine Medaille auf die Bruderschaft zu Ehren der h. Jungfrau Maria vorhanden mit der Bitte, für Georg Fesele, wahrscheinlich den Stifter derselben, zu beten. Das S. 496 von Appel Bd. III. Abtheil. I. Nr. 1051 beschriebene Stück von schlechtem Silber besitzt jetzt das k. k. Münzkabinet.

21) Die Hauptstadt Stuttgart hatte, als von jeher dem Hause Württemberg angehörig, nie eine besondere Münzgerechtigkeit; daher findet man keine cursirende Münze von derselben, sondern nur Denk-, Preis- und ähnliche Münzen oder Medaillen. Nach der Münzconvention von 1396 wurden Stuttgart und Göppingen zu württembergischen Münzstätten bestimmt, nach dem Vertrage von 1423 Stuttgart allein; auch münzte Graf Eberhard im Barte 1472 und 1473 zu Tübingen. Im J. 1570 wurde nach S. 497 (vgl. S. 510) Stuttgart neben Augsburg, Baden und Tettnang zu einer der vier Münzstätten des schwäbischen Kreises bestimmt. In den Jahren der gesetzlosen Kipperei 1622 und 1623 ließ Herzog Johann Friedrich noch in Tübingen und St. Christophsthal (bei Freudenstadt im Schwarzwalde) schlechte Münzen schlagen. Von nun an ist Stuttgart des Landes einzige Münzstätte. Es sind 46 verschiedene größere und kleinere Stücke beschrieben.

22) Die altwürttembergische Stadt Tuttlingen kann zwei Medaillen vom 31. October 1817 vorweisen auf die bei der Säcularfeier der Reformation Statt gehabte Einweihung der neuen Kirche, da die frühere mit der Stadt am 1. Nov. 1803 abgebrannt war.

23) Ulm, schon unter Ludwig dem Deutschen in den Jahren 854, 856, 863 und 866 urkundlich eine königliche Pfalz und Villa genannt, hatte als solche wohl die Münzgerechtigkeit, und urkundlich werden in den Jahren 1087, 1091 — 1107, 1160,

1188, 1255 und 1259 Ulmer Solidi erwähnt; ferner Ulmische Pfenninge von den Jahren 1320 und 1327 bis 1348, woraus sich mit Wahrscheinlichkeit ein fortwährendes Münzen an diesem wichtigen Uebergangsplatze über die Donau folgern läßt. Im J. 1356 bestellte Kaiser Karl IV. die Städte Frankfurt, Nürnberg, Ulm und Donauwörth, und dessen Sohn und Nachfolger K. Wenzel im J. 1385 die Städte Augsburg, Nürnberg, Ulm und Hall zu Ausmünzungen von Hellern mit Kreuz und Händen — und höchst wahrscheinlich gehören die mit dem Beizeichen V (s. Beyschlag Tab. VII. Nr. 29 und 30) der Stadt Ulm an — für die Reichslande in Schwaben und Franken. Dasselbe Recht wurde von demselben Kaiser am Oberstentag (6. Jänner) 1398 mit der besondern Erlaubniß erneuert, mit den ihr bestgelegenen Städten einen Verein zu gemeinsamen Ausmünzungen zu bilden, ohne Vorbehalt des Schlagschatzes auf zehn Jahre. König Rupert verlieh am 18. März 1404 der Stadt noch das nähere Recht, auch Schillinge zu zwölf Hellern zu schlagen. Im J. 1423 erscheint Ulm als eine der vier Münzstätten bei der vierten Münzconvention. Am 1. April 1501 schließen sieben Städte Schwabens einen Münzverein auf ein Jahr und dann nach Belieben, woraus die moneta nova trium civitatum, nämlich der drei Städte Ulm, Ueberlingen und Ravensburg entsteht, welche — Schillinge, wie auch Dreier und Heller — in Ulm allein als gemeinsame Münze geschlagen wurden. Von den Münzen nach den Münzverträgen mit König Ferdinand I. im J. 1535, dann 1538 sind keine Stücke mehr vorhanden. Der Stadt Ulm ertheilte K. Karl V. im unseligen Feldlager vor Metz am 2. Dec. 1552 in Anerkennung der ihm gegen Frankreich und dessen Helfershelfer geleisteten Dienste das Recht, goldene und silberne Münzen jeder Art zu schlagen, was sie wohl schon früher selbst in größeren Stücken gethan hatte, wie die Thaler von 1546 bis 1548 belegen; sie münzte, wie auch andere schwäbische Städte, noch als im J. 1572 Augsburg, Stuttgart, Tettnang und Baden zu allgemeinen Münzstätten des schwäbischen Kreises bestimmt wurden, und zog sich aber dafür eine Rüge des Münzprobationstages vom 14. October 1621 zu. Sie war der Sitz des schwäbischen Kreis-Münzconvents, und bei ihrem bedeutenden Handel auf die fremden einfließenden Geldsorten und das Münzwesen sehr aufmerksam. Später wurden nur halbe Kreuzer, Pfenninge und Heller geschlagen, und sie ließ 1767 und 1768 zu Augsburg Kreuzer nach dem Conventionsfuße, und 1772 und 1773 in der österreichischen Münze zu Günzburg Kupferkreuzer prägen, mit welchen die Reihe der Ulmer Currentmünzen schließt. Ulm's Münzgeschichte macht ein wohl abgeschlossenes Ganzes, und hat schon

einige Freunde und Bearbeiter gefunden, s. Prodromus Ulmae numariae ex observ. hist. Ludovici Barth. Herttensteinii († 1764) in novis actis eruditorum. Lips. 1736. p. 515—524, mit zwölf Abbildungen; dann an dem auch durch sein schwäbisches Idiotikon bekannten Prälaten von Schmid, dessen Beiträge zur ältern Münzgeschichte seiner Vaterstadt in: Ulm's Verfassungs-, bürgerliches und commercielles Leben im Mittelalter von Carl Jäger, Stuttgart und Heilbronn, 1831, S. 377—394 enthalten sind. — Da nach S. 509 der schwäbische Bund das alte St. Georgs-Banner zur Hauptfahne und zum Feldzeichen ein rothes Kreuz in weißem Felde führte, so kam dieser h. Ritter mit dem Kreuze auf seinem Schilde auch auf die gemeinsamen Münzen der Städte Ulm, Ueberlingen und Ravensburg*), und das Kreuz allein über den drei rechts hinschreitenden Löwen auf den Thaler des schwäbischen Kreises vom J. 1694 (s. Binder S. 181. Nr. 212 und Madai Nr. 1230) und auf den Kreisdukaten bei Binder S. 200. — Nun wollen wir hier eine interessante Medaille aus dem k. k. Münzschatze einreihen, die höchst wahrscheinlich als militärisches Ehrenzeichen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges im Namen der Stände Schwabens (zu Ulm?) gegeben wurde. Av.: St. Georg in voller Rüstung zu Pferd, dessen Decke zwei rothe Kreuze im weißemaillirten Felde trägt, durchbohrt mit seinem Speere den unter ihm sich windenden Lindwurm. Rev.: In goldemaillirtem Felde, das kriegerische Embleme umgeben, schreiten oben im quergetheilten Schilde rechts hin die drei schwarzen Löwen Schwabens, unten ist dasselbe rothe Kreuz auf weißem Grunde. Die eingegrabene Randschrift enthält die Worte: EX. DONO — ORDINVM SVEVIÆ. ANNO. — MDCXXV. Mit Oehr und Ringelchen zum Anhängen, in Thalergröße; Gewicht: 12 Dukaten in Gold. — Die einst so mächtige und einflußreiche, in ihrer innern Verwaltung wohlgeordnete Stadt Ulm hat auch eine namhafte Zahl von Kriegs- und Noth-, dann Religionsjubelmünzen, sogenannte Komödien-, Prämien- und 43 Medaillen auf ausgezeichnete und um die Stadt verdiente Bürger und Männer; im Ganzen sind 258 Stücke Münzen und Medaillen beschrieben und erläutert; dann folgen S. 550 sieben gemeinschaftliche Münzen von Ulm und Ueberlingen. Recht interessant ist S. 521 der Excursus über die sogenannten Münzerhausgenossenschaften, die man in der Geschichte mehrerer großen Reichs- und Handelsstädte findet. Vgl. hiemit Jäger S. 379—384.

*) Vgl. die Münze vom J. 1502 in Köhler's histor. Münzbelust. Bd. VIII. S. 73.

24) Die Stadt Waldsee behauptet in einem Schreiben an die Stadt Ravensburg ddto. 17. Jänner 1501, die Münzfreiheit zu besitzen, welche sich weder durch eine Urkunde, noch durch eine Münze erweisen läßt.

25) Wenn auch die ehemalige Reichsstadt Wangen an mehreren Münzeinigungen, z. B. in den Jahren 1423, 1501 und 1502 Theil nahm, so war sie doch nie münzberechtigt. Ihr wird ein gut geprägtes Stück vom J. 1737 mit dem Wapen der Stadt und B. Z., d. i. Brückenzoll, nach S. 553 zugewiesen. Hier müssen wir eines Mannes aus Wangen gedenken, der ein Numismatiker und ein Mann von ächtem Schrot und Korn war. Franz Fidelis Wachter wurde am 20. November 1773 zu Wangen geboren, wo sein Vater Bürger und Rathsmitglied war. In früher Jugend zeigte der Knabe große Fähigkeiten und war sowohl in seiner Vaterstadt, wo er den Elementar-Unterricht genoß, als auch im Stifte Ochsenhausen stets einer der ausgezeichnetsten Schüler, so daß er, ob er gleich an einem gefährlichen Beinfraß an vier Jahre darniederlag und im Bette geprüft wurde, drei Preise erhielt. Um das Jahr 1794 kam er nach Wien, setzte hier, ohne von Hause eine Unterstützung anzunehmen, seine Studien fort, und widmete sich erst der Medicin, dann der Rechtswissenschaft, die er jedoch wieder verließ. Besonders zogen ihn Eckhels († 1798) Vorlesungen über alte Numismatik an, über dessen durchdringenden Scharfsinn, wohl verarbeitete große Gelehrsamkeit und feine Ironie er Manches zu erzählen wußte. Wachter nahm im J. 1802 eine Anstellung in der Aushilfskanzlei bei der k. k. Hofburgpfarre. Auf die Aufforderung des damaligen Münz- und Antikenkabinets-Directors, Abbé Neumann, dessen Vorlesungen über Numismatik und Alterthumskunde er sehr fleißig besucht hatte, bewarb er sich um eine Stelle im k. k. Antikenkabinete, und wurde mit dem 1827 verstorbenen Alois Primisser zugleich am 12. März 1816 als Custos angestellt. Stets rüstig zu Fuß wurde er auf einer seiner Wanderungen bei Baden von trunkenen Fleischerknechten überfahren, aber äußerlich bald hergestellt, kränkelte jedoch hinfort und starb an diesen Folgen zu Wien an einer Lungenentzündung den 18. Sept. 1834. — Wachter war gerade, offen ohne Rückhalt, scharf und bestimmt das Leben und die Verhältnisse vorzüglich des Volkes auffassend, voll Laune und biederer Derbheit, Feind aller Unwahrheit und Ziererei, besonders aller mäkelnden Dilettanten seines Faches. Er hatte ein gesundes, das Richtige treffende Urtheil und ein feines Gefühl für Form und Zeichnung. In der orientalischen Numismatik, deren Abtheilung ihm im k. k. Münzkabinet vornehmlich zugewiesen war, war er Autodidakt, und beschäftigte

sich in der letzten Zeit seines Lebens hauptsächlich mit dem ägyptischen Alterthume. Einen Beleg seiner Studien und seiner schönen, kräftigen Handschrift gibt der in lateinischer Sprache verfaßte, ungedruckte Conspectus numorum orientalium Muhamedanorum, mit den Unterabtheilungen: Numi Sultanorum Osmanidarum; urbes et regna confinia; Chani Crimeae; Chani Hordae aureae; Chani Hulagidae, nach den verschiedenen Modülen, in Großfolio.

Den XXXI. Abschnitt von S. 553 — 585 füllen 85 Medaillen auf merkwürdige Personen in und aus Alt- und Neu-Württemberg, denen in alphabetischer Ordnung kurze Biographien sammt Hinweisungen auf die betreffenden Werke vorangehen. Die Medaillen auf Patricier, Rathsherren, Geistliche und Aerzte der Städte Eßlingen, Hall und Ulm suche der Leser beim Schlusse der Münzen und Medaillen dieser Städte. S. 586 enthält ein Register zu obigen Personen nach ihren Geburtsorten, so weit sie im Königreiche Württemberg liegen. S. 565 und 581 nach Nr. 58 ist einzuschalten: Ott Michael von Achtertingen (Echterdingen auf den Fieldern bei Stuttgart), kaiserlicher oberster Zeugmeister. Derselbe, um 1479 geboren, ist am 10. August 1513 des K. Maximilians I. Zeugmeister in den Niederlanden, und am 17ten desselben Monats Theilnehmer an der sogenannten Spornenschlacht bei Guinegate. Unter ihm machte Sebastian Schärtlin von Burtenbach im J. 1518 den ersten Zug gegen Franz von Sickingen. Im Jänner 1525 wurde er vom Erzherzoge Ferdinand als damaligem Besitzer des Herzogthums Württemberg dahin abgeschickt, um die Schlösser des Landes zu besichtigen und gegen etwaige Ueberrumpelung zu verproviantiren. In demselben Jahre war er oberster Zeugmeister unter Georg, Truchseß von Waldburg, gegen die aufrührerischen Bauern an der Donau und im Allgau. Im J. 1527 lebte er in Wien, wie auch zur Zeit der türkischen Belagerung im J. 1529 als Kriegsrath und oberster Zeugmeister der oberösterreichischen Lande (d. i. Tirols), indem das Geschütz in der Stadt Ulrich Leisser von Wildon aus der Steiermark als oberster Zeugmeister der niederösterreichischen Lande befehligte. Im folgenden Jahre war er in des Königs und Erzherzogs Ferdinand I. Gefolge auf dem großen Reichstage zu Augsburg. In der Tiroler Adelsmatrikel Nr. 337 erscheint Johann Ritter von Ott zu Achtertingen, mit dem 1594 dieses Geschlecht erlosch.

MICHAEL OTT DE. ÆCHTERTINGEN. DIV:i MAXIMILIANI ET CAROLI, im Felde M.D — ?XII (soll XXII heißen) ETA.tis — XLIII. Dessen Brustbild mit langen, dichten, unten gleichgeschnittenen Haaren, starkem Barte, in voller Rüstung, von der

rechten Seite. Rev.: CÆS.arum SVPREMVS. TORMENTORVM. BELLICORVM. PREFEGIVS (sic) statt PRÆFECTVS. Im spanischen Wapenschilde ein rechtshin schreitender, züngelnder Löwe, aus dessen Helme ein vorwärts gekehrter Löwe mit erhobenen Vordertatzen und dreispitzigen Streifen oder Lappen auf der Brust emporsteigt; rechts im Felde sind zwei kreuzweise gelegte Schwerter mit niedergekehrten Spitzen, links eine Sanduhr, darunter zu beiden Seiten DECE(n)TER — MELIVS, d. i. wahrscheinlich: besser mit Ehren sterben als besiegt werden. Größe: 42 nach Appel und 2 Zoll 4 Linien Wiener Maß; ciselirter Originalguß in Bronze im k. k. Kabinete. Abgebildet in Bergmann's Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des österr. Kaiserstaates. Wien, 1844. I. Bd. Tab. V. Nr. 28 und S. 61 und 155 Anmerk. **).

Zu S. 581. Nr. 63 ist beizufügen: SEBASTIAN. SCHERTLIN. V.on BVRTENBACH. 37. IAR. ALT. 1533. Dessen Brustbild mit einer Kette. Am Kinne ist ein im Gusse der Medaille entstandener Fehler zu sehen. Größe: 1 Zoll 10 Linien; im k. Münzkabinete zu München.

Da nach der österreichisch-militärischen Zeitschrift 1821, Heft VII. S. 77 Lazarus von Schwendi, Freiherr von Hohenlandsberg (im obern Elsaß), auf seiner Stammburg zu Schwendi bei Gutenzell im Oberamte Wiblingen geboren ist, so sind dessen zwei Medaillen hier einzureihen. Schwendi, um 1522 aus einer alten, der Schweiz entstammenden Familie geboren, studirte zu Basel, griff frühe zum Waffenhandwerke und übernahm schon im Juni 1546 eine Sendung des K. Karl V. zu Regensburg an die Reichsstädte Augsburg, Ulm und Straßburg. Im folgenden Sommer hatte er den Auftrag, die Festungswerke von Gotha zu schleifen, war 1551 kaiserlicher Kriegscommissär im Lager des Kurfürsten Moriz von Sachsen vor Magdeburg, lernte darauf den ernsten Krieg gegen die Türken in Ungarn kennen, focht im kaiserlich-spanischen Heere in den Niederlanden ruhmvoll in den siegreichen Schlachten zu St. Quintin (10. Aug. 1557) und bei Grävelingen 1558, und ward des Vertrauens des Prinzen Wilhelm von Oranien und des Grafen von Egmont gewürdigt. Mit Erlaubniß K. Philipps II. berief ihn Kaiser Maximilian II. zu seinem obersten Feldhauptmanne nach Oberungarn gegen Johann II. Sigmund von Zapolya, wo er vom Jänner 1565 bis zum Abschlusse des Vertrages zu Adrianopel ddto. 17. Februar 1568 in schwierigen Verhältnissen befehligte, und sich einen bleibenden Namen erwarb. Nun entsagte er für immer dem Kriegsleben, ward aber öfter zu Rathe gezogen, z. B. auf dem Reichstage zu Regensburg im J. 1576. In

seiner Muße schrieb er etliche Werke, als: „Quomodo Turcis sit resistendum Consilium," nicht aber: De bello contra Turcas prudenter gerendo, was ihm Iselin, Jöcher und Andere zuschreiben; denn diese Schrift hat den venetianischen Patricier Lazaro Soranzo, der um 1600 lebte, zum Verfasser; ferner: Kriegsdiscurs, von Bestellung des ganzen Kriegswesens ꝛc. Frankfurt, 1593 und 1605; dann in Versen: zwo schöne Lehren, deren erste von dem streitbaren Lazarus Schwendi kurz vor seinem Ende an das deutsche Kriegsvolk, die andere aber an K. Maximilian I. von einem seiner Kriegsräthe gestellt ist. Frankfurt, 1595, in kl. Octav. Schwendi, der vielerprobte Feldhauptmann, war in Wissenschaften unterrichtet wie wenige der Heerführer seiner Zeit. Er starb auf seiner Besitzung Kilchhofen in Breisgau am 28. Mai 1584.

I. LAZARVS. A. SWENDI. CAR.oli V. IMP.eratoris Z(et). REG.is PHIL.ippi F.ilii CONS.iliarius Z. LEG.atus GER.manicae MIL.itiae PRÆF.ectus. Im Felde: ÆT.atis — XXXIIII. Dessen bärtiges Brustbild in voller Rüstung, mit der Feldbinde über der rechten Schulter, von der rechten Seite.

Rev.: DVRAT. ET. LVCET. Ein Vulkan, auf welchen sieben Windgötter aus vollen Backen blasen, steht unerschütterlich und leuchtend im Meeresgrunde.

Größe: 28 Linien nach Appel. Abgebildet in Mieris III. 360; ein ähnliches Stück in Luckii Sylloge numismatum elegantiorum. Argentinae, 1620, p. 217. Diese Medaille ist höchst wahrscheinlich in den Niederlanden um 1555 oder 1556 gemacht.

II. LAZARVS DE SWENDI. MAX.imiliani IMP.eratoris BELLIDVX IN VNGAR.ia S.ummus. Darunter 1566. Dessen bärtiges Brustbild im Harnische, von der linken Seite.

Rev.: DVRAT ET LVCET. Derselbe Vulkan wie Nr. I.

Größe: 24 Linien nach Appel und 1 Zoll 3 Linien im Wiener Maß. Befindet sich, wie das vorige Stück, im k. Kabinete zu München.

Im XXXII. Abschnitte folgen landschaftliche Medaillen, nämlich der gemeinen Prälaten und Landschaft (der Landstände) in Württemberg, die in Gold und Silber von verschiedener Größe und Gewicht von der Landschaft zu Geschenken theils an ihre eigenen Mitglieder, theils an andere gebraucht wurden. Auch wurden bei Grundsteinlegungen neuer öffentlicher Gebäude derlei landschaftliche Medaillen eingelegt. Herzog Friedrich verlieh im J. 1595 der Landschaft ein Wapen, das sie bis zu ihrer Auflösung am 31. December 1805 gebrauchte.

Der XXXIII. und letzte Abschnitt enthält „Verschiedenes" in 187 Nummern, darunter Stücke von Privatunternehmungen

einiger Münzbeamten, Preismedaillen, Neujahrs-, Pathen- und Confirmationsgeschenke, besonders eine große Zahl auf fremde Fürsten, welche sich mit württembergischen Prinzessinnen vermählt hatten; so z. B. ein numisma restitutum auf Johann Herzog von Lothringen und seine Gemahlin Sophia († um 1382) Gräfin von Württemberg. Diesen Stämpel, wie sämmtliche der Medaillen des Hauses Lothringen von St. Urbain, verwahrt die k. k. Medaillen-Stämpel-Sammlung in Wien, welche Hr. Director Arneth, Wien 1839, ausführlich verzeichnet und beschrieben hat. Von den Prinzessinnen Eleonora, Dorothea Maria und Sophia, von denen und ihren Gemahlen Nr. 28 — 29 Medaillen beschrieben sind, wie auch von deren Schwestern Hedwig, Elisabeth und Sabina, sämmtlich Töchtern des Herzogs Christoph, und deren Gemahlen besitzt die k. k. Ambraser-Sammlung sehr schön auf Pergament gemalte Porträte unter jenen 39 Ebenbildern *) dieses Hauses, die mit dem Grafen Ulrich († 1265) beginnen und mit dem Grafen Friedrich von Württemberg-Mömpelgard, der im J. 1593 nach H. Ludwigs Tode regierender Herzog wurde, und seiner Gemahlin Sibylla von Anhalt schließen.

Zum Schlusse dieser Medaillen wollen wir noch folgenden Spieljetton anfügen: Av. in sechs Zeilen: PAULINE HERZOGIN ZU WÜRTEMBERG GEBORNE PRINZESSIN VON METTERNICH. Rev.: Auf einem mit der Herzogskrone gezierten Hermelinmantel sind die Wapenschilde von Württemberg und Metternich an einander gelehnt. Größe: 26 nach Appel oder 1 Zoll 4 Linien Wiener Maß; in Bronze im k. k. Münzkabinete. — Kunigunde Walpurge Pauline, Fürstin von Metternich, geb. 22. November 1771, vermählte sich am 28. Februar 1817 als zweite

*) Die ersten zwölf Porträte dieser für die Ikonographie des Hauses Württemberg sehr interessanten Sammlung in einem Quartbande Nr. 72 sind grau in grau gemalt und schwarz touchirt, und stimmen fast durchaus mit den Bildnissen der alten Grafen überein, die in Sattler's Geschichte des Herzogthums Württemberg unter den Grafen abgebildet, und wohl nach denen im Chore der Stiftskirche zu Stuttgart gezeichnet sind; die 27 folgenden vom ersten Herzoge Eberhard im Barte bis auf Friedrich sind sehr fleißig en miniature ausgeführt. Da diese ganze Sammlung des Datums und jeder andern Notiz über ihre Entstehung entbehrt, so schließe ich aus Nr. 32 mit dem Porträte des ersten Gemahles der Herzogin Dorothea (Nr. 33), nämlich des Fürsten Joachim Ernst von Anhalt, dessen Todestag am 6. December 1586 noch angegeben ist, daß dieses Werk bald nachher entstanden ist, da von deren zweitem Gemahle, dem Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, mit dem sie sich am 18. Mai 1589 vermählte, keine Rede mehr ist.

Gemahlin mit dem Oheime des regierenden Königs von Württemberg, dem Herzoge Ferdinand Friedrich August, k. k. Feldmarschall und Gouverneur der Bundesfestung Mainz, wo er am 20. Jänner 1834 starb. Die Herzogin lebt noch in Wien. —

Unter den neuern, im heutigen Württemberg gebornen Medailleurs ist Joseph Salwirch nennenswerth. Derselbe, zu Mollenberg bei Neukirch unweit Tettnang 1761 geboren, kam zu seinem mütterlichen Oheim Christoph Wocher nach Langenargen, und wurde bei ihm Medailleur. Er folgte diesem († 1821), als die Grafschaft Montfort 1783 von Oesterreich gekauft und die Münze daselbst aufgehoben wurde, nach Mailand, und ward am 4. Juli 1808 Münzdirector daselbst, wo er im J. 1819 unverehelicht starb. Sein Kopf wurde nach dessen Tode abgeformt, wovon nach des Herrn Directors Arneth mündlicher Mittheilung ein Abguß im dortigen Münzgebäude aus dankbarer Erinnerung aufgestellt ist.

Von Salwirch sind a) die Rückseite zur Medaille auf die Gründung der cisalpinischen Republik am 9. Juli 1797. Av. ALL' ITALICO, mit dem überaus schön gearbeiteten, vielleicht gelungensten Brustbilde Napoleon Buonaparte's, von Vasallo. Rev. L'INSVBRIA LIBERA. Die personificirte französische Republik, von der Friedensgöttin mit dem Oelzweige begleitet, setzt der von einem Genius geführten Insubria die Freiheitsmütze auf. Vgl. Millingen, Hist. métallique de Napoléon. Londres, 1819. Pl. V. N. 14.

b) Der Scudo der cisalpinischen Republik, am 16. Juni 1800 bei Ankunft der Nachricht des Sieges von Marengo geprägt, auf dessen Hauptseite der Name Salvirch deutlich eingegraben ist. Rev.: SCUDO DI LIRE SEI 27. PRATILE ANNO VIII. Mit der Randschrift: UNIONE E VIRTU. Vgl. Millingen p. 52. N. 148. Pl. XII. 148.

c) Die Medaille auf General Brüne, französischen Gesandten und Obergeneral der italienischen Armee, welche ihm die Stadt Verona 1805 prägen ließ. Millingen p. 47. N. 128. P. XVI. 128.

Zur leichteren Uebersicht vermißt der Leser etliche genealogische Tabellen, wie sie in Herrn Albrecht's fürstlich Hohenlohischem Münzwerke zur Erhöhung des innern Werthes beigegeben sind. So wären auch ein Paar Platten mit Abbildungen der ältesten, seltensten, wie auch in ihren Typen Epoche machenden Stücke erwünscht gewesen. Der Druck ist für ein numismatisches Werk von seltener Correctheit, nur S. 598 ist cabauschen in cabanschen (vgl. daselbst S. 55) zu verbessern. Die Ausstattung des Buches ist schön und des ausgezeichneten Werkes

würdig. — Andere Staaten Deutschlands mögen dem Beispiele Württembergs folgen, und durch historisch-kritische Werke der Art ihre Geschichte fördern.

3) Ehrenvoll schließt sich den beiden Werken Albrecht's Münzgeschichte des Hauses Hohenlohe an, das über das Frankenland, dem es angehört, hinaus, und in die pfälzische und schwäbische Geschichte eingreift. Der Herr Verfasser vereint alle zur glücklichen Lösung seiner Aufgabe erforderlichen Eigenschaften, sowohl vermöge seines Amtes als fürstlicher Archivar die genaueste geschichtliche Kenntniß seines Gegenstandes, wie sie wohl kein Anderer besitzen mag, als auch Liebe zur Münzkunde, welche er in den S. 167 des CXVI. Bandes erwähnten gediegenen „Mittheilungen zur Geschichte der Reichs-Münzstätten zu Frankfurt am Main, Nördlingen und Basel. Heilbronn, 1835," gezeigt hat.

Das mit historischer Gewißheit bis in's zwölfte Jahrhundert hinaufreichende Haus Hohenlohe erfreute sich schon in den ältesten Zeiten mancher den ersten oder vordersten Reichsständen zugestandenen Rechte, darunter auch der Ausübung des Münzrechtes, über dessen erste Verleihung keine Urkunde vorhanden ist, welches aber spätere Belege als längst bestehend voraussetzen.

Der Anfang der Münzgeschichte dieses erlauchten Geschlechtes fällt in die Zeit der letzten Hohenstaufen, und zwar in die K. Friedrich's II., der vielleicht die um ihn in Italien erworbenen großen Verdienste der Gebrüder Gottfried *) und Konrad († um 1249) theils belohnen, theils dieselben sich verbindlich machen wollte. In dem urkundlichen Vertrage (S. 1) zwischen Gottfried von Hohenlohe und den Gebrüdern Engelhard und Konrad von Weinsberg über die gemeinschaftliche Regierung und Rechte von Oehringen im März 1253 ist bei Bestimmung einiger Abgaben ausdrücklich zweimal die Rede „vnse Heller," d. h. Heller

*) Gottfried von Hohenlohe war auch Dichter. Er verfaßte ein leider verlorenes Gedicht von allen Rittern des Artus oder Arthur, somit ein Sammelwerk über diesen ganzen britischen Sagenkreis. Rudolph von Ems sagt in seinem Wilhelm von Orleans nach von der Hagen's Minnesänger Bd. IV. S. 869 von ihm:

die werden riter über al
die bi Artûses jâren
in sinem hove wâren
für die werdesten erkant,
die hât uns wisliche genant
ein Gotfrit von Hôhenlôch.

Vgl. Gervinus Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. Leipzig, 1846. I. 497.

unseres Schlages, welcher Ausdruck unser hier, wie Bd. CXVI. 107 dargethan ist, auf beide Parteien sich bezieht, und vielleicht von den Gebrüdern Weinsberg widerrechtlich angesprochen wurde, da dem Grafen Gottfried († um 1255) allein die Münze verblieb.

Nun bringet der Herr Verfasser von S. 1—6 bis zum Schlusse des Mittelalters Belege bei für die regelmäßige Ausübung des Münzrechtes und für ein eigenes Münzhaus zu Oehringen. Drei kleine Silbermünzen aus dieser Periode werden S. 6 beschrieben mit der Umschrift auf dem Av.: Vlrich († 1407) [1] und eines Her Vlrich, mit dessen vorwärts gekehrtem Gesichte, großen Locken und einer einem Fürstenhute ähnlichen Kopfbedeckung. Rev. von zwei Stücken Hoenloch und vom dritten Hoenloh, mit den zwei rechts schreitenden Leoparden. Das vierte Stück trägt ein männliches Brustbild, zu dessen Linken ein O und rechts ein nicht mehr ganz deutliches V zu erkennen ist, mit den zwei rechts schreitenden Leoparden, wie sie auf dem Titelblatte abgebildet sind. Das k. k. Münzkabinet besitzt aus dieser Zeit einen Pfenning von geringhältigem Silber mit den zwei rechts schreitenden Leoparden ohne Schrift und Jahrzahl.

Die zweite Abtheilung enthält das hohenlohische Münzwesen und die Münzen vom Jahre 1500 an bis zum Erlöschen der Münzgerechtigkeit im J. 1809, und wird in die Periode von 1500 bis 1621 und von 1621 bis 1806 untergetheilt.

I. Periode von 1500 bis 1621. — Die Gebrüder Albrecht und Georg († 1551) [2] setzen im zwölften Artikel ihrer Erbeinigung vom 9. Sept. 1511 fest, daß alle regierenden Grafen ihres Hauses gemeinschaftlich münzen sollen. Münzen ihres Gepräges sind jetzt gänzlich unbekannt. Von dem J. 1571 an waren unter den hohenlohischen Häusern mehrere, wiewohl fruchtlose Unterhandlungen, um in der Grafschaft selbst wieder eine Münzstätte zu errichten und das Münzrecht, das lange geruht hatte, auszuüben, bis es endlich dem thätigen Grafen Wolfgang († 1610) von Hohenlohe-Neuenstein gelang, den Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe-Waldenburg zum Ausmünzen zu bewegen. In Folge dessen wurde von beiden laut des S. 80. Nr. 4 gedruckten Bestallungsbriefes vom 2. April 1594 der ehrbare Paul Dhietter oder Diether der Jüngere, deutschmeisterischer (s. oben

---

[1] Dessen Gemahlin war, nach Hübner II. Tab. 589, Elisabeth, Tochter Friedrich's III. Königs von Sicilien.

[2] Von dessen Tochter Wandelbar, Gemahlin Antons Freiherrn von Stauffen, besitzt die k. k. Ambraser-Sammlung unter Nr. 785 der kleinen Bildersammlung ein Porträt.

S. 60) und Nürnbergischer Münzmeister, auch als der ihrige angenommen, und von diesem Jahre an bis 1616 findet man 60 Stücke gemeinschaftlicher, wahrscheinlich nur in Nürnberg geprägter Münzen (Nr. 18 — 77) in den verschiedenen Gold- und Silbersorten verzeichnet.

Aus dieser ersten Periode sind auch Medaillen (von Nr. 5 — 17) auf einzelne Grafen des Hauses, als: a) Sigmund vom J. 1523; b) dessen Bruder Albrecht von 1526; c) Ludwig Casimir und seine Gemahlin Anna Gräfin v. Solms-Lich in Laubach; d) Wolfgang (von Nr. 8 — 13); e) Philipp von den Jahren 1590, 1604 zwei Stücke Nr. 15 und S. 95 Nr. 15[b] und 1606; f) Philipp Ernest vom J. 1613 (Nr. 17) und ohne Jahrzahl unter den Nachträgen S. 96 Nr. 17[b].

Das gemeinsame Münzen wurde durch einen Receß ddto. 20. Sept. 1621 unter sämmtlichen regierenden Grafen des Hauses aufgehoben, und jedem derselben eine besondere Münze nach dem Schrot und Korn des fränkischen Kreises zugestanden.

Hiemit beginnt die II. Periode vom J. 1621 bis 1806, in welchem mit der Reichsunmittelbarkeit auch das Münzrecht erlosch. In dieser Periode sind Eingangs von 1621 und 1622 1) zwei und zwanzig gemeinschaftliche Currentmünzen, als 24, 12, 8 und halbe Kreuzer Stücke aufgezählt, worauf der Herr Verfasser 2) zu dem Münzwesen und den Münzen der einzelnen Stammtheile übergeht.

A. Neuensteinische Hauptlinie, mit den beiden Nebenlinien: a) Neuenstein-Weickersheim, mit zwei zu Neuenstein geprägten Thalern (von 1623 und 1624), nebst einem goldenen Schaustücke (1638) vom kriegsmuthigen, vom Schicksale vielversuchten Grafen Georg Friedrich († 1645); und b) Neuenstein-Neuenstein. Vom Grafen Craft, der sich die Verbesserung des Münzwesens sehr angelegen seyn ließ, und im J. 1621 drei Münzstätten zu Neuenstein, Forchtenberg und Gnadenthal errichtete, sind 22 Münzen aller Sorten von den Jahren 1621 — 1632 S. 29 — 32 verzeichnet, denen wir zwei Stücke aus dem k. k. Münzkabinete beifügen: 1) CR — AFF. CO. DE. HOEN. (sic) ET. DO. I — LA. Gekröntes vierfeldiges Wapen, neben welchem 16 — 21. Rev.: FERDIN. II. D. G. RO. IM. SE. AV. Gekrönter Doppeladler mit dem Reichsadler auf der Brust, in welchem die Werthzahl 12; von geringhältigem Silber. 2) CRAFFT : COM : DE HOENLOE : ET : D : I : LAN: 16.22, mit Sträußchen und Röschen. Im Felde zwei Helme mit ihrem Schmucke. Rev.: FERDINAND : II : D : G : ROM : IMP: SEMP : AVGV: Der gekrönte Doppeladler mit dem Reichsapfel auf der Brust, ohne Angabe des Werthes. Größe: 1 Wiener

Zoll; Gewicht: $^3/_4$ Loth in gutem Silber, von schönem Gepräge im k. k. Kabinete. Vielleicht ein Probeversuch eines Viertelthalers? Derselbe Graf ließ auch 1632 eine Partie Thaler und Dukaten zu Nürnberg prägen.

Nach Craft's Tode († 1641) führten seine Söhne die Regierung bis 1676 gemeinsam, aus welcher Zeit keine Münzen bekannt sind, und theilten sich in vier Linien, als:

a) zu Oehringen unter Johann Friedrich dem Aelteren († 1702) mit eilf Münzen (Nr. 125 — 135);
b) zu Weickersheim unter dem Grafen Siegfried († 1684), ohne Münzen und Nachkommen;
c) zu Neuenstein unter dem Kriegshelden Wolfgang Julius († 1698), ohne Nachkommen, mit vier Stücken (Nr. 136 — 139);
e) zu Künzelsau unter dem Grafen Johann Ludwig († 1689), ohne Nachkommen und Münzen.

Johann Friedrich vereinte sämmtliche Neuenstein-Neuensteinische Lande, und dessen zwei Söhne Karl Ludwig und Johann Friedrich der Jüngere regierten zuerst gemeinschaftlich und theilten 1708 ihre Besitzungen in zwei Theile:

aa) Zu Weickersheim; vom Grafen Karl Ludwig († 1756), der in Nürnberg prägen ließ, sind 14 Stücke Medaillen und Münzen, und von seinem vor ihm am 9. Juli 1744 gestorbenen Sohne, dem Erbgrafen Albrecht Ludwig Friedrich, eine seltene Medaille (S. 39. Nr. 154) vom J. 1743 auf dessen Lusthaus, die wegen ihres Spruches: „IN ALLEM WAS DV THVST BEDENKE DAS ENDE" und seiner Todesahnungen als ominös gedeutet wurde.

bb) Zu Neuenstein (Oehringen); vom Grafen und am 4. April 1764 vom Kaiser Franz I. in den Fürstenstand erhobenen Johann Friedrich († 24. August 1765) eilf Stücke (Nr. 155 — 165), und von seinem Sohne Friedrich Karl, der am 27. Juli 1805 ohne Nachkommen diese Linie beschließt, 21 Stücke (von Nr. 166 — 186). Seine Besitzungen gingen auf die Neuenstein-Langenburger Häuser Kirchberg, Langenburg und Ingelfingen über.

cc) Neuenstein-Langenburgische Linie. Crato's von Hohenlohe-Neuenstein jüngerer Bruder Philipp Ernst († 1628) ist der Stifter der Hohenlohe-Langenburgischen Linie, und errichtete 1621 zu Langenburg und Kirchberg Münzstätten, welche im J. 1623 wieder eingingen. Zu der bei Albrecht S. 15 Nr. 17 angezeigten Medaille kommen noch von Nr. 187 — 197 eilf silberne Münzen. Da dessen älterer Sohn Joachim Albrecht, der zu Kirchberg residirte, im J. 1671 unvermählt starb, kam in

den alleinigen Besitz der Länder dieser Linie sein jüngerer Bruder Heinrich Friedrich, der zu Langenburg wohnte, von denen keiner münzte. Nach dessen am 2. Juni 1699 erfolgtem Tode theilten sich seine drei Söhne:

1) Graf Albrecht Wolfgang († 1715) bekam den Antheil Langenburg, von dem keine Münze bekannt ist, wohl aber von seinem 1764 gefürsteten Sohne Ludwig, der im folgenden Jahre starb, ein Gedächtnißthaler vom J. 1751 und ein Dukaten (Nr. 199 und 200), in Gemeinschaft mit den Vettern zu Ingelheim und Kirchberg. Dessen Sohn, Fürst Christian Albrecht Ludwig († 1789), münzte gemeinsam 1770 mit dem Gesammthause Hohenlohe-Neuenstein.

2) Vom Grafen Christian Craft, der den Antheil Ingelfingen erhielt und 1743 starb, kennt man keine Münzen. Von dessen Söhnen Philipp Heinrich († 1781) und Heinrich August († 1796) sind keine eigenen Münzen geprägt worden; wohl aber ließen sämmtliche Häuser der Hohenlohe-Neuensteiner Hauptlinie im J. 1770 gemeinschaftlich eine Partie 24 und 12 kr. Stücke Nr. 201 und 202 zu Nürnberg ausprägen. Von des Letztern Sohne, dem Fürsten Friedrich Ludwig, kennt man vier Denkmünzen von den Jahren 1782, 1791 und 1796 (Nr. 203—206), dann auch einen Conventionsthaler und Dukaten vom letztgenannten Jahre. Er trat im J. 1806 seine Besitzungen an seinen Sohn ab und starb am 15. Februar 1818 in Schlesien.

3) Graf Friedrich Eberhard zu Kirchberg starb 1737 ohne gemünzt zu haben. Zu dessen Andenken ließ sein Sohn Karl August 1737 einen Gedächtnißthaler (Nr. 209) prägen, s. Köhler X. 385 und Tab. V. 209 abgebildet; von ihm selbst ist der Thaler Nr. 210. Der mit Hohenlohe-Langenburg gemeinsam geprägte Thaler vom J. 1751 ist Nr. 199 erwähnt. Fürst Karl August († 1767) war ein großer Freund der Numismatik und leitete den Ankauf der Sammlung reichsgräflicher Münzen des Comitial-Gesandten v. Pistorius im J. 1761 für die fürstlichen Häuser Kirchberg, Ingelfingen und Langenburg, denen sie gemeinschaftlich gehört. Sie enthält mit den früher vorhandenen hohenlohischen Münzen vereint die seltensten Stücke, die im Werke selbst beschrieben sind.

Sein Sohn, Fürst Christian Friedrich Karl († 1819), münzte theils in Gemeinschaft mit den übrigen Häuptern des Gesammthauses Hohenlohe-Neuenstein die vorerwähnten Stücke Nr. 201 und 202, theils allein ganze und halbe Conventionsthaler in den Jahren 1781 und 1786 (beide zu Schwabach geprägt), dann 1804.

B. Waldenburgische Hauptlinie. Ludwig Eber-

hard, der Stifter der a) pfedelbachischen Nebenlinie, errichtete 1621 eine Münzstätte zu Mainhard, die im folgenden Jahre wieder einging. Von ihm († 1650) sind Nr. 219 — 226 acht Münzen und eine kleine Gedächtnißklippe (Nr. 227) vom J. 1650 auf die Feier des westphälischen Friedens beschrieben; gemeinsam mit seinem Bruder Philipp Heinrich ist der Thaler vom J. 1623 Nr. 226. Dessen beide Söhne, der kinderlose Friedrich Craft († 1681) und Hiskias († 1685), münzten nicht, wohl aber ließ des Letztern einziger Sohn, Graf Ludwig Gottfried, etliche Denkmünzen (Nr. 228 — 233) auf das zweite Jubiläum der Reformation im J. 1717 prägen. Als er am 18. September 1728 die pfedelbachische Nebenlinie beschlossen hatte, wurden den 6. August 1729 dessen Besitzungen zwischen Hohenlohe-Schillingsfürst und Bartenstein getheilt. Auf diese Theilung ist eine Medaille (Nr. 234) der drei Gebrüder von Bartenstein von Kaspar Gottlieb Laufer in Nürnberg ausgegangen, und S. 57 Appel's Erklärung im Repertor. III. Nr. 1415, daß dieses Stück von den Brüdern auf den Tod ihres Vaters Philipp Karl Kaspar († 15. Jänner 1729) geprägt sei, widerlegt.

b) Von Seite der Waldenburg-Waldenburg'schen Linie errichtete Graf Philipp Heinrich im J. 1621 zwei Münzstätten zu Waldenburg und zu Untersteinbach, und ließ mit seinem Bruder Ludwig Eberhard im J. 1623 den vorerwähnten Thaler Nr. 226 prägen. Weder von demselben sind andere Münzen angezeigt, noch von seinen beiden Söhnen, den Grafen Wolfgang Friedrich († 1658) und Philipp Gottfried († 1679), mit welchen diese Linie erlosch.

c) Graf Georg Friedrich der Jüngere von der Waldenburg-Schillingsfürst'schen Linie errichtete eine Münzstätte zu Schillingsfürst und eine zu Bartenstein, die im folgenden Jahre eingingen. Von demselben († 1635) ist ein 24 kr. Stück ohne Jahrzahl. Dessen Söhne Christian und Ludwig Gustav, die 1667 öffentlich zur katholischen Kirche übertraten, münzten nicht. Deren Nachkommen theilten sich 1688 in die a) Bartenstein'sche und b) Schillingfürst'sche Linie, von denen jede für sich münzte. Von jenen sind außer der gemeinsamen Medaille Nr. 234 drei Dukaten von den Jahren 1747 und 1750 Nr. 236 — 238 verzeichnet; von dieser prägte besonders fleißig Graf Ludwig Gustav in der von ihm zu Schillingsfürst errichteten Münzstätte eine reichsübliche Münze vom J. 1684 angefangen. Kaiser Leopold erlaubte ihm laut der S. 85 Nr. 8 gedruckten Urkunde ddto. Wien 15. Jänner 1685 wegen seiner dem h. römischen Reiche treu geleisteten Dienste 15 kr. und 3 kr. Stücke unter dem kaiserlichen Gepräge, jedoch mit einem besondern Ab-

zeichen und in dem der kais. Münze gleichen Schrot und Korn zu münzen. Als man schon dieses wichtige Privilegium auszuüben begann, wurde es wegen verschiedener Inconvenienzen schon im November desselben Jahres widerrufen, zumal auch andere Münzstätten, z. B. Würzburg, Friedberg (vgl. Nr. 277) rc. zur Ausübung dieses Rechtes ausersehen wurden. Im J. 1696 ließ noch der Graf, der nach einem vielbewegten Leben den 16. Februar 1697 zu Frankfurt starb, zu Nürnberg Groschen prägen. Von ihm sind von Nr. 239 — 283 vier und vierzig Stücke beschrieben. Dessen Sohn und Nachfolger Philipp Ernst wurde als Senior des Gesammthauses mit seinen Vettern Karl Philipp, Joseph Anton und Ferdinand zu Hohenlohe-Bartenstein von K. Karl VII. am 21. Mai 1743 in den Reichsfürstenstand erhoben, und nahm am 4. November desselben Jahres den fürstlichen Titel an. Vgl. die Medaille Tab. VI. Nr. 285 und S. 68. Von ihm kennt man noch einen Thaler von 1700 und einen Dukaten von 1750. Sein Sohn, Fürst Karl Albrecht, dem sein hochbetagter Vater im J. 1750 die Regierung abtrat, war der letzte († 1793) dieser Linie, welcher noch im J. 1777 ein 20 kr. Stück (Nr. 297) münzte.

Im Anhange S. 71 — 76 sind 17 Münzen und Medaillen von hohenlohischen Grafen und Fürsten als Besitzern anderer Würden, oder dem Andenken an Vermählungen hohenlohischer Prinzessinnen geweiht, in chronologischer Ordnung aufgezählt. Merkwürdig ist S. 71 Nr. I. die bei Mader II. 240 beschriebene Münze von Gottfried von Hohenlohe, der 1322 als Bischof zu Würzburg gestorben ist, und die statt der zwei Leoparden nur einen Löwen (? oder Leoparden) führt. — Im Anhange S. 97 werden drei Silbermünzen Friedrich's von Hohenlohe, Bischofs von Bamberg († 1352), aus der gräflich Schönborn'schen Sammlung zu Pommersfelden beschrieben. Die auf S. 71 Nr. II besprochene Medaille der mit dem Grafen Heinrich von Schlick vermählten Hippolyta Gräfin von Hohenlohe verwahrt das k. k. Münzkabinet. Av.: HEYNRYCH * SCHLYCK * GRAF * VND * HERR * M G T D. Dessen jugendliches Brustbild mit reichem, blumigem Umwurfe, mit kurzen krausen Haaren, von der linken Seite. Rev.: HYPO — LITA * SCHLYCKIN * GEPO.RNE * GREF:FIN * VON * HOLACH * Im Felde die schlickisch-hohenlohischen (mit einem Adler als Helmschmuck) Wapenschilde. Größe: 1 Zoll 6 Linien Wiener Maßes; Gewicht: $1^{9}/_{16}$ Loth in Silber; schöner Originalguß, ehedem geöhrt und vergoldet. — Ein jüngerer Bruder des Grafen Stephan v. Schlick, unter welchem 1516 die reichen Silberminen zu Konradsgrün, nachher St. Joachimsthal genannt, entdeckt wurden,

ist unser Heinrich, der aus dem väterlichen Erbe Schlackenwert erhielt und im J. 1528 starb. Hippolyta gebar ihm zwei Söhne, Kaspar und Heinrich, durch welchen sie die Ahnfrau dieses noch blühenden gräflichen Geschlechtes geworden.

Von S. 76—86 folgen acht Urkunden von 1391 bis 1685, die des Hauses Münzwesen betreffen; von S. 86—88 zur klarern Uebersicht im kurzen Abrisse drei Stammtafeln, dann S. 89 eine kurze Beschreibung des hohenlohischen Wapens. Bei dieser Gelegenheit sei es dem Referenten erlaubt, über die Ableitung des Namens Hohenlohe zu sprechen, dessen wenn auch alter Deutung in „hohe—Lohe" (alta flamma) er nicht beistimmen kann *). Die fünf bis sechs dreiblätterigen Zweige, mit denen die zwei Büffelhörner des Helmschmuckes in den ältesten Zeiten besteckt waren, hatten sicherlich Sinn und Bedeutung. Statt dessen kam gegen das Ende des XIV. Jahrhunderts ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, wie er auf der vorbeschriebenen Schlickisch-Hohenlohischen Medaille erscheint, der aber im Laufe des XVII. Jahrhunderts als aus Flammen emporsteigend (daher „ex flammis orior") dargestellt, und so in einen Phönix (Phönixorden) verwandelt wurde. Das Wort Hohinloch, Hohenloch, auch Hoenloh, Hollo, Hollach rc. geschrieben, ist eher aus höhen und lôch (gen. lôhes), Busch, Gebüsch, Hain, Wald abzuleiten, und bedeutet Hochwald; vgl. Buchloe, Eschenlohe, Gärberlohe u. s. w., dann Waterlô; vgl. Schmeller II. 460. Das lateinische Alta flamma ist eine schlecht verstandene Uebersetzung. Die uralten beiden rechtshin über einander schreitenden schwarzen Leoparden im silbernen Felde des Wapens geben weder für die eine noch andere Auslegung irgend einen Ausschlag.

Der Nachtrag S. 95 f. schließt mit 2 Medaillen und 7 Münzen, die dem Herausgeber später zum Vorschein gekommen.

Man kann diese Monographie, so viel es bei derlei Sammlungen möglich ist, erschöpfend nennen. Mögen andere münzberechtigte Häuser zum Frommen der Geschichte und Numismatik gleiche Werke veranlassen! Der Druck ist schön und correct. Besonders geschmackvoll ist das Titelblatt, das gleichsam einen Flügelaltar vorstellt, mit dem Titel des Werkes in der Mitte, darüber das fürstliche Wapen; auf dem rechten Flügel steht Graf Albrecht von Hohenlohe († 1338) nach dem in der Klosterkirche zu Schönthal befindlichen Grabmale, links Graf Philipp († 1606) nach dessen Denkmal in der Stiftskirche zu Oehringen; oben und unten sind die vier ältesten bekannten Münzchen vom Grafen Ulrich (S. 75) abgebildet. Minder gelungen sind die sechs von J.

*) Vgl. Hanselmann im angeführten Werke S. 391.

L. Roßhirt gezeichneten und von C. Schach lithographirten Steintafeln mit 35 der seltenern Stücke. Nett und fleißig sind zwar die Zeichnungen, aber leider ohne die ganz richtige Auffassung der Münze oder Medaille als Monument. Die Wapen und Arabesken sind besser als die Figuren und Köpfe. Es soll bloß die Höhe und Tiefe des Reliefs charakterisirt seyn.

Bergmann.

Art. IV. Ueber die Romanzenpoesie der Spanier. (Schluß des Artikels im CXIV. Bande.)

II. Vom Ursprung, der formellen Bildung und Entwicklung der Romanzen.

Frägt man nach dem Ursprung und der primitiven Form der Romanzen im Sinne von lyrisch-epischen Volksliedern der Spanier, so kann man, der Natur der Sache nach, keine apodiktisch-bestimmte, documentirte Antwort erwarten, und muß von vorn herein zugestehen, daß man sich mit wahrscheinlichen Vermuthungen und Schlußfolgerungen, nur aus den allgemeinen Principien der Volkspoesie überhaupt und der analogen Entstehung und Entwicklung der spanischen insbesondere geschöpft und geschlossen, begnügen wolle. Denn auch in Spanien reichen, wie fast überall, die urkundlichen Belege, die unzweifelhaft ächten Denkmäler der Volkspoesie nicht über jene Zeit zurück, in der sie bereits einen solchen Grad von Bildung und Einfluß auf die Kunstpoesie erlangt hatte, daß sie von dieser berücksichtigt werden mußte und der Aufzeichnung werth gehalten wurde. Ja nicht einmal historisch beglaubigte Nachrichten von ihrer Existenz unter dem Namen der „Romances" lassen sich kaum vor dem fünfzehnten Jahrhundert nachweisen *). Damals erst, nachdem einerseits die

---

*) Die schon oben angezogene Stelle aus dem Briefe des Marques de Santillana: „Infimos son aquellos que sin ningunt orden, regla ni cuento facen estos romances e cantares etc." scheint die älteste zu seyn, in der man „romances" schon im Sinne von Volksballaden nehmen kann, und noch unzweifelhafter in der Romanze von „Aliarda," die anfängt: "En las salas de Paris;" im Schlußvers: „Y aun el romance acabado" (nach dem Canc. de rom. und der Silva). Hingegen nennt der Erzpriester von Hita unter den verschiedenen Gattungen von Liedern, die er für das Volk gemacht hat (Coplas 1487—88) die Volksballaden, die er doch deutlich genug bezeichnet, noch nicht „Romances," sondern „Cantares," d. i. epische Lieder, im Unterschied von den rein lyrischen „Cántigas." So werden in der Cronica general die epischen Volkslieder und die volksmäßigen Epen der Jongleurs

spanische Kunstpoesie von der lemosinischen und italienischen neue Dichtarten und Versformen angenommen hatte, andrerseits sie

„Cantares," „Cantares de gesta" oder „Cantares de los juglares" genannt; das Poema del Cid nennt sich selbst ein „Cantar," und sogar noch die älteren Romanzen nennen sich so (z. B. die Romanze vom Grafen Arnoldo, bei Depping II. p. 199; — vgl. auch Huber's latein. Abhandl. p. 12 — 13), und obwohl sie bald „decir," bald „cantar" damit verbinden, so meinen sie doch offenbar nur zum »singen und sagen« bestimmte Lieder. Wenn aber in den Schriften vor dem 15. Jahrh. das Wort „Romance" nicht bloß als Bezeichnung der Vulgärsprache oder eines Werkes in der Vulgärsprache überhaupt, sondern schon einer besonderen Dichtungsgattung vorkommt, so bedeutet es gewöhnlich ein mehr zum sagen und lesen und nicht zum singen bestimmtes episches Gedicht, im Unterschiede von jenen „Cantares," ungefähr so wie sich im Altfranzösischen die „Romans" zu den „Chansons de geste" verhalten. So nennt Berceo seine „Loores de N. S." ein "Romance" (copla 232) und sein Lobredner nennt dessen Gedicht „De los signos del juicio": „un romanz fermoso" (copla 27); so nennt auch Hita sein ganzes Werk am Ende (copla 1608): „Romance," und der Verf. des „Appolonio" beginnt sein Gedicht, indem er sagt (copla 1):

— — — — — estudiar queria
Componer un romance de nueva maestria.

Am entscheidensten aber für die Bedeutung und den Unterschied der „Romance" von „Cantar" ist die in demselben Gedichte vorkommende Stelle, worin Tarsiana als „joglaresa" erscheint, und nachdem sie viele Lieder mit Begleitung der „Viola" auf dem Markte für Lohn gesungen, beginnt sie ihre eigene Geschichte in einer „Romance" zu erzählen (copla 428):

Quando con su viola huvo bien solazado,
A sabor de los pueblos huvo asaz cantado,
Tornóles á rezar un romanze bien rimado,
De la su razon misma por do avia pasado.

Wir stimmen daher Hrn. Huber vollkommen bei, wenn er (Einleitung zur Cid-Chronik p. XXXVIII und latein. Abhandl. p. 13) behauptet, daß „Romance" in früherer Zeit besonders zur Bezeichnung der auch von den Jongleurs vorgetragenen epischen Gedichte gebraucht wurde; aber wir möchten dieß dahin beschränken, daß man unter „Romances," im Unterschiede von „Cantares," vorzugsweise bloß zum sagen und lesen bestimmte, meist abenteuerliche (daher in den Chroniken ihrer gar nicht erwähnt wird) und schon kunstmäßiger abgefaßte Erzählungen verstanden habe; denn alle hier genannten „Romances" sind in der einreimigen vierzeiligen Alexandrinerstrophe, und nennen sich bald „fermoso," bald „bien rimado," und sogar „de nueva maestria." Daher kann die so oft angeführte Stelle aus Zúñiga (Anales de Sevilla; ed. de 1795. Vol. I. p. 196) von „Domingo Abad de los Romances" und „Nicolas de los Romances" als Beweis für das Alter der Romanzen im Sinne von Volksballaden um so weniger dienen, als das dem Domingo zugeschriebene Gedicht eine Serranica ist, die auch

die altheimischen der Volkspoesie nicht mehr ignoriren konnte, gebrauchte man zur Bezeichnung der letzteren wieder Romances im Sinne von vulgären, volksmäßigen Gedichten und im Gegensatze von den Produkten der höfischen und gelehrten Kunstpoesie, den Coplas, Canciones, Sonetos u. s. w. (vgl. Huber, Einleitung zur Cid-Chronik, p. XXII — XXIII).

Aber es bedarf auch weder der Dokumente noch ausdrücklicher historischer Zeugnisse, um zu beweisen, daß bald nachdem man angefangen hatte zu „romancear," d. i. im spanischen Romanzo als einem selbstständig ausgebildeten Sprachzweige des Romanischen zu sprechen, zu singen und zu dichten, das Volk vor allen solche epische Lieder gedichtet und gesungen habe, die man später vorzugsweise „Romanzen" genannt hat. Denn es steht nun wohl als ein Axiom in der Geschichte der Nationalliteratur fest, daß in jeder selbstständig entwickelten die Poesie vor der Prosa, die Volkspoesie vor der Kunstpoesie und in der Volkspoesie die rein epische oder doch lyrisch-epische vor der rein lyrischen sich gebildet habe. Da nun die spanische Nationalliteratur eine der selbstständigsten und volksthümlichsten unter den modern europäischen ist, so ist man trotz des übrigens sehr begreiflichen Mangels an speciellen äußeren Zeugnissen aus allgemein giltigen inneren Gründen vollkommen zu der Annahme berechtigt, daß der Ursprung der Romanzen bald nach der Entwicklung des spanischen Volkes und seiner Sprache zur bewußten Selbstständigkeit, und noch vor den Anfängen der spanischen Kunstpoesie zu setzen sei, also ungefähr in den allerdings großen Zeitraum zwischen dem zehnten und zwölften Jahrhundert (vgl. Duran, l. c. IV. p. XIV — XV).

Mit verhältnißmäßig viel geringerer Sicherheit und Bestimmtheit läßt sich der andere Theil unserer Frage, der nach der primitiven Form der Romanzen beantworten. Denn die Form, in der die Romanzen auf uns gekommen sind, für die primitive anzunehmen, würde einem der Hauptmerkmale der typischen Form der ursprünglichen eigentlichen Volkslieder widersprechen, nämlich dem des unmittelbar gebundenen Reimes (s. mein Buch: „Ueber

---

unter Hita's „Poesias" vorkommt, und es von Nicolas, der im Repartimiento de Sevilla (Espinosa, Hist. y grandezas de Sevilla. Sevilla, 1630. P. II. fol. 10) unter den „Escrivanos" angeführt wird, in einer Urkunde der Kirche von Sevilla heißt (Zúñiga, l. c. p. 235), daß er von ihr einen Lohn erhalten: „por las trovas que le fizo para cantar en la su fiesta de San Clemente e de San Leandro." Die Bezeichnung: „de los Romances" heißt also hier nur so viel als Dichter oder Sänger von Erzählungen in der Vulgärsprache, und wahrscheinlich waren es schon mehr höfische Dichter.

die Lais," S. 15 — 16), indem schon die ältesten bis jetzt bekannt gewordenen Romanzenformen nur die gleichen Zeilen durch den Reim oder die Assonanz verbinden, die ungleichen aber blank lassen. Um diese abnorme Erscheinung zu erklären, muß man daher annehmen, daß entweder die Romanzen ursprünglich in Langzeilen abgefaßt waren, und ihre spätere bekannte Form nur eine bloß äußere graphisch-zufällige Trennung oder auch organisch-innere Zersetzung derselben ist; — oder aber, daß sie auch ursprünglich schon kurze (sechs- bis achtsylbige) Verse hatten, die aber ihre unmittelbare Reimverbindung in Folge eines nicht bloß aus dem Principe der Volkspoesie selbst hervorgegangenen, sondern durch heterogenen Einfluß bewirkten Durchgangs- oder Entwicklungsprozesses verloren *).

Für beide Ansichten lassen sich vollwichtige Autoritäten anführen. So haben sich für ursprünglich lange Zeilen mit Mittelruhen die Brüder Grimm (Silva de rom. viejos, publ. por Jac. Grimm, p. VII; — J. Grimm und Schmeller latein. Gedichte, S. XVIII. XXXIII. XLII. XLIX; — Andreas und Elene, hgg. von J. Grimm, S. LV ff.; — Altdänische Heldenlieder, übers. von Wilh. Grimm, S. XXXV ff.; — dessen Antikritik gegen die Rec. d. altdän. Lieder in den Heidelb. Jahrb. von 1813 in: Drei schottische Lieder, S. 36), Diez (Altspan. Rom. S. 199; — dessen Rec. der Huber'schen Ausg. der Cid-Chronik in den Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik von 1845, erste Abthl. Sp. 434), Wackernagel (Die epische Poesie, im Schweizerischen Museum f. histor. Wissensch., Bd. II. S. 250) u. A. erklärt. Hingegen sind für die Ursprünglichkeit der Versos redondillos alle spanischen Kritiker, Huber, Schack (Gesch. d. dramat. Lit. u. Kunst in Spanien, Thl. I. S. 99 — 100), Du Méril (Essai philosophique sur le principe et les formes de la versification; Paris, 1841. 8°. p. 108) u. s. w.

Die Vertheidiger der Langzeilen stützen ihre Ansicht hauptsächlich auf den Grund, daß „die Erzählung in Kurzzeilen

*) Huber hat Recht, wenn er sagt (Einleit. z. Cid, p. XXVIII — XXXI), die überschlagenden Assonanzen sind zwar volksmäßig geworden, da sie nicht nur in den späteren Romanzen, sondern auch in anderen eigentlichen Volksliedern häufig vorkommen (nur sind die beiden p. XXIX gegebenen Beispiele nicht ganz passend, da das erste in versos de arte mayor, das zweite in der Redondilla-Strophe mit eingeschlossenen Reimen abgefaßt ist); aber sie können weder für eine ursprüngliche Form der Volkspoesie, noch für eine bloß aus ihrem Principe hervorgegangene gehalten werden; denn: „ya en el siglo quince y catorce la poesia popular no estaba en su estado original y primitivo, sino ya habia padecido alguna modificacion:" und: "donde hay asonancia alternada, no hay forma ni época primitiva."

unepisch sei," daß „das Epos langer eingeschnittener Zeilen bedürfe, die Cäsuren gleichsam seine beständigen Athemzüge seien;" daß „in den Banden eines so engen Verses (wie der Redondilien) der Geist des epischen Volksgesanges in Spanien hätte verweichlichen müssen." Sie haben Recht, wenn sie dabei vorzüglich jene längeren Romanzen (wie z. B. die aus dem karolingischen Sagenkreise) im Auge haben, die in der That schon eine Art kleiner Epen zu nennen und noch nachweisbar aus der Verbindung oder besser Aneinanderreihung mehrerer zu einer Sage oder einem Sagenkreise gehöriger entstanden sind (wie z. B. die drei- oder viertheilige Romanze vom Marques de Mantua) *). Ja daß gerade durch diese Romanzen, durch diese Verbindung die unmittelbaren Reime wegfielen, ein Analogon der zweitheiligen Langzeilen in Tirades monorimes, kurz die spätere bekannte Romanzenform sich bildete, geben auch wir nicht nur zu, sondern halten es für die plausibelste Erklärung jener abnormen Bildung. Aber sprechen die Gegner der Kurzzeilen nicht selbst schon von „Epen," berücksichtigen sie nicht wenigstens dabei schon rein epischen Volksgesang? Aber haben die Romanzen, die sie vorzugsweise im Auge haben, nicht schon Spuren von Umbildung, sind sie — um uns einer bekannten Analogie zu bedienen — nicht schon mehr Produkte von Rhapsoden als von Aoeden, kurz hat diese Form noch in der That alle Merkmale einer rein ursprünglichen, einer rein aus dem Principe der Volkspoesie hervorgegangenen? Ja kann man eine indigene Form der Langzeilen, kann man rein epischen Volksgesang überhaupt in der spanischen Poesie nachweisen? Die Berücksichtigung und Würdigung dieser beiden letzten Punkte besonders scheint uns so wesentlich und entscheidend, daß wir von allen allgemeinen Einwürfen gegen die Langzeilen in Volksliedern von dem Standpunkte der typischen Formen der Volkspoesie überhaupt (s. „Ueber die Lais," S. 166 — 171) absehen, und uns nur auf die Beantwortung dieser Fragen, die unter einander und mit der ursprünglichen und gegenwärtigen Romanzenform im innigsten Causal-Nexus stehen, beschränken wollen.

Wohl wird es auf den ersten Anblick parador scheinen, wenn

*) Im Canc. de rom. und in der Floresta stehen die Romanzen vom Marques de Mantua noch in drei und vier größern Abtheilungen, in der Silva sind sie schon in Eine verbunden. — Auch werden von dieser und ähnlichen die Ueberarbeiter (Joglares oder gar schon Trobadores) schon namentlich aufgeführt, wie von der vom Marques: Gerónimo Treviño (s. Duran, l. c. IV. p. 40), von der vom Conde Alarcos: Pedro de Riano, in den Einzeldrucken (s. erste Abtheilung) u. s. w.

man der spanischen Poesie den ursprünglichen rein epischen Volksgesang abspricht. Und doch ist nichts natur- und sachgemäßer, wenn man nur einerseits den Begriff der ursprünglichen Epik scharf abgränzt und sie von den allerdings auch dem Stoffe und Geiste nach epischen, aber der Auffassung und Form nach lyrisch gefärbten Volksliedern unterscheidet; andrerseits aber die Entwicklungs- und Bildungsgeschichte der neuspanischen Völker und Reiche berücksichtiget. Die ursprüngliche reine Epik ist die poetisch-ideale, aber rein objective Darstellung des Volksglaubens und Volksbewußtseyns in der Erzählung von Thatsachen; sie ist bedingt durch noch ganz einfache, von jeder künstlicheren Civilisation noch entfernte Zustände, durch eine gläubige Hingebung an das Ideale, Uebersinnliche und ein Durchdrungenseyn der Abhängigkeit vom Göttlichen, durch ein Aufgehen des Einzelnen in der Gesammtheit, des Subjectes im Objecte, und eine noch von jeder Reflexion freie Anschauung; sie wurzelt daher zunächst im Mythus und in der Sage *). Nur unter diesen Verhältnissen und Bedingungen können eigentliche Epen entstehen. Ist aber ein Volk in der Civilisation schon weiter vorgeschritten, hat sich die Erinnerung an seine Urzustände schon verdunkelt oder ganz verloren, ist sein mythisch-vager Naturglaube durch positiven Dogmatismus schon gänzlich verdrängt worden, ist schon nach der Götterdämmerung und nach dem Verbleichen des idealen Heroenthums die neue Tageshelle der historischen Wirklichkeit angebrochen, das Interesse an den Fehden der Gegenwart und den darin sich geltend machenden Persönlichkeiten in den Vordergrund getreten, kurz ist ein Volk aus dem in gläubige Erinnerungen noch ganz versunkenen Jugendleben in das von den Mühen und Kämpfen der Gegenwart in Anspruch genommene Mannesalter bereits übergetreten, so wird es seine Erlebnisse und die mitangeschauten Thaten seiner Kampfhelden wohl noch mit objectiver Naivetät in epischen Liedern sich vorsingen; aber diese Lieder, Kinder der That und des Augenblicks, werden eben deßhalb nur mit der Tagesgeschichte sich fortsetzen und ergänzen, daher immer rhapsodisch bleiben, trotz aller Objectivität von der Erregtheit der unmittelbaren Theilnahme lyrische Färbung und Form bekommen, und nimmermehr sich zu eigentlichen Epen gestalten, weil ihnen Ruhe und Continuität fehlt. Das ursprüngliche reine Epos ist der in vage Erinnerungen an die Vergangenheit sich ruhig versenkende Abendtraum nach dem Untergange der Sonne; das lyrisch-epische Volkslied ist der Schatten des vorwärts eilenden Tagesgestirns.

*) Dieser Begriff des rein Epischen ist trefflich entwickelt in Wackernagel's erstgenanntem Aufsatze über »die epische Poesie.«

So wird die Volksballade das angeschaute Geschehene noch manchmal sagenhaft idealisiren, aber es wird den Mythus nicht einmal mehr mährchenhaft gestalten, weil es wohl noch im menschlichen Thun das göttliche Walten ahnt, aber das Göttliche selbst nicht mehr gläubig anthropomorphosirt.

Inder, Griechen, Germanen, Kelten, ja selbst noch jene romanisirten Germanen und Kelten, bei denen, wie z. B. in Frankreich, noch ein lebendiger Zusammenhang mit ihren Urzuständen, ihren volksthümlichen Mythen auch nach ihrer Romanisirung und Christianisirung im Nationalbewußtseyn Statt fand, konnten daher eigentliche Epen schaffen, und bei solchen Völkern lebte der Mythus selbst nach ihrer völligen Bekehrung und Civilisirung im Volksmährchen bis in die spätesten Zeiten fort, und diese epischen Elemente haben sich wie Tempeltrümmer, deren Gottheiten längst unbekannt geworden, im Waldesdunkel der Volkspoesie erhalten *). Die Spanier aber, nämlich die Spanier, welche nach dem Einfalle der Araber und der Rückeroberung ihres Landes die neuen spanischen Reiche gründeten, befanden sich keineswegs mehr in solchen Zuständen und unter solchen Bedingungen. Schon die Westgothen, die Bezwinger der völlig romanisirten Hispanier und der Kern der neuspanischen Nation, hatten durch ihre frühe Bekehrung zum Christenthum und durch ihre langen Wanderungen nur mehr schwache Erinnerungen von ihren Urzuständen und Mythen mitgebracht; hatten, wie unter den germanischen gerade alle gothischen Stämme, am willigsten dem römisch-christlichen Wesen sich gefügt, der römischen Civilisation angeschlossen, erst zu eifrigen Arianern und dann zu eben so eifrigen Katholiken gemacht; und als sie nach fast vierhundertjähriger Herrschaft von den Arabern in die Gebirge Asturiens zurückgedrängt wurden, waren diese Epigonen nur mehr dem Namen nach „Godos," in der That aber durch römischen Luxus verweichlichte, durch kirchliche Streitigkeiten und dogmatische Spitzfindigkeiten fanatisirte Spanier und Katholiken. Wohl vereinfachten und kräftigten sie sich wieder in den hundertjährigen Kämpfen mit den Arabern um ihre Existenz, um ihren ererbten Boden, für ihren überkommenen Glauben; aber durch diese täglich erneuten Kämpfe, diese immer in Frage stehende Existenz, diese stückweise Zurückeroberung des Bodens, diesen mit Schwert und Wort zu verfechtenden Glaubensstreit wurden auch alle ihre Kräfte

*) S. J. Grimm's gewichtige Worte über diese epischen und mythischen Fragmente und ihre wissenschaftliche Bedeutung in seiner Vorrede zu der trefflichen Uebersetzung von Basile's Pentamerone von Felix Liebrecht, Thl. I. S. IX ff.

und Interessen auf die Gegenwart concentrirt, und die Erinnerungen an eine Vergangenheit, die nicht mehr in unmittelbarem Zusammenhange mit ihrem nationellen Fortbestehen, mit ihrer Rechtgläubigkeit standen, wurden nicht nur als werthlos verdrängt, sondern auch als ketzerisch verpönt. Dazu kam noch, daß diese Wiedereroberungen sich bald in mehrere kleine Reiche zerstückelten, die auch unter einander sich befehdeten; Könige, Fürsten und selbst Ricos-hombres kämpften und handelten häufig mehr vereinzelt, jeder auf eigene Faust, jeder im gesonderten Interesse, und nur selten vereinte sie gemeinsame Noth und Gefahr den ungläubigen Eindringlingen gegenüber unter der Nationalfahne und für den Christenglauben. So waren sie vor allen Navarresen, Catalonier, Aragonesen und Castilier, und dann erst Spanier; so wurde das Allgemein-Nationale von diesem Particulären in den Hintergrund gedrängt, und kam höchstens in der sich immer mehr geltend machenden Persönlichkeit, in einem Repräsentanten des Nationalcharakters wieder zum lebendigeren Bewußtseyn.

Wird man es nun noch parador finden, dem Spanier die reine ursprüngliche Epik abzusprechen? Kann man diese bei ihnen suchen und voraussetzen, bei einem Volke, dem es an Continuität mit seinen Urzuständen, an Einfachheit der Verhältnisse und an ruhiger Besinnung und Erinnerung an die Vergangenheit fehlte und fehlen mußte, das nicht einmal durch ein großes, die ganze Nation aufregendes Ereigniß oder durch Centralisirung unter Einem Herrscherhause (wie die Franzosen unter den Karolingern) eine Art von epischen Mittelpunkt erhielt? Darum konnten sich bei den Spaniern keine langathmigen Epen bilden; darum finden sich bei ihnen vielleicht unter allen Völkern Europa's die wenigsten eigenthümlichen Volksmährchen; darum mußte sich bei ihnen die Epik von vorne herein so gestalten, wie wir sie in den Romanzen erhalten haben: als historisches Volkslied, wohl manchmal mit sagenhafter Idealisirung, aber immer in der Wirklichkeit wurzelnd, und der besungenen That bald nachfolgend; wohl um eine überragende Persönlichkeit sich concentrirend oder mit einer Reihe von Ereignissen zusammenschließend, aber nie zum enkyklischen Epos sich ausweitend und verschmelzend; wohl mit objectiver Naivetät und ächt epischer Grundlage, aber in lyrischer Form und Färbung *).

*) Vgl. Rosenkranz, Allgemeine Geschichte der Poesie, Thl. III. S. 8—10, der mit Recht aus den Verhältnissen und Bedingungen, unter welchen sich das Epische bei den Spaniern entwickelte, folgert: »Das Epische ging daher aus der Auffassung der eigenen Geschichte hervor. Indem diese aber in viele besondere

Mit dem Mangel der Sache fällt aber auch die innere Nothwendigkeit und die Existenzberechtigung der Form weg, die sich in der ächten Poesie stets wie Ursache und Wirkung verhalten. Weil also in der spanischen Poesie eigentliche Epen sich nicht entwickeln konnten, bedurfte sie auch nicht der epischen Langzeilen, und solche lassen sich auch in der That nicht als ursprüngliche indigene Produkte des spanischen Bodens nachweisen. Nur die Redondilien *) mit ihren Halb- und Doppelversen (pies quebrados und versos de arte mayor) sind die Ur- und Grundrhythmen der spanischen Poesie. Als solche nennen nur diese die beiden ältesten Schriftsteller über spanische Verskunst: der Marques de

Kreise sich zertheilte, so ermangelte es in dieser Richtung an einer Einheit.« Und: »Die Romanze war nichts als die schlichte Darstellung irgend eines bedeutenderen Factums. Indem sie aber den Gegenstand in der reinsten Objectivität abspiegelte, entzückte sie durch ihre unbewußte Poesie. Ihre Kraft lag darin, aus der Wirklichkeit das Element herauszuheben, in welchem sich die geistige Bedeutung desselben concentrirte (d. i. sie gestaltete das Factum sagenhaft); weil dieß ohne Reflexion geschah, so übte eine solche unbefangene Steigerung den höchsten Reiz.« — Und Carus, Darstellung der span. Lit. im Mittelalter, Thl. I. S. 133 — 138, besonders S. 135: »Abweichend von den epischen Gesängen anderer Nationen, welche längere Heldendichtungen aufzuweisen haben, tritt uns die Kürze der ältesten epischen Poesien Castiliens entgegen. Aber auch diese Eigenschaft beweist das Wurzeln der epischen Elemente in der geschichtlichen Gegenwart der Sänger. Die erste Gestaltung des Epischen in Spanien darf man sich ohne Zweifel auf folgende Art vorstellen: Die Bedrängnisse der Zeiten, welchen der Inhalt der ältesten Lieder entnommen war, die Unbeständigkeit der Gegenwart, deren Momente unaufhörlich neue Thätigkeiten in Bewegung setzten, ließ vorerst wohl zu langen Erzählungen keinen Athem. Die zum Hinausgestalten herangereifte Betriebsamkeit des epischen Geistes ergriff daher jedes nahe liegende bedeutende Factum, welches er in das Gewand unbewußter Poesie eingehüllt, den empfänglichen Landsleuten vorlegte« u. s. w.

*) Wenn wir von »Redondilien« ohne Zusatz sprechen, so meinen wir immer die versos redondillos, die bekannten sechs- und achtsylbigen trochäischen Rhythmen (versos de redondilla mayor y menor), die als ausschließendes Romanzenmaß auch versos de romance heißen, und dann, wenn man von Romanzenstrophen (cuartetas) spricht, allerdings nicht mit den Redondilien-Strophen (Redondillas) verwechselt werden dürfen, welche zwar auch aus Redondilien-Versen bestehen, aber schon reine Kunstprodukte, vierzeilige Strophen mit überschlagenden Reimen, ohne reimlose Zwischenzeilen und mit reinen Reimen (im Unterschied von der künstlichen Assonanz) sind. Vgl. Alcalà Galiano zu Depping, l. c. T. I. p. LXIX sq. und Schack, l. c. Thl. I. S. 100.

Santillana und Juan de la Encina. Der erstere sagt nämlich in seinem berühmten Briefe: „Los Catalanes, Valencianos, y aun algunos del reyno de Aragon fueron y son grandes oficiales desta arte. Escribieron primeramente en trovas rimadas, que son pies o bordones largos de silabas, e algunos consonaban e otros non. Despues destos usaron el decir en coplas de diez silabas a la manera de los Lemosis.“ In dieser Stelle spricht er also klar von den fremden, aus der provenzalischen in die catalanische und valencianische Troubadourspoesie eingeführten Versmaßen, den noch sehr unvollkommen reimenden Langzeilen in Trovas (d. i. nicht eigentlich kunstmäßigen Strophen), also wahrscheinlich von den Tirades monorimes der Chansons de geste, und von den zehnsylbigen Versen a la manera de los Lemosis, in Kunststrophen (decir en coplas). Hierauf zählt er einige der berühmtesten catalanischen und valencianischen Trobadores auf; und dann fährt er fort: „Entre nosotros usóse primeramente el metro en asaz formas: asi como el libro de Alejandre: los votos del Pavon: e aun el libro del Arcipreste de Hita. E aun de esta guisa escribió Pero Lopez de Ayala el viejo un libro que fizo de las maneras de Palacio, e llamaronlo Rimos (bekanntlich sind alle diese Gedichte in der vierzeiligen Alexandrinerstrophe, und nur die Werke Hita's und Ayala's mit einigen rein lyrischen Gedichten in Redondilien untermischt, von denen also höchstens das „asaz formas“ gelten könnte). E despues fallaron esta arte que mayor se llama, e el arte comun, creo, en los Reynos de Galicia e Portugal, donde non es de dubdar que el ejercicio destas sciencias mas que en ningunas otras regiones ni provincias de la España se acostumbró en tanto grado, que non ha mucho tiempo cualesquier decidores e trovadores destas partes, agora fuesen Castellanos, Andaluces, o de la Estremadura todas sus obras componian en lengua gallega o portuguesa.“ Obgleich der Marques sehr natürlich hier nur von Kunst- und Hofdichtern, und zwar des westlichen Spaniens spricht, die damals meist noch in der galicischen Mundart sangen, so haben doch gerade diese, wie wir an einem andern Ort gezeigt (s. die Rec. von Bellermann's Liederbüchern der Portugiesen in der Haller Lit. Zeit. 1843. Nr. 89, Sp. 99—102), ihre Liederformen der heimischen Volkspoesie entnommen. Aus diesen höchst wichtigen und durchaus genauen Angaben des Marques ergeben sich also als indigene Formen der spanischen Poesie — nach Abzug jener fremden lemosinischen Langzeilen und der ebenfalls aus der Troubadours- oder Trouvères-Poesie eingeführten Alexandriner (versos franceses) — die versos de arte comun (oder später auch de arte real genannt), d. i. die Redondilien, und die versos

de arte mayor, d. i. die verdoppelten sechssylbigen Redondilien, die einzige indigene Form von Langversen im Spanischen, die aber nie in volksmäßigen Gedichten vorkommt, ungefähr gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts von den Kunstdichtern erfunden [1]), und daher von ihnen im Gegensatz zu der „arte comun" der Volkspoesie „arte mayor" genannt wurde. — Noch bestimmter äußert sich darüber der etwa um fünfzig Jahre später lebende Encina (Cancionero. Salamanca, 1509. Fol. „Arte de poesia castellana," cap. 5. „De la mensura y examinacion de los pies y de las maneras de trobar"): „Hay en nuestro vulgar castellano dos generos de versos o coplas. El uno quando el pie consta de ocho sillabas o su equivalencia que se llama arte real. El otro quando se compone de doze o su equivalencia que se llama arte mayor." Und cap. 7: „De los versos y coplas y de su diversidad," wo er die verschiedenen Strophenarten und ihre Benennungen aufzählt, erwähnt er der Romanzenstrophen ausdrücklich unter denen, die zur arte real gehören: „...y aun los romances suelen yr de quatro en quatro pies (Versen): aunque no van en consonante sino el segundo y el quarto pie, y aun los del tiempo viejo no van verdaderos consonantes, y todas estas cosas suelen ser de arte real, que el arte mayor es mas propria para cosas graves y arduas."

Könnte man daher die achtsylbigen Redondilien der Romanzen für eine Auflösung oder Zersetzung von ursprünglich sechzehnsylbigen Langzeilen ansehen — freilich ein so ungefüges und enormes Maß, das, um nicht von Volksliedern zu reden, selbst für langathmige Epen zu schwerfällig gewesen wäre [2]) —

[1]) Wenn, wie höchst wahrscheinlich, die Fragmente aus dem „Libro de las Querellas" und „del Tesoro" Alfons des Weisen unächt sind, so sind die bis jetzt bekannt gewordenen ältesten Beispiele von versos de arte mayor im „Conde Lucanor," beim Erzpriester von Hita (aber noch ganz rohe Anfänge dazu die Coplas 1019 — 1040) und schon völliger ausgebildet bei Lopez de Ayala zu finden. Im fünfzehnten Jahrhundert ist diese Versart die vorherrschende, besonders in größeren Gedichten, wie in den Trescientas des Juan de Mena, u. s. w.; bald nach Einführung des Endecásilabo aber kam sie außer Gebrauch (vgl. Sarmiento, Obras postumas, p. 192 sqq.).

[2]) Beinahe wie eine Parodie dieser Annahme von ursprünglichen Langzeilen klingt, was Damas Hinard, ein sonst tüchtiger Kenner der spanischen Literatur, davon sagt, der dann übrigens ganz consequent die Romanzen aus großen epischen Gedichten entstehen läßt: „Les premiers monuments de la poésie traditionelle en Espagne furent sans doute des compositions considérables, des poëmes gigantesques (!),.... Plus tard... on les brisa, on les morcela, on en sépara les divers épisodes, qui devinrent autant de petits poëmes complets que l'on chanta isolés.... De même pour la versification:

so müßte sich doch irgend eine Spur von der Anwendung und Ausbildung dieser Langzeilen als solcher in der spanischen Kunstpoesie finden [1]), so hätte man nicht nöthig gehabt, in den längeren erzählenden Gedichten (wie in den bekannten von Berceo, vom König Apollonius, von Alexander, Fernan Gonzalez und in den episch-didaktischen Werken des Erzpriesters von Hita und des Ayala), und selbst in den halb volks-, halb kunstmäßigen Gedichten vom Cid sich der fremden Alexandriner zu bedienen, die sich nie recht eingebürgert haben [2]), selbst in ihrer größten Ausbildung, z. B. bei Hita und Ayala, noch die Spuren unbeholfener Nachahmung des Fremdartigen tragen, und bei einiger Entwicklung der Kunstpoesie bald wieder aufgegeben wurden (so nennt sie z. B. Ayala schon „antiguo rimar" und „rudos;" vgl. meine Anzeige der span. Uebers. Bouterwek's in diesen Jahrb. Bd. LVIII. S. 268). Ja gerade in dem „Poema del Cid" [3]), das man so oft zur Vertheidigung der Langzeilen angeführt hat, sieht man bei genauer und unbefangener Betrachtung recht deutlich noch die Spuren der rohen, mühsamen und unbeholfenen Nachahmung fremder Formen und das unwillkürliche Durchschlagen der heimischen. Daß es trotz aller Unregelmäßigkeit und Roheit (sin ningunt orden, regla ni cuento) die Form der Alexandri-

---

composés d'abord dans un mètre lourd, grossier et d'une étendue excessive (!) — on leur donna ensuite, en dédoublant ce vers immense (!!), une allure plus leste et plus rapide" (Romancero espagnol; Tome I. p. V — VI.)

[1]) Nicht einmal bei Hita, der bekanntlich es sich zur Aufgabe machte, alle ihm bekannten kunstmäßigen rhythmischen Formen und Combinationen in seinem Werke anzubringen (s. dessen „Prologo"). Daher sagt Alcalà-Galiano (l. c. p. LXXIII) mit Recht: „Por otro lado siendo el verso octosílabo mitad de otro mas largo, deberia serlo de un verso de diez y seis sílabas. Ahora pues estos no se encuentran ni en las composiciones mas viejas."

[2]) So nennt der Verfasser des „Appolonio" sein Werk: „un romance de nueva maestria," und der des „Alejandro": „de grant maestria," und sagt von sich und seiner Kunst:

Mester trago fremoso, non es de ioglaria,
Mester es sen peccado, ca es de clerecia.

[3]) Auch wir stimmen der scharfsinnigen Bemerkung von Diez (in der Anzeige von Huber's Cid-Chronik) vollkommen bei, daß das Poema wenigstens in formeller Rücksicht nicht als ein Muster der nationalen Epik gelten könne, eben weil wir keine Epik in diesem Sinne in Spanien zugeben; noch folgern wir daraus, daß es sich selbst, auch in den Namen seinen französischen Mustern folgend, „Cantar" und „Gesta" nennt, es sei eines von jenen in den Chroniken angeführten „Cantares de gesta de los juglares" gewesen.

ner-Tiraden der Chansons de geste nachzuahmen strebe, hat auch Diez, der scharfsinnigste und gelehrteste Kenner der romanischen Rhythmik, zugegeben (s. dessen „Altromanische Sprachdenkmale;" Bonn, 1846. S. 107); aber bedeutsam ist, daß die erste Hälfte der Langzeilen, die gewöhnlich überwiegt und am ungenauesten in der Sylbenzahl ist, oft jambischen Fall hat, während die zweite, wegen des Reimes wichtigere, meist trochäischen Fortschritt und sechs Sylben vor der Reimsylbe hat, worin also die nationale Form der Redondilien durchdringt [1].

Noch augenfälliger zeigt sich dies Verhältniß in dem anderen, von Hrn. Prof. Michel zum ersten Male herausgegebenen Cid-Gedichte (im Anzeigeblatt des vorhergehenden Bandes), oder besser der halb rhythmischen, halb prosaischen Cid-Chronik. Wir halten nämlich dieses in mehr als einer Rücksicht höchst merkwürdige Denkmal — durch dessen auf unsere Bitte unternommene Herausgabe Hr. Prof. Michel sich gewiß den Dank aller Freunde der romanischen Literatur erworben hat [2]) — für eine Chronik vom Cid, die aber ein älteres Cid-Gedicht, in der Art des „Poema," und höchstens um ein halbes Jahrhundert später abgefaßt, noch unverarbeiteter in sich aufgenommen hat, als dieß von der bekannten Prosa-Chronik vom Cid mit dem „Poema" geschehen ist. Denn außer dem prosaischen Eingange sind mehrere Stellen, und gerade die genealogischen, trotz allem, was man auf Rechnung der allerdings schon vielfach verdorbenen Handschrift setzen mag, offenbar schon ganz unrhythmisch (wie Zeile 235 — 248, die auch reimlos sind; eben so Zeile 312 — 315, offenbar eine eingeschaltete Erläuterung des Chronisten). Der größte Theil aber enthält allerdings noch fast ganz unverändert ein ebenfalls nach dem Muster der Chansons de geste geformtes, aber auch auf Romanzen basirtes, halb kunst-, halb volksmäßiges, die fremdartige Form auf heimischen Elementen konstruirendes Gedicht, das zwar weder das Produkt der Volkspoesie, noch der volksmäßigen Jongleurpoesie, sondern das eines Kunstdichters ist (non es de joglaria, ca

---

[1]) Das hat auch schon Tapia, Historia de la civilisacion española. Madrid, 1840. 8". Tomo I. p. 268 sq., bemerkt, und viele Beispiele davon zusammengestellt, der sogar daraus folgert: „El hallarse en él tantos versos de ocho sílabos no hubo de ser efecto de pura casualidad, sino de intercalacion hecha de propósito, tomándolos de las canciones populares."

[2]) Wir benützen diese Gelegenheit, um ein Uebersehen und ein paar Druckfehler zu berichtigen, nämlich V. 158 ist zu lesen:

Muy bien lo recibe Miro el perlado,

V. 223 statt da lese *de*
» 559 » lo » *la*.

es de clerecia); der aber von den Romanzen, die er nur stofflich benützen wollte, bei der noch rohen unbeholfenen Nachahmung der fremden Form unwillkürlich zur asynarthetischen Verbindung derselben mit der typisch=nationalen der Volkslieder hingerissen wurde. Daher enthält es neben schon ganz ausgebildeten Alexandrinern (z. B. Vers 449, 451, 461—462, 494, 500, 502—505 u. s. w.) doch meist noch Langzeilen, die auch in der überwiegenden ersten Hälfte jambischen, in der zweiten aber noch trochäischen Fall haben [1]). Ja, an manchen und gerade an solchen Stellen, die aus ihrer poetischeren Färbung auf eine unvermitteltere Benützung der Volkslieder schließen lassen *), kann man ohne großen Zwang die Langzeilen in die normalen Redondilien wieder auflösen (z. B. V. 305—311 und 316—357). Auch haben an solchen Stellen die Langzeilen stumpfen An= oder Einklang (natürlich manchmal mit tonloser Nachsylbe), während der übrige Theil der Reimchronik eine freilich noch sehr rohe klingende Assonanz (auf a—o) hat, und auch die Sprache scheint an jenen Stellen älter zu seyn. Uebrigens ist, theils wohl schon durch die Hand des umschreibenden Chronisten, theils durch die des ungeschickten Abschreibers, die Abtheilung der Zeilen auch an den offenbar noch rhythmischen Stellen höchst problematisch geworden; wenn aber auch nicht immer auf diese Rechnung die öfter auch in der Mitte der Zeilen vorkommenden Assonanzen zu setzen sind, so sind sie doch kaum als mehr denn bloß zufällige zu betrachten, und dürften nicht zu dem Schlusse auf eine ursprüngliche „asonancia consecutiva" der Halbzeilen berechtigen (vgl. Huber's Einleit. z. Cid=Chronik, p. CXLVIII). Eben so wenig wie im „Poema" geben die Veränderungen der Assonanz, noch selbst die hier in der Handschrift durch eine Majuskel bezeichneten Absätze einen sicheren Anhaltspunkt zur geregelten Abtheilung in Tiraden (Trovas) oder auch nur in Gesänge (Cantares), da damit die Sinn= und Erzählungspausen keineswegs stimmen; vielmehr herrscht hierin noch die roheste Willkür, und in unserer Reimchronik könnte

*) Die meisten der noch wirklich rhythmischen Zeilen haben zwölf oder sechzehn Sylben, also Verdoppelung der heimischen Redondilien, während der Alexandriner der Spanier, die bekanntlich nach den llanos das Versmaß bestimmen, als Normalmaß vierzehn Sylben (oder ihr Aequivalent bei den Agudos und Esdrújulos, d. i. 12—16 Sylben) haben muß (vgl. Sarmiento, Obras postumas, p. 167, 189 sq.).

*) Ueberhaupt ist diese Reimchronik im Ganzen zwar viel unpoetischer und roher als das „Poema del Cid;" steht aber in Manchem dem Volkssinne noch näher; wie z. B. in der Darstellung des Verhältnisses Cid's zum Könige Fernando, der ganz eigentlich nur sein Schützling ist.

man höchstens nur aus dem erst bemerkten Verhältniß der stumpfreimigen Stellen zu der übrigen Erzählung mit durchgehends vorherrschender klingenden Assonanz auf a — o [1]) auf das minder verarbeitete Einfügen der, Volksliedern unmittelbar entnommenen Theile (Romanzen) in die übrigens schon ganz von dem Dichter umgearbeiteten und wohl auch aus anderen Quellen (Legenden, lateinischen Chroniken) herrührenden schließen.

So blieb es wohl bei diesen beiden rohen und verunglückten Versuchen, die fremdartige Form der Chansons de geste und die epischen Langzeilen in die spanische Poesie einzuführen, wo sich eine solche ächt epische Form aus dem erwähnten Mangel des sächlichen Grundes und der darin bedingten Existenzberechtigung weder spontan entwickeln, noch durch Einbürgerung volksthümlich werden konnte, während sie jenseits der Pyrenäen, in der süd- und nordfranzösischen volksmäßigen Kunstpoesie, wo diese Bedingungen Statt fanden, unbezweifelt autochthonisch sich entwickelte, dauernd und reich sich entfaltete [2]). Die vierzeiligen Alexandriner-Strophen der nach den lateinischen Kirchenprosen und den französischen „Dits" gebildeten, nur zum sagen und lesen bestimmten episch-didaktischen Kunstgedichte der Spanier des 13. und 14. Jahrh. (vgl. „Ueber die Lais," S. 257, 303 — 304) sind aber gewiß nie volksmäßig, und selbst in den Cantares de los juglares, die noch zum singen und sagen bestimmt waren, nicht angewandt worden. So sagt z. B. der Dichter des „Alejandro," der

---

[1]) Diese wird, einzelne reimlose Zeilen oder nur auf ein Paar sich beschränkende Bindungen abgerechnet, durch folgende Stellen unterbrochen: V. 69 — 85, auf a; 103 — 109, auf a; 300 — 304, auf o (hier beginnt mit der Assonanzveränderung zugleich ein neuer Absatz, jedoch gehört dem Sinne nach die letzte Zeile des vorhergehenden noch dazu); 305 — 311 (darauf folgt die oben bemerkte Stelle in Prosa) und 316 — 357, in a; 372 — 397, in a (mit 398 beginnt zwar ein neuer Absatz mit der Wiederaufnahme der klingenden Assonanz in a — o; aber dem Sinne nach sind diese beiden Absätze nur durch einen Beistrich zu trennen); 758 — 798, in o; 895 — 902, in a; und 1094 — 1097, in a.

[2]) Die Ursprünglichkeit der epischen Form und die Spontaneität der epischen Langzeilen in der süd- und nordfranzösischen Poesie hat Diez mit gewohnter Schärfe und Gründlichkeit in seiner trefflichen Schrift: »Altromanische Sprachdenkmale berichtigt und erklärt, nebst einer Abhandlung über den epischen Vers« (Bonn, 1846, 8°.), bis zur Evidenz nachgewiesen; doch auch er hält den zehnsylbigen Vers, der in der castilischen oder eigentlich spanischen Poesie fast gänzlich fehlt (vgl. meine Anzeige von Bellermann's Port. Liederb. a. a. O. Sp. 119), für das unbezweifelt ältere und volksthümliche epische Maß, und den Alexandriner nur für eine spätere, mehr kunstmäßige Ausbildung desselben (S. 129 — 130).

sich selbst seiner Gelehrsamkeit (clerecia) rühmt und seine Kunst über die „Joglaria" erhebt, von diesen vierzeiligen einreimigen Alexandrinerstrophen, in denen auch sein Werk abgefaßt ist:

Fablar curso rimado per la quaderna via
A sillabas cuntadas, ca es grant maestria.
Qui oirlo quisier a todo mio creer,
Avrá de mi solas, en cabo grant placer;
Prendrá bonas gestas que sepa retraer,
— — — — — — — — —
Quiero leer un libro de un Rey noble pagano
— — — — — — — — —
Terné, se lo compriere, que soe bon escribano.

Aus diesen inneren und äußeren Gründen, aus der pragmatischen Entwicklung der Romanzenpoesie und den ausdrücklichen Zeugnissen der spanischen Kunstschriftsteller und Dichter selbst sind wir also zu der Annahme berechtigt, daß die Romanzen weder ursprünglich in Langzeilen abgefaßt seyn konnten, noch die später bekannte Redondilienform als eine Auflösung solcher angesehen werden darf; sondern daß eben diese Redondilien die Ur- und Grundformen der spanischen Volkslieder und daher der indigenen spanischen Versmaße überhaupt, und daß besonders die achtsylbigen Redondilien das Maß der lyrisch-epischen Volkslieder der Spanier oder der eigentlichen epischen Romanzen (das Maß der rein lyrischen, Romances cortos, sind die sechssylbigen Redondilien, ebenfalls sehr früh nachweisbar, z. B. in den Serranicas des Erzpriesters von Hita) schon ursprünglich waren und geblieben sind. Das Alter und die Volksmäßigkeit dieses Versmaßes überhaupt, und besonders in den romanischen Sprachen und noch specieller in der spanischen jetzt noch zu beweisen, wäre nach so vielen Zeugnissen dafür ganz überflüssig *), um so mehr, als ein solcher Kenner wie Diez nun auch über den epischen und lyrischen achtsylbigen Vers der romanischen Poesie des Mittelalters mit gewohnter Meisterschaft gehandelt und dem

*) Vgl. »Ueber die Lais,« S. 166 ff.; — Huber, Latein. Abhandl. p. 14; — alle spanischen Kritiker von Argote de Molina bis Duran (letzterer sagt, l. c. T. IV. p. XVI: „Entre las combinaciones metricas anteriores al siglo XVI que se encuentran en la poesía Castellana, ninguna es mas facil, natural, y acomodada al carácter de la lengua, y al género narrativo, que la del romance comun octosilabo..... Ademas, el ritmo monótono del romance parece indica y provoca el canto que se le ha aplicado, tan propio á las danzas pausadas del pais donde nació [Asturien], que aun se conserva, el solo, inalterable entre las variaciones infinitas que experimentan cada dia las demas canciones del pueblo fundadas en combinaciones metricas mas artificiosas").

epischen sein Recht eingeräumt hat (Altrom. Sprachdenkm. S. 108 ff., 116 — 117, 121, 131 — 132).

Ist dieß, wie kaum zu bezweifeln, das ursprüngliche Maß der Romanzen gewesen, so tritt nun wieder die andere Schwierigkeit, die von den typischen Formen der Volkspoesie abweichende Reim- oder Assonanzbindung der anderten Verse mit den blanken Zwischenversen in den Vordergrund, eine Reimform, die weder ursprünglich, noch aus dem bloßen Principe der Volkspoesie ohne heterogenen Einfluß hervorgegangen seyn kann. Die Erklärung dieser Abnormität zu versuchen — die es freilich erst geworden ist, seitdem man die Urformen aller Volkspoesie genauer untersucht und einige Hauptmerkmale abstrahirt hat, und die daher nicht nur von den Spaniern, sondern überhaupt bis auf die neueste Zeit gar nicht als eine solche angesehen ward — hat sich Huber in seinen beiden oft genannten Aufsätzen zuerst das Verdienst erworben. Er ist nämlich der Meinung, daß die Romanzen ursprünglich in achtsylbigen Redondilien und in Tiraden mit unmittelbar gebundenen Reimen (Tirades monorimes, „Asonancias consecutivas") abgefaßt gewesen seien, wofür er als analoge Formen die altfranzösische „Chanson du Roi Gormond" und das Fabliau von Aucasin et Nicolette anführt *), und Spuren von dieser ursprünglichen Form noch in der Cid-Romanze: „Tres cortes armara el rey" (aus dem Cancionero de rom.) finden will (vgl. dagegen Diez, a. a. O. Sp. 429 — 431). Die Umgestaltung dieser ursprünglichen in die bekannte Romanzenform aber schreibt er dem Einflusse der Joglar-Poesie zu, welche bei Verschmelzung der Volksromanzen zu größeren Ganzen oder kleineren Epen (analog dem Verfahren der Rhapsoden mit den Liedern der Aoeden) auch demgemäß eine verlängerte Form in alexandrinermäßigen Langzeilen einzuführen gesucht habe; da aber diese verunglückte Nachahmung der fremdartigen Alexandriner nicht volksmäßig werden konnte — wovon er eben das „Poema del Cid" als vereinzelt gebliebenen unpopulären Versuch zum Beweise anführt — so kehrten auch die Joglares wieder zu dem volksthümlichen Rhythmus der Redondilien zurück, und um sie zweitheiligen

---

*) Vgl. was Diez in der angef. Rec. gegen die Analogie dieser beiden Beispiele einwendet; und dessen altrom. Sprachdenkm. S. 111 und 132. — Allerdings wäre dafür die Legende von der h. Fides von Agen ein passenderes Beispiel gewesen, die sich sogar ausdrücklich auf spanische Tradition (razon espanesca) und das Zeugniß der Gascogner und Aragonesen (Copla II) beruft, jedoch jambischen Fall hat und durch die klingenden Reime der ersten Strophe kunstmäßige Ausbildung verräth, auch selbst auf französische Vortragsweise hinweis't: „Qui ben la diz a lei francesca."

Langzeilen ähnlich zu machen, verbanden sie je zwei Redondilien-Verse, indem sie den ersten seines Reimes beraubten und ihm so das Ansehen eines nur durch die Cäsur vom zweiten getrennten Hemistichs gaben, wodurch die also verbundenen Romanzen den langzeiligen einreimigen Tiraden der Chansons de geste ähnlich wurden. Unter diesen, durch den Einfluß der Kirchenpoesie und (wohl zunächst) der französischen Epik umgestalteten und verschmolzenen Romanzen habe man die „Cantares de los joglares" zu suchen, deren die Chroniken als lügenhafter Erfindungen erwähnen, und diese „Cantares" oder „Romances joglarescos" haben sich einerseits allerdings durch Umfang und Form von den primitiven, eigentlichen Volksromanzen unterschieden, und vielleicht könne man die längeren in den älteren Sammlungen erhaltenen Romanzen von Carl dem Großen und seinen zwölf Pairs als Beispiele und Reste solcher Joglar-Romanzen oder spanischer „Cantares de gesta" ansehen; andrerseits aber haben sie in noch entschiedenerem Gegensatze zu den Gedichten in Alexandrinerstrophen gestanden durch die wiederaufgenommenen, bestimmt ausgeprägten, wenn auch auf die angegebene Art in ihrer Reimweise durch die Alexandriner modificirten Redondilien. Diese in der Joglarpoesie vielleicht wirklich als ein Surrogat von Langzeilen geltenden Redondilienpaare seien dann mit ihrer, längeren Erzählungen allerdings mehr zusagenden Reimweise auch in die eigentliche Volkspoesie übergegangen; haben jedoch in dieser stets nach ihrem ursprünglichen Werthe, d. i. als kurze aber ganze Verse (versos enteros) gegolten; und so habe sich zwar im Wesentlichen aus dem primitiven volksthümlichen Grundrhythmus, aber mit der durch den Durchgang durch eine fremdartige und in Bezug auf Spanien wenigstens kunstmäßige Form bewirkten Modification, die jetzige Romanzenform entwickelt, die Hr. Huber zum Unterschied von den „primitivos": „Redondillos segundarios" nennt, und die daher die Merkmale einer aus dem Principe der Volkspoesie hervorgegangenen, aber schon durch heterogenen Einfluß kunstmäßiger umgestalteten Form hat.

Dieser Erklärungsversuch scheint auch uns sehr plausibel — und mehr läßt sich wohl bei solchen morphologischen Processen, wo die Resultate allein auf die genetischen Ursachen schließen lassen, nicht erwarten —; vorzüglich wenn man bedenkt, daß die Alfonsinische „Crónica general" gerade an den Orten, wo sie von Carl des Großen Zug nach Spanien spricht, der „Cantares de los juglares" erwähnt (wie in der Ausg. v. Valladolid, 1604, in fol. Parte tercera, fol. 30[b], 33[b], 34, 45[b]), und daß von den auf uns gekommenen Romanzen eben die von Carl dem Großen und seinen zwölf Pairs durch Alterthümlichkeit der Sprach- und

Reimformen, epische Breite und epischen Ton am meisten sich als solche Joglar-Romanzen charakterisiren, und von den übrigen lyrisch-epischen Volksromanzen unterscheiden; daß aber auch am meisten diese Sagen zur Verschmelzung fremder Formen mit heimischen veranlassen mußten. Denn theils sind diese Sagen — die ihrem Ursprunge und ihrer Ausbildung nach dem spanischen Boden nicht angehören, nur in ihn verpflanzt und dort erst acclimatisirt wurden — den spanischen Joglares von ihren Nachbarn und Kunstgenossen, den lemosinischen und catalanischen Joglars mitgetheilt worden, wobei sie mit den Stoffen gewiß auch die Formen der französischen Epik kennen lernten; theils haben sich damit in heimischen Volksliedern erhaltene Localtraditionen verbunden, wie die baskischen von Roncesvalles, die navarresischen von Bernardo del Carpio, die um so mehr auch ihren formellen Einfluß geltend machten, als diese mit Nationalmelodien und Nationaltänzen innigst verschmolzenen indigenen Rhythmen dem Ohre des Volks und dem Munde der Sänger selbst so geläufig waren, daß sie fremde nicht leicht aufkommen ließen. So mochte dadurch in formeller wie in stofflicher Hinsicht eine Verschmelzung des Fremden mit dem Einheimischen, des Kunst- mit dem Volksmäßigen bewirkt worden seyn, indem die Joglares in ihren längeren epenartigen Romanzen wohl auch die dazu passenderen ächt epischen Langzeilen und Tiraden der ihnen bekannt gewordenen Chansons de geste nachzubilden suchten; aber statt der Langzeilen — die sie in der heimischen Volkspoesie gar nicht vorfanden und in der Kunstpoesie nur die zu spanischen Melodien unsingbaren, immer fremdartig klingenden Alexandriner *) — die dem Volke,

*) Wir haben oben gezeigt, wie es selbst den Kunstdichtern nicht gelang, den Alexandriner einzubürgern, und im Gefühle von dessen nicht zu überwindender Fremdartigkeit (vgl. Diez, Altrom. Sprachdenkm. S. 107 — 108) griffen auch sie, als sie zu ihren längeren allegorisch-didaktischen Gedichten auch eines längeren Versmaßes bedurften, zu einem ähnlichen Auskunftsmittel, wie die Joglares, nämlich zur Verdoppelung eines indigenen volksmäßigen Maßes, der Redondillos de arte menor, und bildeten daraus die Versos de arte mayor (diese Entstehungsart zeigt sich recht deutlich in den rohen Anfängen dieser Doppel-Redondilien bei Hita Copla 1023 — 1040, wo sie noch durch Mittelreime markirt sind), die — eben auch nur ein Nothbehelf, weil keine ursprünglichen Langverse — wieder den Endecasilabos weichen mußten, welch letztere, längst im provenzalisch-lemosinischen Sprachgebiete als zehnsylbige Verse heimisch, in die castilische Kunstpoesie als Novität erst mit den italienischen Formen und nur nach langem Widerstreben der nationalen Partei, deren Vorkämpfer Castillejo war, eindrangen; in der spanischen Volkspoesie aber nie die ausschließende Herrschaft den Redondilien streitig machen konnten.

für das sie doch zunächst ihren Vortrag bestimmten, und ihnen selbst gleich unentbehrlichen Redondilien beibehielten, und sie nur durch die erwähnte Reimart paarweise [1]) verbanden, um sie den zweitheiligen Langzeilen ähnlich zu machen. Denn wir glauben nicht, daß, wie Huber anzunehmen scheint, die Alexandriner je in der zum Singen bestimmten Joglar-Poesie [2]) wirklich angewendet wurden, sondern daß sie von vorneherein, durch die althergebrachten Melodien genöthigt, gleich zu dem erwähnten Surrogat der Langzeilen gegriffen hat. Findet sich doch schon in der ältesten, noch ganz in der Volkspoesie wurzelnden Troubadourspoesie, in zwei volksmäßigen Liedern des Grafen Wilhelm von Poitiers, ein diesen Doppel-Redondilien genau entsprechender Langvers, selbst mit trochäischem Fall und stumpfem Endreim (er bildet mit zwei vorausgehenden eilfsylbigen Versen dreizeilige Strophen, und „ein und derselbe Reim beherrscht das ganze Lied;" s. Diez, Altrom. Sprachdenkm. S. 123), der wahrscheinlich durch denselben Proceß aus zwei kurzen Versen der

---

[1]) So hat Ayala in seinem „Rimado de Palacio," dessen epische und didaktische Theile in den vierzeiligen Alexandriner-Strophen oder in Octaven de arte mayor abgefaßt sind, die eingefügten lyrischen Gedichte in sechs- und achtsylbigen Doppel-Redondilien mit überschlagenden Mittel- und Endreimen componirt, und sagt daher wohl in Bezug auf diese paarweise Verbindung selbst davon:

Della (de la Virgen María) fise yo algunos cantares
De grueso estilo — — — — — — —
Que con versetes conpuestos a pares
Materia ruda non lo tacharás.

Die darauf folgenden „Cantares" sind in der Handschrift auch noch in Langzeilen geschrieben (s. die span. Uebers. Bouterwek's, p. 151 — 152, und dieselben Gedichte in Redondilien aufgelöst bei Böhl de Faber, Floresta, T. I. p. 2. Nro. 3 y 4). Läßt man die Mittelreime weg, so hat man die gewöhnlichen Romanzenstrophen!

[2]) Die beiden Cid-Gedichte rechnen wir nicht zur eigentlichen Joglar-Poesie, und möchten überhaupt bezweifeln, daß sie wirklich zum Singen bestimmt waren. Es versteht sich übrigens von selbst, daß die Joglares nicht nur »sagten und sangen« in den Cantares, sondern auch, besonders späterhin, bloß sagten und selbst lasen, sei es ihre eigenen Erzählungen (Fablas), sei es von Kunstdichtern (Clérigos) ihnen mitgetheilte Romane (Romances, Cuentos rimados, Ditados) und Legenden (so heißt es eben in der „Crónica general," 3ª parte, fol. 33 b: „E agora sabed los que esta estoria oydes, que maguer que los juglares cantan en sus cantares, e dizen en sus fabras," etc.), und in solchen bloß zum Sagen und Lesen bestimmten Gedichten mochten sie allerdings die vierzeiligen Alexandriner-Strophen beibehalten, welche sie auch durch ihre eigenen Kunstdichter kennen gelernt hatten.

Volkslieder entstand, oder vielmehr als ein Doppelvers zu betrachten ist; denn ein selbst die beiden Arten epischer Langzeilen um so viel überwiegender Vers konnte doch wohl kaum in der Lyrik als Ganzvers entstehen [1]! — Findet doch ferner Diez selbst (a. a. O. S. 123 und 127) diese Doppel-Redondilien sehr ähnlich dem volksmäßig accentuirten Tetrameter der Römer (und zwar dem Trochaicus octonarius, wenn llanos, dem septenarius oder quadratus, wenn agudos); und die Spanier konnten in der That durch ihren Wortaccent unter allen romanischen Provinzialen die römischen Volksrhythmen am leichtesten bewahren und nachbilden. Nun ist aber der Tetrameter selbst nur eine Verdoppelung seines Grundrhythmus, des Dimeter oder Quaternarius, der einfachen versos de redondilla mayor, der sich nach dem strophischen Princip der neuern Sprachen wieder in seine Urbestandtheile aufgelöst hat (vgl. Mutzl, Ueber die accentuirende Rhythmik in neueren Sprachen. Landshut, 1835. 4°. S. 17 und 19). So konnte die accentuirende mittellateinische, besonders die volksmäßig kirchliche Poesie leicht wieder aus diesen Volksrhythmen solche Doppelverse herstellen, wenn, wie sie es liebte, sie den Tetrametern der Römer ähnliche machen wollte, und um diese Zusammensetzung einigermaßen zu maskiren und diesen Langversen doch das Ansehen von Ganzversen zu geben, machte sie sie gewöhnlich katalektisch, was um so näher lag, als sie nach Aufnahme des Reimes als eines wesentlichen Bestandtheiles ihrer eigenen Rhythmik meist die stumpfen Reime der Volkslieder beibehielt [2]).

---

[1]) Die eilfsylbigen Verse dieser Lieder sind nach spanischer Messung zwölfsylbige, wie sich aus denen mit weiblicher Cäsur und männlichem Endreime ergibt, und wohl aus versos de redondilla mayor con pie quebrado der Volkslieder entstanden, in welche sie sich auch in Strophen mit Mittelreimen selbst im Französischen (s. ebenda, S. 125, die Canzone von Gace) wieder zersetzen.

[2]) So hat Du Méril, Poésies populaires latines, Paris, 1843, 8°. p. 133 bemerkt: „Pour empêcher les vers trochaïques d'être divisés en deux parties égales, les anciens poëtes, ainsi que nous l'avons déjà dit (p. 90), n'en faisaient jamais d'acatalectiques, et les critiques, trompés (!) par une pause que la néglicence et la corruption de la quantité rendirent de plus en plus importante, y virent deux vers distincts et soumis à des lois différentes. „„Currit autem (metrum trochaicum tetrametrum) alternis versibus ita ut prior habeat pedes quatuor, posterior tres et syllabam (d. i. sechs Sylben vor der Reimsylbe, genau die spanischen Doppel-Redondilien mit blanken llanos und gereimten agudos).““ Beda, De arte metrica, tom. I. col. 41. „„Erat integros trochaicos tetrametros catalecticos per medium scindere, et dividuos sic facere ut alternis versiculis currerent.““ Saumaise, In Flavium Vopiscum notae, p. 350.“

Gewöhnlich verband sie diese Lang- oder Doppelverse in drei- bis vierzeiligen einreimigen Strophen [1]; aber es fehlt auch darin nicht an Beispielen, und zwar sehr alten und besonders den Spaniern nahe liegenden, welche solche, den Tetrametern nachgebildete Doppel-Redondilien in Tiraden verbanden, die alle Einen und denselben Reim hatten. Ein solches höchst merkwürdiges Beispiel ist in der That der auch von Huber (Einleit. zur Cid-Chronik, p. XXXVI; — vgl. jedoch dazu die ganz richtigen Bemerkungen von Diez, in der erwähnten Rec. Sp. 433) angeführte Psalm gegen die Donatisten des h. Augustin, den dieser in der ausdrücklich von ihm selbst erwähnten Absicht abgefaßt hat, um dem Volke vorgesungen und zum Theil von ihm selbst mitgesungen zu werden, weßhalb er ganz volksmäßige Rhythmen, die dem Ohre desselben so tief eingeprägten trochäischen Dimeter oder achtsylbigen Redondilien dazu gewählt hat, die er nach der Art und wahrscheinlich auch nach der Melodie der Kirchenprosen in jenen Theilen, die dem Volke nur vorgesungen werden sollten, zu Langzeilen verdoppelte, indem er diese zwar alle, jedoch nur an den Schlüssen durch Einen und denselben Reim verband, während hingegen der von dem Volke selbst mitzusingende Refrain (Hypopsalma, ein wahrer Estribillo) eine leoninisch gereimte Langzeile, d. i. ein durch den unmittelbaren Reim gebundenes Redondilienpaar ist (vgl. »Ueber die Lais,« S. 184). Ja auch wir sehen, wie Diez, gerade in diesem Beispiele [2]) das Vorbild der Joglar-Romanzen [3]); zugleich aber

[1]) Vgl. Du Méril, l. c., der als Beispiel solch vierzeiliger Strophen „un fragment .... sur l'histoire d'un roi d'Espagne" anführt; und p. 152, 280; — »Ueber die Lais,« S. 257.

[2]) Du Méril, l. c. p. 120 — 131 theilt diesen Psalm ganz mit; — in dem Hypospalma scheint uns das de (de pace) sowohl grammatisch als rhythmisch überflüssig; übrigens ist die klingende Assonanz in demselben (pace — judicate) zu beachten, während alle übrigen Langzeilen bloß durch ein meist tonloses e gebunden sind. Ebenda p. 278 findet sich ein Gedicht von Fulbertus: „Eloge du Rossignol" überschrieben, das auch in solchen trochäischen Tetrametern, alle durch Einen Reim (a) verbunden, jedoch offenbar in vierzeiligen Strophen abgefaßt ist (der dritte Vers hat um eine Sylbe zu wenig).

[3]) Wenn wir diesen Psalm ein Vorbild der Joglar-Romanzen nennen, so meinen wir natürlich nicht, daß er ihnen wirklich zum Muster gedient habe, oder auch nur bekannt gewesen sei; noch daß die Volkspoesie in der lingua romana rustica oder gar auch die im neuspanischen Romanzo schon seit Augustins Zeiten dessen langzeilige Tiraden statt der oder auch nur neben den kurzen Redondilien-Strophen angewandt habe; sondern wir wollen damit nur sagen, daß wie Augustin und die volksmäßige mittellateinische Kirchenpoesie schon zu dem nahe liegenden, ja sich ihr von selbst aufdringenden

auch den Ur- und Grundtypus der Volksromanzen oder die primitive Romanzenform.

Wir halten nämlich nicht, wie Huber, einreimige Tiraden achtsylbiger Redondilien, sondern kurze Reimpaare (parejas) oder vierzeilige einreimige Redondilien-Strophen (cuartetas) für die primitive Romanzenform. Das hohe Alter und die Volksthümlichkeit dieser Reim- und Strophenart in allen germanischen und romanischen Sprachen, so wie deren Anwendung in volksmäßigen Erzählungen, Sagen und Balladen sind hinlänglich bekannt *). In der spanischen Poesie insbesondere finden

Mittel griff, die zweitheiligen Langzeilen, deren sie zu ihren Prosen-Melodien bedurfte und deren Rhythmus doch dem Volke leicht vernehmlich seyn sollte, durch Verdoppelung der volksthümlichen Rhythmen zu bilden, eben so die Joglares zu demselben Processe und aus denselben Gründen veranlaßt, ja genöthigt wurden, als sie nach dem Muster der Chansons de geste ihre epenartigen Romanzen auch in langzeiligen Tiraden dem Volke vorsingen wollten. Daß übrigens die Joglar-Romanzen diese Art von einreimigen Tiraden, und daher auch die volksmäßigen Romanzen die nach ihrer Wiederauflösung in Redondilien-Strophen daraus entstandene durchgehende Assonanz, zunächst den französischen Chansons de geste, und, in sofern diesen jene Reimform wahrscheinlich durch die Kirchenprosen zukam, also ursprünglich der mittellateinischen Kirchenpoesie entlehnt haben, und nicht der arabischen (vgl. Diez, Altrom. Sprachdenkm. S. 86; und Andres Bello, Uso antiguo de la rima asonante en la poesia latina de la media edad etc. im Repertorio americano, T. II. p. 21—33, nachgedruckt in Ochoa's Tesoro de los rom. p XXIX sqq.); daß mithin von einem arabischen Ursprung der Romanzenform im Ernste gar nicht die Rede seyn kann, geht wohl aus dem bisher Gesagten schon hinlänglich hervor, und wird sich in der Folge noch klarer herausstellen. Gegen diese bloß äußerliche und rein zufällige Aehnlichkeit der einreimigen Tiraden und durchgehenden Assonanz mit einer arabischen Reimweise, so wie überhaupt gegen den überschätzten Einfluß der arabischen Poesie auf die abendländische und besonders die spanische wiederholt und nachdrücklich sich zu verwahren, ist noch immer nöthig, da seit Conde der Pseudo-Orientalismus wieder stärker in der Geschichte der spanischen Literatur spukt! —

*) Vgl. »Ueber die Lais,« S. 181—183. — Beispiele davon in der mittellateinischen volksmäßigen Poesie, außer dem Hypospalma Augustins, finden sich, und zwar in erzählenden Gedichten, bei Grimm und Schmeller, Lat. Gedichte des X. und XI. Jahrh., wie „Sacerdos et lupus," in vierzeiligen, aus kurzen Reimpaaren bestehenden Strophen, und nennt sich selbst „jocularis cantio;" — eben so „Gallus et vulpes;" — „Versus de unibove," wo es wieder heißt:

Ad mensam magni principis
Est rumor unius bovis,
Praesentatur ut fabula
Per verba jocularia.

sich auch, und zwar gerade aus der Zeit ihrer ersten Entwicklung und in erzählenden oder lyrisch-epischen Gedichten Beispiele davon. Nämlich die beiden unlängst von Pidal zum ersten Male ganz herausgegebenen Gedichte: „Vida de Santa Maria Egipciaca," und: „Adoracion de los Santos Reyes" (zuerst abgedruckt in der Revista de Madrid von 1841, auch besonders u. d. T.: „Coleccion de algunas poesias castellanas anteriores al siglo XV. para servir de continuacion á la publicada por D. Tomás Antonio Sanchez." Madrid, 1841. 8⁰. — Und dann als Anhang zu dem bei Baudry von Ed. Ochoa veranstalteten Nachdruck von Sanchez' „Coleccion," Paris, 1842. 8⁰.), welche Pidal in den Anfang oder in die erste Hälfte des 13. Jahrh. setzt. Sie sind in noch sehr unregelmäßigen Versen (7 — 11 Sylben), in welchen jedoch das Maß der Redondilla mayor das vorherrschende und angestrebte ist, und in Reimpaaren abgefaßt, ja öfter bindet derselbe Reim drei und sechs, meist aber vier oder acht Zeilen *); die Reime sind meist stumpf, und wenn klingend, haben sie eigentlich nur ganz rohe Assonanz, auch reimlose kommen vor; und im Ganzen haben diese Gedichte den Charakter kirchlich-volksmäßiger Gesänge. Das hat auch Pidal gefühlt, indem er sie also schildert: „Estos versos no tienen por lo general medida cierta y determinada, y ya son de siete silabas, ya de ocho, nueve ó diez, y aun á veces de once (doch hat auch er sie für „versos cortos pareados"

Vgl. auch Du Méril, Poésies populaires latines, p. 186 — 187. — In den modernen Sprachen ist diese Reim- und Strophenart so alt und allgemein verbreitet, daß Wackernagel (Schweiz. Museum, II. 1. S. 86) mit Recht davon sagen konnte: »So besitzen wir aus dem 12. Jahrh. und den folgenden eine Menge von Sagen und Mährchen und Fabeln, erzählt in der Form der paarweise reimenden kurzen Verse, dieser unsangbaren Umgestaltung der sangbaren vierzeiligen Strophe.« Nur noch eines besonders merkwürdigen Beispiels der vierzeiligen einreimigen Strophe sei gedacht, der ächten Volksballade von »Hugo von Lincoln« aus dem 13. Jahrh.; s. »Ueber die Lais,« S. 443 ff. — Vgl. auch Diez, Altrom. Sprachdenkm. S. 109 — 111.

*) Wir haben (»Ueber die Lais,« S. 303) das Versmaß dieser Gedichte für »leoninisch gereimte zweitheilige Langzeilen« irrthümlich angesehen, da damals nur die wenigen von De Castro mitgetheilten Bruchstücke davon bekannt waren; nach Vorlage des Ganzen kann aber kein Zweifel mehr seyn, daß die, obgleich wie oft in der Handschrift in Langzeilen geschriebenen Verse (so auch bei de Castro) nicht als Hemistiche, sondern als ganze kurze zu betrachten sind, da, wie oben bemerkt, manchmal eine ungleiche Zahl (3 und 6) durch Einen Reim gebunden wird, und so dem hier allein entscheidenden Kriterium des Reimes nach das Ganze sich nicht in zweitheilige Langzeilen abtheilen läßt.

erklärt und als solche abdrucken lassen). Yo pienso que estas composiciones se hicieron para ser cantadas por los juglares en la misma especie de música ó canto llano, en que se entonan los salmos y antifonas de la Iglesia, que están en prosa (oder vielmehr wie die mehr epischen Kirchenprosen oder epistolae farcitae; vgl. »Ueber die Lais,« Anm. 139 und 146), y en que aun hoy mismo solemos oir cantar el Todo fiel cristiano del P. Astete en las escuelas, y las canciones de la Aurora y del Nacimiento, por las calles. La especie de sonsonete ó música en que se cantan, apoyada en la rima de las últimas palabras de cada par de versos [1], suple en algun modo la falta de medida, y da orígen á cierto género de armonía imperfecta y monótona.» Und in den „Noticias y observaciones" zu diesen Gedichten, die Pidal nachträglich in der „Revista de Madrid (1843, 3ª série, Tomo V. p. 5 — 17) bekannt gemacht hat, fügt er hinzu: „Es pues en mi concepto una cosa demostrada que los dos poemas..... son dos antiguas cánticas de aquellas con que los juglares y juglaresas de la edad media entretenian al vulgo en las calles y en las plazas, divertian en los palacios y castillos feudales á la larga clientela de los Grandes y Ricosomes en ellos encerrada, conservaban la tradicion de los hechos históricos y religiosos," etc.

In derselben Weise sind, wie auch Pidal bemerkt hat, das Judenlied im „Duelo de la Virgen" von Berceo; wenn man den Refrain „Eya velar" wegnimmt, so bleiben kurze Reimpaare (vgl. unsere Anzeige der span. Uebers. Bouterwek's in diesen Jahrb. Bd. LVI. S. 264 — 265); und die Lieder der Blinden und fahrenden Schüler beim Erzpriester von Hita, alle, bis auf eines, in achtsylbigen unmittelbar gereimten Redondilien, nur, weil wie das Judenlied mehr lyrisch, mit Estribillos (s. ebend. Bd. LVIII. S. 247 — 249) [2]; ferner das ausdrücklich für Laien und vor-

[1]) Aus diesen Worten scheint hervorzugehen, daß noch gegenwärtig in Spanien solche geistliche Volkslieder in ähnlichen Reimpaaren gesungen werden (uns sind die angeführten Lieder unbekannt), und so hätte auch hier wie überall der Kirchen- und geistliche Gesang die ältesten volksmäßigen Formen bewahrt, während die weltliche Volkspoesie, durch den Einfluß eigener und fremder Kunstpoesie, sie schon bedeutend modificirt überliefert; denn z. B. in der späteren spanischen Volkspoesie ist uns wenigstens keine Form in bloßen kurzen Reimpaaren bekannt, und selbst der Reim ist da gänzlich von der Assonanz verdrängt worden.

[2]) Dort haben wir auch die für die Geschichte des Volksliedes höchst merkwürdige Stelle mitgetheilt, worin Hita angibt, welche Gattungen von Volksliedern und für welche Volksklassen er sie gemacht habe; nur müssen wir die dort daraus gezogene Folgerung: »an

züglich für Kinder bestimmte Gedicht: „La doctrina christiana" (s. ebenda, Bd. LIX. S. 27), aus dem 14. Jahrh., in 157 dreizeiligen einreimigen Redondilien=Strophen mit einem reimlosen Halbvers (eigentlich Refrain=Zeile). Ja sogar nach Einführung der bekannten Romanzenform mit anderten Reimen oder Assonanzen finden sich noch Reste von dieser ihrer primitiven Form, wenn auch schon mannigfach verkünstelt. So sind die Romanzen von Garci Sanchez de Badajoz (im Canc. de rom. Fol. 252, 261) und die portugiesische von Bernaldin Ribeiro (ebenda, Fol. 275) noch in Reimpaaren abgefaßt, nur der erste Vers ist reimlos (und die Romanzen des ersteren sind überdieß mit „Cantares" in Coplas verbunden); — eine ganz ähnliche Form hat die Romanze: „Porque de amores, hecho por Juan del Encina, requestando a una gentil muger" (in dessen „Cancionero," Zaragoza, 1516. Fol. LXIII. v°), der übrigens auch Romanzen mit anderten Reimen gemacht hat (ebenda, Fol. LXVII. r° y v°, und Fol. XCI. v°, unter den letzteren die bekannte: „Gritando va el caballero," auch bei Depping II. p. 469; vgl. Martinez de la Rosa, Obras lit. Paris, 1827. T. I. p. 203, und dagegen unsere Bemerkung in diesen Jahrb. Bd. LVII. S. 198). Nach dem Muster dieses „Porque" von Encina ist die Romanze: „A Manera de porque" in der Silva (ed. de 1582. Fol. 146), ebenfalls in Reimpaaren, nur der erste und letzte Vers sind reimlos (vom dritten Vers an beginnt jeder anderte mit „porque" und reimt mit dem vorhergehenden, so daß die Reimpaare durch den Sinn getrennt sind). Eben so die „Romance de Marquina" (im Canc. de rom. Fol. 279 v°; nur reimt hier der letzte Vers mit dem vierletzten; aber auch hier beginnt vom dritten Vers an jeder anderte mit „acordaos" und reimt mit dem vorhergehenden; ein Spiel der Kunstpoesie, wodurch sie die Reimpaare minder vernehmbar machen wollte). Auf dieselbe Weise die Romanze: „Olorosa Clavellina" (ebenda, Fol. 294). Endlich hat sich noch eine Spur von der Anwendung der Reimpaare in einer Form von volksmäßigen satyrischen Gedichten erhalten, sie bestehen nämlich aus sechszeiligen Strophen, in welchen die beiden Reimpaare nur durch zwei eigent=

einen Zusammenhang der Romanzenform mit arabischen Volksliedern dabei zu denken," hier ausdrücklich zurücknehmen, wozu auch wir durch Conde uns verleiten ließen. Hita unterscheidet ja selbst die für die „Judias et Moras" gemachten „Cántigas de danza e troteras" genau von den „Cantares"... que disen los ciegos... e escolares que andan nocherniegos" etc., unter welch letzteren nach den gegebenen Mustern allerdings die mehr romanzenartigen, lyrisch-epischen Lieder zu verstehen sind; aber doch, wie bemerkt, mit vorwiegend lyrischer Färbung und in keiner Weise arabischen Formen auch nur entfernt ähnlich.

liche, durch das ganze Gedicht wiederholte Refrains getrennt sind (z. B. im „Tesoro de los romanceros y cancioneros," von Ochoa, p. 304, N. XCVI, eine Form, die oft von Quevedo und sogar noch von Cadalso angewandt wurde).

Wenn wir in diesen Beispielen von der Anwendung der kurzen Reimpaare oder der kurzen einreimigen Strophen in so alten volksmäßigen, ja sogar romanzenartigen Gedichten einen positiven Grund finden, daraus auf eine analoge Form der primitiven Romanzen zu schließen, so möchten wir als negativen Grund dafür anführen, daß gerade nach Einführung der bekannten Romanzenform die kurzen Reimpaare als solche nicht nur in den Romanzen, sondern in der spanischen Poesie überhaupt außer Gebrauch kamen; denn eben durch diese Verlängerung der kurzen Reimpaare mittelst der reimlosen Zwischenverse läßt sich noch am besten die sonst so auffallende Erscheinung erklären, daß die bei allen germanischen und romanischen Nationen durch das ganze Mittelalter besonders in erzählenden Gedichten so üblichen kurzen Reimpaare **als solche** (d. h. in ihrer reinen Form und nicht in Strophen mit Refrains, Refrainzeilen oder überschlagenden Reimen vermischt) bei den Spaniern schon seit dem Ende des 13. Jahrh. fast gar nicht mehr angewandt wurden. Daß aber die kurzen Reimpaare durch diese verlängerten (in Bezug auf den Grundrhythmus verdoppelten) — die ja höchst wahrscheinlich, wie wir gezeigt, den Spaniern anfänglich nur als Surrogat der ihnen mangelnden epischen Langzeilen dienen mußten — schon seit jener Zeit außer Gebrauch gesetzt und nach und nach gänzlich verdrängt wurden, scheint selbst durch die ältesten auf uns gekommenen Denkmäler der bekannten Romanzenform bestätigt und documentirt zu werden.

Schon **Bellermann** (l. c. S. 15 ff.) und **Schack** (l. c. I. S. 103) haben bemerkt, daß von den in galicischer Sprache geschriebenen „Cántigas" des Königs Alfons X. gerade die mehr epischen im Volkstone gedichteten Lieder nicht nur dem Inhalte, sondern auch schon der **Form** nach wahre „**geistliche Romanzen**" seien (s. Beispiele davon bei **Ortiz y Zuñiga**, Anales de Sevilla, I. p. 94, 113, 283, 289, besonders 301, 314; — **Bellermann**, l. c. S. 17, 60 — 62). Läßt man nämlich die Estribillos weg — die ihnen natürlich als geistlichen volksmäßigen Gesängen nach Art der Kirchenlieder beigefügt wurden —, so bestehen sie aus achtsylbigen Redondilien in achtzeiligen Strophen mit **anderten reimenden** Versen (die ungleichen sind reimlos), und jede Strophe mit **anderen** Reimen (das Geschlecht der Reime bleibt durch das ganze Gedicht dasselbe, die meisten haben schon klingende Reime, doch ist auch eines darunter, bei

Bellermann S. 61, noch ganz mit stumpfen Reimen). Eben so besteht die, wenn auch nicht von Alphons selbst herrührende, ihm jedoch schon frühzeitig zugeschriebene und jedenfalls sehr alte Romanze, die wir in der ersten Abtheilung unter Nr. 4 nach Alonso de Fuentes ganz mitgetheilt haben [1]), aus solchen achtzeiligen Strophen, noch meist mit stumpfen Reimen und jede Strophe mit anderen (der ersten Strophe fehlen wahrscheinlich die beiden ersten Verse, denn sie ist nur sechszeilig, und fängt überhaupt etwas abrupt an; die Reime sind noch eigentliche Consonanz und werden, wie in allen Volksliedern, nur manchmal aus Rohheit Assonanz; nur die dritte Strophe hat eine Art klingenden Reimes in ia, und nur die beiden letzten, wohl mehr noch aus Zufall, haben Einen und denselben Reim). Wir sehen also aus diesen Alfonsinischen Romanzen, daß schon gegen das Ende des 13. Jahrh. eine der jetzigen Romanzenform sehr ähnliche sich gebildet hatte; die aber doch in einigen nicht unwesentlichen Punkten von der späteren sich noch unterscheidet, und an die primitive, wie wir sie vorausgesetzt haben, gerade darin sich noch mehr anschließt; nämlich in der Geltung der Reime als solcher und in dem strophischen Variiren derselben [2]).

---

[1]) Nachträglich müssen wir noch bemerken, daß auch Garibay, in seinem „Compendio historial," das jedoch zuerst 1571, also viel später als das „Libro de los quarenta cantos" (erste Aufl. Sevilla, 1550) erschien, lib. XIII. cap. 13, diese Romanze mitgetheilt, und sie Alfons X. selbst zugeschrieben hat. — Uns ist wenigstens keine Romanze bekannt, die der Sprache und, was noch entscheidender und sicherer, der Form nach höheres Alter verriethe.

[2]) In den galicischen, schon mehr kunstmäßig ausgebildeten „Cántigas" sind die Reime rein; in der viel roheren castilischen Romanze sind auch die Reime roher und daher assonanzähnlich. — Daß aber die in den „Cántigas" bestimmt markirte achtzeilige Strophe auch noch in der Romanze durch die Reimveränderung als solche sich erkennen läßt, scheint auf den Einfluß der zu Alfons' Zeiten schon in der spanischen Kunstpoesie hinlänglich bekannten vierzeiligen einreimigen Alexandrinerstrophe, oder der auf dieselbe Weise construirten Strophen in mittellateinischen und romanischen Gedichten, besonders geistlichen und Legenden (s. Diez, Altrom. Sprachdenkm. S. 88 — 89), hinzudeuten. — Und so könnte die Umgestaltung der primitiven Romanzenform in die secundäre vielleicht gerade durch diese geistlichen Romanzen Alfons', bei dem sie zuerst sich nachweisen läßt, bewirkt worden seyn; jedoch auch dann wäre sie es wieder zuletzt durch den Einfluß der mittellateinischen volksmäßigen Kirchenpoesie, und zwar auf dieselbe Weise, wie wir sie bei der Joglarpoesie angenommen haben. Ja bei Alfons ist dann der Gebrauch der Doppel-Redondilien um so merkwürdiger, da er in seinen anderen galicischen, aber ganz kunstmäßigen Liedern selbst den provenzalischen zehnsylbigen Vers angewandt

von den Carvajales (im Canc. de rom. und bei Depping, I. p. 366: „Valásme, nuestra Señora," die ersten fünf Strophen mit der Assonanz in e — a, die übrigen in a — o); — von Lanzarote (Canc. de rom., Depping, II. p. 6: „Tres hijuelos habia el rey, mit Assonanz in a, a — o und i — a); — von Calainos (Canc. de rom., Depping, II. p. 56: „Ya cabalga Calainos," mit Assonanz in i — a, a — a und a); — von Nuño vero (Canc. de rom., Depping, II. p. 85: „Nuño vero, Nuño vero," mit Assonanz in a — o, a — a und wieder a — o); — vom Conde Aleman (Canc. de rom., Depping, II. p. 175: „A tan alta va la luna," mit Assonanz in i — a, i — o und a); — vom Conde Claros (Canc. de rom., Depping, II. p. 191: „A caza va el Emperador," die ersten beiden Quartette mit der Assonanz in i — a, die übrigen mit stumpfem Reime auf a) *).

*) Wir haben die beiden sehr alten und sehr merkwürdigen Romanzen von den »Sieben Infanten von Lara«: „A Calatrava la vieja" (im Canc. de rom.), und: „Ay Dios, que buen caballero" (in der Silva de var. rom.; — beide auch bei Depping, I. p. 90 — 94) geflissentlich hier nicht angeführt, obgleich Alcalá-Galiano und Du Méril (Essai etc. p. 108) die in beiden in der That auch vorkommende Reim- oder Assonanzveränderung bemerkt haben. Denn wir halten sie für Versionen Einer und derselben noch älteren Romanze, wahrscheinlich mit stumpfen Reimen in a, von der sich in beiden Bruchstücke erhalten finden, gerade die noch auf a oder a — a reimenden oder assonirenden Stellen, welchen neuere Zusätze nur angefügt sind; so in der ersteren die offenbar moderneren Eingangsverse bis: „Ya se trata casamiento" (mit welchem Vers die ältere Romanze wahrscheinlich begonnen hat), die auch eine ausgebildetere Assonanz in a — o haben, und die Stelle von dem Verse: „Yo me estaba en Barbadillo" bis zu Ende, mit stumpfer Assonanz in a, ist wenigstens in den noch mehr reimartigen Assonanzen minder überarbeitet, und findet sich als abgesonderte Romanze in dem Cancionero de Medina (s. die erste Abtheilung Nr. 5). Die andere Version: „Ay Dios, que buen caballero," gibt die ältere Romanze vom Verse: „Ya se trataban las bodas" fast mit denselben Worten und sogar noch weniger interpolirt wieder (denn in jener des Canc. de rom. sind die Verse: „Desque todos han comido — Van á bohordar á la plaza," sinnstörende, mit den folgenden im Widerspruche stehende Einschiebsel, und das Quartett, das anfängt: „Matáronme un cocinero, anticipirt eine erst nach der Hochzeit eingetretene neue Beleidigung der Doña Lambra); von: Calledes vos, Doña Sancha" aber, wo die stumpfe Assonanz in a beginnt, bis zu Ende scheint sie ebenfalls minder überarbeitet zu seyn. — Eben so wenig konnten wir von den Cid-Romanzen, die bei Depping, I. Nr. 109 und 117, nach dem Romancero del Cid gegebenen: „Apenas era el rey muerto," und: „Ya cabalga Diego Ordoñez," hier anführen, obgleich sie darnach auch eine variirende Assonanz hätten; denn von der ersteren gehören die ersten drei Quartette offenbar zu der Romanze: „Morirvos queredes, padre" (Depping, Nr. 101), und

Diese Romanzen — sämmtlich aus der ältesten Sammlung, die meisten mit vorwiegend epischem Charakter und alle ächt volksmäßige — genügen wohl zu beweisen, daß der durchgehende Ein- oder Anklang weder ein ursprüngliches noch ein wesentliches Merkmal der Romanzenform gewesen ist *). Erst durch die Joglares, die bei ihrer Verschmelzung mehrerer Romanzen in größere Ganze wohl auch zu diesem äußeren Bindungsmittel sich veranlaßt sahen, dürfte die absichtliche Einreimigkeit eingeführt und gewöhnlich geworden, und dadurch zu der viel später künstlich ausgebildeten

---

mit: „Afuera, afuera, Rodrigo" beginnt eigentlich diese (so findet man sie auch abgetheilt im Canc. de rom.); die letztere aber besteht ebenfalls aus zwei Romanzen, wovon die eine, mit der Assonanz in i — o bis: „Traidores heis todos sido," und die andere, beginnend mit: „Arias Gonzalo responde," und mit der Assonanz in a — o; diese aber bildet mit der Romanze: „Ya se sale por la puerta" (Depping, Nr. 121) nur Eine (abermals auch auf diese Weise im Canc. de rom. abgedruckt). — Hingegen können wir sogar noch Bänkelsänger-Romanzen des 17. Jahrh. anführen, in welchen das erste Quartett eine von den übrigen verschiedene Assonanz hat (Depping, II. p. 471 und 473).

*) Daher hat der Referent über die Londoner Ausgabe des Depping'schen Romancero in den „Ocios de Españoles emigrados" (Tomo IV. p. 8 — 9) ganz Recht, wenn er, vom Poema del Cid sprechend, fortfährt: „Esta misma mezcla de asonantes y consonantes se ve en muchos de los romances antiguos, y aun en algunos se halla cambiado varias veces el eco ó sonido final, contra la regla adoptada en tiempos posteriores, de conservar la identidad de dicho sonido de un cabo al otro del romance en versos alternos, pero evitando siempre la consonancia." Wenn er es aber wahrscheinlich findet, daß die Romanzen den durchgehenden Ein- oder Anklang (el monorrimo) der gleichen Verse mit reimlosen ungleichen (el corte del romance en versos alternos con rima y sin ella) arabischen Mustern nachgebildet haben, so müssen wir wiederholen, daß die hier gegebene Ableitung dieser Reimform, ursprünglich von dem volksmäßigen Kirchengesang und zunächst von den Tirades monorimes der romanischen Epen, uns bei weitem mehr Wahrscheinlichkeit, ja im Vergleich mit der arabischen unbedingt den Vorzug zu haben scheint, da ähnlich gereimte Kirchengesänge lange vor der Eroberung Spaniens durch die Mauren den Spaniern bekannt und, wie bei allen romanischen Nationen, auch bei ihnen sogar volksmäßig waren, und daher diese in den Tirades monorimes erneute und nur mehr ausgebildete Reimform um so leichter auch bei ihnen Eingang und Nachahmung finden konnte, als sie mit den Stoffen zugleich den spanischen Joglares von ihren transpyrenäischen Kunstgenossen wieder zukam. — Ueberdieß ist, wie wir so eben bewiesen, gerade das einzige Merkmal, wodurch man den arabischen Ursprung noch plausibel gemacht hat, die Einreimigkeit, weder ein ursprüngliches, noch ein wesentliches, und erst lange selbst nach Entwicklung der secundären Romanzenform zur Regel geworden.

und zur Regel gemachten durchgehenden Assonanz der Weg gebahnt worden seyn *). Denn es läßt sich, wie gesagt, ebenfalls documen-

*) Es scheint, daß die Joglares auch darin ihren Mustern, den Dichtern der Chansons de geste folgten, die anfangs kürzere Tiraden, die den Abschnitten oder den Perioden der Erzählung entsprachen, anbrachten, später aber sie bedeutend verlängerten, und endlich gar, wie der Verfasser von „Parise-la-Duchesse,“ fast durch das ganze Gedicht führten (vgl. Diez, Altroman. Sprachdenk. S. 86—87). So haben, wie wir eben gezeigt, noch einige der älteren Romanzen einen strophisch variirenden Ein- oder Anklang, der meist auch den Abschnitten der Erzählung oder den Perioden der Rede entspricht, besonders der Wechselrede im Dialog (wie z. B. im Nuño Vero); dann finden wir denselben Ein- oder Anklang am gewöhnlichsten durch ganze, aber kleinere Romanzen (entsprechend den längeren Tiraden) festgehalten; endlich verbanden die Joglares mehrere solcher Romanzen wie dem Inhalt so auch der Form nach zu größeren Ganzen mit Einem und demselben Reim oder mit durchgehender Assonanz, die bald als solche auch schon in den Sammlungen oder in Einzeldrucken erscheinen (wie die meisten Romanzen des karolingischen Sagenkreises, die sich überhaupt als Producte der Joglar-Poesie von den eigentlichen Volksromanzen am kennbarsten unterscheiden), bald zwar noch getrennt und sogar mit anderen untermischt, sich aber nicht nur durch Inhalt und Färbung, sondern auch gerade durch den gleichen Ein- oder Anklang als zusammengehörige Abtheilungen Eines größeren Ganzen noch hinlänglich charakterisirend. So lassen sich z. B. gerade die auf stumpfes a oder a—a reimenden Romanzen unter denen von den »Sieben Infanten von Lara« (von diesen nämlich die Nr. 61, 62, 66 und 72 bei Depping, I), von »Isabel de Liar« und von »Moriana« (im Canc. de rom., in der Silva und bei Timoneda) noch als zusammengehörige Theile einer solch cyklischen Ueberarbeitung erkennen. So von den Cid-Romanzen die auf die Belagerung von Zamora bezüglichen mit der Assonanz in a—o (bei Depping, I. Nr. 116, 117, 121 und 124), die auch in der That in Eine verschmolzen mit besonderem Titel (auf dem das „nuevamente hecho“ die Umarbeitung hinlänglich bezeichnet), also wahrscheinlich nach einem Pliego suelto, im Canc. de rom. und im Canc. de Medina stehen (s. unsere erste Abtheilung, Nr. 5), und merkwürdiger Weise erwähnen schon die „Crónica general“ und die „Crónica del Cid“ gerade bei der Erzählung von Zamora's Belagerung der „Cantares de los joglares“ (vgl. Huber's Einleit. S. LXIV). Daher ist es bei einer kritischen Ausgabe der Romanzen so wichtig, von den gleichzeitigen und zu demselben Kreise gehörigen noch besonders die mit gleichem Ein- oder Anklang zusammen zu gruppiren. So gehören unter den Cid-Romanzen zu der erst erwähnten Gruppe noch die ihr im Canc. de Medina unmittelbar voranstehende: „De Zamora sale Dolfos“ (Depping, I. Nr. 113), und: „En santa Agueda de Burgos“ (die ältere Version bei Duran, l. c. V. p. 102; die modernere bei Depping, I. Nr. 128), beide ebenfalls mit der Assonanz in a—o, und auch ihrem sonstigen Charakter nach sich jenen anreihend. Eine ähnliche, durch Sprache, Färbung, Ton

tiren, sowohl durch ausdrückliche Zeugnisse, als durch viele und charakteristische Beispiele: daß auch noch lange nach Einführung der anderten und selbst der durchgehenden Bindung der Reim als solcher in den Romanzen beabsichtigt wurde, daß die Assonanz noch lange nur eine zufällige, ein aus Noth und Rohheit unvollkommener Reim geblieben ist, und erst seit der Mitte des 16. Jahrh. zu dem mit Bewußtseyn angewandten bloßen Anklang, im Unterschiede vom Einklang, und zwar durch den Einfluß der Kunstpoesie geworden und zur Regel erhoben worden ist.

Ausdrückliche Zeugnisse für den Gebrauch und die Geltung des Reimes als solchen in den älteren Romanzen geben Encina in der oben angeführten Stelle, worin er sagt: „Y aun los romances suelen yr de quatro en quatro pies, aunque no van en consonante sino el segundo y el quarto pie, y aun los del tiempo viejo no van verdaderos consonantes" etc. (woraus unzweifelhaft hervorgeht, daß noch zu Encina's Zeit die Bindung der Romanzen durch eigentliche Reime, im Unterschiede von der bloßen Assonanz *), für die Kunstdichter

---

und die gleiche Assonanz (in i — a) als zusammengehörige sich charakterisirende Gruppe bilden die Cid-Romanzen bei Depping, I. Nr. 110, 111 und 115 (alle drei aus dem Romancero del Cid, und die ersten beiden dort noch in Eine verbunden). Ja selbst noch unter den Romanzen des karolingischen Sagenkreises finden sich solche getrennte Bruchstücke eines früher verschmolzenen Ganzen als abgesonderte Romanzen, aber besonders durch den gleichen Reim noch als Theile desselben erkennbar und sich zusammenfügend; wie die zu der Sage von Montesinos, Durandarte und Belerma gehörigen auf a — a assonirenden, bei Depping, II. Nr. 32, 35, 36 und 37 (aus der Floresta; eine Variante von 35 und 36 ist 34 aus dem Canc. de rom., und eine etwas abweichende Version von 36 findet sich bei Timoneda, s. Rosa de rom., p. 63), die, wie auch schon die Versionen anzeigen, die bald mehr, bald weniger verbinden, offenbar Eine größere Joglar-Romanze bildeten; — und wie die von Gaiferos bei Depping, Nr. 39, 40 und 43, alle mit dem stumpfen Reim auf a (aus dem Canc. de rom.; auch in Einzeldrucken des 16. Jahrh., und 43 mit Varianten in der Silva und Floresta; — und aus der letzteren wieder ein Bruchstück als abgesonderte Romanze bei Timoneda, Rosa de rom. p 68).

*) Daß aber Encina schon den Unterschied zwischen Consonanz und Assonanz gekannt hat, beweist eine andere Stelle seiner Poetik, wo er ex professo davon handelt: „Cap. VI. De los consonantes y assonantes y de la examinacion dellos. Da heißt es von den Assonanten: „Ay tambien otros que se llaman assonantes: y cuentanse por los mismos acentos de los consonantes. Mas difiere el un assonante del otro en alguna letra de las consonantes que no de las vocales: y llamase assonante porque es a se-

selbst als Regel galt, wie denn Encina's eigene Romanzen alle noch gereimt sind, und daß die unvollkommene Consonanz der alten, und wohl besonders der Volksromanzen keineswegs für eine gesuchte Künstlichkeit, sondern eben nur für eine Rohheit, einen Fehler galt, den die Kunstpoesie vermeiden müsse); — Alonso de Fuentes (s. unsere erste Abtheilung, Nr. 4), der in seinen eigenen Romanzen geflissentlich, wie er selbst sagt, »unvollkommene Reime« anbrachte, um sie den „alten ähnlich zu machen" (y assi imitando estos cantos á los de nuestros antiguos, aquella rusticidad de vocablos y consonantes mal dotados), die er also noch keineswegs für absichtliche oder künstliche Assonanzen gehalten hat, und das war noch in der Mitte des 16. Jahrh. (die erste Ausgabe von seinen „Quarenta cantos" erschien 1550); — der Herausgeber des von Huber (latein. Abhandl. p. 22) angeführten „Cancionero llamado Guirnalda esmaltada de galanes" etc., ebenfalls schon aus dem 16. Jahrh., der im „Proemio" die Sammlung dieser „Poesias" dadurch zu rechtfertigen sucht: „Lo otro porque no viniessen a ser sovajadas de los rusticos, las lenguas de los quales casi siempre o siempre suelen ser corrompidores de los sonorosos acentos y concordes consonantes y hermanables pies" etc.; — ja selbst noch Rengifo sagt in seiner „Arte poetica española" (Salamanca, 1592. in 4°. p. 38, cap. 34: „De los Romances"): „No ay cosa mas facil que hazer un Romance, ni cosa mas dificultosa, si ha de ser qual conviene. Lo que causa la facilidad es la composicion del metro, que toda es de una Redondilla multiplicada. En la qual no se guarda consonancia rigurosa, sino assonancia entre segundo, y quarto verso: porque los otros dos van sueltos" etc. Diese Ansicht ist auch ganz sachgemäß, denn auch in der Romanzenpoesie gilt, was wir in Hinsicht des Reimes in der Volkspoesie überhaupt an einem anderen Orte („Ueber die Lais," S. 15—16) als Regel aufgestellt haben, und was Diez (Altrom. Sprachdenkm. S. 83—85) über Reim und Assonanz in der ältesten volksmäßigen romanischen Epik so treffend bemerkt hat: Der Reim war ursprünglich und blieb bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrh. auch in der Romanzenpoesie eine beabsichtigte eigentliche Consonanz, deren Stelle nur die dem Volksgesange genügende Assonanz manchmal vertrat; und zugleich hatten auch die Romanzen, wie es eben auch der

---

mejança del consonante aunque no con todas las mismas letras. Assi como Juan de Mena dixo en la Coronacion que acabó un pie en: proverbios: y otro en sobervios. Adonde passa una v. por una b. y esto suelese hazer en defeto de consonante" etc.

Volksgesang erfordert, anfangs nur stumpfe oder männliche Reime, und gerade diese gaben Veranlassung zur Ausbildung der Assonanz *).

Wir beschränken uns, um dieß auch durch Beispiele zu erhärten, auf die älteste und genuinste Romanzensammlung, den Cancionero de romances. In diesem sind gerade die von Kunstdichtern herrührenden, glossirten oder ergänzten Romanzen am reinsten gereimt, und selbst wenn sie eine alte Romanze nur parodirten (un romance antiguo contrahecho), so ersetzten sie die ungenauen Bindungen derselben durch genauere; so sind die Romanzen von Torres Naharro (Fol. 228), Alonso de Cardona (Fol. 247), vom Comendador Avila (Fol. 249), von Juan de Leyva (Fol. 250), die „Romance acabado" von Alonso de Cardona (Fol. 251), die „Romance añadido" von Quiros (Fol. 257) u. s. w. alle so gut gereimt, wie ihre übrigen kunstmäßigen Gedichte; so hat die „Romance contrahaziendo el de arriba" (d. i. del Rey Ramiro, Fol. 246 und 247) die ungenauen Reime der alten Romanze durch genauere ersetzt (die alte Romanze bildet nämlich stumpfe Reime auf a mit, wie wir gleich zeigen werden, ebenfalls

*) Martinez de la Rosa hat dieß in den Anmerkungen zu seiner „Poética" so gut entwickelt, daß wir die Stelle ganz hierhersetzen wollen (Obras lit. Paris, 1827. 8°. Tomo I. p. 202—203): „Desde luego salta á la vista que entre esa especie antigua de composicion (den älteren Romanzen mit stumpfen Reimen) y el romance moderno media gran semejanza: hay una sola terminacion, igual en un caso y parecida en otro, en todos los versos pares desde el primero hasta el último, quedando los otros enteramente sueltos; y la única diferencia que existe entre uno y otro género de romance, es que en el primero es mas perfecta la rima que no en el segundo. Pero adviértase que como el consonante de las antiguas composiciones de que hablamos lo formaba una sílaba aguda, solo consistia en dos letras, una de ellas la vocal acentuada; y como esta tiene que ser la misma bien se trata de consonante ó bien de asonante, toda la diferencia que resulta en último análisis es la de una consonante final. Mas es fácil comprender que el sonido de esta, especialmente en el canto, queda bastante apagado por el de la vocal precedente, y mucho mas en un idioma como el español en que estas tienen un sonido tan claro y distinto, y aun mas estando acentuadas Asi todo parecia contribuir á que pasase sin percibirse uno ú otro descuido del poeta; pues consistiendo meramente en tan leve inexactidud, no interrumpia el placer que causaba la igualdad, real ó creida, de las terminaciones de los versos pares, hasta que al cabo se echase de ver que era indiferente para el agrado que tales composiciones producian el que fuese ó no idéntica la última consonante, siempre que lo fuese la vocal acentuada; y acabasen los poetas por evitar una molestia inútil, ostentando al fin como gala lo que principió por ser un defecto."

für stumpfe geltenden auf a und tonloses e, wie vengades, Palomares, mit aca, pan u. s. w., während die Trova durchaus den reinen Reim auf ar hat); eben so beobachtet die „Romance hecho por Cumillas, contrahaziendo al de: Digasme tu el hermitaño" (die bekannte von Lanzarote, Fol. 242, und die Parodie jener Stelle daraus, Fol. 262) genau den durchgehenden Reim auf ida, der in jener Stelle der alten Romanze (denn in ihr variirt der Reim, wie wir bemerkt haben) mit minder genauen assonanzähnlichen Bindungen (wie venida, vida etc. mit avia, dia, caballeria etc.) untermischt ist; — dasselbe Verhältniß findet Statt zwischen der „Romance mudado por Diego de Çamora, por otro que dize: Ya desmayan los Franceses" (Fol. 252), und dem von Diego de San Pedro parodirten Bruchstück derselben alten Romanze (ebenda, Fol. 246: „trocado por el que dice: Reniego de ti Mahoma") und der alten (Fol. 244, die anfängt: „Domingo era de Ramos"); die Parodien haben den durchgehenden Reim in ir oder i; die alte Romanze hat aber noch neben dezir, huir u. s. w. lid, paladin u. s. w. und ti, ofreci mit marfil, fiz und mil gebunden; — ferner vergleiche man das noch sehr roh gereimte Bruchstück aus der alten Romanze: „Por el mes era de mayo" im Cancionero general (ed. de Anvers, 1557, Fol. CCX, worin calores, amores, prisiones, noche mit albor und galardon stumpf reimen) mit der ebenda (Fol. CCXV) stehenden Glosse dieser Romanze von Garci Sanchez de Badajoz, und der umgereimten ganzen Romanze im Canc. de rom. (Fol. 265, bei Depping, I. p. 273), in denen wenigstens alle Reime reine stumpfe Assonanzen sind. Diese Beispiele beweisen aber, daß man damals die allerdings rohen, eigentlich nur assonirenden Reime der alten volksmäßigen Romanzen noch für Consonanzen (consonantes mal dotados) gehalten habe, deren Unvollkommenheit die Kunstdichter zu verbessern suchten, und daß die Reime mit tonlosen Nachsylben (vorzüglich wenn auf das hochtonige a oder o ein tonloses e folgte) noch für stumpfe galten, d. h. häufig mit solchen gebunden vorkommen. Vielfache Belege dazu liefern die älteren volksmäßigen und besonders die Joglar-Romanzen des karolingischen Sagenkreises. Unter diesen letzteren haben bekanntlich die meisten und selbst die längsten den durchgehenden Reim in a aguda; jedoch so häufig untermischt mit Reimwörtern, in welchen auf das hochtonige a noch eine Nachsylbe mit tonlosem e folgt, und zwar auch in solchen, wo sich diese Nachsylbe etymologisch nicht apokopiren ließ (wie padre, madre etc.), daß die späteren Umreimer und Herausgeber zu dem wunderlichen Auskunftsmittel ihre Zuflucht nahmen, allen einsylbigen stumpfen Reimen ein e anzuhängen (so nicht nur den Infinitiven in ar, Nennwörtern

Aber selbst noch in einer viel späteren, kurzen aber volksmäßigen Romanze, der von Enrique de Guzman (in den Zusätzen zu den Romanzen von Sepúlveda, Ausg. v. 1566, bei Depping, I. p. 330, Nr. 233), finden sich noch solche zweisylbige stumpfe Reime in a — e mit einsylbigen in a gebunden (wie sangre, condestable, grande). Beispiele von Romanzen mit ein- und zweisylbigen stumpfen Reimen in o und o — e sind außer der erst erwähnten: „Por el mes era de mayo," die früher angeführten beiden alten Romanzen von Fernan Gonzalez („Castellanos y Leoneses," und „Buen conde Fernan Gonzalez," in welchen divisiones, Ordoñez, razones, traidores, mantones, hombres, labradores mit den einsylbigen in o gebunden sind) *).

Die am häufigsten in volksmäßigen Romanzen des Canc. de rom. vorkommenden klingenden Reime sind die in a — a, a — o und i — a; und gerade diese Reime kommen auch schon in den ältesten halb volks- halb kunstmäßigen Gedichten vor (wie in den beiden vom Cid, worin a — o die vorherrschenden Reimvocale), und sind ja auch die dem Laut- und Biegungssystem der spanischen Sprache am meisten entsprechenden. Es versteht sich übrigens von selbst, daß auch diese klingenden Reime in Assonanzen übergehen, die aber als solche noch nicht beabsichtigt und daher nur als unvollkommene Reime anzusehen sind.

Daß aber und wie aus der unvollkommenen Einreimigkeit, besonders der stumpfen, in einer an volltönenden Vocalen so reichen Sprache, wie der spanischen, die Assonanz sich von selbst

---

pfen Reimen in a, und zwar nach der Recension im Canc. de rom. sind noch die einsylbigen mit zweisylbigen stumpfen (a — e) untermischt, nach der Silva und der handschriftlichen Rec. bei Duran (IV. p. 119) ist durch Anhängen eines e an alle einsylbige stumpfe eine gleichmäßige Assonanz in a — e, und nach der Floresta durch Umreimen, Veränderungen und Einschiebungen die Einreimigkeit in a aguda kunstmäßig hergestellt. — Daraus folgt, daß in einer kritischen Ausgabe die alten volksmäßigen Reime in solchen Romanzen wieder herzustellen sind; nicht aber durch Beibehalten der ungehörig angefügten e das Mißverständniß der späteren Herausgeber zu sanctioniren oder nachzuahmen ist; ein Mißgriff, den auch wir, durch das Beispiel der Spanier verleitet, in der „Rosa de romances" ein paarmal (z. B. in den Romanzen von Garcia de Padilla und Moriana) uns haben zu Schulden kommen lassen.

*) Die meisten und ältesten volksmäßigen stumpfreimigen Romanzen des Canc. de rom. haben allerdings a oder o zu Reimvocalen; doch finden sich auch darunter einige mit stumpfem e (wie die von Vergilios, Depping, II. p. 262; Rico franco, ib. p 167; Caballero de lejas tierras, ib. p. 195) und sogar schon mit stumpfem i (wie: Bodas hacen en Francia, Depping, II. p. 196: Tiempo es el caballero, ib. p. 197; Del Soldan de Babilonia, ib. p. 209).

immer mehr entwickeln mußte, liegt auf der Hand, und ist in der erst angeführten Stelle von Martinez de la Rosa klar und bündig nachgewiesen, und so wurde in der That was ursprünglich in der Volkspoesie nur Unvollkommenheit (defecto) war, von der Kunstpoesie erst parodisch nachgeahmt, und zuletzt mit Bewußtseyn der rohe Edelstein zu künstlichem Schmuck (gala) geschliffen. Denn es ist keine Frage, daß durch die absichtliche Vermeidung des vollkommenen Einklangs und durch dessen Verwandlung in bloßen vokalischen Anklang die in ganzen Romanzen festgehaltene ermüdende Eintönigkeit in einen durch die Verhüllung um so reizender durchklingenden Accord aufgelös't wurde; so nur, indem nicht mehr mit den Hammerschlägen der einförmigen Consonanz, sondern mit den Guitarrenklängen der vielgestaltigen Assonanz das Ganze zusammengehalten wurde, konnte was ursprünglich nur zur Befriedigung des natürlichen Bedürfnisses eines vernehmbar gemachten Rhythmus diente, zum künstlerisch verfeinerten Genuß an einer die absichtliche Dissonanz und Losheit übertönenden und bindenden, und daher durch den Kontrast erhöhten Harmonie gemacht werden.

Erst aber seit dem Ende des 15. Jahrh., als die spanische Kunstpoesie der Volkspoesie sich immer mehr näherte, als sie begann von den Volks- und Joglar-Romanzen Notiz zu nehmen, sie zu parodiren, glossiren [1]) und endlich gar nachzuahmen, zeigen sich als Produkte dieser Wechselwirkung zwischen der Kunst- und Volkspoesie in der formellen Entwicklung der Romanzen, und zwar durch den Einfluß der Kunstpoesie: die reineren stumpfen und die Einführung der klingenden Reime [2]); dann durch die Rückwirkung der in dieser Hinsicht unverbesserlichen Volkspoesie erst die Duldung und parodirende Nachahmung der unreinen assonanzartigen Bindungen; später die absichtliche Ausbildung der Assonanz im künstlichen Unterschiede von der Consonanz; und zuletzt die auch in der Volkspoesie nun mit Bewußtseyn eingeführte und zur Herrschaft erhobene kunstgemäße Assonanz [3]).

---

[1]) Rengifo sagt (l. c. p. 44): „No ha muchos años, que començaron nuestros poetas a glossar romances viejos, metiendo cada dos versos en la segunda de las redondillas. Y han sido tan bien recebidas estas glossas que les han dado los musicos muchas sonadas, y se cantan, y oyen con particular gusto."

[2]) So sind gerade in den zuerst aufgezeichneten längeren Joglar-Romanzen die ursprünglichen Bindungen in ihrer Rohheit noch am wenigsten verändert auf uns gekommen.

[3]) Man hat sich gewundert, daß die Assonanz in der an volltönenden Vocalausgängen nicht minder reichen italienischen Sprache keine Aufnahme gefunden hat; allein das Wunder erklärt sich, wenn

Daher ist auch die Geltung des Reimes als *solchen* und als *stumpfen* mit ein Kriterium für das Alter und die Volksmäßigkeit der Romanzen; die mit klingenden, wenn auch manchmal noch unvollkommenen Reimen gehören jedenfalls schon dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an, und die mit ausgebildeter, d. i. künstlicher und überdieß noch klingender Assonanz *) sind unbedingt erst seit der Mitte des sechzehnten abgefaßt, oder wenigstens formell überarbeitet. Erst seit Lope de Vega's Zeit aber wurde, wie auch *Martinez de la Rosa* (l. c. T. I. p. 204) bemerkt hat, die Assonanz auch in den Gedichten mit kürzeren Versen, de redondilla menor, wie Romances cortos, Letrillas, Endechas, Seguidillas, etc., üblich, und in den Volksliedern überhaupt herrschend (vgl. auch *Alcalá-Galiano*, zu *Depping*, l. c. I. p. LXXII).

Was endlich die *strophische* Abfassung und Abtheilung der Romanzen betrifft, so haben wir oben die Gründe angegeben, aus welchen wir sie schon ursprünglich in *vierzeiligen* Strophen abgefaßt halten. Zu diesen wollen wir nun noch anführen, daß selbst nach der bemerkten, durch die Joglar-Poesie eingeführten Verbindung und Verschmelzung der Volksromanzen in größere epenartige Ganze mit durchgehendem Ein- oder Anklang und troß der dadurch bewirkten tiradenähnlichen Umgestaltung sich die primitive vierzeilige Strophe noch fort erhalten und sogar als Normaltypus gegolten habe. Dieß beweis't abermals die mehrerwähnte Stelle aus *Juan de la Encina's* „Arte de poesia castellana," worin er ausdrücklich unter den „Coplas ó versos de *quatro* pies" auch die Romanzen anführt: „Y aun los romances *suelen* yr de *quatro* en *quatro* pies etc.;" doch fügt er

man bedenkt, daß die italienische Poesie von vorne herein bloß Kunstpoesie war, und unter dem *einseitigen* Einflusse derselben sich selbst die spätere volksmäßige Poesie der Italiener entwickelt hat. In der portugiesischen Poesie, die einen ähnlichen Entwicklungsgang hatte, bekam die Assonanz erst und nur durch den Einfluß der spanischen künstliche Ausbildung. Die übrigen romanischen und germanischen Sprachen waren aber zu arm an volltönenden Vocalausgängen, und so ist es gekommen, daß nur in der spanischen die *künstlich* ausgebildete Assonanz herrschend wurde, weil auch *nur in ihr* die beiden Bedingungen dazu: der *Vocalismus* und die *volksthümliche* Entwicklung der Kunstpoesie zusammentrafen.

*) Die Kunstpoesie liebt überhaupt den reicheren klingenden Reim, der ja ihre Erfindung ist (vgl. »Ueber die Lais,« S. 171), und hat insbesondere die klingende Assonanz ausgebildet, um sie vernehmlicher zu machen; aber eben deßhalb vermied sie die überschlagenden Assonanzen (vgl. *Du Méril*, Essai; p. 108). So haben fast alle moresken Romanzen ausgebildete klingende Assonanzen.

ebenda hinzu, nachdem er von den übrigen 5 — 6zeiligen Strophen gehandelt hat: „Mas desde seys pies arriba por la mayor parte suelen tornar a hazer otro ayuntamiento de pies de manera que serán dos versos (zwei Strophen) en una copla (Doppelstrophe), y comunmente no sube ninguna copla de doze pies arriba porque paresceria desvariada cosa: salvo los romances que no tienen numero cierto“ [1]). Daraus folgt, daß zwar einerseits noch damals die vierzeilige Strophe für die Grund- und Normalstrophe der Romanzen galt; daß aber andrerseits schon zu Encina's Zeit die strophische Abtheilung der Romanzen meist so vage war, daß sich keine bestimmte Zeilenzahl oder streng eingehaltene und markirte Gleichzeiligkeit der Strophen mehr ergab. Diese Vagheit und Unregelmäßigkeit sind aber theils in dieser Strophenart und im Volksgesange überhaupt und in den monotonen Romanzenmelodien insbesondere schon begründet [2]); theils wurden sie wohl eben durch die Einführung der Einreimigkeit und die Verschmelzung mehrerer kleinerer Romanzen in größere Ganze in der Joglar-Poesie noch begünstiget; theils endlich sind sie die unvermeidlichen Folgen der, so mannigfachen Auslassungen und

---

[1]) Auch Rengifo (l. c. p. 40) erwähnt der Abtheilung der Romanzen in „Quartetas;“ bei den Neueren heißen die Romanzen- und die Redondilien-Quartette überhaupt „Cuartet*as*,“ die aus längeren Versen aber bestehenden vierzeiligen Strophen „Cuartet*os*“ (vgl. Salvá, Gramática castellana; 7ª ed. Paris, 1846. 8°. p. 407).

[2]) Wie leicht diese Strophenart überhaupt in unstrophische Reimpaare übergeht, haben wir in »Ueber die Lais,« S. 122, 181 — 183 gezeigt (dieß hat wohl auch Du Méril, Essai, p. 197 verleitet, das „Lai roman et le romance espagnol“ überhaupt für strophenlose Gedichte zu halten). — Ja je älter und je volksmäßiger die Romanzen sind, je weniger fügen sie sich einer gleichmäßigen strophischen Abtheilung, und Huber (Introduccion, p. XXVII) sagt mit Recht: „Pues aunque hay y habrá muchos romances que se cantan y cantaban en coplas de a cuatro versos, y que por consiguiente se habian pensado y sentido en esta forma por el poeta, tambien hay muchos y principalmente entre los mas populares que se cantan sin distinccion de coplas, y con toda la solenidad o monotonia épica que se pueda desear.“ — Dazu trugen natürlich die Romanzen-Melodien das Ihrige bei, welche Duran (l. c. T. IV. p. XXXV. nota 14) also charakterisirt: „La música primitiva de los Cantos populares se ha perdido del todo, cuando la de los romances se conserva inalterable. Esta parece un gemido prolongado y monótono, pero que no deja de producir su efecto cuando acompaña las danzas pausadas del país.“ — Auch mochten die längeren Joglar-Romanzen in späterer Zeit wohl bloß gesagt worden seyn, wodurch die durch die Melodien allein noch erhaltene strophische Abtheilung gänzlich verwischt wurde.

Zusätzen ausgesetzten mündlichen Fortpflanzung und der späten oft incorrecten Aufzeichnung, besonders wenn dabei die Melodien nicht mehr berücksichtigt wurden. Daher sind auch in allen älteren Sammlungen (selbst in Encina's eigenem Cancionero) die Romanzen ohne alle strophische Abtheilung abgedruckt, und die meisten neueren Herausgeber sind nicht mit Unrecht diesem jedenfalls sichereren Verfahren gefolgt *). Hingegen ist in den späteren, von

*) So unter den Spaniern selbst fast alle, wie Quintana, Reguero, Duran, Ochoa u. s. w. Depping hingegen hat ein besonderes Gewicht auf die Abtheilung in Quartette gelegt und sie bei allen Romanzen ohne Ausnahme anzuwenden gesucht; wo er sich aber genöthigt sah, sechszeilige Strophen zuzulassen, dieß für eine Art poetischer Licenz erklärt, indem die den Quartetten also angehängten zwei Verse »schneller und wie zwischen den Zähnen mit Guitarren- und Castagnetten-Begleitung gesungen,« und so diese Unregelmäßigkeit verdeckt und ausgeglichen werde. Die Unstatthaftigkeit dieser Annahme hat Alcalá-Galiano in den Bemerkungen zu Depping's Einleitung (T. I. p. XIV — XVI und dazu p. LXXVI) gezeigt, wiewohl auch er für die Abtheilung in Quartette ist. Diese Meinung ist auch in so weit die richtige, als, wie wir gezeigt haben, die vierzeilige in der That die Grund- und Normalstrophe der Romanzen war und blieb, und viele, besonders die späteren, mehr lyrischen und kunstmäßigen, lassen sich ohne Zwang darnach abtheilen. Ja wir geben zu, daß oft, wenn ein Verspaar übrig bleibt, dieses der Schlußstrophe angehängt werden müsse (wie z. B. in der Romanze vom Grafen Alarcos, die in vierzeilige Strophen sich abtheilen läßt, und nur der Schlußstrophe hat der Dichter oder Joglar als Epilog die beiden Verse angehängt: „Acá nos dé Dios su gracia — Y allá la gloria cumplida") Wie unthunlich aber es sei, dieses System bei allen, auch den älteren volksmäßigen und Joglar-Romanzen anzuwenden, und wie dabei, ohne die Hülfe der Melodien, unsichere und willkürliche Abtheilungen kaum sich vermeiden lassen, hat eben Depping's eigenes Beispiel am schlagendsten bewiesen. Schon der Herausgeber des Londoner Abdrucks seiner Sammlung, Salvá, hatte sich also dagegen erklärt (T. I. p. XII — XIII): „Creyendo Depping equivocadamente, segun lo expresa en su prólogo, que es de rigor el que el romance castellano esté dividido en estrofas de á cuatro versos, adoptó este corte, y no resultándole muchas veces, ya en medio del romance, donde el sentido queda completo en el segundo, y aun en el primer ó tercer verso de sus imaginados cuartetos, ya en el fin, porque así el romance como el sentido de cada una de sus partes, pueden tenerlo en cualquier verso; completa á su modo los cuartetos que cree faltos, agregándoles versos que pertenecen á otro concepto, ó á otro miembro del periodo. De aquí resultan muchos errores que producen oscuridad y chocantes despropósitos, confundiendo el sentido y la rima," etc. Und auch der neuen Ausgabe lassen sich noch ähnliche Vorwürfe machen, da D. bei seiner Abtheilungsweise verharrt ist (man vgl. z. B. die Romanze: „A Calatrava la vieja" in Depping's Abtheilung mit der Salvá's, wo

Kunstdichtern überarbeiteten oder verfaßten Romanzen und selbst in neueren volksmäßigen allerdings die Abtheilung in vierzeilige Strophen wieder so genau eingehalten, daß sie sich nicht verkennen läßt, und daß die jüngeren Sammlungen des 17. Jahrh. sie schon in Quartette abgesetzt auch abdrucken, wie wir in der ersten Abtheilung von Nr. 21 an stets bemerkt haben.

Als Resultat dieser Untersuchung dürfte sich also wohl ergeben, daß das Vers- und Strophenmaß der primären Romanzenform auch in der secundären sich erhalten, und nur die Reimweise Modificationen erlitten habe, die nicht rein aus dem Principe der Volkspoesie hervorgegangen sind; und gerade in dieser Hinsicht sind auch die Volksliederformen anderer Nationen am meisten von der Kunstpoesie influenzirt worden; ja noch mehr als die Romanzen, die wenigstens den eigentlich überschlagenden Reim und die nur dadurch möglich werdenden Kunststrophen nicht zugelassen haben. Denn Romanzen, ganz oder theilweise in Redondilien-Strophen, Quintillas u. s. w. *), sind reine Kunstprodukte oder

bei ersterem sogar die Veränderung des Reimes nicht beachtet wurde, und wie oft hat er in zwei Strophen getrennt, was durch die grammatische Rection enge verbunden ist, wie z. B. in der Romanze von Reinaldos de Montalvan, T. II. p. 45, der letzte Vers des zweiten und der erste des dritten Quartetts). Finden sich doch in einer so späten Sammlung wie in den „Romances varios de diversos autores." Madrid, 1655, noch einige gleichzeitige Romanzen mit sehr ungleichmäßiger strophischer Abtheilung abgedruckt (wie z. B. p. 146—147, 155—158, 163—166 u. s. w.).

*) So ist z. B. das Alfons XI. zugeschriebene Bruchstück eines allerdings romanzenartigen Gedichtes in Redondilien-Strophen mit Wechselreimen (s. Argote de Molina, Nobleza de Andalucia, Lib. II. cap. 74); — eben so sind die Romanzen im Canc. de rom. Fol. 237 v°. von Torres Naharro und Fol. 272 v°., die beginnt: „Desamada siempre seas," in achtzeiligen Redondilien-Strophen. — Ganz in Quintillas ist ebenda Fol. 293 v° die Romanze, die beginnt: „Despues que por mi ventura;" — die von Rugero aus dem Romancero general bei Depping, II p. 159 (von ihm aber fehlerhaft abgetheilt; richtig in Salva's Ausgabe, II. p. 316). — In Quintillas ist z. B. die Rede des Erzbischofs in der Romanze vom Conde Claros (Depping, II. p. 187) nach dem Canc. de rom., eigentlich aber ein Einschiebsel statt der Stelle aus der alten Romanze, die als abgesonderte im Canc. de rom. Fol. 90 v°. und im Canc. general mit einer Glosse von Francisco Leon steht, aus welcher mehrere Verse in jenen Quintillas wiederholt sind. Ferner sind dieser Romanze im Canc. de rom. und in der Floresta vier Quintillas angehängt (Su tio al conde — Respuesta y fin), die ebenfalls jener Glosse entnommen sind. Ueberhaupt ist diese allerdings wunderschöne Romanze von den Kunstdichtern des 15. Jahrh. vielfach verarbeitet worden; denn außer jenen Zusätzen hat Lope de Sosa die Rede des Pagen (angefangen vom Vers: „Mas envidia he

von Kunstdichtern überarbeitet und interpolirt, welche, als es unter ihnen Mode geworden war, Romanzen zu machen, diese und ähnliche Künsteleien, wie Einfügen und Anhängen von Coplas, Villancicos, Letrillas, Octaven u. s. w. [1]), in der Romanzenform anbrachten oder als Romanzen gaben, mit denen sie dann nicht viel mehr als den Namen gemein hatten. Nur die Verbindung der Romanzenstrophen mit Estribillos oder Refrains geschah im Geiste der Volkspoesie, und konnte wohl in ächten, aber mehr lyrischen Volksromanzen selbst vorkommen [2]). Ja bei

---

de vos conde" in einer Romanze parodisch nachgeahmt und ihr ein „Villancico por desecha" angehängt (im Canc. de rom. Fol. 91, auch in Canc. gen.), und diese Romanze des Sosa hat wieder ein anderer Trobador, Soria, glossirt (im Canc. gen.) Und doch ist diese Romanze noch nirgends mit gereinigtem und hergestelltem Texte abgedruckt (sie steht mit den fremdartigen Zusätzen im Canc. de rom., in der Silva und in der Floresta; in Grimm's Silva ist sie zwar von den Interpolationen der Kunstdichter gereinigt, aber jene Stelle der Rede des Erzbischofs nach der alten Romanze ist anstatt der Quintillas nicht eingefügt worden; auch in Einzeldrucken des 16. Jahrh., en pliegos sueltos, hat sie sich erhalten)!

[1]) Wie wir so eben an der Romanze vom Conde Claros gezeigt haben. Auch Encina hat ein Paar von seinen Romanzen schon mit Villancicos verbunden (s. dessen Cancionero, Fol. LXVII); eben so sind schon im Canc. de rom. (Fol. 255 und 284) die Romanzen von Nuñez und Villatoro mit Villancicos und Coplas verbunden. Noch häufiger finden sich den von Kunstdichtern herrührenden Romanzen des 16. und 17. Jahrh. Letrillas angehängt, wie unzählige Beispiele im Romancero general beweisen können, und sogar Octaven wurden mit der Romanzenform verbunden, z. B. bei Depping, I. p. 63, wozu Alcalá-Galiano bemerkt: „No es peculiar de este romance sino al reves comun á muchos (d. h. von Kunstdichtern herrührenden) el variar de metro, ya sustituyendo consonantes cruzados de uno ú otro modo dispuestos á los asonantes, ya empleando versos de medida mas larga que la octosilábica." Manchmal aber lassen sie die Redondilien in kürzere Verse, wie z. B. in siebensylbige mit überschlagenden Reimen übergehen (s. ebenda, p. 314). Bekannt ist, daß die noch späteren Kunstdichter nach Einführung des Endecasilabo auch in dieser Versart Romanzen gemacht und sie „Romances heróicos" genannt haben.

[2]) Schon Alfons X. hat, wie bemerkt, seine geistlichen Romanzen mit Estribillos verbunden. So hat die berühmte Romanze: „Paseábase el rey moro" in einigen Ausgaben von Hita's „Historia de las guerras civiles de Granada" den Refrain: „Ay de mi Alhama!" — Doch sind unter den historischen Romanzen meist nur die späteren und von Kunstdichtern herrührenden mit Refrains versehen, wie z. B. mehrere in späteren Ausgaben der Silva und im Romancero gen. vom Cid, Peter dem Grausamen, Alvar de Luna; dem König Sebastian u. s. w. (bei Depping, I. p. 235, 318, 332, 354, 358, 407 ꝛc.). Häufiger natürlich die lyrischen, wovon viele Beispiele

den zu Tanz und Spiel bestimmten Romances cortos und Letrillas sind die Estribillos natürlich am häufigsten angebracht, wiewohl sich diese alten und ächten Volksliederformen sonst nur durch das kürzere Versmaß, die ebenfalls ganz nationalen sechssylbigen Redondilien (Redondillas de arte menor) von den mehr epischen Romanzen unterscheiden *).

III. Von der stofflichen Grundlage der Romanzen und ihrer darauf basirten Eintheilung, oder von den verschiedenen Romanzengattungen.

Bevor wir von der formellen Bildung der Romanzen zu ihrer stofflichen Grundlage übergehen, müssen wir noch einige Bemerkungen über ihre poetische Form im höheren Sinne und ihren darnach zu bestimmenden Charakter, d. i. über ihre in Ton, Färbung, Auffassungs- und Behandlungsweise sich manifestirende charakteristische Verschiedenheit und daraus sich ergebende Klassifikation vorausschicken. Es dient uns zur Beruhigung, auch auf dieser schwierigen, noch so wenig betretenen Bahn einem so bewährten Führer, wie Hrn. Prof. Huber, folgen zu können.

Was nämlich Huber von den Sammlungen der Cid-Romanzen sagt, gilt so ziemlich von den neueren Romanceros überhaupt. In diesen stehen, höchstens stofflich geordnet, Romanzen, zwischen deren Abfassungszeiten Jahrhunderte liegen, unmittelbar

der Romancero gen. enthält. — Rengifo (l. c. p. 40) sagt davon: „Los romances ordinarios no llevan repeticion, que no sea de los mismos versos de cada quartete. Pero ay otros que repiten un verso tras cada dos Redondillas, como este que hemos puesto por exemplo: otros tras cada una, y otros que no repiten versos enteros, sino una palabra con algun affecto. La qual variedad suele nacer de la musica."

*) Daß die sechssylbigen Redondilien nicht minder alt und volksthümlich seien, hat schon Sarmiento (l. c. p. 194 — 195) bemerkt. Ein sehr merkwürdiges und altes Beispiel davon ist die „Serranica" oder „Cántica de Serrana" bei Hita (in der Ausgabe Ochoa's, p. 481): „Cerca la Tablada" etc., dieselbe, von der ein Bruchstück Argote de Molina für eine Romanze des „Domingo Abad de los romances" hielt. Sie ist ganz in sechssylbigen Redondilien, darunter viele mit dactylischem Rhythmus, so daß zwei verbunden schon den Prototyp der Versos de arte mayor geben. Sie hat eine vierzeilige einreimige Cabeza und besteht aus vierzeiligen Strophen in Reimpaaren oder einreimig mit einer Refrainzeile, die mit der Cabeza reimt; also schon ganz nach Art der Letrillas mit Estribillo. — Die übrigen Serranicas bei Hita sind in achtsylbigen Redondilien mit überschlagenden Reimen abgefaßt (vgl. diese Jahrb. Bd. LVIII. S. 236 — 237).

neben einander; die ältesten auf uns gekommenen Denkmäler der spanischen Volkspoesie verlieren sich — rari nantes — unter dem sie umgebenden Wuste chronikenartiger oder manierirter Produkte der Gelehrten und Kunstdichter des 16. und 17. Jahrhunderts. Der Uebelstand wird dann noch größer, wenn, wie in Depping's Sammlung, die Quellen nur selten angegeben sind. Dann sieht sich der Leser bloß seinem eigenen Sinn und Takt für Volkspoesie überlassen, und er muß oft feine Geruchsnerven haben, um den Thymian unter den Gartenblumen herauszuriechen! — Wer diese hat und noch überdieß die äußere Form kritisch zu prüfen im Stande ist, der wird freilich die ächten, wenn auch oft unscheinbaren Waldblumen der Volkspoesie von den noch so künstlich nachgemachten und noch mehr von den stark duftenden und im üppigen Farbenschmuck prangenden Zöglingen der Kunstpoesie zu unterscheiden wissen.

Huber theilt nun die Romanzen in Beziehung auf diesen ihren Gesammtcharakter in drei Hauptklassen (tres clases ó géneros ....esencialmente diferentes en todos respectos, aunque no sin ciertas transiciones), und rechnet zur ersten eben die ächten alten Volksromanzen (los rom. antiguos ó viejos), die bald nach der besungenen Begebenheit entstanden, im Munde des Volks sich fortpflanzten, und selbst als sie zuerst aufgezeichnet wurden, d. h. in der Gestalt, in der sie auf uns gekommen sind, nicht wesentlich ihren Charakter verändert haben. Dieser Charakter aber besteht eben in dem, was alle Volkspoesie erkennbar macht, und, wie Huber sagt, sich besser fühlen als definiren läßt. Doch wollen wir, auf die Gefahr hin, nur Bekanntes und doch Ungenügendes zu wiederholen, als innere Kennzeichen desselben angeben: naive Objektivität ohne alle Reflexion und Sentimentalität; lebendige, sprunghafte Erzählung und häufiges plötzliches Uebergehen derselben in dramatischen Dialog; Enthaltsamkeit von jedem Ausmalen und doch so drastisches Skizziren mit wenigen, aber energischen Strichen des Schauplatzes oder der Situation, daß man sich sogleich mitten hinein versetzt fühlt; dazu in Gesinnung und Sprache der handelnden Personen eine oft derbe Einfachheit und an Rohheit gränzende Natürlichkeit; kurz überall noch die Spuren primitiver naturwüchsiger Zustände und Verhältnisse, noch eben so wenig verfeinert als verderbt durch den Schliff und den falschen Glanz der Civilisation. Diesen inneren Kennzeichen entsprechen die äußeren formellen: eine kräftige, aber noch ungelenke Sprache und Versification, unvollkommene, meist stumpfe Reime und loser Strophenbau, und als ein bloß literarisches Kriterium das Vorkommen solcher Romanzen nur in den älteren gemischten Sammlungen des 16. Jahrh., wie in dem

Cancionero de romances, der Silva, bei Timoneda u. s. w. Endlich ist negativ charakteristisch für diese Romanzen alles das, wodurch sich die übrigen Gattungen noch von ihnen unterscheiden. Gerade aber diese Volksromanzen sind in Hinsicht auf Sprache am meisten den verjüngenden Umgestaltungen ausgesetzt gewesen, da sie eben nur im Munde des Volks so lange Zeit sich fort erhielten, und die Aufzeichnungen, in denen sie auf uns gekommen sind, reichen kaum über das 16. Jahrh. zurück. Wenn es aber auch deßhalb schwierig ist, ihre eigentliche Abfassungszeit genau zu bestimmen, so enthalten sie doch noch immer einige Kriterien dazu. Denn außer den erwähnten bloß formellen Kriterien des Reim- und Strophenbaues und der syntaktischen Construction, an welchen die Tradition viel weniger verändert hat als an den lexikalisch-etymologischen Bestandtheilen, den am meisten beweglichen Wörterformen und Biegungen, sind es hauptsächlich Gesinnungsart, Sitten und Gebräuche, die sie Jahrhunderte hindurch treu bewahrt haben, und die oft mit approximativer Gewißheit auf die Zeit ihrer Entstehung und Abfassung schließen lassen [1]). Mit der meisten Gewißheit lassen sich unter den Romanzen dieser Gattung als gleichzeitige mit den besungenen Begebenheiten mehrere historische von den Kriegen mit den Mauren in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. nachweisen [2]).

---

[1]) So enthalten z. B. die mehrmals erwähnten Romanzen von den sieben Infanten von Lara: „A Calatrava la vieja" und „Ay Dios que buen caballero," wahrscheinlich Bruchstücke einer im 13. oder 14. Jahrh. abgefaßten Romanze, denn dieser Zeit gehört der darin erwähnte Gebrauch an, unzüchtigen oder treulosen Weibern die Rockschöße abzuschneiden „por vergonzoso lugar" (vgl. Duran, T. V. p. 5); derselben Sitte wird fast mit denselben Worten in der Cid-Romanze: „Dia era de los Reyes" (aus dem Canc. de rom. bei Depping, I. p. 123) gedacht, die auch sonst alle Kennzeichen hohen Alterthums, wie Veränderung des Reims (die ersten beiden Quartette in a—o, die übrigen in a), stumpfe Reime in a untermischt mit zweisylbigen stumpfen in a—e, und losen Strophenbau, Derbheit in Gesinnung und Ausdruck u. s. w. hat. Auch findet sich schon eine etwas modernere Variante davon im Rom. del Cid in der Romanze: „En Burgos está el buen rey," die wieder mit einigen Aenderungen in dem Cancionero de Medina und in der Rosa esp. des Timoneda steht (s. Rosa de rom., p. 32). Alles Zeichen traditioneller Fortpflanzung, und, was wohl zu beachten, in den moderneren Versionen fehlt gerade die oben bemerkte Stelle. — So halten wir die Romanze von Garcia de Padilla (Rosa de rom. p. 41) für gleichzeitig mit der erzählten Begebenheit, da darin Anspielungen vorkommen, die nur Zeitgenossen verständlich seyn konnten. — Vgl. ähnliche Beispiele mit guten Bemerkungen in Damas-Hinard's Uebers. Romancero I. p. XV—XIX).

[2]) Vgl. die in Huber's Latein. Abhandl. p. 8 angeführten Beispiele,

Eine Mittel- oder Uebergangsgattung zwischen Huber's erster und zweiter Klasse bilden die **Joglar-Romanzen**, die er nicht erwähnt hat, da sie bei den Cid-Romanzen weniger in Betracht kommen und mit allen charakteristischen Merkmalen nur unter jenen sich finden, die Stoffe aus dem Ritterepos, vorzüglich des karolingischen Sagenkreises, behandeln. Sie haben noch die Einfachheit und Natürlichkeit in Ton, Ausdruck, Sitte und Denkart der Volksromanzen, und stehen ihnen auch in formeller Hinsicht am nächsten (meist mit ein- und zweisylbigen stumpfen Reimen in a und a—e und losem Strophenbau), lieben aber die epische Breite und Redseligkeit, wodurch, so wie durch ihr enkyklisches Verbinden sie schon oft dem chronikenartigen Tone sich nähern, und überhaupt weit weniger lyrische und dramatische Elemente mehr enthalten als jene. Sie sind zwar noch ganz objectiv gehalten, doch merkt man ihnen an, daß sie nicht mehr Lieder augenblicklicher Inspiration sind, die sich die Stimmen aus dem Volke selbst einander zusangen, sondern daß sie ihm ein Sänger und Erzähler von Profession vorgetragen hat, der manch-

wozu wir nun noch einige aus Timoneda hinzufügen können, wie: „Alora la bien cercada" (Rosa de rom. p. 86), „Ay Dios, que buen caballero" (ebenda, p. 87) und die beiden Romanzen von „Moriana" (ebenda, p. 108 — 110). — Wie schwer es aber überhaupt ist, nicht nur das Alter, sondern auch den Ursprung und Charakter der Romanzen zu bestimmen, zeigt, daß sich selbst gegen die Klassifikation der Cid-Romanzen eines so scharfsinnigen und taktvollen Kenners, wie Huber's, einige Zweifel erheben lassen. So möchten wir von denen, die er zur **ersten** Klasse rechnet, folgende ausscheiden: „Non me culpedes si he fecho; — Pensativo estaba el Cid; — Cuidando Diego Lainez; — Non es de sesudos omes (vgl. über die zwei letzten **Alcalá-Galiano** bei **Depping**, I. p. 27); — Grande rumor se levanta; — Acaba el rey Fernando; — Atento escucha las quejas; — Entrado ha el Cid en Zamora; — Muerto yace el rey don Sancho (diese beiden gehören zu Nr. 42 in Huber's zweiter Klasse); — Partios ende los Moricos; — El vasallo desleale; Si de mortales feridas; — Medio dia era por filo;" — welche Romanzen wir, abgesehen von anderen Kriterien, die es höchst zweifelhaft machen, schon deßhalb nicht als **dieser** Klasse angehörig ansehen möchten, weil sie **nur** in späteren Sammlungen vorkommen. Hingegen würden wir zu den alten volksmäßigen zählen die nachstehenden, von H. in der zweiten Klasse oder gar nicht erwähnten: En Toledo estaba Alfonso (verschieden von den beiden eben so anfangenden des Sepúlveda, und wiewohl nur im Romancero del Cid, hält sie auch **Pidal** für alt und ächt; s. **Revista de Madrid**, 2ª serie, Tomo 3, Madrid, 1840, 8°. p. 343); — En Santa Agueda de Burgos (die ältere Version im Canc. de rom); — De concierto están los condes (im Canc. de rom. und bei Timoneda; aber bedeutend modernisirt und erweitert im Romancero del Cid; s. die ältere Version bei **Duran**, V. p. 141).

mal sogar in erster Person spricht, eine moralische Wendung oder Aeußerung seines subjectiven Gefühls einflicht *). Diese Joglar-

*) Unter diesen Joglar-Romanzen, die sich schon durch ihre unverhältnißmäßige Länge kennzeichnen, ist z. B. die von Grimaltos und Montesinos eine der am meisten ausgebildeten und charakteristischen; sie beginnt gleich mit einer paränetischen Bemerkung des Joglars:

Muchas veces oí decir
Y á los antiguos contar
Que ninguno por riqueza
No se debe de ensalzar,
Ni por pobreza que tenga
Se debe menospreciar.
Miren bien, tomando ejemplo
Do buenos suelen mirar,
Como el conde, etc.

Der Vortrag ist ganz im Tone der Erzählung, deren Wendungen der Joglar durch die herkömmliche Unterbrechungsformel: »jetzt lassen wir das und sprechen von dem und dem« andeutet, wie:

No prosigo mas del rey,
Sino que lo dejo estar.

oder:

Dejemos lo de la corte,
Y al conde quiero tornar.

und:

Dejo de los caballeros
Que á Paris quieren tornar;
Vuelvo al conde etc.

Und einmal sogar spricht er sein subjectives Gefühl aus:

Pues las damas y doncellas
Que alli hubieran de llegar
Hacen llantos tan extraños,
Que no los oso contar:
Porque mientras pienso en ellos,
Nunca me puedo alegrar.

Diese Romanze steht in der Silva und Floresta, fehlt aber im Canc. de rom., der nur ein Bruchstück von der Romanze enthält, die eigentlich nur eine Fortsetzung der obigen ist und die beginnt: „Cata Francia, Montesinos," die aber ebenfalls in der Silva und Floresta ganz steht. Von den zu dieser Sage von Montesinos gehörigen Romanzen ist zwar die „En las salas de Paris" von bedeutend späterer Abfassung und Bildung, denn sie hat schon mehr den chevaleresken Charakter der Ritterromane und klingende Reime (in a—o) in vierzeiligen Strophen (nur die Schlußstrophe ist sechszeilig); doch ist auch sie noch im Tone und in der Vortragsweise der Joglar-Romanzen gehalten, deren Art besonders die beiden der Schlußstrophe angehängten Verse entsprechen, die den Epilog des Joglars enthalten:

Quedaron todos contentos,
Y aun el romance acabado.

So geben den letzten Vers der Canc. de rom. und die Silva (in dieser mit unbedeutender Veränderung: „Y el romance es acabado"); die Floresta aber hat schon dafür substituirt: „Con mucha paz en su estado." Eine ähnliche Schlußstrophe mit zwei Epilogversen des Joglars hat die Romanze vom Conde Alarcos, wie wir in

Romanzen sind, wie es in der Natur der Sache liegt, wohl am frühesten aufgezeichnet worden. So hat sich die Romanze von Gaiferos: „Asentado está Gaiferos" in einem „manuscrito muy antiguo" erhalten (s. Duran, IV. p. 119), und unter den zuerst, nur en pliegos sueltos gedruckten Romanzen sind die meisten, nicht bloß den Kunstdichtern zu Parodien oder Glossen dienenden, sondern um ihrer selbst willen abgedruckten, eben solche Joglar-Romanzen, wofür wir mehrere Beispiele angeführt haben. Darum haben sie auch in sprachlicher und formeller Hinsicht am wenigsten Umbildungen erlitten und sind unter den Romanzen überhaupt der Gestalt nach, in der sie auf uns gekommen sind, wohl die ältesten. Schwieriger aber ist es, ihre Abfassungszeit genauer zu bestimmen, wiewohl es nicht an äußeren und inneren Kriterien fehlt, dafür nicht nur das fünfzehnte, sondern für einige auch das vierzehnte und sogar das dreizehnte Jahrhundert anzunehmen, wie es selbst spanische Kritiker gethan haben *). Allerdings kommen aber auch unter den Romanzen

einer früheren Anmerkung bemerkt haben. Eben so haben wir bereits angeführt, daß die bei Depping II. stehenden Romanzen von Montesinos, Durandarte und Belerma, Nr. 32, 34, 35, 36 und 37 nur Bruchstücke und Varianten einer Joglar-Romanze uns zu seyn scheinen. Hingegen ist von den übrigen ebenda noch gegebenen Romanzen von Montesinos Nr. 30, die anmuthige von Rosa florida, ganz im Volkstone, wenn auch aus späterer Zeit, und Nr. 33 gar schon eine Trova der bekannten Cid-Romanze: Afuera, afuera Rodrigo (beide stehen jedoch im Canc. de rom.). — Und alle diese Romanzen von so verschiedenem Ursprung und Charakter sind bei Depping bunt durch einander gemischt, weil er nur den stofflichen Zusammenhang als Richtschnur der Anordnung nahm! —

*) Wie Duran, l. c. IV. p. XX. XXXVI. XL; — Clemencin in seinem Don Quijote comentado, P. I. T. 1. p. 80; — Ocios de Esp. emigrad., T. IV. p. 3—4. — Zu den äußeren Kriterien gehören die formellen der Sprache, Versifikation und des Reimes; und diese sind in den meisten Joglar-Romanzen, verglichen mit erweislich aus dem 15. Jahrh. stammenden, selbst volksmäßigen Romanzen und den Kunstgedichten des 14. und 15. Jahrh., bedeutend älter und roher; so sagt z. B. Duran (l. c. IV. p. 40) von den Romanzen vom Marques de Mantua: „Ni á fines del siglo XVI, ni acaso en el siglo XIV, usaban los poetas los consonantes forzados que en este romance y otros muchos se usan." Ferner ist ein äußeres Kriterium, daß manche derselben als Themen zu den Glossen und Parodien von Kunstdichtern aus dem Anfange des 15. Jahrh. dienten, und daher doch wenigstens schon in dem vorhergehenden Jahrh. abgefaßt seyn mußten, wie z. B. die Romanze vom Conde Claros, von der ein Bruchstück Lope de Sosa, ein Dichter, den Duran (l. c. p. 66) in den Anfang des 15. Jahrh. setzt, parodirte, und von der Duran um so mehr das Fragment der älteren Redaction, das als abgesonderte Romanze im Canc. de rom. sich erhalten hat (Pe-

dieser Gattung einige vor, die offenbar schon nach den prosaischen Ritterromanen des 15. und 16. Jahrhunderts gemacht sind, die sich dann auch in formeller Hinsicht von den älteren unterscheiden; denn sie haben fließenderen Versbau, vollkommenere klingende Reime (meist in ado), zierlichere Wendungen und gesuchteren Ausdruck. Wenn diese sich aber dadurch als spätere Produkte aus dem Ende des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrh. charakterisiren, so ergibt sich eben daraus wieder eine neue Bestätigung für die Annahme einer bedeutend früheren Abfassungszeit der anderen, denen alle diese Vorzüge noch fehlen *).

---

same de vos, el conde), dem 14. Jahrh. zuschreibt (ibid. p. 65). — Abgesehen davon, daß Joglar-Romanzen des karolingischen Kreises schon in der Alfonsinischen Cronica general erwähnt werden, die freilich dem dort angedeuteten Inhalt nach in den auf uns gekommenen sich nicht erhalten zu haben scheinen, deuten doch auch in manchen vorliegenden noch einige innere Kriterien, Sitte, Costüme, Denkweise u. s. w., auf ihre Abfassung in der Blüthezeit des Ritterthums oder doch gegen das Ende des 13. Jahrh.; die meisten aber qualificiren sich dadurch zu Producten des 14. Jahrh. So wird z. B. in der mehr erwähnten Romanze vom Conde Claros das Brustgeschirre seines Pferdes also beschrieben: „Con trescientos cascabeles — Al rededor del petral etc., welche Art von Brustsätteln mit tönenden Metallglöckchen vorzüglich im 13. Jahrh. Mode war (s. Du Cange, s. v. Cascavellus); und selbst der darin vorkommende Anachronismus in Bezug auf die karolingische Zeit, die Erwähnung der Trinitarier-Nonnen, weis't wieder auf dasselbe Jahrhundert, in dem bekanntlich dieser Orden erst gestiftet wurde. Auch hat sich von derselben Sage eine andere jüngere und volksmäßigere Romanze erhalten, die wahrscheinlich noch dem 15. Jahrh. angehört, beginnend: A caza va el emperador (im Canc. de rom.), worin aber diese Sage schon mit Zügen aus einer anderen, ebenfalls in Romanzen besungenen, nämlich der vom Grafen von Barcelona und der Kaiserin von Deutschland (in der Silva und der Rosa gentil des Timoneda: En el tiempo que reinaba; auch bei Duran, IV. p. 213), verbunden und darnach modificirt ist.

*) Solche spätere Joglar-Romanzen finden sich vorzüglich über die Sage von Reinaldos de Montalvan; z. B. die im Canc. de rom. und in der Silva, Ausg. v. 1617 (bei Depping, II. p. 33), beginnend: „Ya que estaba don Reinaldos" (mit klingenden Reimen in ado); — die in der Silva und Floresta (Depping, II. p. 45): „Cuando aquel claro lucero," zwar noch mit stumpfen, aber vollkommeneren Reimen in a und so gesuchter Diction, daß sie von einem Kunstdichter seyn könnte; auch existirt über das darin erzählte Abenteuer eine ältere volksmäßigere Version in der Romanze des Canc. de rom. und der Silva (Depping, II. p. 39): „Estábase don Reinaldos." Ein noch auffallenderes Beispiel von dem Verhältnisse dieser jüngeren Joglar-Romanzen zu jenen älteren geben die beiden Versionen von Roland's Vertheidigung und Rache des durch Galalon verläumdeten Reinaldos, wovon die ältere im

J. Grimm's „Silva de romances viejos" hat das eigenthümliche Verdienst, eine Mustersammlung, der dieser Name in mehr als einer Hinsicht gebührt, von solchen Romanzen der ersten Klasse, Volks- und volksmäßiger Joglar-Romanzen, zu geben, da sie diese unvermischt mit denen der übrigen Klassen enthält, wobei sie sich freilich nur auf den Cancionero de rom. beschränkt hat, und es wäre zu wünschen, daß sie durch eine in gleichem

---

Canc. de rom. beginnt: „Dia era de San Jorgo" (Depping, II. p. 51), die jüngere aber in der Silva: „En Francia la noblecida;" diese ist durch umständlichere Beschreibungen und lange Reden schon vielfach erweitert und bis zu dem Verse: „Guarda era de una puente" in klingende Reime (in ado) umgereimt. Um dieses Verhältniß anschaulich zu machen, wollen wir Rolands Rede in beiden Versionen hersetzen, da zugleich die jüngere minder bekannte einige Anspielungen auf andere in den erhaltenen Romanzen nicht vorkommende Abenteuer enthält:

Aeltère Version.

»Mucho me pesa, señor (Kaiser Carl),
Dello tengo gran pesar,
Que á Reinaldos en ausencia
Tau mal le quieran tratar;
Y si tal cosa pasase,
La vida me ha de costar.«
El emperador con enojo etc.

Jüngere Version.

»Mucho me pesa, señor,
Desto soy muy enojado
Que á Reinaldos en ausencia
Tan mal le hayais tratado
Por consejo de traidor,
No merecia tal pago.
Debiéraseos acordar
De aquese tiempo pasado
Cuando estabades perdido
De amores apasionado
De la infanta Belisandra,
Mora de muy gran estado;
Y cuando él os vido herido,
Y de amor apasionado,
Puso su vida por vos
Hasta haberos remediado;
Y pasó á los sus reinos,
Y su padre habia matado;
Mató tambien tres gigantes
Que la estaban guardando,
Mató muchos caballeros
Que en su nao habian entrado.
Y á pesar de todo el reino
A la infanta se ha llevado;
Pusola en vuestro poder
Por quitaros de cuidado.
Y allá en Córdoba la llana
Recordaos lo que ha pasado,
Que sino fuera por él
Quedarades captivado:
Mas con sus ingenios y artes,
El os hizo libertado;
Mató á madama Ruanza,
Reina de tan gran estado.
Muchas cosas os ha hecho;
De todas le dais mal pago:
Mas el falso Galalon
Que tal os ha aconsejado,
Antes que venga mañana
De mí recibirá el pago.«
El emperador con enojo etc.

Geiste gemachte Nachlese aus dieser und den übrigen alten Sammlungen die ihr noch mangelnde Vollständigkeit erhielte, um nicht nur eine „Silva," sondern den ganzen noch zu hebenden „Tesoro de los romances viejos" uns zu bieten.

Zu der **zweiten** Klasse rechnet Huber die nach den Chroniken von Gelehrten oder Kunstdichtern, in der Absicht zu belehren oder ein Exempel zu statuiren, bearbeiteten, oder **chronikenartigen** Romanzen. Wir haben in der ersten Abtheilung (Nr. 3 und 4), als wir von den Choragen dieser Romanzenmacher, Lorenzo de Sepúlveda und Alonso de Fuentes, sprachen, aus den Vorreden zu ihren Sammlungen mit ihren eigenen Worten ihre Quellen, Motive und Zwecke angegeben, und daraus ergibt sich schon die Charakteristik dieser Klasse. Sie bestreben sich nämlich zwar noch den einfachen und ungekünstelten Ton, und sogar noch die rohere Form der alten volksmäßigen Romanzen nachzuahmen, sind auch noch mehr objectiv gehalten und hängen höchstens als Prolog oder Epilog eine moralisirende Reflexion an; aber sie haben es sich zur ausdrücklichen Aufgabe gemacht, die „alten lügenhaften Romanzen durch Erzählung glaubwürdiger Thatsachen," d. h. den lebendigen Gesang der Volkssage durch den todten Buchstaben der Chroniken zu verdrängen, und sind daher eben nicht schwer an ihrer Farblosigkeit, Trockenheit und Nüchternheit, kurz an dem Prosaismus, den sie ja selbst bezweckten, zu erkennen. Nur wenn ihre Autoritäten, die Chroniken, selbst noch Volkssagen und traditionelle Züge aufgenommen hatten — was glücklicherweise oft geschah — und auf ihren dürren Blättern noch einiger Blüthenstaub der Volkslieder liegen geblieben war, bekamen auch diese gemachten Romanzen noch manchmal volksthümlichere Färbung und frischere Lebendigkeit, und dann — weil sie eben nur ein morphologischer Proceß für die vom Staube der Chroniken nur verhüllten, aber unverwüstliches Leben bewahrenden Keime der Volkspoesie waren — sehen sie oft jenen ächten Waldblumen zum Verwechseln ähnlich *). — Wir rechnen auch zu dieser Klasse die über Begebenheiten des 16. und 17. Jahrh. verfaßten **gleichzeitigen**, z. B. von Timoneda, Padilla u. s. w., die anonymen in der Silva, dem Romancero general etc. über die Kriegszüge Carl's V. und Juan's de Austria gegen die

*) **Huber** hat (l. c. p. LXXV) von den Cid-Romanzen auch die zu **dieser Klasse** gehörigen aus dem Romancero Sepúlveda's und den übrigen Sammlungen zusammengestellt (seine Nr. 49 unter den anonymen angeführte: „A Toledo habia llegado," ist auch von Sepúlveda; — Dann kann zu dieser Klasse noch die aus dem Romancero gen. und del Cid: „En Zamora esta Rodrigo," bei **Depping**, I. p. 140, gezählt werden).

Türken, Barbaresken u. s. w., die nicht viel mehr als Zeitungsberichte in Romanzenform („acta en verso," s. Beispiele bei Depping, I. p. 412 ff.) sind. — Endlich haben den chronikenartigen Ton und die gelehrt-teleologische Fassung mit diesen gemein die Romanzen, welche antike und biblische Stoffe nach Büchern behandeln (z. B. die im Canc. de rom., in der Silva und in der Rosa gentil des Timoneda); denn es gibt allerdings Romanzen im volksmäßigen Tone und daher zur ersten Klasse gehörig, deren Stoffe Traditionen des klassischen Alterthums oder christliche Legenden sind, die durch das ganze Mittelalter im Volksmunde fortlebten (Beispiele davon bei Depping, II. p. 202, 399, 443—444, diese beiden von Hero und Leander stehen auch in der „Rosa de amores" von Timoneda; — und die ebenda, in der Silva und im Jardin de Amadores befindliche, von Depping aber nicht aufgenommene vom Infanten Troco: En el tiempo que Mercurio," die mehr oder minder noch im Volkstone sind).

Fast gleichzeitig noch mit dieser Romanzenklasse, d. h. vom letzten Drittel des sechzehnten bis gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, kam noch eine andere — Huber's dritte Klasse von Romanzen in die Mode; denn als einmal das Nationalbewußtseyn so stark geworden war, daß selbst Gelehrte und Kunstdichter die Produkte der Volkspoesie nicht mehr ignoriren konnten, suchten sie, ihrer Meinung nach wenigstens, sie zu verbessern und zu ihrem Standpunkte zu erheben, um durch solche in ihrem Sinne veredelte und potenzirte Nachahmungen die alten „lügenhaften und kunstlosen" Volksromanzen zu verdunkeln. Wie die Romanzen aus der Fabrik der Gelehrten in didaktischer Tendenz gemacht wurden, so kennzeichnet die dritte Klasse oder die Artefacte der Kunstdichter eben das Bestreben, sie kunstmäßiger, d. h. entwickelter und regelmäßiger in der technischen Form, raffinirter und civilisirter in der poetischen Form oder Auffassungs- und Darstellungsweise, kurz in jeder Hinsicht formvollendeter zu machen. Damit ist auch schon der unterscheidende Charakter dieser Klasse oder der kunstmäßigen Romanzen großentheils ausgesprochen: das in den beiden anderen Klassen vorherrschende stoffliche Interesse trat hier in den Hintergrund, und die formelle Ausarbeitung mit dem selbstgefälligen Bewußtseyn der künstlerischen Gestaltung wurde zur Hauptsache, denn der Kunstdichter sucht ja vor allen die Kunst und den Dichter, d. h. sich selbst zu zeigen*).

*) Dieß spricht klar und unumwunden die in der ersten Abtheilung bei Nr. 13 angeführte satyrische Romanze aus dem Romancero general aus, besonders in dem Quartett:

Y sin mirar al objeto
Se advierte de un buen poeta
El estilo, el pensamiento,
El concepto, y la sentencia.

Daher ist in diesen Romanzen an die Stelle des objectiv-epischen Grundelements der alten volksmäßigen das subjectiv-lyrische getreten; die Stoffe, seien sie auch noch traditionelle oder historische, oder schon reine Erfindungen, dienen nur zur Folie der Situationen und Gefühle, zu „Themen ihrer Variationen," wie Huber sehr gut sagt; ja meist wird die Handlung oder die Situation nur mit ein paar Strichen angedeutet, um ausführliche Beschreibungen von Costüme und Beiwerk, analytisch-psychologische Betrachtungen und Reflexionen oder lange Reden mit allem Pomp der lyrischen Rhetorik ausgeschmückt daran zu reihen; denn wenn die Dichter nicht von ihren eigenen Erlebnissen und Gefühlen unmittelbar und unverhüllt sprechen wollten, so wählten sie irgend eine dazu passende Maske und Situation („Disfraces;" s. die erst angeführte Romanze) aus den bekannten volksthümlich gewordenen Romanzenstoffen, und jedenfalls, wenn auch kein persönliches, sondern ein rein künstlerisches Interesse in der Wahl des Gegenstandes sie bestimmte, faßten sie ihn vom Standpunkte der Subjectivität auf und gestalteten ihn lyrisch oder rhetorisch. Eben darum ist auch diese Klasse von Romanzen am leichtesten zu erkennen; durch jede Maske und Verhüllung, sei es die Rüstung des Cid, der maurische Albornoz, das pastorile Pardo, der Justo des Gitano oder die Aguela des Jaque, winkt uns ein bekanntes Dichterauge zu; denn Lope de Vega und Góngora waren sicher, mochten sie anonym oder pseudonym als „Belardo" und der „Cordobes" ihre Romanzen in die Welt schicken, von den Aficionados an Styl und Manier erkannt zu werden. Und in der That haben auch die besten unter diesen Romanzen — und bloß vom ästhetischen Standpunkte aus sind viele davon vortrefflich — etwas Manierirtes, weil sie doch etwas Gegebenes, in Bezug auf die Kunstsphäre Heterogenes nachzuahmen strebten; und erstreckte sich diese Nachahmung bis auf die Sprache und Diction, z. B. in Archaismen, so sind sie gerade durch des Guten zu viel, das in ostensible Affectation ausartet, nicht minder erkennbar *). Die Beispiele von Romanzen dieser Klasse sind am

*) Beispiele davon sind die Cid-Romanzen: Cuidando Diego Lainez; — No me culpedes, si he fecho; — Non es de sesudos homes; — De palacio sale el Cid; — Fincad ende mas sesudo etc.; alle aus den neueren Sammlungen, dem Romancero general (vorzüglich die Segunda parte ist reich an solchen Chatterton'schen Kunststückchen) und dem del Cid; die letzte Romanze findet sich auch unter den „Romances nuevos" de Francisco de Castaña (s. Huber, Einleit. z. Cid-Chronik, p. LXXVIII), und ist unbezweifelt dessen Fabrikat; alle diese und ähnliche Romanzen haben neben der affectirt alten Sprache, flüssige Versifikation, geregelten Strophenbau, ausgebildete Assonanzen und, wenn sie eine Person redend ein-

zahlreichsten; denn vom Romancero general an machen sie den größten Theil aller Sammlungen aus, und es genügt, auf die vielen moresken, Schäfer-, Zigeuner- und Gaunerromanzen hinzuweisen, um auch die pseudo-historischen und cavalleresken der Art von den ächten unterscheiden zu lernen; nicht zu gedenken jener, die sich schon durch alle Mängel des Conceptismo und Culteranismo als Producte eines Mode gewordenen Kunststyls charakterisiren. Zu den äußeren Kennzeichen dieser Romanzenklasse gehören eine fließende Versification, geregelte strophische Abtheilung in Quartette und ausgebildete, meist klingende, ja oft gesucht schwierige (z. B. in u) durchgehende Assonanz; denn es lag in der Natur der Kunstdichtung, alles ihrem Principe, der formellen Vollendung, so homogen als möglich zu machen, und sie konnte sich nicht, wie die gelehrt-didaktische, der es noch mehr um den Stoff, freilich mit Hinsicht auf die daraus zu schöpfende Belehrung, zu thun war, mit der bloßen Nachahmung der volksmäßigen Formen begnügen, und suchte daher sogar deren Mängel zu Vorzügen auszubilden, wie den unkünstlerischen Reim zur künstlichen Assonanz und die schwerfällige Monotonie zur reizend verhüllten und doch durchklingenden Harmonie. Wie sehr aber über dieser vorzugsweise formellen Ausbildung der volksthümliche Geist und das Ergriffenseyn von der poetischen Weihe des Gegenstandes der alten Romanzen verloren gingen, und daher die Form hohl wurde, beweis't eben das ironische Spiel mit derselben und die Selbstverspottung der Romanzenmacher in satyrischen und burlesken Romanzen, in welchen sie nicht nur die durch sie Mode gewordenen Romanzengattungen, sondern das Romanzenmachen überhaupt parodirten. So wurden sie selbst für die Romanzenpoesie, was der Don Quijote für die Ritterromane geworden war; denn die Ideen der ritterlichen Volksthümlichkeit und der volksthümlichen Ritterlichkeit hatten sich fast um dieselbe Zeit in Spa-

---

führen, die Rede zuerst und an deren Schluß erst den Namen der redenden Person, als eben so viele Kennzeichen der Unächtheit. Es ist daher zu verwundern, daß selbst ein so tüchtiger Kenner, wie Duran, durch die Archaismen irre geführt, die Romanze: „Mal haya dueña ó doncella" (aus dem Rom. gen., bei Depping, II. p. 460) für ein Product des 14. Jahrh. halten konnte, da sie doch durch alle jene Merkmale als ein Fabrikat des 16. oder 17. Jahrh. sich hinlänglich charakterisirt (vgl. Alcalá-Galiano's treffende Bemerkungen zu dieser und den oben genannten Cid-Romanzen, ebenda; und I. p. 27, 114, 120, 186, 189, 192 u. s. w.). Haben doch Lope de Vega und L. V. de Guevara Komödien in alterthümlicher Sprache gemacht (Las famosas Asturianas, — und: El caballo vos han muerto) und selbst noch die beiden Moratin und Iriarte haben „en lenguage antiguo" sich versucht.

nien ausgelebt, und wollte man sie trotz der contrastirenden Wirklichkeit noch ferner festhalten, so mußten sie zu ironischen Scheinbildern oder parodischen Karikaturen werden. Es versteht sich übrigens von selbst, daß, wie auch Huber bemerkt hat, manche dieser kunstmäßigen Romanzen sich in weiteren Kreisen verbreiteten, und in diesem Sinne, wie noch heutzutage Lieder von Kunstdichtern, zu einer Art von Volksliedern wurden, ohne deßhalb mit jenen alten, noch vom Volke selbst ausgegangenen in eine Klasse gestellt werden zu dürfen. Die Romanzen aber, welche vom oder für das niedere Volk gemacht wurden, nachdem auch in Spanien auf die Verbindung und Wechselwirkung der Volks- und Kunstpoesie eine mit den Abstandsverhältnissen zwischen den höheren und niederen Klassen der Nation wachsende Trennung und Gegensetzung beider gefolgt waren, sind eigentlich keiner dieser drei Klassen beizuzählen, und haben eben wie alle modernen Volkslieder unter ähnlichen Verhältnissen halb einen kunstmäßigen, halb einen bänkelsängerischen Charakter, wie wir in der ersten Abtheilung, als wir von den Sammlungen von Romanzen der Art sprachen, ausführlicher entwickelt haben.

Die charakteristischen Unterschiede dieser drei Hauptklassen von Romanzen in genetisch-formeller Hinsicht werden sich noch mehr herausstellen, wenn wir nun auch den Stoffen nach die verschiedenen Gattungen von Romanzen betrachten und sehen, in welchen sich vorzugsweise jede dieser Klassen findet, und wie sich Stoff und Form gegenseitig modificiren.

In den Romanzen, die dem Ursprung und der Form nach Episches und Lyrisches verbinden, wurden natürlich die verschiedenartigsten Stoffe behandelt. Schon Lope de Vega sagte von ihnen (in einem seiner Prologe): „Algunos quieren que sean los romances la cartilla de los poetas, pero yo no lo siento asi, antes bien los hallo capaces, no solo de esprimir y declarar cualquier concepto con fácil dulzura, pero de seguir toda grave accion de numeroso poema." Und so besang man in der That des Vaterlands Geschichte und die Großthaten seiner Helden in Romanzen; in Romanzen erzählte man heimische und fremde Sagen und Abenteuer, und des eigenen Herzens Lust und Schmerz jubelte und klagte der Landmann wie der Höfling in Romanzen *). Wiewohl es daher bei dieser Fülle und Mannigfaltigkeit der Romanzenstoffe und bei diesem Verschmelzen von lyrischen und epischen Elementen schwer hält, für sie von diesem Standpunkte aus ein scharfson-

[illegible]l. über die Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit der Romanzen-[illegible]fe die Beispiele und Bemerkungen bei Stahr: »Die spanischen [illegible]manzen« in Prutz' Literarhistor. Taschenbuch f. 1846, S. 233 ff. und Clarus, l. c. Thl. 1. S. 150 ff.

derndes Theilungsprincip zu finden, oder auch nur sie den Stoffen nach vollständig und erschöpfend zu rubriciren, so kann man sie doch vor allen in zwei Hauptmassen scheiden: die mit objectiver oder doch objectiv seyn sollender Grundlage, und die rein subjectiven; und dann lassen sich unter den ersteren wieder mehrere kleinere, aber doch massenhafte stofflich-homogene Gruppen unterscheiden, nämlich die mit thatsächlicher, historischer Grundlage, die mit sagenhaft-abenteuerlicher und die mit fingirter historischer Objectivität oder mit Charaktermasken; die rein subjectiven aber sind so mannigfaltig wie die menschlichen Gefühle, und können höchstens nach den beiden Grundstimmungen des menschlichen Gemüths in ernst- und scherzhafte eingetheilt werden. Es liegt übrigens auf der Hand, daß sich das Einzelne in diesen größeren Massen nicht immer scharf sondern läßt, daß diese Hauptgattungen durch kleinere Misch-, Uebergangs- und Spielarten verbunden werden; so sind die historischen oft auch sagenhaft und die mit fingirter Objectivität oder Charaktermasken unterscheiden sich eben nur durch das Costüme von den rein subjectiven. Man kann daher der leichteren Uebersichtlichkeit wegen die Romanzen den Stoffen nach unter folgenden Rubriken oder Gattungen betrachten: I. historische (romances históricos ó heróicos); II. Ritterromanzen und von Liebesabenteuern (romances caballerescos y de amor); III. 1) moreske (moriscos), 2) Schäfer- und Fischerromanzen (rom. pastoriles y piscátorios); 3) Zigeuner-, Schelmen- und Gaunerromanzen (rom. de Germania, picarescos y Jácaras); IV. vermischte lyrische Romanzen: 1) ernster Gattung (rom. amatorios, espirituales, doctrinales); 2) komisch-satyrischer Gattung (rom. festivos, jocosos, satiricos y burlescos); welche letzte Rubrik (vermischte Romanzen, Rom. de varios asuntos), troß dem, daß wir mehr als gewöhnlich davon auszuscheiden suchten, noch immer, wie schon ihr Name zeigt, eine wahre „Verlegenheitsrubrik" bleibt.

Wir beginnen unsere Revue mit den historischen Romanzen, weil, wie wir gezeigt haben, diese gewiß die ursprüngliche, älteste und volksmäßigste Gattung sind, wenn sie auch der Form nach, in der die Romanzen auf uns gekommen sind, die Priorität manchen von den Ritterromanzen einräumen müssen. Sehr wahr sagt Lope de Vega (Arte de hacer comedias): „Para contar hechos insignes pasados fueron verdaderamente inventados los romances." In ihnen spricht sich das Nationalbewußtseyn am intensivsten aus, und in ihnen sind in der That alle bedeutenderen Momente der spanischen Geschichte besungen, und großentheils vom Volke selbst besungen worden, so lange noch

das Volk mit dem Kern der Nation gleichbedeutend und Trä
des Nationalbewußtseyns blieb. Daher haben vom Kampfe
die Existenz als Nation nach dem Sturze des westgothischen Rei
bis zur vollsten nationellen Entwicklung in der spanischen Univ
salmonarchie unter Karl I. alle dieses Nationalbewußtseyn ergi
fende und anregende Ereignisse, alle Großthaten (hazañas)
Nationalhelden in diesen Romanzen ihren poetischen Widerh
gefunden, und daher sind gerade in dieser Gattung die alten ä
ten Volkslieder (unsere erste Klasse von Romanzen) am zahlrei
sten zu treffen, deren ursprüngliche Abfassung, in so
sie vom Volke selbst ausging, nicht lange nach den besun
nen Begebenheiten angenommen werden muß. Je älter und vol
mäßiger aber sie sind, je mehr ist das Thatsächliche in ihnen
sagenhaft idealisirt. Denn „diese sagenhafte Art," sagt Wack
nagel treffend (a. a. O. S. 349), „ist es, in der alle Völ
ihre Geschichte auffassen, so lange sie noch ein natürlicher
durch Civilisation und Gelehrsamkeit ungetrübtes Leben führe
Vor allem mußte der Nationalcharakter in einer erfundenen o
gegebenen Persönlichkeit sich zu repräsentiren und sagenhaft
idealisiren suchen und Gegenstand dieser Romanzengattung w
den. Solche Repräsentanten hat das Selbstbewußtseyn des s
nischen Volks in Bernardo del Carpio sich geschaffen,
dem Leben des „mas famoso Castellano," Ruy Diaz, genau
der Cid-Campeador, gefunden, und in diesen beiden Gest
ten, der einen ganz, der anderen halb sagenhaften, hat es se
innerste Eigenthümlichkeit, sein geistiges Wesen personifizirt u
idealisirt, und als es sprach- und sangesmächtig geworden, mu
ten seine ersten Lieder diesen Prosopopöien des Nationalbewu
seyns geweiht seyn, die schon als Thatsachen dieses Bewußtsey
historische im höchsten Sinne sind *). Beiden Gestaltungen li
ja der Sieg der Nationalkraft über die Fremdherrschaft in

*) In diesem Sinne hat Depping vollkommen Recht, und verdi
nicht die tadelnde Bemerkung Alcalá-Galiano's, wenn er die
manzen von Bernardo del Carpio unter die historischen stellt,
nicht, wie Duran gethan, unter die Ritterromanzen; es
durchaus nichts daran, ob eine Person dieses Namens wirklich
stirt hat oder nicht; sie ist aber durchaus eine nationale Gest
der unter einem bestimmten Namen und gegebenen Verhältni
personifizirte Nationalcharakter, und wenn nicht Ein Span
doch gewiß ein Spanier, und ist als solcher nicht nur eine w
liche, sondern auch eine historische Existenz. Der Bernardo re
sentirt den spanischen Ricoome im Kampfe mit fremder und kö
licher Anmaßung zur Zeit Alfons des Keuschen, wie der Cid
selben Charakter und unter ähnlichen Verhältnissen, aber in
historisch bekannteren Zeit Ferdinands des Großen und seiner Söh

Schlacht bei Roncesvalles und in der Wiedereroberung Valencia's als historisches Substrat zu Grund; in beiden tritt aber auch der den Spaniern angeborne Sinn für persönliche Unabhängigkeit und Würde bei aller Anerkennung und Treue für den natürlichen Herrn drastisch in den Vordergrund; so personifizirte sich in beiden der ächt spanische Trotz gegen gewaltthätiges Unrecht, sei es auch gegen den König und Verwandten selbst, das eifersüchtige Bewahren der Selbstständigkeit und ungekränkter Ehre und die abenteuersüchtige Ritterlichkeit; denn in beiden spricht sich neben dem Stolze, hijos de algo zu seyn, das Bestreben aus, vor allen als hijos de sus obras zu gelten. Auch haben wir historische Zeugnisse dafür, daß gerade die Sagen von diesen beiden Nationalhelden sehr frühzeitig im Munde des Volks waren und in Liedern gefeiert wurden. Von Bernardo del Carpio bezeugt dieß die Alfonsinische Chronik, die, wo sie dessen, und zwar als einer historisch beglaubigten Person erwähnt, immer auch der Lieder gedenkt, die „minder glaubwürdige Gerüchte" über ihn verbreitet haben, woraus zugleich hervorgeht, daß jene Lieder in manchem noch die Sage anders gestaltet haben mußten, als die auf uns gekommenen Romanzen, die offenbar schon die Erzählung der Chronik berücksichtigten *). Von Liedern, die den Cid besungen, hat man

---

*) So heißt es in der Crónica general, 3ª parte, Fol. 30 v°: „E algunos dizen en sus cantares de gesta que fue este don Bernaldo fijo de doña Tiber, hermana de Carlos el Grande de Francia, e que vino aquella doña Tiber en romeria a Sanctiago: e de su tornada que la combidó el Conde don Sandias (Sancho Diaz) de Saldaña, e que la llevó consigo para su logar, e hovo alli con ella su fabra, e ella otorgol quanto él quiso: e hovo estonces este fijo de ella: e el Rey don Alfonso que lo recibió por fijo, porque non havie fijo ninguno que fincasse por señor del reyno despues de su muerte, mas esto non podria ser: por ende non son de creer todas las cosas que los homes dizen en sus cartas: e la verdad es assi como avemos ya dicho, segun que fallamos en las estorias verdaderas las que fizieron los sabios (nämlich Rodericus Tol. und Lucas Tud.)." — Und Fol. 45 v°: „E dizen en los cantares que (el rey Alfonso) le (á Bernardo) dixo que era sobrino del rey Carlos el grande, e fijo de doña Tiber su hermana, etc... E dizen los cantares que casó (Bernardo) estonces con una dueña que havie nombre doña Galinda, fija del Conde Alardos de Lare, e que hovo en ella un fijo que dezien Galin Galindes, que fue despues muy buen cavallero, e mucho esforçado. Mas porque nos non fallamos nada de todo esto que aqui havemos dicho de Bernaldo desde la muerte del conde don Sandias, fasta en aqueste logar, en las estorias verdaderas las que fizieron e compusieron los homes sabios, porende non afirmamos nos, nin dezimos que assi fuesse, ca non lo sabemos por cierto, sinon quanto oymos dezir

ein so altes Zeugniß, daß, wenn es sich auch nicht von selbst verstände, dadurch allein bewiesen würde, daß Ruy Diaz bald nach seinem Tode im Gesange wieder aufgelebt hat. In einem bald nach der Belagerung Almeria's durch Alfons VII. von Castilien im J. 1147 darüber verfaßten lateinischen Gedichte wird nämlich unter den Helden, die sich dabei ausgezeichnet hatten, Alvar Fañez, ein Enkel jenes gleichnamigen Genossen des Cid, gepriesen, und dabei seines ruhmwürdigen Großvaters und des Cid's selbst mit folgenden Worten gedacht (España sagrada, Tom. XX. p. 415):

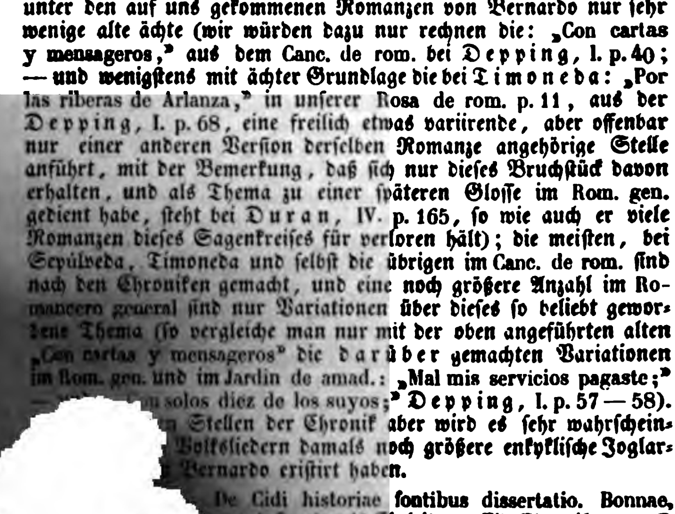
Cognitus et omnibus est avus Alvar, ars probitatis,
— — — — — — — — — — — —
Ipse Rodericus mio Cid semper vocatus
De quo cantatur, quod ab hostibus haud superatur;
Qui domuit Mauros, comites domuit quoque nostros;
Hunc extollebat, se laude minore ferebat.
Sed fateor virum quod tollet nulla dierum,
Mio Cidi primus, fuit Alvarus atque secundus.
Morte Roderici Valentia plangit amici,
Nec valuit Christi famulus eo plus retinere etc. *).

„Die Stelle ist," sagt Diez (in der angeführten Rec. in den Jahrb. f. wiss. Krit. Sp. 425), „wie man leicht sieht, für die Geschichte aller epischen Volkspoesie von Interesse: sie bestätigt von neuem die Voraussetzung, daß sich die Anfänge dieser Poesie

---

a los juglares en sus cantares." — Uebrigens sind freilich unter den auf uns gekommenen Romanzen von Bernardo nur sehr wenige alte ächte (wir würden dazu nur rechnen die: „Con cartas y mensageros," aus dem Canc. de rom. bei Depping, I. p. 40; — und wenigstens mit ächter Grundlage die bei Timoneda: „Por las riberas de Arlanza," in unserer Rosa de rom. p. 11, aus der Depping, I. p. 68, eine freilich etwas variirende, aber offenbar nur einer anderen Version derselben Romanze angehörige Stelle anführt, mit der Bemerkung, daß sich nur dieses Bruchstück davon erhalten, und als Thema zu einer späteren Glosse im Rom. gen. gedient habe, steht bei Duran, IV. p. 165, so wie auch er viele Romanzen dieses Sagenkreises für verloren hält); die meisten, bei Sepúlveda, Timoneda und selbst die übrigen im Canc. de rom. sind nach den Chroniken gemacht, und eine noch größere Anzahl im Romancero general sind nur Variationen über dieses so beliebt gewordene Thema (so vergleiche man nur mit der oben angeführten alten „Con cartas y mensageros" die darüber gemachten Variationen im Rom. gen. und im Jardin de amad.: „Mal mis servicios pagaste;" — ... on solos diez de los suyos;" Depping, I. p. 57—58). ... Stellen der Chronik aber wird es sehr wahrscheinlich ... Volksliedern damals noch größere enkyklische Joglar- ... Bernardo existirt haben.

... De Cidi historiae fontibus dissertatio. Bonnae, ... und Huber's Einleit. zur Cid-Chronik p. XX ff.



unmittelbar an das Leben und die Thaten des Helden knüpfen.» Auch die Alfonsinische Chronik und die Crónica particular del Cid gedenken ausdrücklich der Volkslieder bei der Belagerung Zamora's durch den König Sancho und den Cid (Crónica gen. 4ª parte, Fol. 214 v°, und Crónica del Cid, cap. 56, nach Huber's Ausg. p. 67): „E dizen en los cantares que la tovo cercada siete años, mas esto non podrie ser, ca non reynó él (el rey Sancho) mas de siete años, segun que fallamos en las chronicas (die Chron. del Cid hat folgende Varianten: „E algunos dizen etc. — segun que fallamos en la Coronica); und in beiden finden sich Anspielungen auf sagenhafte Einzelnheiten, die sie als allbekannt voraussetzen, wie Huber (l. c. p. LXVII) nachgewiesen hat und dazu bemerkt: „En todo esto y algunos otros pasos semejantes se deja sentir inmediatamente el influjo, ó por decirlo asi, el aire de los romances.» Und in der That sind selbst noch in den auf uns gekommenen Cid-Romanzen sagenhafte Züge erhalten, die weder im Poema del Cid, noch in den Chroniken vorkommen, und für das Fortleben der davon unabhängigen Tradition zeugen; vor allen aber ist das den alten ächten Romanzen eigenthümliche Hervorheben des Unabhängigkeitsgefühls und des an Trotz gränzenden Selbstgefühls des Cid den Königen selbst gegenüber zu beachten; ein ganz nationeller Zug, wodurch der Cid eben als der Träger des Volksbewußtseyns in's volle Licht gestellt wird, und welcher nur noch in der von Michel herausgegebenen Crónica rimada sich unverwischt erhalten findet, während das Poema, die Chroniken und die späteren Romanzen ihn schon bedeutend gemildert haben. So unterscheiden sich nicht nur formell, sondern auch stofflich von diesen alten volksmäßigen Romanzen die nach den Chroniken gemachten *) und noch mehr die späteren der Kunstdichter: in den alten erscheint der Cid noch als trotzig kühner, auf seine Rechte eifersüchtiger Ricoome, der seinem natürlichen Lehensherrn die Achtung und Treue zollt, die ihm ver-

*) Vgl. über das Verhältniß der „Crónica del Cid» und der „Crónica general» zu einander, zu den Romanzen und zu den übrigen poetischen und historischen Bearbeitungen von Cid's Leben Huber's treffliche Einleitung zu seiner Ausgabe der Cid-Chronik. Hier nur daraus so viel, daß auch Huber der Ueberzeugung ist, daß weder das Poema, noch die Chroniken unmittelbar aus den Romanzen geschöpft und sie verarbeitet haben, vielmehr ausdrücklich sich dagegen verwahren, wie wir gesehen; daß aber trotz dem sagenhafte Züge und mittelbar, etwa durch Vermittlung einer lateinischen Chronik, aus den Romanzen geschöpft, von ihnen aufgenommen worden sind. Die hingegen nach den Chroniken gemachten späteren Romanzen sind ohnehin kenntlich genug.

möge dieses Verbandes gebührt; sich selbst aber nichts vergibt, die Ehre höher haltend als Gut und Gunst, und fühlt er sich darin gekränkt oder ungerecht behandelt, den Verband löst, und Treue und Lehen kündet; denn sein Allod gewann er in Schlachten, gefochten mit „seiner Lanze und unter seinem Panier" (s. z. B. die Romanze aus dem Canc. de rom.: „Cabalga Diego Laines" und die Bemerkung Depping's, I. 125, und die treffliche Romanze: „En las almenas de Toro" in der Rosa de rom. p. 33). In den Romanzen nach den Chroniken, die im Interesse des Königthums oder des Klosters von San Pedro de Cardeña geschrieben wurden, ist der Cid vor allen der „treue Diener seines Herrn" und hochgeehrt durch Verbindung mit königlichen Geschlechtern, oder der Glaubensheld, dessen Leib eine wunderthätige Reliquie des Klosters geworden ist, und daher sind manche dieser Romanzen wahre Legenden. In den Romanzen der Kunstdichter aber ist der „zu guter Stunde Geborene" ein zahmer, galanter Hofritter des 16. oder 17. Jahrh., der sentimental-witzige Concetti macht, viel spricht und wenig thut, und Jimena, die in den alten Romanzen nur in dem naturgemäßen Verhältnisse des Weibes zum Manne, ja selbst nur noch als Hausfrau und Mutter erscheint, ist hier die Dame seines Herzens, die Huldin, welcher der Campeador den Hof macht, wie irgend ein Comödien-Galan (s. z. B. die Romanze: „Domingo por la mañana" aus dem Rom. gen. bei Depping, I. 130, worin des Cid's Hochzeitskleid stückweise beschrieben wird, natürlich nach der Mode des 17. Jahrh und mit dem Ausrufe: „¡O qué galan que salió!"). So klagt sie schon ganz in der Manier einer schmachtenden Zagala, wenn er sie verläßt, um in den Kampf zu ziehen (m. s. z. B. die Romanze: „Espántame, mi Rodrigo," im Rom. gen. und bei Depping, I. p. 137, mit dem rührenden Refrain: „Puesque con larga ausencia — A Jimena quitais vida y paciencia"); dafür schwört er ihr, fein zu Hause zu bleiben, um mit ihr zu kosen (s. die Rom.: „La noble Jimena Gomez," aus dem Rom. gen. bei Depping, I. 146: „Le jura de no volver — Mas al fronterizo campo, — Y vivir gozando della").

Wie im Bernardo und im Cid der Spanier überhaupt sich repräsentirt hat, so hat der Castilier seine provinzielle Eigenthümlichkeit und seine particulären Interessen in der nicht minder sagenhaften Person des Grafen Fernan Gonzalez idealisirt; ja die allgemeinen Grundzüge treten in dem erfolggekrönten Streben dieses Stifters der castilischen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von der Krone von Leon noch mehr hervor. Aber nicht nur diese Ricosomes, auch die Infanzones und Hidalgos haben ihre Ideale und Sänger gefunden; mit demselben Sinne für

persönliche Würde und Ehre, womit Fernan Gonzalez Castiliens Rechte dem Könige von Leon gegenüber behauptet, treten ihm und seinem Günstlinge Ruy Velazquez die sieben Infanten von Lara entgegen, und unterliegen sie auch der Macht und dem Verrathe, so erzeugt ihnen der alte Gonzalo Bustos mit Almanzor's eigener Schwester in dem Bastardbruder Mudarra einen Rächer. Bildet doch eben diese mächtige, stolze und kühne Hidalguia durch das ganze Mittelalter hindurch den Kern des spanischen Volks; daher sind auch die alten Volksromanzen noch ganz in ihrem Interesse, in ihrer Gesinnung, und in soferne diese der Ausdruck einer moralischen Person, der eigentlich nationellen Gesammtheit waren, noch ganz mit objectiver Färbung abgefaßt, und dadurch werden diese Lieder selbst zu historisch bedeutsamen Stimmen, die auch der Geschichtschreiber nicht überhören darf; denn ihr Lob und Tadel, die noch lange im Munde des Volks und selbst der Geschichte nachhallten, verrathen ihm, welches Volk und wie es die Geschichte gemacht hat. So feiern diese Lieder die Kühnheit der Hidalgos, die auf ihr Recht der Steuerfreiheit pochen, selbst Alfons VIII. von Castilien, den Sieger von Navas de Tolosa, zum Abstehen von seinen Forderungen und zur Bestrafung seines üblen Rathgebers Don Diego de Vizcaya zwangen; indem die eine von den beiden über diesen Gegenstand im Canc. de rom. stehenden Romanzen (Depping, I. p. 288—289) die Hidalgos dem Könige sagen läßt:

Que en España los hidalgos
Ningun tributo han pagado;
Que quien tributo quisiere,
Muy caro le habrá comprado.

So werden die räuberischen Carvajales gerechtfertigt und der König Ferdinand IV. von Castilien, „el Emplazado" genannt, weil sie ihn vor Gottes Gericht luden, als er sie hinrichten ließ, ob seiner Ungerechtigkeit getadelt; denn er glaubte der „falsa informacion que los villanos le han dado" (Depping, I. p. 367). Darum wird in den Romanzen wie von den Chronisten der Adelspartei Don Pedro von Castilien, der sie mit Gewalt zu bändigen suchte, „el Cruel" genannt, und als ein Wütherich dargestellt; seine Brüder aber, die es mit ihr hielten, werden beklagt, und über den Sieg Heinrichs von Trastamara jubeln sie *). So wird

*) Unter allen Romanzen über Peter von Castilien ist nur eine einzige, die seine Partei nimmt und seinen Bastard-Bruder, den Maestre de Santiago, ehebrecherischen Umgangs mit der Königin Blanca anklagt, und diese fehlt in allen bekannten Sammlungen, und nur ein Bruchstück davon findet sich bei Ortiz y Zúñiga, Anales de Sevilla, Tom. II. p. 305; sie beginnt:

selbst Don Alvaro de Luna in den Romanzen sehr milde beurtheilt, und mehr sein tragisches Geschick als seine Schuld hervorgehoben; denn, obgleich ein Günstling des Königs, war er durch und durch ein Ricoome, und wahrte auch dem Könige gegenüber die Rechte seines Standes. Uebrigens gehören die meisten Romanzen von ihm schon entweder zu den chronikenartigen oder zu den affectirtesten und mit Concetti und Wortspielen überladensten der kunstmäßigen.

Neben diesen mehr die inneren politisch-socialen Zustände schildernden Romanzen sind natürlich viele unter den historischen, welche bloß die kriegerischen Großthaten, die Kämpfe für das Vaterland und für den Glauben feiern; denn es war ja Sitte der Caballeros, sich bei ihren Versammlungen, Mahlzeiten und sogar in den Stunden der Ruhe ausgezeichnete Waffenthaten selbst zu erzählen oder vorsingen und vorlesen zu lassen, um sich dadurch zu ähnlichen zu begeistern *). Wie aber die achthundertjährigen Kämpfe um die Gränzen ihres Besitzes und die Verbreitung ihres Glaubens mit ihren aufgedrungenen und ungläubigen Nachbarn, den Mauren, das lebendigste Interesse für die christlichen Spanier hatten, ja bis zu der Mauren gänzlicher Verdrängung eine

---

Entre las gentes se dice,
Mas no por cosa sabida,
Que la reina Doña Blanca
Del Maestre está parida.

Und noch ein paar Bruchstücke in dessen „Discurso genealógico de los Ortizes de Sevilla," Fol. 15 y 16.

*) So findet sich in den Siete Partidas ein eigenes Gesetz darüber, das in mehr als einer Beziehung so interessant ist, daß wir es ganz hierher setzen wollen, nämlich Part. II. Tit. XXI. Ley XX. „Como ante los caballeros deben leer las hestorias de los grandes fechos de armas quando comieren. Apuestamiente tovieron por bien los antiguos que feciesen los caballeros estas cosas que dichas habemos en la ley ante desta: et por ende ordenaron que asi como en tiempo de guerra aprendian fecho d'armas por vista et por prueba, que otrosi en tiempo de paz lo apriesiesen por oida et por entendimiento, et por eso acostumbraban los caballeros quando comien que les leyesen las hestorias de los grandes fechos de armas que los otros fecieran, et los sesos et los esfuerzos que hobieron para saber vencer et acabar lo que querien. Et alli do non habien tales escripturas faciemselo retraer á los caballeros buenos et ancianos que se en ello acertaron: et sin todo esto aun facien mas que los juglares non dixiesen antellos cantares sinon de gesta ó que fablasen de fecho d'armas. Et eso mesmo facien que quando non podiesen dormir cada uno en su posada se facie leer et retraer estas cosas sobredichas: et esto era porque oyendolas les crescian los corazones, et esforzabanse faciendo bien queriendo llegar á lo que los otros fecieran ó pasara por ellos."

fortwährend in Schwebe stehende Lebensfrage waren, so sind auch die „Romances fronterizos" — ein wahres Gegenstück zu den Border-Ballads der Schotten und Engländer, und wohl zu unterscheiden von den Romances moriscos — die zahlreichsten, ältesten und volksmäßigsten unter den historischen Romanzen der Art *), und natürlich haben sich davon die auf den letzten Entscheidungskampf um Granada bezüglichen in der ächtesten, fast ursprünglichen Auffassung und Form erhalten, und gerade unter diesen sind die genuinsten Muster historischer Volksromanzen oder unserer ersten Klasse zu suchen, wie wir bereits bemerkt haben.

Kaum ein halbes Jahrhundert nach Granada's Eroberung aber hatte sich der Begriff von Volk und volksmäßig in politischer, socialer und literarischer Beziehung auch in Spanien bedeutend verändert; der Adel ward immer mehr ein Hofadel, die Ricosomes wurden Granden, die Infanzones und Hidalgos Kammer- und Fahnenjunker, die nach der Ehre strebten, in des Königs Haushalt oder in des Königs Armee zu dienen, und sie und alle, die auf Bildung Anspruch machten, trennten sich immer mehr vom Volke, das nun nicht mehr gleichbedeutend mit dem Kern der Nation war. Dieses Volk, das nicht mehr die Geschichte mitmachte, konnte auch nicht mehr die Geschichte singen; es war zufrieden, wenn Gelehrte oder Kunstdichter die Geschichte vergangener Zeiten nach Chroniken oder subjectiven Ansichten und Zwecken ihm mundrecht machten, oder die Staatsactionen und Hoffeste der Gegenwart, an denen es meist nur passiv Theil nahm, in gereimte Extrablätter für seine Bänkelsänger brachten. Dieß mußte neben der Wiederholung der alten ächten Volkslieder hinreichen, um das Nationalbewußtseyn auch in jenen Klassen noch lebendig zu erhalten, die sich immer mehr bewußt wurden, daß Volk und Nation nicht mehr gleich umfassende Begriffe waren. Daher gehören die seit der Mitte des 16. Jahrh. gemachten historischen Romanzen — deren Anzahl allerdings bedeutend ist, weil je Wenigere an dem Geschichtemachen Theil nehmen durften, je Mehrere Zeit und Lust bekamen, Romanzen zu machen, so daß dieß zur Mode wurde — der Mehrzahl nach zur zweiten Klasse, der chronikenartigen (wie alle von Sepúlveda, Alonso de Fuentes, die in der „Rosa real" von Timoneda, mehrere im Romancero general und auch schon im Cancionero de rom. und in der Silva u. s. w.), und fast alle übrigen zu der dritten Klasse oder den

*) So sagt in Bezug auf das Alter der Romanzen Duran, l. c. Tomo IV. p. 40: „Hay con todo algunos que ascienden al siglo XV, y otros al XIV (?). Tales son los Fronterizos, así llamados por ser las canciones donde los Castellanos celebraban las correrías que hacian en las fronteras de los Moros."

kunstmäßigen Variationen über historische Themen (der Art sind die meisten historischen Romanzen im Romancero gen., Jardin de amadores, viele im Romancero del Cid, del Rey Rodrigo u. s. w.). Die historischen Romanzen aber, die das Volk, seit man darunter immer mehr nur den uncivilisirtesten Theil der Nation verstand, noch ferner selbst schuf, haben eben nur die Geschichten zum Gegenstande, welche die unteren Volksklassen zunächst berühren, die Orts- und Tagsgeschichten, deren Helden die Facciosos, Guerrilleros und Bandoleros sind; diesem Volke und diesen Helden entsprechen auch die Sänger und die Lieder — die „Romances de ciegos" *)!

Nächst dem Drange, das Nationalbewußtseyn und den Nationalcharakter zu objectiviren, der die historischen Romanzen erzeugte, mußte der allgemeine Zeitgeist des europäischen Mittelalters, der Geist der Chevalerie und Galanterie, bei einem so ritterlichen Volke, wie dem spanischen, sich poetisch zu gestalten suchen, und so entstanden die Ritterromanzen und die von Liebesabenteuern. Wie die Spanier die formellere Ausbildung des Ritterthums durch die Franzosen erhielten, so überkamen sie auch die Rittersagen und Aventüren großentheils von ihren Nachbarn jenseits der Pyrenäen. Vor allen mußten ihnen zur Objectivirung des Rittergeistes die Sagen von Karl dem Großen und seinen Pairs zusagen, da sie zwei mit dem Charakter, den Zuständen und Volksliedern der Spanier so homogene Elemente enthielten: die historisch-sagenhafte Grundlage und deren Verbindung mit den Kämpfen für das Kreuz und die Bekehrung der Ungläubigen, die überdieß auch in den französischen Epen schon durchgehends als Saracenen erscheinen, und häufig wird schon darin der Kampfplatz nach Spanien oder Afrika verlegt, wie denn in der That oft französische Ritter mit spanischen gemeinschaftlich gegen die Mauren gekämpft haben, z. B. schon bei der Eroberung von Almeria. Die frühzeitige Bekanntschaft der Spanier mit den karolingischen Sagen beweis't eben die bei den Cid-Romanzen erwähnte Stelle aus dem lateinischen Gedichte von der Eroberung Almeria's (1147), wo den angeführten Versen folgende unmittelbar vorausgehen:

Audio sic dici, quod est Alvarus ille Fanici,
Hismaelitarum gentes domuit, nec earum
Oppida vel turres potuerunt stare fortes.
Fortior frangebat, sic fortis ille premebat,

*) Die wenigen Ausnahmen davon, z. B. die Romanzen aus dem Successionskriege, haben wir in der ersten Abtheilung bei Nr. 23 und den fliegenden Blättern des 17. und 18. Jahrh. erwähnt. — Vgl. auch Alcalá-Galiano bei Depping, I. p. LXXIX.

Tempore Roldani si tertius Alvarus esset
Post Oliverum fateor sine crimine rerum,
Sub jugo Francorum fuerat gens Agarenorum;
Nec socii chari jacuissent morte peremti;
Nullaque sub coelo melior fuit hasta sereno,
Ipse Rodericus mio Cid etc.

Dann in Berceo's Vida de San Millan, copla 412:

El Rey don Remiro un noble caballero
Que nol venzrien de esfuerzo Roldan ni Olivero.

Eben so wird in der Alfonsinischen Chronik und in der auf Alfon's X. Befehl abgefaßten Gran Conquista de Ultramar der Sagen von Bertha, der Mutter Karl's des Großen, von Karl's (Carlos Maynete) Aufenthalt am Hofe des Königs Galafre von Toledo und seiner Entführung Galiana's (nachher getauft unter dem Namen Sibilla, von deren späteren Schicksalen das spanische Volksbuch von der Reina Sebilla handelt) *), von der Niederlage bei Roncesvalles und vom Schwanritter ausführlich gedacht. Und das im 14. Jahrh. abgefaßte Gedicht vom „Conde Fernan Gonzalez" zeigt, wohl nach der Chronik des Pseudo-Turpin, eine genaue Bekanntschaft mit den Paladinen Karl's des Großen (s. meine Anzeige d. span. Uebers. Bouterwek's in diesen Jahrb. Bd. LIX. S. 35). So sagt auch der Erzpriester von Hita, der überhaupt mit der französischen Literatur sehr vertraut war, in seinen „Poesias," copla 1675:

Ca nunca fue tan leal Blancaflor a Flores,
Nin es agora Tristan a todos sus amores.

Endlich beweisen die im 13. Jahrh. abgefaßten Rittergedichte von „Alejandro Magno" des Lorenzo de Segura, von den „Votos del Pavon" und vom „Rey Appolonio," sämmtlich nach französischen Quellen, die Wanderung dieser Sagen über die Pyrenäen. Wie die spanischen Kunstdichter, freilich mehr auf dem gelehrten Wege durch Bücher, mit diesen Sagen bekannt wurden, so kamen sie wohl hauptsächlich durch die wandernden Joglares

*) Vgl. mein Buch: »Ueber die altfranzös. Heldensagen;« S. 25—26, 124 ff. — Daß auch die Sage von Karl Mainet und Galiana wohl zunächst aus Südfrankreich nach Spanien gekommen, bestätigen die ausführlichen Anspielungen darauf in provenzalischen Gedichten, wie in dem Leben des h. Honorat (s. Bulletin du Bibliophile, 3e série, Nro. 11, p. 507, art. de Pellissier sur le premier vol. du Lexique roman de Raynouard) und in der Albigenserchronik (Fauriel's Ausg. p. 148, Vers 2065—2072, und dessen „Hist. de la poésie provençale," T. III. p. 464—466). Auch Romanzen müssen davon existirt haben (s. Hita, Hist. de las guerras civ. de Granada, T. I. p. 48).

auch unter das spanische Volk, und wurden ihm in der gewohnten Weise der Romanzen vorgesungen, daher auch die Romanzen des karolingischen Sagenkreises größtentheils zu der Klasse von Romanzen gehören, die wir als Joglar-Romanzen charakterisirt haben [1]). Doch haben diese Sagen, wenn man auch ihre französische Grundlage nicht verkennen kann, sich auf spanischem Boden eigenthümlich gestaltet; wenigstens lassen sich für mehrere in den auf uns gekommenen Romanzen erhaltene die unmittelbaren französischen Quellen nicht nachweisen. So scheinen den Spaniern eigenthümliche Gestaltungen, vielleicht aber nach verloren gegangenen südfranzösischen Traditionen, z. B. die von Guarinos (Guerin de Montglave?), Gaiferos (Gaiferus Rex Burdegalensium?), Grimaltos, Montesinos, Claros de Montalvan, Calainos und Conde d'Irlos zu seyn; auch Bernardo del Carpio, obgleich er nach den oben erwähnten Andeutungen der Alfonsinischen Chronik nach früheren Sagen mit dem karolingischen Sagenkreise in engerem eigentlichen Zusammenhang gestanden haben dürfte, erscheint in den erhaltenen Romanzen jedoch schon so hispanisirt und in so losem Zusammenhange mit diesem Kreise, daß jene Romanzen nicht hieher, sondern, wie wir gethan haben, unter die sagenhaft-historischen zu rechnen sind. So ist auch Durandarte, wohl schon nach späteren Ritterromanen, eine durch Mißverständniß im Volksmunde geschehene Metamorphose von Roland's Schwert (Durendal) in einen Helden [2]). Noch ist ein eigenthümlicher Zug der

---

[1]) Ist doch selbst noch die Romanze: „De Francia partió la niña" nach einem Vaux de vire des Olivier Basselin (s. Depping, II. p. 180). — Das Bruchstück aus dem provenzalischen Gedichte von der h. Fides von Agen deutet hingegen auf sehr frühzeitige Verbreitung der Sagen und Legenden durch Joglares in Südfrankreich und Nordspanien:

> Canczon audi q'es bell' antresca,
> Que fo de razo espanesca,
> — — — — — — —
> Tota Basconn' et Aragons
> E l'encontrada dels Gascons
> Saben quals es aqist canczons.

Vgl. Fauriel, l. c. T. I. p. 33 ff.; T. II. p. 374 — 375.

[2]) So hat sich z. B. ein Bruchstück von der Sage von Aymeri de Narbonne in der Romanze des Canc. de rom.: „Del soldan de Babilonia" (Depping, II. p. 209) erhalten, worin freilich der Graf Aymeri fast bis zur Unkenntlichkeit in einen „Conde Benalmeniqui" umgestaltet ist; doch stimmt der Inhalt der Romanze unverkennbar mit der Sage von Aymeri's Untergang (vgl. Fauriel, l. c. T. II. p. 409 — 411). Mit dessen Geschlecht verbindet die spanische Tradition die Grafen von Castilien, indem der Sohn des Fernan Gonzalez, Garcí Fernandez, eine Tochter dieses Aymeri heiratet; s. Crónica rimada del Cid, Vers 42, wo er „Al-

spanischen Romanzen dieses Kreises, daß die älteren derselben noch fast ganz frei von aller Einführung des Wunderbaren, der Feen, Riesen, Zauberer u. s. w. sind, und selbst die Frauen darin noch in einem naturgemäßeren Verhältniß erscheinen, und nur in den jüngeren der Einfluß der wundersüchtigen galanten Chevalerie schon sichtbar wird *).

Man muß aber auch unter den zu diesem Kreise gehörigen Romanzen drei, sowohl dem Principe und der Form, als auch dem Stoffe und der Behandlung nach verschiedene Arten wohl unterscheiden. Die ältesten nämlich, großentheils noch Joglar-Romanzen — und der Form und Sprache nach überhaupt die ältesten Romanzen unter den auf uns gekommenen, weil sie zuerst aufgezeichnet wurden — sind nach mündlicher Tradition oder nach französischen Chansons de geste auf spanischen Boden verpflanzt, und dort im Munde der heimischen Joglares und des Volkes selbst eigenthümlich weiter ausgebildet worden (wie die oben erwähnten), und haben daher noch ganz volksmäßige Formen, breite epische, aber objectiv enthaltsame Behandlung, naturgemäße einfache Charaktere und Motive, wohl schon Färbung und Costüme des aus den Kreuzzügen hervorgegangenen realen und gläubigen Ritterthums; aber noch weniger mythische Elemente als die Chansons de geste — weil in Spanien die Continuität eines mythischen Heroenthums und vorchristlichen Volksglaubens fehlte — und gar keine Beimischung von jenem Mystisch-Phantastischen, Wundersüchtig-Abenteuerlichen der späteren ideell potenzirten Chevalerie;

---

melique de Narbona" heißt, und in der Romanze: „Castilla estaba muy triste" (bei Sepúlveda; Depping, I. p. 84) wird diese Tradition ausführlicher erzählt. — Beide Romanzen gehören daher zu diesem Kreise.

*) Vgl. Depping, l. c. I. p. XXXVII; — und Duran, l. c. T. IV. p. XXIX. — Nur in den jüngeren, offenbar schon nach Ritterromanen gemachten, wie in den Romanzen von Reinaldos de Montalvan, von dem auch spanische Prosaromane schon zu Anfang des 16. Jahrh. erschienen, kommen einige Anspielungen der Art vor; wie in der: „Ya que estaba don Reinaldos," auf Rolands gefeite Waffen (hier wird aber sogar schon des „gran Can" gedacht), und in der: „Estábase don Reinaldos," auf Malgesi's Zauberkünste. Unter den übrigen kleineren Romanzen von Ritterabenteuern wird unseres Wissens des Feen- und Zauberglaubens nur in den beiden folgenden erwähnt: „A cazar va el caballero," der „siete fadas;" und: „Helo, helo, por do viene — El Infante vengador," eines in Drachenblut siebenmal gehärteten Jagdspießes (venablo... siete veces templado en la sangre de un dragon). — Die Siebenzahl spielt allerdings auch in den Romanzen eine mystische Rolle (vgl. Stahr, a. a. O. S. 254; und Schmidt zu Petri Alfonsi Disciplina clericalis, p. 109).

kurz auch sie haben den sagenhaft-historischen Grundcharakter der spanischen Romanzen überhaupt angenommen. Daraus erklärt sich von selbst — was Depping so räthselhaft erscheint — das Fehlen des Mythisch-Wunderbaren in diesen Romanzen. Auch finden sich unter ihnen noch einige ganz volksmäßige (unserer ersten Klasse), wie: „De Mérida sale el palmero" (ähnlich der Joglar-Romanze von Montesinos: „Cata Francia Montesinos"); „Nuño Vero, Nuño Vero;" „En los campos de Alventosa" (wiederholt wörtlich eine Stelle aus der: „Asentado está Gaiferos"); „Domingo era de ramos;" „En Paris está doña Alda;" „Mala la vistes, Franceses;" „En Castilla está un castillo;" „Estábase la condesa;" „Vámonos, dijo, mi tio;" „A caza va el emperador;" „Arriba canes, arriba" (eigentlich nur ein Bruchstück aus der großen Joglar-Romanze von Gaiferos: „Asentado está Gaiferos," von der es mehrere Verse wörtlich wiederholt); sämmtlich im Canc. de rom. *). — Die Romanzen der zweiten Art sind bedeutend jünger, nach den späteren Rittergedichten oder gar schon nach den Prosaromanen gemacht, mit mehr oder minder kunstmäßiger Form, im Costüme der raffinirten Chevalerie und Galanterie, und in diesen kommen allerdings schon die erwähnten Beimischungen von Feen und Magie vor; dazu gehören die meisten von Reinaldos de Montalvan, von Durandarte und Belerma (wir haben früher Beispiele von diesen jüngeren Joglar-Romanzen und ihrem Verhältnisse zu den älteren gegeben, als wir von der Klasse der Joglar-Romanzen überhaupt sprachen); die von Bravonel und Guadalara (alle schon aus dem Romancero gen. und Jardin de amadores, und schon in so moreskem Costüme, daß, wenn sie auch durch eine sagenhafte Grundlage zu diesem Kreise noch gehören sollten, Duran sie nicht mit Unrecht unter die „Moriscos" eingereiht hat) und ähnliche schon von Kunstdichtern des 16. und 17. Jahrh. herrührende Variationen älterer Traditionen. — Von den Kunstdichtern derselben späten Zeiten rührt endlich die dritte Art der zu diesem Kreise gerechneten Romanzen her, die sie nach

*) Grimm reiht in seiner Silva die beiden allerdings auch volksmäßigen und im Canc. de rom. stehenden Romanzen von dem Renegaten Bovalias: „Durmiendo está el rey Almanzor," und: „Por las sierras de Moncayo," unter die von den „Doze Pares;" allein dazu könnte höchstens das Vorkommen eines „Conde Almenique" in der ersteren berechtigen; wir möchten sie vielmehr zu denen von verliebten Abenteuern mit sagenhafter Grundlage aus dem Verkehre mit den Mauren, wie die von Moriana und Galvan u. s. w., zählen. — Unter den oben erwähnten volksmäßigen sind einige noch jedenfalls aus dem 15. Jahrh., da sie schon den Kunstdichtern des Cancionero gen. zu Themen gedient haben; wie: „En los campos de Alventosa," und: „Domingo era de ramos."

den in Spanien sehr gelesenen und übersetzten italienischen Gedichten machten, und die, wie ihre Originale, die nur Parodien der alten Heldensage sind, aller traditionellen Grundlage entbehren, und daher eigentlich ganz in das Gebiet der reinen Erfindung und Kunstdichtung gehören; jedenfalls aber, wie Duran gethan hat, getrennt von den übrigen zusammengestellt werden müssen (m. s. bei ihm l. c. Tom. IV die „Romances de poemas caballerescos," und durch diese ist in der That der Uebergang zu seiner nächsten Rubrik: „Romances burlescos de caballeria" hinlänglich vermittelt).

So verhältnißmäßig zahlreich die Ritterromanzen des karolingischen Kreises sind, so auffallend wenige findet man, die Stoffe des bretonischen Sagenkreises behandeln, trotz dem, daß auch diese Sagen frühzeitig in Spanien bekannt wurden, wie wir aus der oben angeführten Stelle aus den „Poesias" des Erzpriesters von Hita ersahen, worin auch des Tristan erwähnt wird [1]. Auffallend und doch leicht erklärlich ist diese Erscheinung; denn diese Sagen hatten für das spanische Volk, für das doch zunächst die Romanzen bestimmt waren, weder ein nationales noch ein religiöses Interesse, und waren ihm durch ihren mythischen und mystischen Charakter überhaupt zu heterogen. Wohl erst nachdem das Lesen der Ritterromane im 14. und 15. Jahrh. auch in Spanien Mode geworden war und mehrere Romane des bretonischen Kreises auch in spanischen Uebersetzungen und Bearbeitungen größere Verbreitung im Publikum gefunden hatten [2], fanden sich vorzugsweise Kunstdichter veranlaßt, Stoffe daraus auch in Ro-

---

[1]) Auch schon in der „Gran Conquista de Ultramar," lib. II. p. 43, wird der „Tabla redonda que fue en tiempo del Rey Artús" gedacht, und Alfonso Martinez, Erzpriester von Talavera, nennt in seinem im 15. Jahrh. abgefaßten „Corbacho," Parte 4, cap. 6, das „Libro de Lanzarote." Vgl. auch Clemencin zum Don Quijote, P. I. T. I p. 262.

[2]) S. z. B. die Verzeichnisse span. Bearbeitungen von Ritterromanen dieses Kreises in Salvá's „Bibliografia esp." im „Repertorio americano," T. IV. p. 60 — 62, und in Moratin's „Origenes del Teatro esp.," Ochoa's Ausg. p. 41 — 42, wo auch einer handschriftlichen „Historia de Lanzarote del Lago" erwähnt wird; eine portugiesische Bearbeitung davon in einer Handschrift des 15. Jahrh. besitzt die k. k. Hofbibliothek; vgl. Mone's Anzeiger, 1838, Sp. 551 (der Inhalt ist aber dort nicht ganz genau bezeichnet; denn die Handschrift enthält eigentlich eine „Historia dos cavalleiros da mesa redonda e da demanda do Santo Graall," unter welchem Titel sie auch catalogisirt ist, und es kommen darin ohngefähr in der Ordnung des enkyklischen „Roman d'Artus et de ses chevaliers" die Geschichten von Galaad, Tristan, Erek, Perceval, Palamedes und Lancelot's Tod vor).

manzen zu besingen, und sie so dem nun dafür empfänglicher gewordenen Volke mundrecht zu machen. Es haben sich aber davon nur drei Romanzen erhalten, die so berühmt gewordene von Tristan (vgl. Hagen, Minnesänger, Thl. IV. S. 564) und zwei von Lanzelot, wovon die eine: „Tres hijuelos habia el rey," schon Cumillas, ein Dichter des Cancionero general, parodirt hat, die also noch aus dem 15. Jahrh. herrührt und im volksmäßigen Tone gehalten ist (alle drei stehen im Cancionero de rom.).

Noch mehr sind als bloße Versuche von Kunstdichtern, auch die heimischen Ritterromane in Romanzen zu bearbeiten, die beiden Romanzen von Amadis (im Canc. de rom. und die eine: „En la selva está Amadis," mit bedeutenden Varianten auch in Timoneda's „Rosa de amores;" s. Rosa de rom. p. XV; — im Cancionero gen. von 1557 steht ein langes Gedicht in Octaven von Amadis mit der Ueberschrift: „Obra nueva que es un Canto de Amadis, quando hazia penitencia por mandado de su señora Oriana en la peña pobre, incerto autore") und die von Don Duardos (im Canc. de rom.: „En el mes era de Abril;" bei Depping, II. p. 199, der sie schicklicher, weil dem „Libro 2° de Palmerin" entnommen, den Amadis-Romanzen hätte anreihen sollen) anzusehen, deren Originale selbst bloße Erfindungen von Einzelnen sind, die aller sagenhaften und nationalen Grundlage entbehren (s. meine Ansichten über die Amadisromane in diesen Jahrb. Bd. LIX. S. 41 ff.). Clarus (l. c. S. 158) hat daher vollkommen Recht, wenn er die Meinung Brinkmeier's, derlei Romane aus Romanzen entstehen zu lassen, als eine völlig grundlose verwirft.

Endlich gehören gewissermaßen noch zu den Ritterromanzen nach Büchern die, welche antike oder biblische Stoffe im chevaleresken Costüme behandeln (schon im Cancionero gen. steht eine solche: „Triste está el rey Menelao;" mehrere im Canc. de rom., in der „Rosa gentil" des Timoneda, bei Sepúlveda, Fuentes u. s. w.), und meist in einem chronikenartigen Tone abgefaßt sind (die wenigen Ausnahmen von volksmäßigen Romanzen über antike Stoffe haben wir oben erwähnt).

Mehr der Wirklichkeit und dem nationalen Leben schließen sich die Romanzen von Liebesabenteuern an; doch sind auch die meisten und gerade die besten dieser Gattung durch die idealisirende Kraft der Sage potenzirt, und dem Geiste und der Sitte des Ritterthums treu geblieben. Ja gerade unter diesen sind einige, die durch eine solche Verbindung des Sagenhaft-Ritterlichen und des Historisch-Nationalen und einen volksmäßigen Ton zu den schönsten und ächtesten Volksromanzen der Spa-

nier gehören, wie z. B.: „A caza iban, a caza" (im Canc. de rom.); — „De Francia partió la niña" (Canc. de rom.); — „Caballero de lejas tierras" (unter den Romanzen des Juan de Ribera); — „Bodas hacen en Francia" (Canc. de rom. und Timoneda, Rosa de amores); — „Tiempo es el caballero" (Canc. de rom. und Böhl de Faber nach einem Pliego suelto); — „A cazar va el caballero" (Canc. de rom. und Primavera y Flor); — „Quien hubiese tal ventura" (Canc. de rom.); — „Bien se pensaba la reina" (Canc. de rom.); — „Helo, helo, por do viene el Infante vengador" (Canc. de rom.; wohl zu einem größeren Kreise, wahrscheinlich dem karolingischen, gehörig?); — „Blanca sois, señora mia" (Canc. de rom.; eine andere, spätere, mehr historisch gehaltene Version bei Timoneda, Rosa de amores und im Canc. llamado Flor de enamorados: „Ay cuan linda eres, Alva;" und in letzterem die vielleicht zu derselben Sage vom „Conde Lombardo" gehörige: „En aquellas peñas pardas," in der jedoch „Carlo Magno" genannt wird, und daher Bruchstücke von Romanzen des karolingischen Kreises darunter zu vermuthen wären?); — „A tan alta va la luna" (Canc. de rom. mit der Ueberschrift: „De Baldovinos"?); — „Lunes se decia, lunes" (Canc. de enamorados; und Timoneda, Rosa esp.); — „Rosa fresca, rosa fresca" (Canc. gen. y de rom., wohl auch nur ein Bruchstück); — „Paseábase el buen conde" (unter Juan de Ribera's Romanzen und bei Böhl de Faber; vgl. erste Abtheilung Nr. 15); — „La bella mal maridada" (in Sepúlveda's Romancero, ed. de 1551 und 1580, und in einem Pliego suelto des 16. Jahrh.; eine scherzhafte Glosse darüber existirt von Gregorio Silvestre, bei Duran, l. c. T. III. p. 245); — und in der Rosa de amores des Timoneda die Romanzen von Aliarda und von Marquillos (Rosa de rom. p. 70 und 71; — die ebenda p. 66 und 72 gegebenen Romanzen von Don Manuel de Leon und von Espinelo haben wohl auch sagenhafte Grundlage, aber minder volksmäßigen Ton) *). Einige schildern verliebte Abenteuer aus dem Verkehre mit den Mauren, aber nicht bloß im moresken Costüme, sondern mit sagenhafter Grundlage und im volksmäßigen Tone; wie, außer den beiden oben erwähnten von Bovalias, die: „Yo me era mora Moraima" (Canc. gen. und de rom.; — ein Bruchstück einer alten Romanze, das von einem Trobador glossirt wurde, und das Depping, II. p. 393, mit Unrecht unter die moresken Romanzen gereiht hat); — „Preguntando está Florida" (aus Timoneda,

*) Vgl. Depping, T II. p. 167 sqq., 414, 448, 462; — Duran, T. IV. p. 2 sqq.; — und die Auszüge bei Clarus, l. c. Thl. I. S. 172 ff.

in der Rosa de rom. p. 69 ganz, und zu Anfang und Ende verstümmelt im Canc. de rom., beginnend mit dem Verse: „Mi padre era de Ronda," bei Depping, II. p. 464, was Grimm zu dem komischen Irrthume verleitet hat, aus der erzählenden Person eine „cristiana cautiva" zu machen, während der gefangene Ritter seiner maurischen Herrin Liebesdienste erwiesen hat, die nur ein Mann erzeigen kann, wofür sie ihm das Geld gibt, um sich loskaufen und zu seiner Gemahlin zurückkehren zu können, der er mit einer Naivetät, die eben den Reiz der Romanze ausmacht, dieß ganze Verhältniß unumwunden erzählt); und die drei alten Romanzen von Moriana und Galvan (in der Silva und in der Rosa de amores, bei Depping, II. p. 366 und in unserer Rosa de rom. p. 108 y 109), welche Theile einer größeren Joglar-Romanze zu seyn scheinen *). Zu den ausgebildeteren Joglar-Romanzen dieser Gattung zählen wir aber die berühmte vom Conde Alarcos und der Infantin Solisa (im Canc. de rom., in der Silva, ed. de 1582 und als Pliego suelto mit dem Titel: „Romance del Conde Alarcos y de la Infanta Solisa, fecho por Pedro de Riano," nach Brunet gegen 1520 gedruckt; bei Depping, II. p. 168; Duran reiht sie, wir sehen nicht ein aus welchem Grunde, unter die des karolingischen Kreises?); und die: „Como el Conde don Ramon de Barcelona libró á la emperatriz de Alemaña que la tenian para quemar;" sie beginnt: „En el tiempo que reinaba" in der Silva, der Rosa gentil des Timoneda und bei Duran IV. p. 213); während nach einer älteren Tradition aber im chronikenartigen Tone und offenbar schon nach Chroniken dieselbe Sage erzählt wird in der Romanze: „En la ciudad de Toledo" (im Canc. de rom., wo sie überschrieben ist: „Romance de la duquesa de Loreyna, sacado de la historia del rey don Rodrigo que perdió á España;" sie steht auch in der Silva, in dem Romancero von Sepúlveda und bei Depping, II. p. 177; — s. über den Ursprung und die Wanderungen der Sage: „Ueber die Lais," S. 217. Anm. 60). Es versteht sich von selbst, daß auch unter den Romanzen von ritterlichen Liebesabenteuern einige von den Kunstdichtern des 16. und 17. Jahrh. verfaßte vorkommen,

*) Aus der einen: „Moriana está en un castillo, sind vier Verse in einer Romanze im Canc. de rom. wörtlich wiederholt, die damit beginnt: „Mis arreos son las armas," und wohl nur eine Trova davon ist; s. Duran, IV. p. 14. — Die im Rom. gen. stehende Romanze von Moriana (bei Depping, II. p. 365) ist in Quintillas und ebenfalls eine Variation, aber in der Manier der Kunstdichter des 17. Jahrh., über die Eingangsverse der ersterwähnten alten Romanze. Diese haben Depping und Duran (I. p. 159) mit Recht unter die „Moriscos" gereiht.

die theils nur ältere Romanzen in ihrer bekannten Weise verarbeiten (ein Beispiel davon ist die erst erwähnte von Moriana), oder doch noch sagenhafte Grundlage verrathen (wie z. B. die Romanzen von den „Comendadores de Córdoba“ im Rom. gen. und im Canc. de enamorados; die über die vielgefeierte Liebesgeschichte von Jarifa und Abindarraez bei Timoneda und Lope de Vega, s. Rosa de rom. p. 96—107; die vom „Conde Cabreruelo“ im Rom. gen., bei Depping, II. p. 204; — die von „Don Bernaldino“ im Canc. de rom., bei Depping, II. p. 212, vielleicht aus einem Ritterbuche; u. s. w.); theils aber schon reine Erfindungen sind.

Als solche reine Produkte der Kunstpoesie charakterisiren sich durch Form und Inhalt die sogenannten Romances moriscos, die wir, zum Unterschiede von den historischen und sagenhaften aus den Kriegen und dem Verkehr mit den Mauren, moreske genannt haben. Schon bei Besprechung von Perez de Hita's romantischer Geschichte der Bürgerkriege von Granada in der ersten Abtheilung (Nr. 11) haben wir der zu Ende des 16. Jahrh. (zwischen 1575 und 1585) unter den spanischen Hofrittern und Kunstdichtern aufgekommenen Mode gedacht, ihre Liebesabenteuer und Festspiele im moresken Costüme zu besingen, und unsere Vermuthungen über die Veranlassung dazu ausgesprochen; eine Mode, als deren Erfinder zwar Hita nicht angesehen werden kann, die aber durch seine so beliebt gewordene Geschichte gewiß bedeutend an Verbreitung und Nachahmung gewann. Schon die wie mit einem Zauberschlage auf einmal hervorgerufene Menge von Romanzen dieser Gattung macht ihr Entstehen zur Modesache; denn während in den älteren Sammlungen noch keine Spur davon zu finden ist, erscheinen sie plötzlich massenhaft im Romancero general, und verschwinden, wie eben ein Modenwechsel, nicht viel minder plötzlich in den nachfolgenden Sammlungen seit der Mitte des siebzehnten Jahrh.. Eben so verrathen sie durch Inhalt und Form ihren wahren Ursprung. Hier findet sich fast keine Spur mehr von sagenhafter Grundlage, idealisirter Geschichte; alles dreht sich um ganz gewöhnliche Liebesintriguen, Eifersüchteleien, Hoffeste, Aufzüge, Turniere; zwar in einem Costüme, das sehr umständlich beschrieben wird und das sich für maurisch ausgibt, aber so fagotirt und karikirt, daß die armen Mauren, die sich unter Spaniens warmem Himmel z. B. so in Marlota, Albornoz und Alquicel, d. i. dreifache Oberkleider, hätten einhüllen sollen, erstickt wären *); zwar mit

*) Vgl. über die Tänze und Feste im moresken Costüme am portugies. Hofe im 15. Jahrh. Mem. da Acad. de Lisboa, T. V. 2. p. 44—45.

schön klingenden maurischen Namen, aber diese Gazul, Tarfe, Azarque, Lindaraja, Fatime, Zaida benehmen sich mit so raffinirter Galanterie, führen im Munde und auf Kleidern und Waffen so spitzfindige Concetti, Devisen und Mottos, daß trotz der dreifachen Verhüllung die ächt spanischen Galanes und Damas vom Hofe der Philippe für Jeden erkennbar sind, der nicht von derselben Moromanie angesteckt ist. Dazu noch die durchaus kunstmäßige Form, die elegante aber gezierte Sprache, das sinnreiche aber affectirte Spielen mit Antithesen, die häufigen mythologischen Anspielungen — denn diese Mauren rufen nicht Allah und den Resul-Allah an, sondern Jupiter und Venus! — die fließende aber weichlich klingelnde Versification, die künstlich ausgebildete aber häufig gesucht verkünstelte Assonanz (fast alle moresken Romanzen haben klingende Assonanz und geregelte strophische Abtheilung). Eben diese Reize der Form haben die Nationalen geblendet, die wie alle Südländer dem Zauber süßer Melodien und üppiger Bilder nicht widerstehen können; aber die nüchterneren spanischen Kritiker selbst halten diese „Romances moriscos" für „castellanos y cristianos puros," für nichts weiter, als reizende Spiele und Maskeraden ihrer Kunstdichter des 16. und 17. Jahrh., Góngora's und seiner Zeitgenossen *). Gewiß haben die besseren dieser Romanzen eigenthümliche ästhetische Vorzüge; gewiß verdienen sie in formeller Hinsicht sogar über jene alten volksmäßigen gestellt zu werden (eine gute Anzahl davon ist jedoch schon durch alle Fehler und Auswüchse des Culteranismus entstellt, und gehört zu den „romances mas ridiculos, estrafalarios y culterizantes!"); aber es ist Zeit, daß man bei ihrer Be-

Trefflich hat der Graf Circourt in seiner „Hist. des Mores Mudejares," T. III. p. 325 sqq., diese Mummerei parodirt: „Ces pauvres Mores des romances sont bariolés comme Arlequin, empanachés comme des saltimbanques, emblasonés de devises comme un livre de Saavedra: et quelles devises! des vaisseaux dont pensée forme la poupe, à qui ferme foi sert de pilote, et dont les écoutilles sont les deux yeux d'un amant" etc. — und im Gegensatz weist er ebenda, p. 326 — 327, nach bewährten Autoritäten das wirkliche Costüme der Mauren jener Zeiten nach.

*) S. z. B. Alcalá-Galiano's berichtigende Bemerkungen zu Depping's Einleitung, T. I. p. LXXX — LXXXI. — Saavedra Duque de Rivas, „Romances históricos," Paris, 1841, 8°. p. 6 — 7: „Entonces nacieron los romances moriscos; engañandose mucho los que, escasos de erudicion, juzgan estas composiciones originariamente árabes. Error que se nota con solo considerar que ni las costumbres, ni los afectos ni las creencias, que en ellos se atribuyen á personajes moros, son los de aquella nacion; advirtiéndose desde luego que son cristianos enmascarados con nombres y trajes moriscos;" etc.

sprechung nicht mehr in die herkömmliche romantische Verzückung gerathe und für ächtes Gold preise, was doch nur glänzender Flitter ist; daß man einmal aufhöre, hinter diesen Masken die Realität der Geschichte oder der Sage zu suchen, diese reinen Erfindungen und Produkte der Kunstpoesie für Volkslieder oder gar für Nachahmungen arabischer Originale zu halten. Nach solch maurischen Originalen hat natürlich der gute Depping und Alle, die sich gleich ihm von der Schminke der moresken Romanzen täuschen ließen, vergeblich gesucht, wie er selbst ganz ehrlich eingestanden hat (T. I. p. XLV — XLVIII); denn diese Mohren sind in der That mit etwas kritischer Lauge sehr leicht wieder weiß zu waschen. Es läßt sich von ihnen eben so wenig eine Nachahmung maurischer Romanzen nachweisen, als von der Romanzenform überhaupt die eines arabischen Vorbildes, und als es schwer seyn dürfte, die seit Bouterwek stehend gewordene Phrase von dem „Orientalismus" der spanischen Poesie durch Thatsachen zu belegen. Denn die arabische Poesie war von vorneherein eine mehr lyrische, und als die Araber Spanien eroberten, bereits eine völlig ausgebildete lyrische Kunstpoesie mit vorherrschend rhetorisch-panegyrischer Richtung, in der man daher vergeblich nach, den Romanzen auch nur entfernt ähnlichen Volksballaden suchen würde; — denn die Reimweise der Romanzen hat, wie wir gezeigt haben, eine bloß äußerliche, zufällige Aehnlichkeit mit einer arabischen, und ist, wie der Reim überhaupt, eine spontane Entwicklungsform der vulgär-lateinischen und romanischen Poesie; — denn um der so beliebt gewordenen Phrase von dem Orientalismus der spanischen Poesie eine reale Bedeutung beilegen zu können, müßte man beweisen, daß sie formell oder stofflich von der arabischen direct oder indirect influenzirt worden sei. Wie wir aber die Unstatthaftigkeit eines solch directen Einflusses in formeller Hinsicht gezeigt haben, so ergibt sich auch aus einer unbefangenen Untersuchung des stofflichen Gehaltes, ja selbst der Färbung und des Tones der spanischen Poesie im Ganzen wie im Einzelnen, daß man ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten nur aus der spontanen Entwicklung der nationalen Elemente und zeitlichen Interessen erklären kann und muß. So beschränkt sich die unmittelbare Entlehnung aus orientalischen Quellen in der ganzen spanischen Poesie des Mittelalters auf einige Apologen im Conde Lucanor und in den Poesien des Erzpriesters von Hita, welche Nachahmung und Entlehnung sie übrigens mit allen dergleichen Rahmen-Erzählungen des Mittelalters überhaupt gemein haben. Hingegen findet sich in den übrigen Producten der spanischen Volks- und Kunstpoesie jener Zeit und namentlich in den älteren Romanzen keine Spur von Orientalismus; eine Er-

scheinung, die bei den fortwährenden Berührungen mit den Arabern auffallen könnte, wenn man nicht bedächte, daß diese Berührungen auch fortwährend feindliche waren, daß nicht nur der Kampf um Existenz und Besitz, sondern noch mehr der religiöse Fanatismus die beiden Völker in trennendem Gegensatz und Haß erhielt, und daß die Spanier endlich die Sieger blieben; denn unter solchen Verhältnissen und bei auch sonst so heterogenen Völkern wird das minder gebildete von dem civilisirteren wohl sich materiellen Vortheil bringende Kenntnisse und Wissenschaften und manchen Comfort des Lebens anzueignen suchen; aber sein eigentlich geistiges Seyn, seinen Glauben, sein Denken und sein Dichten um so eifersüchtiger vor dem fremden feindlichen Einfluß bewahren *). Bedenkt man dieß, so wird es nicht mehr auffallend erscheinen, wenn nicht nur die Volksromanzen, sondern auch die älteren Ritterromanzen durchaus frei von allem orientalischen Wunder- und Feenglauben sind; wenn die historischen Romanzen aus den Kriegen mit den Mauren (romances fronterizos) noch eben so rein von orientalischem Schwulst und Prunk sind, wie die übrigen historisch-sagenhaften, und nur Haß und Verachtung gegen die „perros moros" athmen; wenn sogar die moresken Romanzen trotz all dem Maskiren und Coquettiren mit maurischen Namen und Trachten in Gesinnung und Sitte noch so unverkennbar christlich und spanisch geblieben sind, daß man auch auf sie Voltaire's bekannten Witz anwenden könnte: „Grattez un peu, et l'Espagnol reparaîtra." Darum kann man auch den letzteren weder selbst einen unmittelbaren Orientalismus zuschreiben, noch

---

*) Am besten ist dieß in dem mehrerwähnten trefflichen Werke des Hrn. Grafen Circourt, T. III. p. 302—332, durch schlagende Thatsachen und die daraus eben so ungezwungen als scharfsinnig gezogenen Folgerungen und Resultate nachgewiesen und entwickelt. — Auch Damas-Hinard, l. c. T. I. p. XIX sqq., erklärt sich gegen den von seinen Landsleuten am meisten übertriebenen Einfluß der arabischen auf die spanische Poesie, und glaubt mit Recht, daß eher das Umgekehrte Statt gefunden habe. Eben so hat Bruce-Whyte in seiner sonst oft sehr wunderlichen „Histoire des langues romanes et de leur littérature" etc. Paris, 1841. 8°, T. II. p. 115 sqq., doch darin Unbefangenheit und Selbstständigkeit bewiesen, daß er keinen Einfluß der arab. Literatur auf die span. und provenzal. vor dem 12. Jahrh. zugibt, und den späteren nur auf die doctrinalen und apologetischen Schriften, und zwar größtentheils durch die Vermittelung der Juden beschränkt. Ihm ist endlich auch sogar ein Schüler Fauriel's: Emile de Laveleye, „Hist. de la langue et de la litt. provençales," Bruxelles, 1845. 8°. p. 201 sqq., gefolgt. — Es sollte daher kein Literarhistoriker so seichte Urtheile, wie die Ochoa's rc., oder so antiquirte Ansichten, wie die Bouterwek's, mehr nachschreiben!

durch sie mittelbar eine Steigerung der orientalischen Elemente in der spanischen Poesie bewirken lassen, wie die herkömmliche Phrase der Arabomanen lautet, die, sei es nun aus einseitigem Orientalismus, wie z. B. Andres, Conde u. s. w., oder aus falschem Liberalismus, wie Sismondi, Viardot und selbst Fauriel, alles eher aus dem Arabischen herleiten und erklären, als aus der spontanen Entwicklung des Christlich Nationalen! — Denn selbst der gewöhnlich so hervorgehobene Orientalismus der Gongoristen und späteren Dramatiker, wie z. B. Calderon's, ist nur eine Entwicklung und Potenzirung indigener Elemente, wozu die Prämissen schon im Cancionero general und bei Torres Naharro zu finden sind, die man doch schwerlich der Nachahmung arabischer Muster zeihen wird. Höchstens läßt sich zugeben, daß durch den friedlichen Verkehr und die Vermischung mit den Morisken nach der Eroberung von Granada der Charakter der Andalusier und in so weit auch die südspanische Volkspoesie und die Dichterschulen von Granada, Cordoba, Sevilla u. s. w. eine orientalische Färbung bekamen, wiewohl umgekehrt die Literatur der Morisken trotz ihrem heimlichen und darum nur um so fanatischeren Halten an dem Glauben ihrer Väter von der spanischen besonders in formeller Hinsicht noch viel mehr influenzirt worden ist *).

So wenig also der arabische Ursprung des Ritterthums und des Reimes, so wenig der Orientalismus der spanischen Literatur überhaupt Stich halten vor der nüchternen Kritik — die, von diesen Opiaten der Orientalisten nicht betäubt, der bequemen und oberflächlichen Erklärung durch bloß äußere Einflüsse die freilich mühsamere Nachweisung der inneren spontanen und organischen Entwicklung vorzieht — eben so wenig sind die „Caballeros Granadinos" der moresken Romanzen maurischer Abkunft, denn „aunque

*) Vgl. Duran, l. c. T. IV. p. XXIX — XXX. — Und über die Literatur der Morisken: „Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque royale." Tome IV et XI, die Artikel von Silv. de Sacy; — „The British and Foreign Review or, European Quarterly Journal;" Nro. XV. January, 1835. Vol. VIII. p. 63 — 95, den Artikel über Viardot's „Essai sur l'hist. des Arabes et des Mores d'Espagne." Dort werden mehrere Schriften der Morisken in spanischer Sprache, aber mit arabischer Schrift angeführt, darunter auch ein paar poetische, die in den spanischen Formen ihrer Zeit abgefaßt sind; wie z. B. eine poetische Erzählung von Jusuf und Suleicha, von einem Aragonier in der Mitte des 15. Jahrh. und in vierzeiligen Alexandriner-Strophen abgefaßt; ein Leben Mohammed's, ebenfalls von einem aragonischen Mauren um 1603 geschrieben und in der gewöhnlichen Romanzenform. Die Stoffe sind also allerdings orientalisch, aber die Formen sind von den Spaniern entlehnt.

moros, hijos-dalgo," d. h. obschon im maurisch seyn sollenden Costüme, sind sie doch wahre Edelleute, españoles y muy españoles! — In diesem ironischen Sinn — und nicht mit historischem Ernst sie für glaubwürdige Thatsachen nehmend, wie Sismondi u. A. gethan — erlauben wir uns diese Verse und all die „roperia mora" zu deuten, und können Jenen, denen äußere Zeugnisse mehr gelten als innere Sachgründe, noch überdieß als vollgültige Autoritäten für diese Interpretation die zahlreichen gleichzeitigen burlesken Romanzen anführen, die mit derbem Spott den moresken die Maske herabgerissen und die Moromanie gegeißelt haben (Duran hat, Tom. I. p. 223 sqq., als Anhang zu den moresken mehrere solcher „Romances moriscos satiricos, jocosos y burlescos" zusammengestellt, die in Ochoa's Nachdruck mit Unrecht weggelassen worden sind) *).

Zu den moresken Romanzen kann man auch die Romanzen von rein erdichteten Abenteuern aus den Seekriegen mit den Baresken und Türken rechnen, worin nur Costüme und Schauplatz etwas verändert sind, wie z. B. die vielen von Christensklaven und afrikanischen Schönen; Góngora's „Romances del Albanes" (Duran, T. I. p. 205 sq. und „Romances amorosos que tratan de cautivos," T. II. p. 140 sqq.), u. s. w.

Fast zu gleicher Zeit mit den moresken kamen die pastorilen oder Schäferromanzen in die Mode, von welchen auch schon der Romancero gen. eine ansehnliche Anzahl enthält. Es waren nämlich um diese Zeit durch die Nachahmung der Italiener die Eklogen und durch den Portugiesen Montemayor der Schäferroman in die spanische Literatur eingeführt worden, und seitdem die Kunstdichter im Romanzenmachen wetteiferten, wurde diese Dichtungsgattung eine wahre Musterkarte aller neuen Literaturmoden; denn die Romanzenform, einmal in das Gebiet der Kunstpoesie versetzt, konnte eben durch ihre Leichtigkeit und Gefügigkeit und durch ihre lyrisch-epischen Elemente hier, wo der Instinct der Volkspoesie für ihre naturgemäße Anwendung fehlte, leicht zum unpragmatisch-willkürlichen Gebrauch und daher zum Mißbrauch verleiten, und treffend sagt Graf Circourt: „Le romance fut le genre populaire; il était heureusement à la portée des hommes de génie peu lettrés, et malheureusement à celle des lettrés sans talent." Daher sind auch die Schäferromanzen

*) Unter diesen burlesken Romanzen ist die: „Valga el diablo tantos moros" (Romancero gen. Fol. 465; — Duran, p. 239) besonders merkwürdig, weil sie nicht nur die Unächtheit dieses Maurenthums, sondern auch die lächerliche Uebertreibung in der Nachahmung des Costümes und der Sitte zeigt, wofür man noch immer die moresken Romanzen als Belege anzuführen pflegt.

nur eine andere Art von Maskenspiel für dieselben Personen, die nur mit Vertauschung der Marlota mit dem Pellico und nur zur Abwechselung Belardo und Lisardo statt Adulce und Gazul sich nennend, ihre Liebesklagen, galanten und eifersüchtigen Herzensergießungen an die „querida Belisa“ und die „ingrata Filis“ richteten, die sie kurz vorher als Zelindaja und Zarifa besungen hatten. Daher haben diese Schäferromanzen einen nur noch gesteigerten Ton von affectirter Sentimentalität, nur noch weniger Schein von Objectivität, nur noch mehr Concetti, allegorischen und mythologischen Flitter. Daß auch darunter manche von bedeutender formeller und technischer Vollendung und daher gewiß von ästhetischem Werthe sind, wird Niemanden einfallen zu leugnen, der weiß, daß eine große Anzahl derselben von Lope de Vega (Belardo), Cervantes (Elicio), Góngora u. s. w. sind. Darum und als literarhistorisches Moment verdienen wenigstens einige Muster davon einen Platz in jedem Romancero, der auf Vollständigkeit Anspruch macht *). Ebenfalls nur im Costüme davon verschieden sind die Fischer-, Jäger- und Dorfromanzen. Uebrigens verhalten sich alle diese Romanzen zu der höfischen Dorfpoesie des 14. und 15. Jahrh. in den „Serranicas“ des Erzpriesters von Hita und des Marques von Santillana, wie die raffinirt-sentimentale Galanterie gegen maskirte Damen der Höflinge des 16. und 17. Jahrh. zu dem naiv-derben Spaß mit wirklichen Serranas und dem herablassenden Kosen mit Bauerndirnen jener geistlichen oder ritterlichen Trobadores, worin, wie in ihren Vorbildern, den französischen „Pastourelles,“ noch viel mehr Natur und Wahrheit war, und die wirklich noch einen volksmäßigen Ton hatten. Das Unwahre der Schäferromanzen hat aber eben der geniale Lope de Vega selbst, troß dem, daß er einer der fruchtbarsten Verfasser solcher Romanzen war, in einer burlesken Schäferromanze sehr gut parodirt (bei Duran, II. p. 287), was immer schon den Culminationspunkt einer Mode anzeigt.

Und so war es auch. Denn bald nach Einführung des „género picaresco“ durch die Schelmenromane des Mendoza, Quevedo, Aleman u. s. w. und durch die Zigeunernovellen, wie z. B.

*) Depping hat sie mit Unrecht fast ganz ausgeschlossen. — Bei Duran findet sich im zweiten Bande p. 47 sqq. eine verständige Auswahl und gut geordnet unter den Rubriken: „Romances amorosos pastoriles;“ — „venatorios;“ — „piscatorios;“ — und „villanescos;“ — Quintana hingegen, der hauptsächlich nur die formellen Vorzüge im Auge hatte, hat seine Romanceros über Gebühr mit Schäferromanzen gefüllt. — Vgl. auch Clarus, l. c. Thl. I. S. 166 ff.

des Cervantes weltberühmte Gitanilla und Rinconete y Cortadillo, erhielten die Schäferromanzen an den Zigeuner-, Schelmen- und Gaunerromanzen (Jácaras) gefährliche Nebenbuhlerinnen. Daß auch diese „Fancy" so fashionable wurde, um eigene Sammlungen von „Romances de Germania" veranstalten zu können, und so ausgezeichnete Dichter wie Quevedo zu ihrer Abfassung zu verleiten; so wie, daß diese gleich den anderen Mock-Romances aller realen Grundlage entbehrten, haben wir in der ersten Abtheilung, Nr. 17 und 23, gezeigt. Uebrigens hätten auch von dieser Romanzenart ein paar Proben in die modernen Sammlungen aufgenommen werden sollen.

Alle die bisher aufgezählten Romanzenarten haben wenigstens den Schein der Objectivität unter einer epischen Maske sich zu geben gesucht; die übrigen rein subjectiven und rein lyrischen können, weil sie so verschiedenartigen und allgemeinen Inhalts sind, wie die menschlichen Gefühle überhaupt, nicht wohl mehr unter Rubriken gebracht werden, und man muß sich mit der: „Vermischte Romanzen (sobre varios asuntos)" behelfen. Die Anzahl dieser ist bedeutend; denn je weniger die ursprüngliche Natur und die epischen Elemente der Romanzen beachtet, je weiter sie ihren volksmäßig nationalen Gränzen entrückt und nur ihre lyrischen Formen von der Kunstpoesie berücksichtigt und kultivirt wurden, desto häufiger und willkürlicher wurden sie angewandt, desto mehr, eben der Elasticität der Formen wegen, jedem beliebigen Stoffe angepaßt, und je mehr sie daher an innerem organischen Zusammenhange zwischen Stoff und Form, an Consistenz und Intensität verloren, desto mehr gewannen sie an stofflichem Umfang, Mannigfaltigkeit der Behandlung und an Expansion.

So bleibt uns nur als disjunctives Kriterium — um die noch übrige Masse der lyrisch-subjectiven Romanzen stofflich zu sondern — die Divergenz der beiden Grundstimmungen des menschlichen Gemüthes, der beiden Hauptauffassungsweisen des Lebens: die zwischen der ernsten, himmelwärts gekehrten, idealen, und der komischen, in die irdische Erscheinung sich versenkenden und deren Kontrast mit dem Idealen hervorhebenden. Höchstens können die bei diesen Auffassungsweisen vorherrschend thätigen Kräfte des Subjectes, Reflexion oder Gefühl, noch besonders berücksichtigt werden. Demgemäß wollen wir mehr beispielsweise als klassifizirend anführen, und zwar unter den Romanzen der ernsten Gattung: die religiösen Inhalts, wie auf das Altarsakrament und wie die von Lope de Vega und Jose de Valdivielso verfaßten „Romanceros espirituales;" — die moralisirenden („Romances doctrinales;" Beispiele bei Duran, II.

p. 5 sqq.) und oft zugleich allegorisirenden mit vorherrschender Reflexion; — die elegischen („Endechas," meist in sechs- oder siebensylbigen Versen, z. B. bei Duran, III. p. 236 sqq.); — die größte Zahl machen aber natürlich die Liebesromanzen („Amorosos") aus, bald feurig-zart, bald tändelnd-sentimental, oft aber auch recht affectirt-galant; die in siebensylbigen Versen (auch „italianos quebrados" genannt, weil sie, wie die „endecasilabos" oder „italianos enteros," eigentlich erst nach Einführung der italienischen Dichtungsformen in Spanien häufiger angewandt wurden) heißen „Anacreónticos," und zu diesen kann man auch die mythologischen Liebesromanzen rechnen, wiewohl sie scheinbar objectiv gehalten sind, wie die „Eróticas" von Villegas (vgl. Duran, II. p. 24 sqq.); viele dieser erotischen Romanzen, besonders die mehr kosenden und tändelnden, sind in „versos de redondilla menor" („Romances amorosos cortos;" eine Beispielsammlung davon bei Duran, III. p. 181 sqq.), und unterscheiden sich kaum mehr als dem Namen nach von den „Letrillas." — Sehr reich ist der Vorrath an komischen Romanzen, wie denn das Komische in der spanischen Literatur überhaupt einen bedeutenden Platz einnimmt; denn bei des Spaniers ernstem Streben, Ideale zu realisiren, und bei seinen scharf ausgeprägten Lebensformen mußte der Kontrast oft genug hervortreten; doch liebt er auch im Spaße den Schein des Ernstes zu wahren, und daher hat auch die größere Zahl der komischen Romanzen ironische Färbung; manchmal steigert sich die Selbstverspottung bis zum tragischen Humor; nie aber wird das spanische „sal y donaire" zur Selbstvernichtung in der Selbstverachtung. Denn in den „Romances jocosos, festivos y satiricos" werden wohl die allgemein menschlichen und die speciell spanischen Thorheiten und Laster belacht und gegeißelt, aber nie mit der Frivolität des französischen „esprit railleur" der Mensch und der Spanier in den Koth gezogen; denn die „Romances burlescos" parodiren wohl jede Excentricität des Lebens und der Literatur bis auf das Romanzenmachen und die verschiedenen Romanzengattungen selbst, wie wir öfter bemerkt; aber nicht der Mangel an Volksthümlichkeit und Originalität in Leben und Literatur, wie bei den Italienern, sondern eher das Uebermaß davon erzeugt hier die Parodie (wie z. B. die in Spanien noch lange fortbestehende ritterliche Galanterie und Abenteuersucht, die daher in vielen Romanzen parodirt werden), und selbst die Romanzen voll ausgelassener Sinnlichkeit, woran es auch nicht fehlt, bewahren noch ein „gracejo," das sie weit über die gemein schmutzigen „Blasons" und „Capitoli" erhebt. Unter diesen komischen Romanzen sind auch

mehrere mit objectiver Grundlage oder doch wenigstens in der Form der Erzählung, die wir hier erwähnen müssen, weil sie doch keiner der früheren Rubriken eigentlich zuzuzählen sind, und eine besondere Art sind die Parodien alter Romanzen und die Quodlibets („Ensaladillas"). Die meisten und die trefflichsten komischen Romanzen sind bekanntlich von Góngora und Quevedo verfaßt (eine reiche Auswahl davon findet sich bei Duran, II. p. 192 sqq. und „Romances cortos," III. p. 213 sqq.) [1].

Natürlich sind unter diesen Romanzen vermischten Inhalts, besonders unter den verliebten und scherzhaften, auch mehrere im Volkstone und sogar auch einige alte volksmäßige (wer kennt nicht die anmuthige: „Fonte frida, fonte frida;" — und: „Yo me levantara, madre;" — oder die scherzhaften: „Yo me adamé una amiga;" — und: „Si yo gobernara el mundo;" — die ersten drei im Canc. de rom., die letzte in der Primavera y Flor!); ja seit das Volk, welches sang, auch in Spanien nicht mehr das war, welches die Nationalgeschichte machte und das Nationalbewußtseyn aussprach, sind die ächten Volkslieder auch hier nur unter jenen mehr zu suchen, die allgemein menschliche Gefühle und Zustände, oder ganz particuläre und locale Interessen zum Gegenstande haben. Aber die Mehrzahl dieser vermischten Romanzen — die auch den größten Theil des Inhalts der späteren Romanceros seit dem „general" ausmachen — rührt doch unbezweifelt von Kunstdichtern her [2], und neben manchen durch formelle Vollendung, sinnreiche Erfindung und anmuthige Behandlung ausgezeichneten finden sich viele manierirte, durch alle Fehler des Conceptismus und Kulteranismus entstellte und inhaltsleere, die keine anderen Vorzüge haben, als die allen Kunstproducten gemeinsamen formellen.

So haben allerdings die Kunstdichter, indem sie das Ro-

---

[1]) Vgl. auch Clarus, l. c. I. S. 170 ff., der jedoch mehrere Romanzen hier aufzählt, die wir unter den früheren Rubriken untergebracht haben; wie denn bei dieser Unbestimmtheit und Vielseitigkeit des Stoffes und der Behandlung Willkürlichkeit nicht ganz zu vermeiden ist. So hat z. B. Duran, der diese Mischgattungen noch am besten rubrizirt hat, unter der wunderlichen Rubrik: „Romances amorosos urbanos," d. h. wohl höfische Liebesromanzen (II. p. 155 sqq.), mehrere zusammengestellt, die wir theils unter den historischen, theils unter den caballeresken mit mehr Fug, wie uns dünkt, erwähnt haben.

[2]) Außer den genannten gehören zu den älteren Romanzendichtern z. B. noch: Alcázar, Castillejo, Esquilache, Cristóval Suarez Figueroa, Padilla, Rebolledo, Rodriguez Lobo, Cueva, Felix de Arteaga, Bernardo de la Vega u. s. w.

manzenmachen zur Modesache machten, und dadurch die Form ausweiteten und aushöhlten, diese Dichtungsgattung in der Kunstpoesie in Verruf gebracht, während der Volksgesang immer mehr zum Bänkelgesang herabgesunken war; und doch sind es die Kunstdichter, welche die ächte unzerstörbare Romanzenpoesie für die Kunst, für die Nation und für das niedere Volk mit allem Reiz der Neuheit ausstatteten und wieder in's Nationalleben einführten, indem sie sie den Anforderungen der Zeit gemäß dramatisch umgestalteten und zum Fundament der Nationalbühne machten.

Schon die alten ächten Volksromanzen enthielten dramatische Elemente nicht nur in den Stoffen, sondern auch in ihrer Behandlung. Die von Joglares — wenn auch nur von Einem — vorgetragenen Romanzen wurden wahrscheinlich dramatisch, d. i. mit Veränderung der Stimme, mit Mienen- und Geberdenspiel rezitirt; so tragen wenigstens, wie wir in der ersten Abtheilung gezeigt, noch heutzutage ihre entarteten Nachkommen, die Bänkelsänger, die Romanzen auf Plätzen und in Ventas vor. Jedenfalls läßt es sich nachweisen, daß schon bei der Entwicklung der dramatischen Kunst in Spanien die Romanzen mit ihr in enger Verbindung standen; denn schon zur Zeit des Lope de Rueda wurde jede Theatervorstellung mit einer alten Romanze eingeleitet, die anfangs hinter dem Vorhang, dann, seit Navarro, auf der Bühne gesungen wurde (s. Cervantes, Vorrede zu seinen „Ocho Comedias y Entremeses;" Agustin de Rojas, Viaje entretenido, Madrid, 1793. 8°. T. I. p. 89; vgl. Schack, I. S. 105 ff., 229, 248; Depping, I. p. XXI); später wurden die „Loas" oder Prologe zu den Stücken gewöhnlich in Romanzenform abgefaßt (Schack, II. S. 107). Natürlich benützte daher das spanische Drama, als es in seiner volksthümlichsten Entwicklung zugleich seine höchste Blüthe erreicht hatte, sowohl die reiche Fundgrube der sagenhaft-historischen und abenteuerlich-ritterlichen Stoffe, welche die volksmäßigen und die Joglar-Romanzen boten, als auch die nationalste und geschmeidigste aller Formen, die Romanzenform, die schon vor Lope de Vega und noch mehr von ihm und seiner Schule häufig angewandt, und seit Calderon die fast allein herrschende in den Comedias wurde (Schack, I. S. 115, II. S. 83—84; — Angel de Saavedra, „Romances historicos," p. 8, 17). So sind viele Stücke von Lope de Vega, Damian Salustio de Poyo, Guillen de Castro, Mira de Mescua, Matos Fragoso, Luis Velez de Guevara u. s. w. dramatisirte Romanzenstoffe (vgl. z. B. Schack, II. S. 270 ff., 431, 442, 490 u. s. w.), und enthalten sogar

noch Bruchstücke alter Romanzen (vgl. Saavedra, l. c. p. 2; — Depping, l. c. p. XXI — XXII, und in dessen Sammlung mehrere Beispiele davon, wie I. p. 328, 348, 359, 410; II. p. 31, 146, 232, 283, 407). Daher sagt v. Schack in seiner oft angeführten vortrefflichen „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien" mit Recht (Thl. III. S. 88): „Es ist beachtenswerth, wie das Drama in seiner ausgebildetsten Kunstform bei Calderon der Romanze, als der Wurzel aller spanischen Dichtung, größeren und selbstständigeren Raum verstattet, als dieß in früheren Stadien der Fall gewesen war. Es ist als wollte das spanische Schauspiel auf seiner höchsten Höhe noch einmal den Tribut der Dankbarkeit an die Volkspoesie, aus der es hervorgegangen, entrichten, und den Zusammenhang mit ihr recht deutlich zur Schau tragen." — Dafür sind aber auch, wie wir am Schlusse der ersten Abtheilung gezeigt, viele Stellen der Comedias als Romanzen wieder unter das Volk gekommen, und selbst seine Sänger haben nun ihre eigenen Romanzen häufig dramatisch gestaltet und vorgetragen. So zeigt sich recht augenscheinlich der innere Zusammenhang und die organisch bedingte Wechselwirkung zwischen der Comedia und der Romanze; denn sie sind nur zwei verschiedene Formen desselben Nationalbewußtseyns, aus demselben durchaus volksthümlichen Principe hervorgegangen, und haben daher beide einen so unzerstörbaren Keim, eine so vitale Kraft, daß sie zeitweise wohl durch fremde Einflüsse zurückgedrängt oder modificirt werden können, aber immer wieder aufleben werden, so lange die Spanier ihr Nationalbewußtseyn nicht gänzlich verlieren, wie denn in neuester Zeit die Romanzen, und zwar gerade die volksmäßig-epischen, bei den spanischen Kunstdichtern sogar wieder zu Ehren gekommen, und von ihnen, wie wir bemerkt, wieder nachgeahmt und kultivirt worden sind. Denn — um mit Lope de Vega zu schließen —:

Estos romances . . . . . .
Nacen al sembrar los trigos.

Ferdinand Wolf.

Art. V. 1) a. Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Herausgegeben von Lersch und vielen Mitarbeitern. Bonn, auf Kosten des Vereins, 1842—1846. gr. 8. Mit vielen lithographirten Tafeln. 8 Theile. — Dazu gehörig:

b. Centralmuseum rheinländischer Inschriften von Dr. Laurenz Lersch. Bonn, Habicht, mit Lithographien. 8. I. Cöln, II. Bonn, III. Trier. 1839—1842.

2) Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer in Mainz. Mit Beiträgen von Greby, Emele, Kehrein, Hennes, Klein, Külb, Lindenschmit, Becker, Barfuß und Kaufmann. Zwei Hefte mit Kupfertafeln. Mainz, Seifert. 1845—1846. 8.

3) Annalen des Vereins für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. ..Hefte, mit lithographirten Tafeln. Wiesbaden, 1827 ff. gr. 8.

4) Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde. Herausgegeben aus den Schriften des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen von J. W. Chr. Steiner. Darmstadt, 1835—1845.

5) Jahresberichte des historischen Vereins der Pfalz, mit Bildertafeln. Quart. Speyer, Kranzbühler, 1842.

6) Das großherzogliche Antiquarium in Mannheim. Zusammengestellt von G. Fr. Gräff. 2 Hefte. kl. 8. Mannheim, bei Löffler, 1837—1839.

7) Die römischen Inschriften, welche bisher im Großherzogthum Baden aufgefunden worden, zusammengestellt von Ph. W. Rappenegger. Mannheim, bei Kaufmann, 1845, 1846. 8.

8) Schriften des Alterthumsvereins für das Großherzogthum Baden zu Baden und seines Filialvereins, der historischen Section des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte zu Donaueschingen. Zwei Bände mit artistischen Beilagen. gr. 8. Baden-Baden, bei Scotzniovsky, 1845—1846.

9) Die Donauquellen und das Abnobagebirg der Alten. Eine geographische Untersuchung als Excurs zu Taciti Germania I. von C. B. A. Fickler. Carlsruhe, 1840.

10) Urgeschichte des badischen Landes bis zu Ende des siebenten Jahrhunderts, von F. J. Mone. 2 Bände. gr. 8. Mit Holzschnitten. Carlsruhe, Macklot, 1845.

11) Wirtembergische Geschichte von Joseph Friedrich Stälin. Erster Theil: Schwaben und Südfranken von der Urzeit bis 1080. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta, 1841. gr. 8.

12) Verzeichniß der in Wirtemberg gefundenen römischen

Steindenkmale des königl. Museums der bildenden Künste. Von demselben. Stuttgart, 1846. fl. 8.

13) Kirchengeschichte Deutschlands von F. W. Rettberg. Erster Band. Göttingen, 1846. gr. 8.

14) Historisch-archäologische Abhandlung über unteritalisch-keltische Gefäße in der Vasensammlung des Bernischen Museums. Ein Beitrag zur Kunde keltischer Ornamentik und Symbolik, mit antiquarisch-topographischen Notizen über den Kanton Bern und drei lithographirten Tafeln. Von Albert Jahn. Bern, bei Jenni, 1846. Quart.

15) Notiz über einige in dem Roseneggerischen Garten zu Birgelstein in der Vorstadt Stein von Salzburg auf Kosten des Eigenthümers ausgegrabene römische Alterthümer. Herausgegeben vom Generallieutenant C. von Minutoli. Nebst 12 lithographirten Tafeln. Berlin, bei A. Asher et Com., 1846. Quart.

Im LXII. Bande dieser Jahrbücher in der Abhandlung: „Zur Kritik der römischen Kaisergeschichte," mußte ich meinen Standpunkt mehr östlich nehmen, in den Donauländern, wie denn auch gleich zu Anfang aus einem griechischen Städteverzeichnisse [1]) eine Notiz über Ungarn vorkam; — die Uebersicht der hier verzeichneten Schriften leitet uns von Ost und Süden in eine westliche Richtung, nämlich von Juvavum im Noricum (s. Nr. 14) bis nach Lugdunum im Bataverlande und nach Belgien (s. Nr. 1) [2]); von den Schweizeralpen (Nr. 13) bis an die Nordsee und gegen die Eyder hin; wobei jedoch die von Andern schon besprochenen Entdeckungen Troyon's am Lemanersee und de la Saussaye's numismatisches Werk über das narbonnesische Gallien ausgeschlossen bleiben und die Rhein- und Donaugebiete hervorgezogen werden.

So viel von dem geographischen Umfang der hier aufgeführten fünfzehn Schriften. In Betreff ihres materiellen Inhalts wird wohl niemand einen in's Einzelne gehenden Bericht über diese zum Theil umfangreichen Werke erwarten, am wenigsten von mir, der ich selbst neulich Gelegenheit hatte, viele Ergebnisse derselben und Kritiken darüber dem Publikum vorzulegen [3]). — Hier kann es einzig und allein unsere Aufgabe seyn,

---

[1]) Ein zweites neben jenem hat jetzt Th. L. Fr. Tafel bekannt gemacht Append. V ad Constantin. Porphyrog. de provinc. Imperii Byzant. Tubing. 1844; worin zu den Worten: Σίρμιον, ἡ νῦν Οὐγγρία der Zusatz kommt: καὶ Στρίωμος, worüber wohl am Ersten österreichische Gelehrte Auskunft werden geben können.

[2]) Wozu unter Andern mein Freund und Schüler Roulez Beiträge liefert, derselbe, dem wir eine schöne Monographie über Cäsars belgische Feldzüge (Louvain, 1833) verdanken.

[3]) In den zur Archäologie gehörigen drei Bänden meiner deutschen Schriften. Leipzig und Darmstadt, 1846 und 1847.

die Hauptmomente zu bezeichnen, worauf es bei Untersuchungen ankommt, die den Gegenstand der oben angegebenen Schriften bilden, und den Geist anzudeuten, in welchem sie im Ganzen bearbeitet sind. Außerdem muß Referent als Philolog und Archäolog von seinem Berichte Alles ausschließen, was über die Gränzen der eigentlichen Römerwelt hinausliegt, und mehr dem Mittelalter oder selbst der noch späteren Zeit angehört. — Da endlich diese Schriften einen Zeitraum von mehr als einem ganzen Jahrzehend ausfüllen, so muß er sich mehrentheils bei seinen Notizen auf die Theile und Hefte aus den neuesten Jahren beschränken. Mit Einem Worte: die Leser dürfen hier eben nicht viel mehr als Andeutungen von besonders bemerkenswerthen Ergebnissen dieser Forschungen erwarten.

Da diese Arbeiten in zwei Klassen zerfallen, in Vereinsschriften und Abhandlungen oder Bücher einzelner Forscher, so ist es dem Referenten, als Mitglied fast aller hier genannten Vereine, eine Angelegenheit, über diese einige Worte im Allgemeinen vorauszuschicken.

Noch im vorigen Jahrhundert waren solche Alterthums-, Kunst- und Geschichtsvereine größtentheils Anstalten der Höfe und Nachahmungen der französischen Akademien, deren Namen sie auch wohl annahmen, wie z. B. die Karl-Theodorische in Mannheim, oder wenn auch nicht, so doch sich, selbst wenn die Arbeiter Deutsche waren, mitunter der französischen Sprache bedienten, wie z. B. die Hessen-Casseler, wobei ein Mann wie August Wilhelm Schlegel besser an seinem Platze gewesen wäre als Referent, der seinen Beitrag für die Mémoires des Inscriptions sich von einem französischen Literaten hat müssen übersetzen lassen. Dabei beruhten diese deutschen Gesellschaften auf fürstlichen Stiftungen, und wurden oft von Fürsten außerordentlicher Weise unterstützt, konnten daher oft Bedeutendes leisten, wie die tüchtigen Arbeiten einiger deutscher Gelehrten in der Casseler und in der noch fruchtbareren Mannheimer beweisen. Jetzt aber lesen wir auf den meisten dieser deutschen Gesellschaftsschriften: Gedruckt auf Kosten des Vereins, und die Landesfürsten stehen an der Spitze der Mitgliederverzeichnisse, und geben nur, wenn auch mitunter wohl ansehnliche, Beiträge. Nur die königlich preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin macht hier durch die großartigen Unterstützungen, die auch ihre historisch-philologische Klasse genießt, eine preiswürdige Ausnahme, denen die königlich bayerische und königlich hannoverische Akademien in München und in Göttingen sich würdig anschließen. — Dieß ist der erste Mangel, der die deutschen Alterthumsforscher drückt, und es geschieht bloß im Interesse der Wissenschaft, daß es hier öffentlich gesagt

wird. Denn außer diesen längst blühenden königlichen Stiftu gen ist es erst in neuesten Zeiten, seit den Friedensjahren, P vatpersonen gelungen, durch eigene Mittel und Kräfte anal Vereine für Aufsuchung, Bewahrung und Erklärung antiker, deutschen Landen übrig gebliebener Denkmäler zu Stande zu br gen, und Referent selbst bemühte sich seit dem Jahre 1832 v geblich, im hiesigen Unterrheinkreise einen Alterthumsverein veranlassen, und trat demselben um so freudiger bei, als er e lich 1845, obwohl im Mittelrheinkreise des Großherzogthums B den, wirklich gegründet wurde. Einige Jahre vorher, 18 war ein anderer Verein zu Stande gekommen, der auf ei weiteren Wirkungskreis angelegt und mit größeren Mitteln a gestattet, seinen Namen vom gesammten Rheinlande entle hat (s. oben Nr. 1) und seine Wirkungen in der That bis Maas und Schelde erstreckt. Früher aber, 1827, war schon Verein für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschu zusammengetreten (s. Nr. 3), dem zunächst der großherzoglich h sische in Darmstadt folgte (Nr. 4); woneben auch in Churhes ein anderer, zu Cassel, an die Stelle der ehemaligen Gesellsch der Alterthümer getreten ist. Zu allerletzt und gleichzeitig mit d in Baden-Baden, 1845, haben sich in Mainz Alterthums- u Geschichtsfreunde zu ähnlichen Zwecken vereinigt und bereits z Hefte ihrer Arbeiten herausgegeben (s. Nr. 2).

Hier entsteht nun natürlich die Frage: Warum so viele rh nische Vereine und zum Theil in so nahe an einander gelegen Orten? und werden auf diese Weise nicht Mittel und Kräfte z Nachtheil der wissenschaftlichen Zwecke verspittert? — Ich n nicht in Abrede stellen, daß hierbei jene den Deutschen eig Sonderbundsneigung zum Theil mitwirken möchte, und fr mich deshalb, daß im Badischen, wo seit 1845 neben dem Baden selbst zwei ähnliche Gesellschaften bestanden, die zu Don eschingen und die zu Sinsheim, die beiden letzteren an die erst sich näher angeschlossen haben. Aber wo es in diesem Gebiete sehr auf genaue Aufsicht über enge Bezirke ankommt, auf g mäßiges praktisches Wirken möchte ich sagen, da thut ein sol Particularismus Noth. Dem hier aller Orten waltenden Zu und den allerwärts vorkommenden Begehungs- und Unterlassun sünden, wodurch nicht selten die merkwürdigsten Denkmäler Grunde gehen, muß aus der Nähe möglichst vorgebeugt werd und populäre Belehrungen, Warnungen und Verheißungen, sie neulich von den Alterthumsvereinen von Mainz und von B den an die Ungebildeten in Stadt und Land erlassen worden si gehören zu den ersten Aufgaben solcher Vereine. Andrerseits w nicht allein eine Correspondenz der deutschen Alterthumsverei

sondern auch ein jeweiliges Zusammenkommen der Mitglieder oder doch wenigstens der Vorsteher ein dringendes Bedürfniß, und letzteres könnte ganz füglich mit den jährlichen Versammlungen der deutschen Philologen verbunden werden. Die Folgen der Unbekanntschaft mit dem, was von andern Vereinen oder einzelnen Forschern bereits ausgemittelt worden, liegen am Tage und werden sich unten an einem Beispiele kund geben. In diesen Versammlungen müßten z. B. Verabredungen über systematische Nachgrabungen getroffen werden, wie man den Römerboden im deutschen Ackerlande bald hier bald dort jährlich nach den Herbsternten in Folge sich zeigender Spuren antiquarisch ausbeuten solle, im Weinlande in größeren Perioden, und wie die jeweiligen Bauten zu beaufsichtigen seien, damit die Arbeiter Antiken oder Anticaglien nicht zerstören oder auf's Neue unter die Fundamente vergraben. Auch für diese letzteren Fälle werden sich weiterhin Belege ergeben.

Den Geist betreffend, der besonders in neuerer Zeit die archäologischen Gesellschaften und die einzelnen Forscher und Alterthumsfreunde beseelt und über den antiquarischen Sammlungen waltet, so bieten sich fast allenthalben, in Deutschland zumal, die erfreulichsten Erscheinungen dar. Die Sammlungen sind nicht mehr jene älteren Curiositätenkammern, wo, wie in alten Apotheken Krokodille, Schlangenbälge, sogenannte Donnerkeile und Regenbogenschüsselchen, eben so allerlei Antiken und Anticaglien in bunter Menge den Blicken der Kundigen und Unkundigen dargeboten waren. Heut zu Tage huldigt man in Auswahl und Aufstellung dem Sinne für's Schöne und den Forderungen des Kunstsinnes. Die Sammler und Forscher aber sprechen nicht mehr von Alterthümern als einer atomistischen Masse von Raritäten, sondern sie denken dabei an das ganze Alterthum und seinen Zusammenhang mit der allgemeinen Menschengeschichte, und römischen Antiken und Anticaglien gegenüber denken sie an's Römervolk. — Was war das für ein Volk? Von Anbeginn und schon als Romulea proles ein Volk von Bauern, dem sein heißes Tagewerk auf eigenem Grund und Boden für den Herrn wie für den Sklaven, für Weib und Kind Nahrung und Kraft verlieh; ein Volk von Kriegern, das zum Schutz des väterlichen Erbguts mannhaft und gerüstet stand, dann mit Wehr und Waffen Italien und endlich die Länder der drei Welttheile zu erobern, zu behaupten und zu bebauen verstand, indem es nach alter Denkart in des Feldbaus Kunde seinen Stolz setzte; — nicht minder in die Rechts- und Gesetzeskunde, privatrechtlich, in den Fragen über Mein und Dein, staatsrechtlich in den Fragen über Stand und Geburt, über Herr und Unterthan; ein Volk von Bürgern, deren jeder sich den andern Völkern gegenüber als Herrscher fühlt,

und dessen Senat selbst einem hochbegabten Griechen als eine Versammlung von Königen erschien; ein politisches Volk, das bald der ganzen Welt Gesetze gab; ein religiöses Volk, das bald am Glauben der Väter nicht mehr Genüge habend die Götter aller Nationen in seine Stadtmauern aufnimmt, und wo es seine Heerzüge hinführen selbst den fremden Göttern der Barbaren huldigt; endlich ein kluges, durch und durch praktisches Volk, das den übrigen Völkern der Welt in Acker-, Straßen-, Städtebau, in Gesetzen, Rechten und Sitten bis in die feinsten Elemente des öffentlichen und Privatlebens herab das Jahrhunderte überdauernde Gepräge des Römerthums aufdrückt.

Sehen wir nun näher zu, wie Römergeist und Römerkraft sich dorten allenthalben geltend gemacht, und gehen zuerst von den natürlichen und örtlichen Dingen aus, so bemerken wir, wie schon diese, wenn sie auch ihre gallischen oder germanischen Namen behalten, doch fast allerwärts römischen Ton und römische Farbe annehmen. Da treffen wir in den großen Landesströmen Rhenus und Danubius romanisirte Götter an, ausgestattet mit den Attributen, Umgebungen, Mythen und Culten der griechischen und italischen Religionen; da zieht in das Hochgebirge an der Donauquelle eine Diana Abnoba ein; da muß derselbe Schwarzwald, altdeutsch Markwald genannt, sich zu einer Silva Marciana umgestalten, die der Römer auch wohl Martiana schreibt, und dabei an seinen Mars denkt. Da läßt sich auf den penninischen Alpen ein Jupiter Penninus thronend nieder, auf den Ardennen eine Dea Arduenna. Weiterhin im Gallierlande gibt ein Gott Vesontio der Stadt Besançon seinen Namen, so wie aus dem Flüßchen Wisgoz im Odenwald ein Deus Visucius auftaucht *).

Ueber alle Lande der Celten, Helvetier und Deutschen breiteten die Adler der Römerlegionen ihre Flügel aus, und will man die geo- und chorographischen Eintheilungen dieser Länder, die Provinzen, die Gauen, die Marken und Gebiete kennen lernen, so muß man sich nach den Standquartieren der römischen Legionen und deren Wechsel und Veränderungen befragen, deren Geschichte nicht bloß die Feldzüge und Kriegsereignisse, sondern auch

*) Siehe, der Kürze wegen, die Belege in meinem zweiten Bande zur Archäologie S. 476 ff., 505 ff., 520 ff. Hierbei sind hauptsächlich die in französischen, Schweizer und deutschen Provinzen aufgefundenen römischen Inschriften zu befragen; worüber ich jetzt nachdrücklich auf den schönen Artikel Inscriptiones verweisen kann, womit der Heidelberger Professor der Archäologie Karl Zell die Pauly'sche Real-Encyclopädie IV. S. 184—207 ausgestattet.

die politischen Besitznahmen, die Regierung und Verwaltung der eroberten Provinzen berührt [1]). Werfen wir hiebei einen Blick auf die Ackereintheilung und Städtegründung, so entlehnt sie ihren Grundtypus von dem Auguralwesen, welches hinwieder seine Regeln von den Himmels- und Weltgegenden entlehnt. Diese werden Richtschnur für die Anlage des Feldlagers, dessen Form auf die älteste Form der Stadt, auf die älteste Roma quadrata übergetragen wird, und nach gleichen Regeln richten sich die Vermessungen der Grundstücke. Daher die gallischen Ansiedler auf deutschem Boden längs den Rheinufern, welche unter römischer Oberhoheit solche nach römischer Feldmessung eingetheilte Grundstücke besaßen und bebauten, Decumates genannt wurden [2]).

Wie die Rhein- und Donauländer mit solchen römischen jugera (Jaucharte — Ackermorgen) Gemarkungen, Linien, Gräben, Dämmen, Straßen und Burgen besetzt waren, so wurde auch der Landbau, der Häuserbau, das ländliche und städtische Gewerbe, das Forstwesen, Fischerei, Schiffahrt und Handel in diesen Gränzländern ganz römisch eingelernt und eingeübt, und eine Menge Spuren in Sache und Sprache geben bis auf den heutigen Tag in diesen Gebieten davon Kunde, selbst bis auf die Benennungen mancher Natur- und Ackerprodukte, Nahrungsmittel und Getränke, Werkzeuge und Geräthschaften herab; und wie das ländliche Gemeindewesen oft römisch geformt wurde, so ward insbesondere auch die städtische Verfassung und Verwaltung nach römischen Vorbildern gemodelt, wie zum Theil noch übliche Benennungen der Behörden davon Kunde geben. Wie musterhaft das Bauwesen der Römer auch in diesen Gränzgebieten über und unter der Erde war, davon lassen sich in Erz und Eisen, in Stein, Steingut, in thönernen Röhren und Fictilien aller Art weithin

---

[1]) Hierzu befrage man jetzt die gehaltreiche Abhandlung des jüngeren Grotefend in der Real-Encyclopädie der klassischen Alterthumswissenschaft von Pauly, Walz und Teuffel. Stuttgart, 1846. IV. S. 856 — 901 unter Legio.

[2]) Tacitus Germania 29: „Non numeraverim inter Germaniae populos, quamquam trans Rhenum Danubiumque consederint, qui Decumates agros exercent." Diese sogenannten agri Decumates sind viel und gelehrt besprochen worden, und der treffliche Philolog Reichsrath von Roth zeigt in den Münchner gel. Anz. 1839, Nr. 100 gegen Mannert, wo sie eigentlich gelegen waren. Ich habe zuerst zu erweisen gesucht, daß das Decumates des Tacitus als Opposition zu qui im Nominativ gezogen werden müsse, daß es auf Personen, nicht auf Sachen geht (»Leute, die als Decumaten die Aecker bauen«), und die Genugthuung gehabt, die neuesten Forscher für meine Erklärung zu gewinnen, und stimme jetzt meinem Freunde Mone bei, daß Decumates Besitzer vermessener Aecker bezeichne (s. jetzt: Zur Archäologie, II. S. 409 f., 511 f.).

verbreitete Spuren nachweisen. Hier geben besonders die Ueberbleibsel römischer Münzen und Münzstätten, so wie der Töpfereien zu manchen Betrachtungen Anlaß. Wenn die Münzen beweisen, wie weit das Römervolk, von Griechen angeleitet, es in der Gravier- und Prägekunst gebracht hatte, wenn auch mancher Münzstämpel wohl selbst griechische Arbeit seyn mag, so geben die auf manchen Fictilien eingedruckten Aufschriften noch ein merkwürdigeres Resultat, das ich mit den Worten eines gelehrten Geschichtsforschers hier mittheilen will: „Diese Buchstaben sind sehr schön geformt, wie sie im ersten Jahrhundert auf Inschriften erscheinen [1]), und, was die Hauptsache ist, diese Buchstaben sind durch einzelne metallene Lettern eingedrückt. Also hatte man bewegliche Lettern am Oberrhein in dieser alten Zeit. — Wie nahe standen also die Römer der Erfindung der Buchdruckerkunst" [2]).

Die militärischen Personalitäten kommen natürlich auf Römersteinen Italiens, so wie der Ost- und Westprovinzen des Reichs am häufigsten vor, und ganz neue Aufgrabungen haben uns aus unserer Nähe Beispiele von Militär- und Civilbeamten und Künstlern vorgeführt, wie auf einem im Neckarbette bei Ladenburg aus Anlaß des Brückenbaues für die Main- und Neckar-Eisenbahn gefundenen Grabsteine ein Paris Septimus oder Septimius als Dispensator, d. h. als Verwalter einer Kriegs- oder Gemeindekasse, sich gezeigt hat [3]), und auf einem im Heidelberger Ackerfelde hat sich in der Inschrift ein Volcius Mercator durch Lineal und Winkelmaß als einen römischen Architekten im Rheinlande charakterisirt [4]). Aber großartige und kunstreiche römische Bauwerke selbst haben sich im vorjährigen Sommer zu Baden-Baden zu Tage gelegt, und an meinem Freunde und Mitgenossen im archäologischen Institute von Rom, dem kunsterfahrenen Herrn Rittmeister Maler zu Baden, sogleich einen trefflichen Erklärer gefunden. Wenn gleich dieser geistreiche Kenner des Alterthums nur vorläufig in aller Kürze über die dortigen Aufgrabungen berichten konnte und unsinnige Zerstörungen dabei beklagen mußte,

---

[1]) Dieß erinnert an jene Bronzetafeln von Senats- und Volksbeschlüssen und an jene ehernen Militärdiplome selbst, wovon neulich Joseph Arneth zwölf, Wien 1843, herausgegeben und erläutert hat.

[2]) F. J. Mone, Urgeschichte des badischen Landes, I. S. 266. Vgl. Zur Archäologie, II. S. 524 f., wo ich noch andere Belege aus Fictilien-Aufschriften gegeben habe.

[3]) Rappenegger (s. oben Nr. 7) S. 80; Zur Archäologie II. S. 468 f. Vgl. Zell und darüber das Stuttgarter Kunstblatt 1846. Nr. 61. S. 248.

[4]) S. Zur Archäologie II. S. 449 ff.

so zeigen seine Nachweisungen dennoch die altrömische Technik und Badekultur in ihrem vollen Glanze [1]), und veranlaßten mich zu einem kleinen Nachtrag, wovon ich das Wesentliche hier ausheben muß [2]). — Wie verderblich hierbei die Unwissenheit unter dem Volke wirkt, zeigt ein ganz neues Beispiel aus demselben rheinischen Lande, das ich auch deswegen auswähle, weil es ebenfalls an die nach Deutschland verbreitete Badekultur der alten Römer erinnert. Bei Lambertheim in der Gegend von Worms wurde im vorigen Sommer ein Erztäfelchen ausgegraben, aber von den Arbeitern, die dabei vermuthlich an Gold dachten, in zwei Stücke zerschlagen, welche zusammengefügt folgende Inschrift darbieten:

Deae Sironae
Cl. Marcianus
V. S. L. L. M.

wodurch ein Römer Claudius Marcianus sein der genannten Gottheit dargebrachtes Gelübdeopfer verewigen wollte. Auf dem Bruchstück einer Steintafel aus der Umgegend von Mainz lesen wir denselben Namen Sirona, an den Namentrümmer der Weihenden sich anschließen. Die Weihenden sind solche, die ihren Dank gegen eine Heilquelle aussprechen, deren Vorsteherin Sirona war, und deren wohlthätige Wirkungen mit dem Einflusse der Sonnenwärme in Verbindung gedacht wurden. Daher Sirona auf den meisten Votivtafeln mit Apollo zusammengestellt wird; zunächst oberhalb Mainz an der seit Anfang dieses Jahrhunderts wieder hergestellten Mineralquelle zwischen Nierstein und Oppenheim sagt eine daneben aufgefundene Inschrift Deo Apollini et Sironae [3]). Zum öfteren führt der ihr beigesellte Apollo den gallischen Beinamen Grannus, der gelockte, von dem vollen Haupthaare, in Bezug auf die Sonne, so wie der Name der Göttin die erquickende von Sir, Wohlbefinden, bedeuten soll [4]).

[1]) S. die Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Augsburg 1846, Nr. 320. Die Sorgfalt des badischen Alterthumsvereins hat bald darauf jenen Unbilden gesteuert, und ist durch neue Entdeckungen seitdem belohnt worden.

[2]) S. ebendaselbst Beilage Nr. 331 vom 27. November 1846.

[3]) De Sirona Dea Prolusio, ed. Fr. Chr. Matthiae. Francof. ad Moen. 1806. Lehne's Werke III. S. 51—68. Klein in der Zeitschrift des Mainzer Geschichts- und Alterthumsvereins. Aehnlich auf Votivsteinen im Würtembergischen bei Stälin I. Nr. 119 und in Italien und Siebenbürgen.

[4]) S. Jak. Grimm's deutsche Mythologie S. 159; vgl. Mone, Urgeschichte des badischen Landes II. S. 122 und S. 186. — Denselben muß man auch über den römischen Acker-, Garten-, Wiesen- und Weinbau I. S. 17—60 ff. nachlesen; wozu wir so eben in folgender

und beide sind gallische, durch die Römer auf deutschen Boden verpflanzte Gottheiten. Sicher ist, daß auf einem Römersteine neben jenem gallischen Sonnengott statt der Sirona die Göttin der Gesundheit, Hygiea, erscheint (auf einer Ara bei Stälin I. Nr. 192, wo es heißt: Apollini Granno et Sanctae Hygiae). — Darauf wird weiter bemerkt: „Wer wird dem Herrn Maler nicht vollen Beifall geben, wenn er in der Beschreibung jenes neu entdeckten Badner Römerbades dessen höchst zweckmäßige Einrichtung belobt, die bewunderungswürdige Technik dieses durch und durch praktischen und bauverständigen Volkes in's Licht setzt, und namentlich auch aus der römischen Heizungsart für die unserige demüthigende Parallelen zieht. Wenn er aber von unsern Aerzten sagt, sie hätten davon gar keine Notiz genommen, so kann ich ihm dagegen einen deutschen Arzt nennen, der schon vor vierzig Jahren diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit gewidmet hatte [1]. Wenn er ferner, mit einem Seitenblicke auf die heutigen ärztlichen Badevorschriften, den Satz aufstellt: die antiken Umwohner des mittelländischen Meeres seien bei einem üppigeren Wohlleben gesünder gewesen als wir, so möchte ich dagegen einen Satz aufstellen, der vielleicht nicht nur ihm, sondern vielen Andern als ein Paradoxon erscheinen möchte, nämlich: daß die heutigen Europäer, namentlich die der gebildeten Stände, im Ganzen länger leben. Meines Bedünkens wenigstens möchte sich aus einem Ueberblicke der vielen tausend Grabesinschriften, die uns aus dem römischen Alterthume übrig geblieben, und die uns aus beiden Geschlechtern viel weniger Hochbejahrte als die heutigen Sterbelisten aufweisen, ein solches Resultat ergeben, und somit das Medicinalregiment der Neueren dennoch den Vorzug verdienen." — Aber nicht nur Gottheiten benachbarter Völker, sondern auch ganz fremder bis an's ferne Morgenland hin finden sich auf römischen Denkmälern deutscher und französischer Provinzen. Hier ein Beispiel: Auf einem Trierer Grabstein lesen wir [2]:

Schrift einen schönen Nachtrag erhalten haben: Schneyder, Ueber den Wein- und Obstbau der alten Römer. Rastatt, 1846. Schon K. G. Anton mußte in der Geschichte der deutschen Landwirthschaft, Görlitz, 1799—1802, von unsern Lehrmeistern, den Römern, ausgehen.

[1]) Wichelhausen, über die Bäder der Alterthums, insonderheit der alten Römer. Mannheim und Heidelberg, 1807. — Jetzt verweise ich noch auf meines Schülers und Freundes, des hiesigen Professors L. Häusser Geschichte der rheinischen Pfalz, Heidelb. 1845, I. 4, welcher unter Andern bemerkt, daß der Geist des Wohllebens und der Bequemlichkeit von den Römern auf die gallischen und germanischen Unterthanen häufig übergegangen sei.

[2]) Bei Lersch, Inschriften, III. S. 29. Nr. 53 (s. oben Nr. 1).

Ἔνθαδε κῖται (κεῖται) Ἄζιζος Ἄγρικα Σῦρος κ. τ. λ

Es wird dort von andern Inschriften unserer Länder mit Namen von Syrern gelehrt gehandelt, aber nicht gesagt, daß dieser syrische Christ seinen Namen von einem heidnischen Gotte hatte, der auf einem merkwürdigen Denkstein aus Ungarn bei Schönwisner vorkommt, worauf man lieset:

Deo Azizo Bono P..... etc.

und worüber ich sieben Jahre früher in diesen Jahrbüchern [1]) bemerkt hatte, daß dieser Gott der ituräische Mars mit der physischen Bedeutung der befruchtenden Sonnenfeuerkraft war; woselbst ich auch andere Beispiele von syrischen Soldaten angeführt hatte, die von ihren Gottheiten die Namen führten. Jenes Stillschweigen ist einer der vielen Belege, wie oft die Forschungen Einzelner unbeachtet bleiben, und wie nöthig also unter uns die Alterthumsvereine sind. Kein ausländischer Cultus war jedoch in allen von den Römern besetzten Ländern weiter verbreitet, als der des oberasiatischen Mithras [2]), und obschon ich mehrmals davon zu handeln Gelegenheit hatte, muß ich doch auch hier einige Worte darüber beifügen. Es ist nämlich auch hier eine sehr praktische Nutzanwendung für unsere antiquarische Aufgaben zu machen. Ungeachtet nämlich in unserer Nähe bei Ladenburg ein Mithrasdenkmal (jetzt im Antiquarium zu Mannheim, s. oben Nr. 6, S. 4 f.) schon längst bekannt war, und wenige Jahre zuvor ohnweit Frankfurt a. M. bei Heddernheim ein viel bedeutenderes ausgegraben und bereits beschrieben worden war (jetzt im Museum zu Wiesbaden, s. oben Nr. 3); so war es doch bloß einem günstigen Zufall und der Aufmerksamkeit eines meiner Zuhörer zu verdanken, daß es mir gelang, ein eben so bedeutendes Mithreum kaum einen Büchsenschuß vor unserm Neckarthore bei dem Dorfe Neuenheim an's Licht zu ziehen und zu retten. Es ist jetzt in der großherzoglichen, von unserm trefflichen Architekten Hübsch erbauten Kunsthalle aufgestellt. Es war gerade am St. Georgentag aus dem Schooße der Erde hervorgegangen, und erinnerte mich damals schon daran, daß durch mancherlei Wandelungen aus dem persischen Mithras der christliche Ritter St. Georg

[1]) Im LXII. Bande; vgl. meine Monographie: Zur römischen Geschichte und Alterthumskunde. Leipzig und Darmstadt, 1836, S. 121 ff. — Womit man jetzt vergleiche: W. Chassot v. Florencourt, Beiträge zur Kunde alter Götterverehrung im belgischen Gallien und in den rheinischen Gränzprovinzen. Trier, 1841.

[2]) Wovon uns jetzt Nikolaus Müller in seiner Mithrasgallerie in den Annalen des Vereins für nassauische Alterthumskunde II. 1 (s. oben Nr. 3) auf Tafel I eine anschauliche Uebersicht gibt.

hervorgegangen [1]). Jetzt aber muß ich nachträglich bemerken, daß jene Verwandtschaft des christlichen Ritters mit dem heidnischen Gott in der Volkssage sich erhalten hat. Nämlich im alten Nahegau westlich von Bingen bei dem Dorfe Schweinschied hoch im Waldgebirge zeigt sich ein in einem Felsen ausgehauenes Mithrasopfer, wovon in der Umgegend der Glaube herrscht, es sei der Ritter St. Georg im Kampfe mit einem Thiere abgebildet [2]). — Einen interessanten Aufschluß, verbunden mit andern Fingerzeigen, hat uns neuerlich die noch lebende Volkssage über die Oertlichkeit des Todes eines andern Helden deutscher Vorzeit gegeben. Bisher war jener auf das linke Rheinufer in die Vogesen in den Wormsgau verlegt worden. Neulich hat jedoch ein tüchtiger Alterthumsforscher [3]) durch genaue Prüfung der Originalstellen des Nibelungenliedes, durch Untersuchung von Ortsnamen, Ortsangaben und durch dorten noch gangbare Volkssagen meines Bedünkens zur Evidenz erwiesen, daß Siegfrieds Ermordung am rechten Rheinufer, im Odenwalde, in den Umgegenden des Weschnitz- (Wisgoz-) Thales, in der Gemarkung des großherzoglich hessischen Dorfes Graserlenbach geschehen sei.

Dieß führt uns zur Andeutung einiger älteren Persönlichkeiten, die unsere deutschen Rhein- und Donaulande mit ihrem Ruhme erfüllt haben, und neuerlich Gegenstand von Forschungen und Betrachtungen geworden sind. Zuvörderst in demselben Odenwalde, wo ganz nahe jenem Mordplatze Siegfrieds die römische Riesensäule liegt, in der Antikensammlung des Grafen von Erbach sind zwei treffliche Marmorbüsten des Erbauers von Mainz, Drusus und seiner Gemahlin Antonia, aufgestellt, worüber zu Anfang dieses Jahrhunderts große Archäologen gesprochen haben, Brustbilder, die alldorten, neben andern bemerkenswerthen Antiken und Anticaglien, so recht an ihrem Platze sind [4]).

---

[1]) S. jetzt meine Symbolik I. S. 267 ff., 343 ff. und daselbst Lajard, Hammer-Purgstall sowohl im Mémoire sur le culte de Mithras, als in der Gesch. d. osm. Reichs II. 453, 649; vgl.: Zur Archäologie II. S. 280.

[2]) S. Jos. Heinr. Friedlich in den Jahrbüchern des Bonner Alterthumsvereins (s. oben Nr. 1) IV. S. 66. Jetzt haben wir wohl über Mithras und seinen Cult von den Ausgrabungen zu Khorsabad aus den Ruinen des alten Niniveh neue Aufschlüsse zu erwarten. Vgl. Fr. Walz in den Verhandlungen deutscher Philologen in Darmstadt, S. 18 ff.

[3]) Der Geheime Staatsrath Dr. Knapp in Darmstadt im Archiv des großherzogl. hessischen Geschichts- und Alterthumsvereins (s. oben Nr. 4) IV. 2, Nr. 8. Vgl.: Zur Archäologie II. Nachtrag IV. Zur Peutingerischen Tafel und zum Nibelungenlied S. 510.

[4]) S. E. Q. Visconti und Mongez in der Iconographie Romaine, II.

Ueber Arminius und Thusnelda und ihren Sohn Thumelicus hat uns vor einigen Jahren ein anderer Archäologe [1]) treffliche Untersuchungen geliefert. Ueber zwei der edelsten Personen des Augusteischen Zeitalters, Germanicus und Agrippina, haben wir so eben neue Darstellungen von einem Geschichts- und Alterthumsfreunde erhalten, der uns über die Römer in Deutschland noch Umfassenderes zu geben verspricht [2]). Allbekannt ist des M. Terent. Varro merkwürdige Unternehmung, die bedeutendsten Personalitäten in Bildern, begleitet von poetischen Charakteristiken, in einem großen Werke darzustellen; worüber ich selbst neulich einen Versuch gewagt, und die Vorstellung zu begründen gesucht habe, daß es colorirte, in Kapseln verschlossene Wachsbilder waren; wovon wir in den römischen Consular- und andern Magistrats-Diptychen noch heute einige Nachbildungen besitzen [3]).

Wir haben nun noch über Einzelnes der oben zu Anfang verzeichneten fünfzehn Schriften zu berichten, müssen aber, um nicht einen ganzen Band dieser Jahrbücher damit anzufüllen, uns streng innerhalb der bereits angegebenen Gränzen halten.

Nr. 1 ist unter den Vereinsschriften die umfassendste, sowohl in Betreff der ordentlichen, außerordentlichen und Ehrenmitglieder (man s. I. S. 135 ff., III. S. 205 ff., VII. S. 173 ff., VIII. S. 187 ff.); des Umfangs der deutschen Länder, die sie berührt; der Mittel, worüber sie gebietet; der geistigen Kräfte, die dabei zusammenwirken; und der schönen Ausstattung an Druck und Bildertafeln, deren sie sich in ihrer erneuerten Gestalt zu erfreuen hat. Denn nachdem Hr. L. Lersch seit dem Jahre 1839 — 1842 in kleinerem Format und geringerem Druck drei Heftchen eines Centralmuseums r h e i n l ä n d i s c h e r I n s c h r i f t e n (s. oben Nr. 1 u. 6) vorausgeschickt hatte, konnte derselbe im letzteren Jahre mit der umfassenderen Sammlung der J a h r b ü c h e r (s. Nr. 1) hervortreten, deren Bedeutung wir so eben in flüchtigen Zügen gezeichnet haben. Eine genauere Vorstellung von der Fülle

---

Suppl. pl. 21; eine Correspondenz des sel. Grafen Franz von Erbach mit jenen Archäologen liegt vor, und Gipsabgüsse verdanke ich seiner Güte, wovon ich die des Drusus mitgetheilt habe: Zur Archäologie II. Tab. II. Nr. 1. Vgl. S. 529.

[1]) Carl Wilhelm Göttling, in einer historisch-archäologischen Abhandlung, Jena 1843, mit Kupfern.

[2]) S. Agrippina, des M. Agrippa Tochter, August's Enkelin, in Germanien, im Orient und in Rom. Drei Vorlesungen von Dr. C. Burkhard. Augsburg, 1846. Mit einer artistischen Beilage.

[3]) S. die Bilderpersonalien des Varro, in den Verhandlungen deutscher Philologen in Cassel 1843, und neu abgedruckt in den deutschen Schriften zur Archäologie III. Leipzig und Darmstadt, 1847.

der Anschauungen, die hier dargeboten sind, werden unsere Leser sich bilden können, wenn sie den Inhalt der ersten sechs Hefte zu Anfang des siebenten S. III f. durchlaufen wollen. Daran knüpfe ich nun eine kurze Angabe des Inhalts der Hefte 7 und 8. Also: I. Chorographie und Geschichte. 1) Die Thaten Cäsars bei Coblenz. II. Monumente. 1) Die Sammlungen vaterländischer Alterthümer aus der vorrömischen und römischen Periode im Königreiche der Niederlande. 2) Ein römisches Grabmonument aus Cleve. 3) Horus Pabeci filius Alexandrinus. 4) Ueber mehrere christliche Grabschriften im Museum zu Trier. 5) (nicht 4) Ueber die Dea Sandraudiga (die der Verf., J. W. Wolf, für eine deutsche Göttin hält). 6) Sokrateskopf aus der Kölner Mosaik (von Th. Panofka. Seitdem ist dem Ref. dieses ganze denkwürdige Mosaico mit den Erläuterungen vorgelegt worden). 7) Sarkophag im Museum zu Köln, mit interessanten Mittheilungen über Münzen und Vasen von F. G. Welcker. III. Literatur: Beiträge zur Geschichte des römischen Befestigungswesens auf der linken Rheinseite, besonders in den Vogesen (worüber, bemerke ich, früher schon Golbery und Joh. Gottfr. Schweighäuser wichtige Forschungen mitgetheilt hatten). IV. 1) Fundorte von römischen Alterthümern im Kreise Saarburg (und andere interessante antiquarische Notizen unter weiteren fünfzehn Nummern). Den Schluß machen: Moselgedichte des Decimus Magnus Ausonius und des Venantius Honorius Clementianus Fortunatus, lateinisch und deutsch, mit kritischen und erklärenden Anmerkungen von Eduard Böcking. (Dieß ist nämlich die zweite verbesserte Ausgabe dieser Arbeit des gelehrten und kunstsinnigen Herrn Böcking, die, wie die erste, auch besonders erschienen ist. Von beiden hat Ref. zum öftern dankbaren Gebrauch gemacht.) — Das achte Heft enthält (nebst vier lithographirten Tafeln; Bonn, 1846): I. Chorographie und Geschichte. 1) Die Säule von Cussy, ein Denkmal des Kaisers Probus, von C. P. Bock in Brüssel. 2) Die Brücke des Drusus zu Bonn, von Dederich. 3) Die Ermordung des Silvanus zu Köln im J. 355, von H. Düntzer. 4) Antiquarische Entdeckungen im Großherzogthum Luxemburg, von J. Schneider. II. Monumente. 1) Träumende Najade aus Kenn (bei Trier). 2) Maxenti, vivas Tuis Feliciter. Miniatur-Glyphe aus der späteren Kaiserzeit (im Antikenkabinet zu Trier). 3) Die Hermen der Gruft zu Welschbillig, von Ch. von Florencourt (von welchem wir auch eine Monographie besitzen: Erklärung der räthselhaften Umschriften der Consecrationsmünzen des Romulus. Trier, 1845). 4) Parallel-Inschriften kaiserlicher Beamten des zweiten Jahrhunderts zu Trier und anderwärts. 5) Vejentische Terracotten, im Besitze des Unterzeichneten (Urlichs). 6) Die

Göttin Epona, von Chr. Walz (mit einer Nachschrift von L. Lersch). 7—9) Wirtel aus Warfum; Venus fischend. Burdtscheider Gemmen (aus Briefen von Dr. Janssen in Leyden an den Herausgeber). 10) Römische Inschriften aus Nymwegen. 11) Planetarisches. 12) Thierkreis und Planetarischer Götterkreis auf einem mittelalterlichen Thongefäß. 13) Triumphzug des Bacchus, Mars und Venus auf einem mittelalterlichen Thongefäß, von L. Lersch. 14) Römische Inschriften zu Darmstadt, von demselben. III. Literatur. Baudenkmale der römischen Periode und des Mittelalters in Trier und seiner Umgegend, herausgegeben von C. W. Schmidt, mit acht Kupfertafeln von Urlichs. IV. Miscellen mit antiquarischen Notizen unter zwölf Nummern. — So weit vom allgemeinen rheinischen Verein, dessen Sitz Bonn ist. Der von Mainz (s. oben Nr. 2) ist der jüngste und erst im J. 1845 entstanden; worüber in den beiden ersten Heften Nachrichten gegeben werden. Wir heben, unserm Standpunkte gemäß, nur Einiges heraus, was auf römisches, gallisches und germanisches Alterthum Bezug hat. Also aus dem ersten Hefte: Nr. 3. Sprachliche Beiträge, von J. Kehrein. Nr. 5. Römische Inschriften, welche in den letzten Jahren in und bei Mainz aufgefunden worden sind, von K. Klein. Aus dem zweiten Hefte: Nr. 2. Ueber die sogenannten Streitmeißel (Celts, gegen Heinrich Schreiber in Freiburg), von W. Lindenschmit. Nr. 3. Ueber den Namen von Mainz zu Zeiten der Römer und einiges damit Zusammenhängende, von Dr. J. Becker. Nr. 4. Fortsetzung über römische Inschriften bei Mainz, von K. Klein.

Da der Nassau-Wiesbader Verein für Alterthumskunde und Geschichtsforschung (Nr. 3) einer der ersten ist, die in den rheinischen Landen sich gebildet haben, und seine Annalen schon eine ansehnliche Zahl von Heften füllen; ich auch mehrmals der darin enthaltenen Abhandlungen gedacht habe (z. B. in der Symbolik und Mythologie I. S. 23 ff.; vgl. IV. S. 59 f. dritte Ausg., in meinen Schriften zur Archäologie und selbst in vorliegendem Berichte), so muß ich mich hier auf die allgemeine Bemerkung beschränken, daß seine Mitglieder vom Anfang an bis jetzt mit niemals erkaltetem Eifer sich auch namentlich um die Alterthumswissenschaft, insbesondere die römische, vielseitig verdient gemacht haben, indem fast kein Zweig des letzteren unberührt geblieben, namentlich aber das römische Bau- und Kriegswesen, die Geschichte der Legionen und die Römerdenkmale aller Art durch Schrift und Bild, in Karten und lithographischen Tafeln die mannigfaltigsten Erläuterungen erhalten haben. — Dasselbe gilt von Nr. 5 (s. oben das Titelverzeichniß oder von dem Archive des großherzoglich hessischen historischen Vereins, dessen

Bände von Dr. J. W. Chr. Steiner herausgegeben wurden, und woran außer ihm Joh. E. Chr. Schmidt, Eigenbrodt, Dieffenbach, Nebel, Knapp u. A. thätig gewesen und zum Theil noch sind. Doch ist bei diesem Vereine mehr die historische und mittelalterliche Richtung im Ganzen vorherrschend, welche nach der Eigenthümlichkeit der Bezirke, welche dieser Verein umfaßt, auch nicht anders seyn kann. Doch haben auch in diesen Heften die römischen Oertlichkeiten und Denkmäler manchen erwünschten Aufschluß gewonnen. Dafür sprechen die auch zum Theil besonderen Arbeiten mehrerer Mitarbeiter dieses Archivs, wie die von v. Gerning über die Lahn- und Maingegenden; von Steiner, Geschichte und Topographie des Maingebiets; von Knapp über die römischen Ueberbleibsel im Odenwald und im Erbachischen; so wie einige in dieser Zeitschrift selbst, wie z. B. die über das Munimentum Trajani von Scriba (III. 1); über das Römerbad zu Seligenstadt von Steiner (ebendaselbst). Denn die Forschungen dieser meistens hessischen Gelehrten erstrecken sich theils auf das linke Rheinufer, theils bis über die Lahn und nach Kurhessen hin, theils gegen den Spessart hinauf, wo sie sich an die Arbeiten der fränkischen Gelehrten auf diesem Felde anlehnen; von welchen einige, wie vormals, so auch in neuester Zeit, allgemeinere Untersuchungen unternommen haben; wovon ich beispielsweise die Abhandlung von H. Müller, über Germani und Teutones, Würzburg 1841, hier anführe. — Andrerseits führt uns unser Weg auf dem linken Rheinufer von Mainz und Rheinhessen in die (bayerische) Pfalz hinauf und in deren Hauptstadt Speyer; wo wir wieder einen historischen Verein antreffen, dessen erster Jahresbericht (s. oben Nr. 5) sich S. 8 also vernehmen läßt: „Jener erste aus fürstlichem Munde (Sr. Maj. des Königs von Bayern) ergangene Aufruf fand bei uns zu seiner Verwirklichung einen Mann, dessen Andenken in der Pfalz sich für immer mit der dankbarsten Achtung bewahrt sieht. Bei ihm (nämlich dem Herrn Staatsrath v. Stichaner) fand der königliche Befehl nicht bloß den Gehorsam des treuen und pflichteifrigen Beamten, sondern einer für dieselbe Sache längst mit Begeisterung erfüllten Seele. Er war, so zu sagen, demselben schon vorausgeeilt. Schon schmückte den freundlichen Domgarten die Antiquitätenhalle; schon war das Amts- und Intelligenzblatt des Kreises ein Denkmal seiner Untersuchungen über römische Funde und geschichtliche Beziehungen jeder Art; die erst kürzlich (den 18. Febr. 1842) an den reconstituirten Verein übergegangenen Acten jenes ersten Vereins werden für immer die Grundlage unserer Wirksamkeit bleiben." — Ref. hatte sich selbst der Gunst zu erfreuen, unter Leitung des Hrn. v. Stichaner die Speyerer Antikenhalle zu betrachten, und

von ihm die sämmtlichen Intelligenzblätter zu empfangen. — Der Berichterstatter, Prof. Jos. Fischer, gibt darauf weitere Nachricht von der Entstehung und Einrichtung dieses neuen Vereins; von den Vorstehern und Mitgliedern desselben, worunter der Bischof (jetzt Erzbischof von Köln) J. v. Geissel und der Präsident des Vereins, der Fürst Eugen von Wrede, genannt werden. Die zweite Abtheilung enthält des Hrn. Prof. Rupert Jäger Bericht über die antiquarischen Erwerbungen des historischen Vereins der Pfalz vom J. 1839 — 1842, mit schätzbaren mythologischen und archäologischen Erläuterungen des Verfassers, der dem Ref. das Zutrauen schenkte, ihn über einige Punkte zu fragen, worauf die Antworten mit selbstständigem Urtheil des Verfassers hier mitgetheilt werden. Die Antiken und Anticaglien des Vereins sind auf sechs Bildertafeln dargestellt. — Das erste Heft des Mannheimer Antiquarium (Nr. 6) ist bereits vor zehn Jahren erschienen und das zweite nur zwei Jahre später. Der Inhalt kann daher als hinlänglich bekannt betrachtet werden. Doch hielt es Ref. für Pflicht, auf diese gedrängte Beschreibung einer Sammlung auf's Neue aufmerksam zu machen, die nicht nur locale und auf rheinischem Boden ausgegrabene, sondern viele andere und darunter seltene Denkmäler aus Italien enthält, welche der Kurfürst Karl Theodor auf seinen Reisen dorthin erworben hatte, welche in allen Stoffen Bildwerke verschiedener alten Völker enthalten, wie man aus des Herrn G. Fr. Gräff Uebersichten ersehen kann. Da die Länder dieses Fürsten sich von Franken herab über die ganze Pfalz bis in die Niederlande erstreckten, so war die Mannheimer Alterthumssammlung außerdem sehr reich an vielen dem deutschen Boden enthobenen Monumenten, die den Mitgliedern der dortigen Akademie Stoff zu manchen lehrreichen Abhandlungen lieferten, welche jedoch nach dem damaligen Stande der Alterthumswissenschaft manches zur Seite liegen lassen mußten, was noch heute die Forschung der Archäologen verdient, so z. B. unter Andern die etrurischen Todtenkisten. — Die römischen Inschriften hat jüngst ein Mannheimer Lehrer in seinen das ganze badische Land umfassenden Plan aufgenommen (s. oben Nr. 7), und dadurch sich dem gelehrten Verfasser der würtembergischen Geschichte und des Verzeichnisses der in Würtemberg gefundenen römischen Steindenkmale (vgl. oben Nr. 11 u. 12) angeschlossen.

Von Mannheim und der Neckarmündung aufwärts längs diesem Flusse gelangen wir zu dem badischen Städtchen Sinsheim *),

*) Ref. muß hierbei auf das jetzt in verbesserter Gestalt seinem zweiten Bande Zur Archäologie beigefügte Kärtchen von Oberdeutsch-

wo seit mehreren Jahren eine antiquarisch-historische Gesellschaft besteht, welche eifrig und mit gutem Erfolge gearbeitet hat, wie eine Reihe von Jahresberichten beurkundet, welche vom kenntnißreichen Pfarrer C. Wilhelmi herausgegeben werden. — Weiter hinauf und schon ganz am obern Neckar finden wir in der Stadt Rotemburg eine förmliche Römercolonie, die seit den interessanten Entdeckungen eines dortigen gelehrten Geistlichen und seiner gehaltreichen Schrift *) die Aufmerksamkeit der Historiker und Archäologen auf sich gezogen, deren Ergebnisse ich hier übergehe, weil ich sie in meiner so eben angeführten Schrift bereits mitgetheilt habe. Aber aus den Schriften des badischen Alterthumsvereins, wovon nebst Bildertafeln zwei Hefte erschienen sind, muß ich das eigentlich Antiquarische wenigstens angeben, weil derselbe erst ganz kürzlich gegründet worden (s. oben Nr. 8). Da dieser Verein, unter der Direction des Herrn A. v. Bayer, in der Stadt Baden ohnweit Rastatt seinen Sitz hat, so theile ich aus Heft II. S. 224 f. über diesen Ort mit den eigenen Worten von K. Zell vorerst folgende Notizen mit: „Der Ort Baden selbst hieß einfach Aquae, wie so häufig Orte mit Mineralquellen bei den Römern hießen. Man sieht dieses aus den Meilenzeigern, wo die Entfernung vom Orte Baden immer angegeben wird: Ab Aquis. Die politische Gemeinde des römischen Baden-Baden kommt in drei Benennungen vor, nämlich zuerst auf dem frühesten Denkmal, wo sie genannt wird, als Respublica Aquensis: später auf den unter der Regierung des Kaisers Caracalla gesetzten Meilenzeigern: Civitas Aquensis, und zuletzt auf den Meilenzeigern unter Heliogabalus und Severus Alexander: Civitas Aurelia Aquensis; worauf über ihre Verlassung Vermuthungen beigefügt werden; womit ich die von Mone (in der Urgeschichte des bad. Landes I. S. 171) verbinde, daß die Stadt Baden, obschon nicht eigentlich römische Colonie, wie Rottenburg (Sumlocenne) war, so doch im Besitz von einigen städtischen Colonialrechten und einer analogen Verfassung gewesen seyn möge. Ich gebe nun die auf die alte Römerzeit bezüglichen Punkte an, die in diesen zwei ersten Heften besprochen worden.

land und den Gränzländern unter den Römern besonders im vierten Jahrhundert, sowohl des Vorhergehenden als des Folgenden wegen, verweisen; zugleich aber auch Mone's Rheinkarte im ersten Hefte des badischen Archivs; vgl. auch L. Häußer, Geschichte der rheinischen Pfalz, I. S. 7.

*) Von Jaumann, Colonia Sumlocenne. Rottenburg am Neckar unter den Römern. Stuttgart, 1840. Man verbinde damit die weiteren urkundlichen Belege in Stälin's wirtembergischer Geschichte I. Nr. 81 — 84. S. 39 f.

Also: I. 1) Ueber das Verhältniß der Alterthumsforschung zur Gegenwart, von Fr. Jos. Mone. 2) Antiquarische Reisenotizen, von K. Zell. 3) Die Alterthumshalle in Baden und ihre Denkmäler, beschrieben durch Eckerle. 4) Ueber eine altrömische Inschrift im Neckarthale, von Friedr. Creuzer. (Da auf diesem römischen Votiv-Altare die Widmungsworte Genio Apollinis lauteten, so habe ich dort kürzlich von den griechischen Dämonen, den etruskischen und römischen Genien gehandelt, und über die Genien der Gottheiten bemerkt, daß jene weder als Regenten und Aufseher, noch als Begleiter und Führer von diesen, sondern nach der Vorstellung der Alten als Ausflüsse, Epiphanien, oder, mythologisch gefaßt, als zeugungsfähige Söhne, als Boten und Diener der Götter gedacht wurden, deren Namen sie führen. Jetzt kann ich nachträglich bemerken, daß ein gelehrter Alterthumsforscher, ohne meine Abhandlung zu kennen, sich eben so darüber ausgesprochen hat.) *). II. 1) Tarodunum (römische Stadt bei Freiburg im Breisgau, heute Kirch-Zarten). 2) Die Heidenhöhlen zu Goldbach am Bodensee bei Ueberlingen. 3) Bemerkungen über römische Burgen (Liebenzell und Yburg), von Mone. 4) Alterthümer aus der badischen Baar, von C. B. A. Fickler. (Im Eingang wird bemerkt, daß nach des Regensburger Professors A. Buchner Nachweisungen hier am Ursprung der Donau Römerniederlassungen gewesen und das Brigobannis der Peutingerischen Tafel nächst dem Städtchen Hüfingen zu versetzen sei.) — Derselbe Herr Fickler hatte schon sechs Jahre früher in einer netten Monographie von wenigen Bogen seine gründlichen geographisch-antiquarischen Kenntnisse bewährt (s. oben Nr. 9), worin er über die Donauquellen und das Abnobagebirg der Alten griechische und römische Zeugen von Herodot an abhört, und gestützt auf genaue Ortskunde manchen erfreulichen Aufschluß gibt. Hierbei bemerke ich gelegentlich, daß ich durch andere Gründe sowohl, als besonders auch durch die Benennungen Mons Abnoba und Silva Marciana, womit der ganze Schwarzwald von Pforzheim bis Basel gegenüber bezeichnet wurde, mich berechtigt glaube, unter dem mons Piri der rheinischen Bergstraße nicht einen einzelnen Berg, sondern den ganzen Gebirgszug vom Melibocus, südlich von Darmstadt bis zu unserm Königsstuhl (seit 1815 nach dem Kaiser Franz auch Kaisersstuhl genannt) gegen die bisherige Meinung zu denken (s. Zur Archäologie II. S. 520 f.).

Steigen wir nun von jenen Höhen des Schwarzwaldes, neu

*) Schömann, Ansichten über die Genien. Greifswalde, 1846. Vgl. die Casseler Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1846. XII. S. 1144.

geographisch zu reden, wo in geringer Entfernung von einander Donau und Neckar entspringen, herab, so begegnen wir einerseits vom mittleren Neckar über die Altmühl, andererseits von Windisch in der Schweiz über den Rhein herüber bis nach Rottemburg am oberen Neckar römischen Wällen und Straßen, die bei Regensburg ausmünden. Wenden wir uns südlicher und überschreiten die Donau bei Ulm, so kommen wir über das römische Günzburg (Guntia) zu der blühenden Römercolonie zwischen Lech und Wertach Augusta Vindelicorum (Augsburg) [1].

Ehe wir jedoch noch über eine Schrift berichten, worin Alterthümer aus dem Gebiete der Salza südlich der Donau beschrieben werden, müssen wir, neben der Schweiz, zum südwestlichen Deutschland zurückwenden, dessen Betrachtung in diesem Berichte ohnedieß unsere Hauptaufgabe ist. Wenn meine kleine, im Jahre 1833 erschiene Monographie: „Zur Geschichte altrömischer Kultur am Oberrhein und Neckar," in populären Versuchen [2]) An-

---

[1]) Hier nur Hinweisung auf einige ältere und neuere Hauptschriften: Guntia in dem Werke des Hrn. v. Raiser: Der Oberdonaukreis des Königreichs Bayern unter den Römern, mit Karten und Kupfern. Augsburg, 1830—1832. Quart, und das frühere Werk desselben: Die römischen Alterthümer zu Augsburg und andere Denkwürdigkeiten des Oberdonaukreises; ebendaselbst, Quart, mit vielen Bildertafeln, 1820. — Ueber den Straßenzug der Peutinger'schen Tafel von Vindonissa nach Sumlocenis und von da nach Regino, von A. Pauly; mit einer Karte. Stuttgart, 1836. Ferner: Jahresbericht des historischen Vereins im Oberdonaukreis. Augsburg, 1836. — Die Oberdonaustraße der Peutinger'schen Tafel von Brigobanne bis Albusena, von F. W. Schmidt. Berlin, 1844. (Der Verfasser stützt sich dabei zum Theil auf die Untersuchungen meines dorten wohnhaften Freundes, des gelehrten Pfarrers Eytenbenz.) Endlich muß ich an die Verhandlungen erinnern, die in den letzten Jahren über eine Römerstraße bei Neuburg an der Donau und über die in Bayern bei Nordendorf entdeckten Alterthümer, und namentlich über die Frage, ob letztere von den Celten oder von den Deutschen, insbesondere von den Alemannen, herrühren, in der Allgemeinen Zeitung von Augsburg (1842, Beilage Nr. 206; 1844, Nr. 325; 1845, Nr. 20 und Nr. 35) eröffnet und fortgeführt worden sind. Dieselbe Frage ist um dieselbe Zeit in Betreff des südwestlichen Deutschlands in einer französischen Abhandlung besprochen worden: Etablissements celtiques dans la Sud-Ouest-Allemagne par M. de Ring. Fribourg, 1842.

[2]) Wie z. B. in den Briefen, überschrieben: »Die Römer im südwestlichen Deutschland,« im Stuttgarter Morgenblatt, 1835, Nr. 42 ff. — Aber erst Untersuchungen, wie sie neulich mit strengerer Sprach- und Quellenkunde, wie besonders auch in den gleich zu besprechenden Werken (Nr. 10 und 11) unternommen worden, können uns über den Unterschied der Nationalcharaktere, des römischen, des celtischen und des germanischen und deren Mischungen Aufschluß

klang gefunden, und wenn ich dabei auch aus neu gewonnenen griechischen und römischen Quellen, so wie aus eigenen Forschungen und Funden an Ort und Stelle schöpfen konnte, so haben mich doch erst die zwei umfassenderen Werke (Nr. 10 und 11) in den Stand gesetzt, im Jahre 1846 im zweiten Bande „Zur Archäologie" meine Darstellung zu verbessern und zu vervollständigen. Von diesen beiden Werken habe ich nun kürzlich zu berichten. Mone hat in Nr. 10 die Geschichte des badischen Landes von den ältesten nachweislichen Spuren an mit einer bewundernswürdigen Kenntniß der alten Sprachen, namentlich der celtischen, der germanischen und der skandinavischen, und mit einer tiefen praktischen Einsicht in die alten Zustände und Verhältnisse begonnen und bis an's Ende der Römerzeit fortgeführt; und Stälin hat in diesem ersten Theile (Nr. 11; — dessen zweite Hälfte, so wie der unter der Jahrzahl 1847 erschienene zweite Band, außer unserm Bereiche liegt) sich als einen klassisch-philologisch durchgebildeten Geschichtsforscher bewährt, und mit tüchtiger Landeskunde zuerst eine quellenmäßige und eigentlich kritische alte Geschichte des Königreichs Würtemberg geliefert. Ich muß mich hier auf die bloße Angabe des Inhalts beider Werke, so weit sie die Römerzeit betreffen, einschränken, und kann dieß um so mehr, da ich selbst in diesem Berichte darin vorkommende Ergebnisse oben berührt habe.

Also Nr. 10. Mone: I. Römische Landwirthschaft in Baden. Uebersicht. Römische Feldmaße; Feldgeräth; Ackerbau; Düngung; Pflügen; Einsaat; Fruchtfolge; Handelsgewächse; Bauernregeln; Gartenbau; Wiesenbau; Weinbau; Anlage der Weinberge; Bauarten der Reben; Keltern. II. Römisches Hauswesen. Anlage der Höfe, Dörfer und Städte; Gebäulichkeiten; Hausgeräth; Namen und Gebrauch; Verhältnisse der Maße und Gewichte; Haushaltung; Viehzucht; vierfüßige Hausthiere; Geflügel und Bienen; Fütterung; Käsbereitung; Gesindewesen; Pächter und Zinsbauern; Dienstboten. III. Römisches Kriegswesen in Baden. Einzelne Ueberbleibsel desselben; römische Heerstraßen, im Allgemeinen, in Baden; im Oberland, Baar und am Bodensee, Rheinthal, Unterland; Nachbarländer, Würtemberg, Schweiz, Elsaß, bayerische Pfalz, Rheinhessen; Ergebnisse der Aufzählung; Richtung und Zwecke der römischen Heerstraßen in Baden; Straßen am Boden-

geben; wie denn bis auf den heutigen Tag, trotz allem Einfluß der beiden andern, in den Franzosen das keltische Element vorherrscht. S. jetzt Eduard Arnd, Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volks, Leipz. 1841—1846, und darüber L. Häußer in der Allg. Zeitung von Augsburg, 1847, Beilage Nr. 6.

see, in der Baar, im Oberinnthal, im Unterlande; römische Kastelle und Linien. Römische Ansiedelung. Städte und Weiler; heidnische Grabstätten; andere Spuren der römischen Ansiedelung; Verhältniß der Ansiedler zum römischen Reich. Römischer Flußbau in Baden; die Bauten am Rhein. Die römischen Handwerker in Baden; römische Kaufleute in Baden. — Vom zweiten Bande gebe ich der Kürze wegen bloß die Hauptrubriken: IV. Die gallischen Einwohner. Verhältniß der gallischen Ansiedler zu den Deutschen. V. Die römische Herrschaft am Oberrhein. Ende der römischen Herrschaft im Gränzlande. Staatsansichten der Römer über ihr Verhältniß zu den Deutschen. Die Bedeutung der Rhein- und Donaugränze für Italien. Kriegsgeschichte von Marcus Aurelius bis Julian. Politische Stellung der Alemannen in Folge der Kriege mit den Römern *).

Aus dem ersten Theile von Stälin's Werk (Nr. 11) enthebe ich vor der merovingischen Zeit folgende Rubriken: I. Urgeschichte bis zu den Zeiten des Kaisers Domitianus. Celten und Germanen; älteste Bewohner von Schwaben und Franken; Gebirgs-, Fluß- und Seebezeichnungen; Ariovistus und Cäsar; Tiberius und Drusus im südwestlichen Deutschland; Marobod; Hermunduren; römische Besitznahme; Chatteneinfall; Domitian's Schutzwall; ältester Zustand der Sueven; Religion; die Römer gegenüber von Land und Volk. II. Römerherrschaft von Nerva bis Probus. Decumatenland unter Nerva, Trajan und Hadrian. Die Antonine und ihre Nachfolger bis Probus. Römisches Kriegswesen in Südwestdeutschland; römischer Gränzwall; Staatseinrichtungen; Städte; Römerstraßen; Leben und Künste; Religion. III. Freie Alemannen von ihrer festen Niederlassung bis zur Unterwerfung des ganzen Volks unter die Franken. Uebermacht der Alemannen und Burgunder; Julian's Alemannenkriege; Valentinian's und Gratian's Feldzüge; Stellung der Römer in ihrem beschränkteren Gebiet; Völkerwanderung; die Alemannen bis zu ihrer gänzlichen Unterwerfung unter die

*) Zur beigefügten Zeittafel verweise ich auf Tacitus Germania von Gerlach und Wackernagel, Basel 1837, S. 146 ff., wo die Ausbreitung der Römerherrschaft in Deutschland chronologisch so aufgefaßt wird: 1) Ungestörte Begründung an der oberen Donau und am Rhein im ersten Jahrh. 2) Augenblickliche Unterbrechung durch den Aufstand der Bataver. 3) Wiederherstellung unter Domitian und 4) obwohl durch die Züge gegen die Chatten vielfach gefährdet, Entwickelung zur größten Blüthe, Stärke und Umfang unter Trajan und Hadrian im zweiten Jahrhundert.

Franken; innerer Zustand. — Besondere Aufmerksamkeit verdienen auch die geographisch geordneten römischen Inschriften in Würtemberg, Baden und Bayern, welche in 280 Nummern von I. S. 33 — 58 urkundlich abgedruckt einen getreuen Spiegel des Römerthums in diesen Ländern aus der Kaiserzeit darstellen, und womit man als Ergänzung das „Verzeichniß der in Würtemberg und im königlichen Museum zu Stuttgart aufgestellten römischen Steindenkmale" (s. oben Nr. 12) verbinden muß.

Vom südwestlichen Deutschland wenden wir uns zur südwestlichen Schweiz, um in aller Kürze über Nr. 14 zu berichten. Obschon der gelehrte Verfasser, mein ehemaliger Zuhörer, mir selbst diese Schrift freundschaftlich zugeeignet hat, so hätte ich ihn doch lieber auf demselben Felde auftreten gesehen, worauf er bereits so viele Proben entschiedener Tüchtigkeit abgelegt hat, nämlich auf dem der griechischen, römischen und der patristischen Literatur. Auch hätte ich ihm die strenge Methode K. O. Müller's in den Etruskern und namentlich die Erwägung der skeptischen Sätze I. 20. S. 69 empfehlen mögen. Endlich hätte ich gewünscht, er hätte vorher ernste Studien der gallischen Sprachkunde gemacht, wie solche neulich Mone (man sehe dessen badische Urgeschichte II. S. 78 — 100) praktisch bewiesen hat. — Aber darum hat Herr Albert Jahn eine Behandlung nicht verdient, wie sie ihm neulich von einem Referenten über seine Schrift in den Heidelberger Jahrbüchern d. Lit. 1846. S. 796 — 799 geworden ist; einem Berichterstatter, der noch viel Griechisch und Latein bei Herrn Jahn zu lernen hätte, und von einer besondern Kenntniß der celtischen und verwandten alten Sprachen noch erst Proben abzulegen hat. Auch ist derjenige kein Phantast, der so spricht wie Albert Jahn (S. 3 f. Anmerk. 6): „Entschieden erklären wir uns dagegen wider diejenige allerneueste Hypothese, nach welcher das Keltenthum in einer unvordenklichen Zeit zu einer Matrix der europäischen Südvölker gemacht, dagegen das historisch constatirte Keltenthum als ein Völkermischmasch verflüchtigt und preisgegeben wird; welcher letztere historische Paralogismus eben so verwerflich ist, als derjenige, nach welchem das von den Alten beglaubigte Keltenthum, zum Vortheil gewisser deutsch-patriotischer Vorurtheile, seiner altherrlichen Ansprüche und Rechte sich begeben sollte." Was nun die Sache selbst betrifft, so mag ich meine Leser nicht um eines solchen Recensenten willen langweilen und ihnen allbekannte Dinge wiederholen, als da wären, daß der Sonnendienst ein Hauptelement des gallischen wie des etruskischen Cultus gewesen, wie die durch Gallien und Italien weit verbreiteten Mithrasdenkmale und der auf so vielen Inschriften gallisch genannte Apollo Grannus (Mone, badische

Urgesch. II. S. 186 ff.) [1]) andeuten; daß der Discus, als Bedeutung von Sonnenscheibe, in griechischen und italischen Mythen und Festgebräuchen so oft hervorgehoben wird, wie die Bulla an den Hälsen der etruskischen und römischen Patricierknaben, die Lunulae auf etruskischen Münzen und auf den Schuhen der römischen Senatoren; daß ein griechischer Literator schon Stoff genug vorfand, über die symbolische Bedeutung des Rades einen eigenen Tractat zu schreiben (Clemens Alex. Stromm V. 8); und daß es daher höchst seltsam wäre, wenn die Scheiben, Ringe, Mondchen, Räder u. s. w. auf den vom Verfasser beschriebenen celtischen oder etruskischen Gefäßen bloße Phantasiespiele und willkürlich ersonnene Verzierungen wären. — Diese und einige andere bildliche Darstellungen sind auf drei lithographirten Tafeln dem vorliegenden Werkchen beigefügt.

Von hier kehren wir zuletzt in südöstlicher Richtung zurück, indem uns Nr. 15 (s. oben) nach Salzburg versetzt. Mit dieser Schrift beschließt Herr von Minutoli eine lange und rühmliche ethnographische und archäologische Laufbahn. Denn außer seinem großen Reisewerke hat er die Völker- und Kunstgeschichte mit einer ganzen Reihe durchweg auf eigene Anschauungen und Forschungen gegründeter Schriften bereichert, und sich darin besonders als einen großen Kenner der antiken Technik ausgezeichnet [2]). In vorliegender Schrift hat es der kunsterfahrene Verfasser mit der Herausgabe einer Zahl römischer, aber auch anderer Denkmäler der verschiedenen Völker zu thun, welche Einfluß auf die Sitten und Culte des kaiserlichen Roms übten. Der Fundort ist Salzburg, eine Stadt, deren Boden und Umgegend schon manche Alterthümer geliefert, und darunter vor mehreren Jahren ein Mosaico, das uns einen der berühmtesten Mythus der alten Griechen, die Theseïde, darstellt. Sehr passend schickt der Verfasser

[1]) Auch Belenus Grannus genannt, von welchem dem alten amykläischen ähnliche Bildwerke in rheinisch-gallischen Ländern vorgefunden werden. Die Belege sind Zur Archäologie II S. 120 f. gegeben. Außer diesem Sonnen-Apollo erscheint der Sonnenlöwe und andere solarische Symbole auf südgallischen Münzen bei de la Saussaye und anderwärts.

[2]) Ich erinnere hier an seine zahlreichen artistischen Mittheilungen im Berliner Museum für bildende Künste von Kugler und Gropius; an seine Abhandlungen vermischten Inhalts, welche sich über alle Zweige der alten Kunst und Technik erstrecken; an desselben Monographien über Keramographie, gefärbte Gläser, Mosaico, Murrhinen, Gemmen und Kameen (eine von ihm mir gewordene gütige Mittheilung ist Gegenstand eines Artikels des unter der Presse befindlichen Bandes meiner deutschen Schriften: »Zur Archäologie«), und zwar aus dem Umfange fast aller Länder der alten Welt.

den historischen Nachrichten über das alte Salzburg die Verse eines anonymen Poeten voraus: „Tunc Adriana vetus, quae post Juvavia dicta Praesidialis erat Noricis et episcopi digna Ruperti sedes," worin die römische Gründung und die christliche Bedeutung dieser berühmten Stadt begriffen ist. In der ersten Anmerkung aber, wo es heißt: „Die ersten Nachrichten hierüber findet man im Itinerarium Antonin's, und zwar in der Tabula Peutingeriana, in welcher Juvavia's Erwähnung geschieht u. s. w.," muß das zwar ausgelöscht werden.

Der Verfasser erzählt darauf die Ergebnisse der in einer Reihe von Jahren in diesem Bezirk unternommenen Ausgrabungen, wodurch Alterthümer aller Art und des verschiedensten Materials zu Tage gekommen, wie Aschenurnen, Gefäße, Schalen von Metall, Stein, Glas und Thon, ganze Figuren, Büsten und Reliefs, welche Gottheiten, Laren, Imperatoren, Krieger und andere Personen darstellen; ferner Waffen, Werkzeuge, Hausgeräthe, Lampen und Münzen aus Silber und Erz. Unter den letzteren wird besonders ein Medaillon aus Bronze mit der Aufschrift ωΜΗΡΟΣ bemerkt (wobei ich auf die ersten Tafeln von Tischbein's und Heyne's Homer in Bildern, und von Inghirami's Galleria Omerica und E. Q. Visconti's Iconographie grecque I. pag. 77 sq. ed. de Milan verweise; wo auch die späteren Nachbildungen mit verderbter Namensschreibung und mit Bildern aus der römischen Kaiserzeit besprochen werden). — Antiken und Anticaglien, die theils an Ort und Stelle verblieben, theils in die königlich bayerische und andere Sammlungen übergegangen. Es werden sodann einige Terracotten ausgezeichnet, die durch meisterhafte Arbeit sich theils als Nachbildungen berühmter Werke der antiken Plastik, theils als treffliche Originale darstellen; wie ein Dornauszieher, erinnernd an das treffliche Werk der Lysippischen Schule auf dem Capitol; ein sterbender Krieger, von dem der Verfasser, anspielend auf den berühmten Moribundo, sagt: Diese Statuette ist von so musterhafter Ausführung, daß man wähnen möchte, sie sei aus den Händen eines der ersten griechischen Künstler hervorgegangen, weßhalb sie auch jedem plastischen Künstler zum Muster und jedenfalls einem Antiquarium zur Zierde dienen würde*). Ich möchte sie, ihrer Meisterhaftigkeit nach, eher für ein Original als für eine Copie halten, wiewohl sie in allen ihren Modalitäten mit jener Figur übereinstimmt. Ein Umstand, der mir bei dieser kleinen terra cotta besonders beachtungswerth schien,

*) Also z. B., füge ich hinzu, wie dem Berliner Museum, dessen Terracotten neulich Panofka herauszugeben angefangen, oder der Karlsruher Kunsthalle, welche bereits schöne kleinere Stücke der Art besitzt.

ist der, daß sie bronzirt ist, denn sie ist mit einem feinen Ueberzug versehen, welcher die Patina um so täuschender nachahmt, als man an einigen Stellen noch Goldblicke zu erkennen glaubt." — „Ferner fährt der Verf. (S. 6 f.) fort, möchte ich eine dritte kleine Bildsäule aus weißem Thon wegen der Vortrefflichkeit ihrer Ausführung noch in gleiche Kategorie von Meisterhaftigkeit versetzen. Diese kleine Figur stellt nämlich die mit dem linken Fuß an einen Felsen geschmiedete Andromeda vor. Ihr größtentheils über den linken Arm geschürztes Gewand bedeckt nur zum Theil ihren reizenden Körper, während man auf ihrem lieblichen Gesicht alle Spuren des Schreckens und der Angst beim Erblicken des Ungeheuers, das sie mit aufgesperrtem Rachen zu verschlingen droht, ausgedrückt findet. Diese Peinlichkeit ihrer Lage ist so meisterhaft dargestellt, daß sie unsere höchste Theilnahme anspricht; nur ist zu bedauern, daß sie dem Styl nach etwas manierirt erscheint." Im Verfolg macht Herr v. Minutoli (S. 8) noch auf den Kopf eines Homer aufmerksam. Er bemerkt dazu: „Angeblich aus Serpentinstein. Er ist mit der Stirnbinde versehen und steht auf einem Sockel, der eine Löwenklaue darstellt, und ist, wenn gleich er nur fünf Zoll in der Höhe zählt, von meisterhafter Ausführung."

Diese Beispiele beurkunden hinlänglich, daß unser deutscher Römerboden mitunter auch plastische Kunstwerke der edelsten Art verbirgt. — Doch unser Verfasser hat diesmal als Gegenstände seiner zwölf lithographirten Tafeln, die er hier mittheilt und beschreibt, hauptsächlich Stücke ausgewählt, „die ihm wegen ihrer sonderbaren Zusammenstellung, so wie durch das Hinüberschweifen in fremde Culte merkwürdig schienen (S. 8 f.)," welches ihm (S. 17 f.) zu einer Schlußbetrachtung Anlaß gibt, in welcher er unter Anderm sagt: „Es darf übrigens nicht befremden, wenn man in dieser Sammlung Gegenstände antrifft, die auf den ägyptischen, asiatischen und indischen Cultus Bezug haben, oder im Geschmack jener Völkerschaften gebildet worden sind, indem bereits zur Kaiserzeit der zu nüchterne Inhalt des nationalen Polytheismus dem Römer nicht mehr genügte, und er daher seinen Glauben mit den Lehren des Morgenlandes, d. h. den Natur- und Elementardienst mit dem Gestirndienst vermischte, und diesem zu Folge den Isis- und Mithrasdienst und den syrischen und chaldäischen Cultus, d. h. den iranischen, arabischen, sabäischen und phönizischen Feuer- und Gestirndienst einführte. Dieß geschah seit Augustus Zeiten (doch zum Theil wohl früher, muß Referent bemerken) bis in das vierte Jahrhundert unserer Zeitrechnung."

Ich will zum Schluß als Probe nur Tafel 9 herausheben;

worüber ich auch etwas Eigenes zu bemerken habe. In zwei Terracotta-Figuren, wo neben einem Adler zwei nackte weibliche Wesen stehen, in der Größe verschieden, wie Mutter und Tochter, aber beide mit dem Auffassen ihres Haupthaars beschäftigt, glaubt unser Verfasser Dione und ihre mit Zeus erzeugte Tochter Aphrodite (Iliad. V. 370) vermuthen zu dürfen, indem der Adler auf den Jupiter hinweise. Die zweite Thonfigur derselben Tafel beschreibt er (S. 14) so: „Eine weibliche Figur, die mit der rechten Hand nach dem entblößten Busen greift und mit der linken den ebenfalls entblößten Unterleib berührt, Kopf und Schultern bis zum Rücken mit einer Art von Kalantika oder auch Cuculus bedeckt; auf den Knieen liegend vor einer wie ein Schiffchen gestalteten Bahre, in welcher eine mumienartig eingehüllte Leiche liegt. Unterhalb der Knieenden sieht man einen in das Schiffchen hineinblickenden Vogel „und daneben, füge ich hinzu, einen aufspringenden mit den Vorderfüßen anfassenden Hund, und glaube mich nicht zu irren, wenn ich in dieser morgenländisch kauernden weiblichen Gestalt die Isis erkenne, die in ägyptischer Trauerhülle den an der Küste von Byblos durch die Seh- und Spürkraft von Vögeln und Hunden wieder aufgefundenen Leichnam des Osiris mit klagender Geberde auf einem Papyruskahn in die Mündungen des Nil wieder nach Aegypten zurückzuführen im Begriff ist. (Plutarch. de Isid. et Osir. cap. 13 sqq. p. 461 ed Wyttenb.) [1]).

Endlich blicke ich nur noch auf Nr. 13 zurück, dessen ganzer Inhalt eigentlich außer meinem Bereiche liegt, das jedoch hier mit einem Wort erwähnt wird, weil es ein mit Geist und Gelehrsamkeit verfaßtes Werk ist, und aus den Quellen der griechischen und römischen Literatur, verbunden mit den Untersuchungen der Alterthumsforscher, uns eine getreue Darstellung der welthistorischen Bewegung liefert, wodurch auf den Grundlagen der altrömischen Kultur die Anstalten der christlichen Religion und Sittigung in den deutschen Ländern gegründet worden [2]).

Heidelberg. Creuzer.

[1]) Wobei die doppelte Bewegung der Hände nicht zu übersehen ist, die der rechten, nach der Brust, die der linken, nach dem Leib; durch welche letztere angedeutet wird, daß Isis nach dem Tode des Osiris ihm noch einen Sohn gebären wird, den Harpokrates (Plutarch 2. 2. p. 470 Wytt.) — Es ist dies also eine gelehrte Composition, wie man in der Kunstsprache sagt, die uns wesentliche Züge des Mythus beim Plutarch anschaulich macht.

[2]) Hier am Rheine schon im zweiten Jahrhundert, wie Irenäus in dem nicht fernen Lyon bezeugt (contra Haeres I. 3, vgl. Tertullian advers. Judaeos II. p. 299 Seml. und s. jetzt Rettberg und L. Häuser, Gesch. der rheinischen Pfalz. I. S. 4 f.).

Art. VI. Reise in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Von J. G. Kohl. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1846. II. Band., 448 S.

(Schluß.)

Der größte Theil dieses Bandes umfaßt die Darstellung der gegenwärtigen Beschaffenheit von Kopenhagen, die so anschaulich und so umfassend ist, daß sie als die vorzüglichste jener, in so vielfacher Beziehung merkwürdigen Königsstadt gelten kann. Von vorzüglichem Interesse ist die detaillirte Darstellung der wissenschaftlichen und künstlerischen Institute Kopenhagens, und die vergleichende Gegenüberstellung derselben mit denen der Nachbarländer.

Für alle nordischen Forschungen ist Kopenhagen der Mittelpunkt, wo wiederum Dänen die merkwürdige Gesellschaft gestiftet haben, welche auf die Alterthumskunde Skandinaviens jetzt ein so helles Licht wirft. So wie die Dänen unser deutsches Licht weiter nach Norden hin leiten, so sind auch sie wieder die Vermittler, durch welche uns Kunde von den Flammen wurde, die aus jenem unter der Asche glimmenden Feuer hervorschlagen. Durch sie sind wir mit den isländischen Schätzen bekannt geworden, und die Edden, die herrlichen Sagen Snorre Sturlesons wurden eher in's Dänische als in's Schwedische übersetzt, so daß, wie die Schweden einst die Religion Odin's von den Dänen empfingen, sie auch nun wieder über die Beschaffenheit jener Religion hauptsächlich durch die Dänen sich belehren ließen. In Kopenhagen ist das wahre Centrum aller nordischen Studien, hier sind die größten Schätze skandinavischer Antiquitäten aufgehäuft, hier findet sich in der nordischen Bibliothek das wichtigste Material für die Geschichte und Kultur Skandinaviens aufbewahrt.

In den Künsten gehen die Dänen den Schweden fast noch in höherem Grade vor als in den Wissenschaften. Die Sammlungen von Kunstwerken in den dänischen Schlössern beweisen, wie die dänischen Könige von jeher beflissen waren, Kunstwerke für ihr Vaterland in der Fremde zu sammeln.

Stockholms Kunstschätze sind mager im Vergleich mit denen in Kopenhagen, wo man die nördlichsten sehenswerthen Museen und Sammlungen Europas findet. Wie einst in Padua, in Paris, in Wittenberg und andern berühmten Universitäten des Mittelalters die dänische Nationalität durch eine nicht geringe Anzahl von Compatrioten repräsentirt wurde, während man die Schweden dort kaum fand, so gibt es auch jetzt wieder in Rom, der Hauptstadt der Künstler, eine große Auswahl von Dänen, die, wenn man die Kleinheit des Landes, das sie sandte, bedenkt, wahrhaft in Erstaunen setzt, während von den Schweden weit seltener die Rede ist.

Setzt man die Zahlen der in Rom die Künste oder in Kopenhagen die Wissenschaften Studirenden der Anzahl der Schweden gegenüber, welche in Lund, Upsala, Stockholm rc. den höheren Studien obliegen, so findet man, daß diese gegen jene verhältnißmäßig unbedeutend erscheinen. Die Volksschulen, deren System in Dänemark so gut ausgebildet ist, wie in den bestgeschulten Staaten Europas, gewähren eine abermalige Bestätigung der Behauptung, daß das Licht der Aufklärung in Dänemark heller brennt, als irgendwo sonst im skandinavischen Norden.

Eines der interessantesten Kapitel ist das, welches von Thorwaldsens Museum handelt, in welchem die bedeutendsten Kunstwerke dieses unsterblichen Meisters genau geschildert und gewürdigt werden.

Das Gebäude, welches für die Aufnahme der Thorwaldsen'schen Sammlungen bestimmt ist, bildet ein Parallelogramm, das einen königlichen Hof umfaßt. Es ist in einem ernsten, halb egyptischen Style gebaut, und sieht halb einem Mausoleum, halb einer Kunsthalle ähnlich. Der Haupteingang führt zunächst in einen großen Saal, der für die Reiterstatuen und die andern großen Werke des Künstlers bestimmt ist. Das Gebäude hat zwei Etagen, und es läuft in jeder Etage eine Reihe kleiner Gemächer rund um das innere Gehöfte herum, deren jedes für eine oder ein paar Statuen und Gruppen eingerichtet wird. In der Mitte des Hofes ist ein Grab gebildet, welches die irdischen Ueberreste des großen Künstlers aufnehmen soll. Man hat sich das Innere des Gehöftes nach der Weise einer antiken Rennbahn gedacht, in welcher Thorwaldsens Grabstein gleichsam das Ziel der Wetteifernden ist, die zu seinem Ruhme und zu seiner Tüchtigkeit zu gelangen streben sollen. An den Wänden rund umher sind zahlreiche Figuren wettrennender Genien und Engel gemalt. Einige stürzen auf ihrer Bahn, andere bleiben zurück, andere kommen dem Ziele siegreich näher und erscheinen bereits mit Lorbern bekränzt. Die Wände haben einen dunkeln Ton, die darauf gelegten Figuren eine bräunliche, lederartige Farbe. Diese Trauerfarben sind zwar nicht sehr anmuthig, allein sehr passend für ein Gebäude, das zugleich eine Art Mausoleum seyn sollte. Die Wandfiguren der Genien sind nicht mit dem Pinsel aufgetragen, sondern durch eine eigenthümliche Art musivischer Arbeit entstanden. Man hat nämlich zuerst die Wände ganz mit schwarzgefärbter Substanz, ich weiß nicht ob es Gyps, Kalk oder Thon ist, bedeckt, dann die Figuren, die man darin haben wollte, herausgeschnitten, und nun die gelbe Masse in die Ausschnitte hineingelegt und das Ganze überpolirt. — Das Grab war zur Zeit des Besuches vom Verfasser eben fertig geworden. Es war inwendig mit der freund-

lichen Farbe des Vergißmeinnicht ausgemalt, und an den Wänden blühten diejenigen Blumen, welche die Engel Raphaels den Verstorbenen entgegen tragen — weiße Lilien.

Wenn Alles vollendet ist, will man den Sarg des Künstlers, der einstweilen noch in einer Kapelle der Frauenkirche steht, hier beisetzen, und das Marmorbild eines ruhenden Löwen soll die Oeffnung verschließen. Bei seinen Lebzeiten verglich man Thorwaldsen nicht nur seiner geistigen Kraft, sondern auch seiner äußeren Erscheinung wegen mit einem Löwen. Sein Haupt war groß, wie das des Löwen, seine Locken fielen wie Löwenmähnen von seinem Scheitel herab. Seine Büste war die eines Jupiter tonans, bei dessen Stirn den griechischen Künstlern auch zuweilen die Stirn des Löwen vorgeschwebt zu haben scheint. Thorwaldsen hat Löwenstatuen mehrere Male ausgeführt, und herrlicher als irgend ein anderer neuerer Künstler.

Die Idee zu jenem Museum, zu Ehren des Andenkens und Ruhmes Thorwaldsen's, ging zunächst nicht von ihm, sondern von seinen Landsleuten aus, und der erste Fond dazu kam durch Beiträge zusammen, die im ganzen Lande gesammelt wurden, und zu denen jeder Patriot sein Scherflein steuerte. Erst nachher schenkte Thorwaldsen seinem Vaterlande alle seine Kunstschätze, sowohl seine eigenen Werke, als auch die vielfachen Alterthümer und sonstigen Kunstschätze, die er während seines Lebens gesammelt hatte, und die in diesem Museum zum Frommen der Bildung des Geschmacks niedergelegt werden sollen. Jene Sammlungen bestehen aus Münzen, Gemmen, Medaillen und andern Alterthümern, die er ankaufte, besonders wenn sie ästhetischen Werth hatten, aus Gemälden lebender Künstler, die zum Theil eine Beziehung zu seinem eigenen Leben hatten. Da seine Werke in aller Welt, besonders in Dänemark, in Deutschland, in Italien, in Polen zerstreut sind, und da man nur von den wenigsten die Originale haben kann, so sucht man sich von allen Gypsabgüsse zu verschaffen. Uebrigens wird man natürlich eine ganz vollständige Sammlung doch nicht erreichen, denn manche kleine Sachen verstecken sich noch hie und da bei Privatbesitzern, auf Gütern u. s. w.

Sehr bemerkenswerth ist eine neue Kunst, welche in dem neu bemalten Zimmer des Thorwaldsen'schen Museums sich findet, die eine Art Mittelstufe zwischen der Arbeit des Bildhauers und der des Malers bildet. Man trug hier nämlich während der Anwesenheit des Verfassers die Figuren-Gruppen und Arabesken, mit denen man die Plafonds und Wände der Zimmer zierte, mit Pinseln auf; jedoch brachte man Licht und Schatten nicht durch die Verschiedenheit der Farbe, sondern durch die Dicke der aufgetragenen Masse heraus. Die Unterlage nämlich war eine dunkle

Freskofarbe. Die aufgetragene Farbe war weiß und bestand aus Kalk, Marmorstaub und Wasser. Die Figurentheile, welche hervortreten sollten, wurden so oft übermalt, daß sie fast so erhaben wie ein Basrelief waren; da aber, wo die Theile in den Schatten treten sollten, war die Farbe nur dünn aufgetragen und die dunklere Unterlage schimmerte also mehr oder weniger durch. Bei Engelflügeln, Schmetterlingen, Blumen und anderen Arabesken machte diese Manier ähnlichen Effekt, wie die bekannten Biscuitbilder, bei denen freilich nicht eine dunkle, sondern eine helle Unterlage, das Licht selbst nämlich, durchschimmert, oder wie die Muschel-Cameen oder Wachs-Bossirungen. Diese Manier soll in Dänemark erfunden worden seyn.

Von dem was uns der Verfasser aus mündlicher Tradition überliefert, ist besonders das, was über die Entstehung von Thorwaldsen's berühmtem Hirtenknaben gesagt wird, interessant. Wie alle großen Künstlergeister, so suchte auch Thorwaldsen das Wahre und Schöne nie in der Ferne; er fand es immer gelegentlich vor seinen Füßen, wie Raphael seine Madonna auf jenem Dorfjahrmarkte. Die Idee und das Bild zu seinem allerliebsten, auf einem Felsen ausruhenden Hirtenknaben fand er bei folgender Gelegenheit. Es saß ihm ein junger Römer als Modell zu seinem Merkur. Der Knabe war, als er eine Zeit lang in der ihm angegebenen Stellung verharrt hatte, müde, bat den Künstler sich ausruhen zu dürfen, und als dieser ihm die Erlaubniß gegeben, veränderte er sofort seine Stellung und setzte sich auf das Postament, auf dem er bisher gestanden hatte, nieder. Seine bisher angespannten Muskeln lösten sich auf, und seine künstliche Figur zerschmolz in die natürlichste und nachläßigste Stellung der Ruhe. Er ließ das eine Bein lang und lose über den Abhang des breternen Gerüstes herabhängen, und stützte den rechten Arm mit dem Stabe, den man ihm in die Hand gegeben hatte. Das andere Bein, das ihm etwas wehe thun mochte, zog er auf das Postament hinauf und umfaßte es unter dem Knie mit der linken Hand. Thorwaldsen hätte mit allem Fleiß kein so natürliches Modell für einen, von Strapazen ausruhenden Hirtenknaben finden können. Er bemerkte es sogleich, bat den Knaben, in dieser Lage, in der er sich befände, noch einige Augenblicke zu verbleiben, und er modellirte auf der Stelle seinen reizenden „Hirtenknaben auf dem Felsen."

Nicht minder bedeutend ist die genaue Schilderung des Museums der nordischen Alterthümer. Es ist eines der merkwürdigsten Museen in der Welt. Man kann es in Betracht seiner Reichhaltigkeit einzig in seiner Art nennen. Es sind zwar seit dem Jahre 1807, wo es begründet wurde, mehrere ähnliche Museen

in Mecklenburg, in Stockholm, in Christiania und bei vielen Privatpersonen in allen skandinavischen Ländern entstanden. Allein alle diese Sammlungen sind im Vergleich mit dem Kopehagenschen arm. In England, in Frankreich, in Dresden, in Wien und andern deutschen Städten bilden die Antiquitäten aus dem frühesten Alterthum der europäischen Menschheit nur einen sehr unbedeutenden Anhang. Daß die Römer und Griechen, die sich bloß in ihrem engen Kulturkreise bewegten und alle Berührung mit Barbaren verabscheuten, wenig Notiz von der barbarischen Steinzeit nahmen, auf deren Trümmer sie ihre Kulturwelt erbauten, ist zwar sehr natürlich; daß aber seit der Entdeckung Amerikas und seit den so vielfachen Berührungen mit unkultivirten Wilden unsere Historiker, Antiquare und Philosophen noch 300 Jahre warten konnten, ehe sie es sich einfallen ließen, jene Reste der Steinzeit zu sammeln, mit den Geräthschaften der noch jetzt existirenden Steinnationen zu vergleichen und einer philosophischen Untersuchung zu unterziehen, bleibt ein Wunder, und den gelehrten Dänen dieses Jahrhunderts bleibt der Ruhm, eine Gattung der interessantesten und merkwürdigsten Dokumente der Geschichte aufgespürt und den Versuch zu ihrer Vervollständigung und zur Entzifferung ihres Inhaltes gemacht zu haben. Daß den Dänen dieser Vorzug in so hohem Grade zu Theil wurde, kann man vielleicht aus zwei Umständen erklären; erstlich: weil sie, wie man oft gesagt hat, eine sehr historische, traditionenreiche, Geschichte liebende, für alles Alterthümliche begeisterte Nation sind, und zweitens: aus dem Umstande, daß die alte Urzeit ihnen viel näher liegt, als den meisten andern kultivirten Völkern. Daß in Italien, in Griechenland, in Spanien, in Frankreich ꝛc. auch einst solche unkultivirte Barbaren wohnten, welche den Gebrauch der Metalle nicht kannten und sich nur steinerner Instrumente bei allen ihren Verrichtungen bedienten, wird durch die steinernen Geräthschaften, welche man auch in allen diesen Ländern hie und da gefunden hat, bewiesen. Allein die Metalle sind ohne Zweifel schon viel länger in diesen südlichen und zuerst kultivirten Ländern unseres Welttheiles eingeführt. Das Steinalter hörte hier früher auf als in den entlegenen skandinavischen Theilen, und konnte also dem Boden der Gräber, der Sümpfe und Moräste nicht so viele steinerne Geräthschaften anvertrauen. Dann hat der Ackerbau das Land hier schon länger aufgewühlt, und solche rohe Alterthümer, die man ehemals wenig beachtete, der Zerstörung überliefert. In Skandinavien dagegen, das später als alle andern Länder mit den Metallen bekannt wurde, häuften sich die Steinsachen mehr an und wurden auch in Folge der geringeren Bebauung des Landes besser conservirt. Man wurde daher hier

zuerst auf diese so häufig zum Vorschein kommenden Gegenstände aufmerksam.

Die folgenden Kapitel enthalten Schilderungen der Gemäldesammlungen, des Arsenals, der Rosenberger Schloß- und Kunstkammer, der königlichen Bibliothek, wobei zu rügen, daß der Verfasser, der doch sonst dem Verdienste die gebührende Würdigung nicht entzieht, der entschiedenen und anderweitig anerkannten Mollbeck's nicht gedenkt — der naturhistorischen Sammlungen, der Flotte, der Gefängnisse, in denen als gewöhnliche Kost der Gefangenen das Pferdefleisch eingeführt ist, an welche viele Gefangene sich gewöhnen, viele aber mit Abscheu sich davon wenden, der Handwerksschulen, der dänischen Journale, des Mäßigkeits-Vereins. Den Schluß bilden Miscellen, unter welchen vorzüglich die, welche von der deutschen und dänischen Unterrichts-Methode handeln, Aufmerksamkeit verdienen. Der Verfasser deutet im Verlaufe des Buches mehrmal darauf hin, wie die Deutschen den Dänen vorwerfen, daß sie ein etwas pedantisches Erziehungs- und Schulsystem haben, das mehr darauf ausgeht, dem Zögling eine gewisse Summe von Kenntnissen beizubringen, als ihren Verstand zu entwickeln, ihren Geist zu beleben und sie zur Selbstthätigkeit und zum Forschen zu erwecken. Daher kommt es, sagen die Deutschen, daß die Dänen das, was sie einmal fest gelernt haben, schwerer wieder vergessen, daß sie nicht so leicht umlernen können, wie wir Deutschen, und auf dem Wege der Ueberlegung und Prüfung nicht so leicht vom Gegentheil oder von einer Modifikation dessen, was ihre Lehrer ihnen mitgetheilt haben, überzeugt werden können. Daher kommen auch die vielen Examina an ihren Schulen und selbst an ihrer Universität. Daher ist selbst ihre Philosophie etwas sehr Positives und wird sehr compendiarisch abgehandelt. Daher ist überall in jeder Schule, in jeder Klasse, bei jedem Grade der Gelehrsamkeit fest bestimmt, was und wie viel Jeder wissen, welche und wie viele Fragen er beantworten müsse. Daher kommt es beim Sprachenunterricht, z. B. beim Unterricht in der griechischen Sprache, nicht sowohl darauf an, daß der Schüler ganz in das Wesen und den Geist dieser Sprache eingedrungen sei; es wird vielmehr darauf gesehen, daß er diesen oder jenen Schriftsteller verstehe. Ein griechischer Schüler, der den Thucydides nicht gelesen und gelernt hat, kann daher auch nie über diesen Schriftsteller geprüft werden. An unsern deutschen Universitäten gibt es nur ein Maturitäts- und ein Abgangs- oder Amtsexamen; in Kopenhagen dagegen wird fast eben so häufig examinirt, wie bei den englischen oder österreichischen Hochschulen. Daher ist auch die Art und Weise zu studiren der kopenhagenschen Studenten

eine ganz andere, als die der unsrigen. Viele von ihnen sollen kaum Vorlesungen hören, bereiten sich zu Hause auf die Examina vor, oder lassen sich durch Privatdocenten dazu vorbereiten, und kommen mit den Professoren selbst dann häufig nur durch die Examina in Berührung. Dieß ähnelt sehr der englischen Studienweise. Daher ist auch in allen dänischen Schulplänen sehr genau bestimmt, in welchen Punkten der Schüler von Stufe zu Stufe examinirt werde, wie viele und welche Fragen er beantworten, welche Schriftsteller und Bücher er verstehen, wie viel Seiten er aus jedem Schriftsteller lesen und commentiren soll rc.; z. B. er muß 120 Seiten aus dem eingeführten deutschen Lehrbuche lesen können. Er muß acht Fragen aus der Geometrie schriftlich, zwanzig Fragen mündlich beantworten u. s. w. Auch kommen daher in den dänischen Schulen die vielfachen, zuweilen sehr künstlichen Systeme, um den Werth der Kenntnisse eines Schülers und das Resultat des Examens genau zu bestimmen. Man hat in allen dänischen Schulen sehr umständliche Skalen von Ausdrücken für die Werthbestimmungen des Geleisteten oder von sogenannten Charakteren entworfen, und diese Charaktere sogar gewöhnlich auf Zahlenwerthe reducirt, um vermittelst derselben ein genaues Facit über das Examen herauszubringen.

So z. B. fand ich in einer Schule folgende Charaktere nebst dem beigefügten Zahlenwerth derselben:

„Ausgezeichnet gut"	Zahlenwerth	= + 6
„Sehr gut"	»	= + 5
„Gut"	»	= + 4
„Ziemlich gut"	»	= + 1
„Mittelmäßig"	»	= — 3
„Schlecht"	»	= — 5

In einer andern:

Laudabilis et quidem egregie — oder		
Laudabilis prae caeteris . .	»	= + 8
Laudabilis	»	= + 7
Haud illaudabilis	»	= + 5
Non contemnendus	»	= + 1
Vix non contemnendus . . .	»	= — 7
0	»	= — 23.

Der Schüler bekommt nun bei jeder Frage, die ihm vorgelegt, bei jeder Aufgabe, die ihm gegeben, oder bei jedem Fache, in dem er examinirt wurde, seinen Charakter. Die Zahlenwerthe dieser Charaktere werden zusammenaddirt und darnach dann das Hauptresultat des ganzen Examens und der dem Examinirenden zu gebende Hauptcharakter bestimmt. In einem Schulplane finde ich z. B. darüber folgende sehr künstliche Bestimmung: „Die

Summe der erworbenen Zahlenwerthe muß wenigstens dem Produkte gleich seyn, dessen einer Faktor die halbe Anzahl der Examenprobe, und dessen anderer Faktor der Zahlenwerth des Charakters „Gut" ist."

Der zweite Abschnitt des Buches behandelt das nördliche Seeland, Helsingör und den Sund, den südlichen Theil von Schweden und Flytte.

Von vorzüglichem Interesse in diesem Kapitel sind die Beschreibungen von Fredensborg, dem königlichen Schlosse, welches zum Andenken an den zwischen Dänemark und Schweden im Jahre 1720 geschlossenen Frieden von Friedrich IV. erbaut wurde — die, der berühmten Meerenge des Sundes, und vor allen des dort befindlichen wenig gekannten Schlosses Kronborg. Kronborg ist ein herrliches, solides und königliches Gebäude, das im rein gothischen Style von König Friedrich II. im sechzehnten Jahrhunderte gebaut wurde. Es ist eines der prächtigsten und bestconservirten alten Schlösser Europas, und die Landzunge, auf der es liegt, ist einer der ältesten Schloßplätze in Dänemark. Denn vor Kronborg stand hier das Schloß Krog oder Oerekrog, das im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts gebaut wurde, und vor diesem die uralte Flünderburg. Das Schloß liegt hoch, ist im Quarré gebaut und umfaßt einen geräumigen Hof, der das Centrum eines starken Festungskreises bildet, welcher das Schloß mit seinen Wällen, Mauern, Gräben ringsumher umgibt. Auch ist der Boden überall unterminirt, sowohl mit überwölbten, mehrétagigen Casematten, als mit Minengängen, die weit unter der Oberfläche der Umgegend hinausgreifen. In dem einen Thurme des Schlosses, dem man zu diesem Zwecke noch eine kleine Kuppel aufgesetzt hat, brennt ein Leuchtfeuer. Die Schiffe langen hier, der Hauptsache nach, meistens immer scharenweise an, wie die Fische, welches daher kommt, daß der Wind sehr häufig entweder für die Ostseeflotte oder für die Kattegatflotte ungünstig weht. Da sammeln sich denn von der einen oder der andern Mündung des Sundes allmälig eine Menge Schiffe an, zuweilen sollen es 4 bis 500 (dieß ist das Höchste, was vorkommt) seyn. Springt nun der Wind plötzlich um, so geht dann diese ganze imponirende Masse von Segeln auf einmal durch den engen, nur 6000 Ellen breiten Schlund des Sundes. Weiß man also das Umspringen des Windes abzupassen, so hat man daher wohl nirgends auf noch einem zweiten Punkt der Welt Aussicht, eine so große segelnde Flotte auf einmal zu sehen. Für gewöhnlich natürlich ist indeß auf der Themse die Bewegung des Schiffsverkehrs viel lebhafter als auf dem Sunde. Die Anzahl der die untere Themse passirenden Seeschiffe ist freilich nicht viel größer, als die

den Sund passirenden. Beide Flotten mögen sich vielmehr an Zahl und Größe ziemlich gleich kommen. Allein die Schiffe auf der Themse werden dort länger aufgehalten, und componiren dort häufiger und dauernder große Flotten und Gruppen, während man auf dem Sunde die lebhaften Momente sehr abpassen muß.

Den vielen Tausend Schiffen, welche hier jährlich bei Nacht passiren, zeigt eine einzige kleine Flamme den Weg. Denn nach der neuen wundervollen Erfindung der Franzosen ist nicht mehr Licht für einen Leuchtthurm nöthig, als aus einer einzigen Oellampe quillt. Wenn es die Aufgabe fast aller unserer raffinirtesten technischen Erfindungen ist, mit möglichst geringen Kräften möglichst viel zu leisten, so muß man in der That diese französische Lampenconstruction im höchsten Grade bewundern. In alten Zeiten verbrannte man auf hohen Warten ungeheure Massen von Holz, und brachte doch nicht damit so viel Effekt zu wege, als jetzt mit dieser einzigen Lampe. Dieselbe brennt mitten in dem aus großen Krystallscheiben zusammengesetzten Feuerthurm, und ist zunächst von einem kleinen Krystallcylinder umgeben, dessen Wände hie und da einen Zoll dick sind. Dieser Krystallglas-Cylinder besteht aus vielen Glasprismen, die alle unter einem verschiedenen Winkel geschliffen und gegen die Flamme in der Mitte so gestellt sind, daß sie alle Strahlen derselben auffangen, concentriren und auf die Oberfläche des Meeres werfen. Sieht man daher auf die Flamme von oben herab, so bemerkt man sie gar nicht, weil alle nach oben gehende Strahlen aufgefangen und nach unten geworfen werden. Aus der Richtung der Meeresfläche dagegen aufwärts leuchtet die Lampe mit blendendem Lichte. Auf diese Weise wird es bewirkt, daß ein einziges kleines Licht das Meer in einem Umkreise von mehreren Meilen erleuchtet. Die alten Leuchtthürme mit den vielen Lampen und den großen Reverberen und reflektirenden Spiegeln sehen recht unbehülflich und altmodig aus gegen dieses französische Licht. Es ist eine der hübschesten Erfindungen der neueren Zeit, deren Wohlthaten viele Tausende bedrängter Wanderer genießen, und die doch verhältnißmäßig vom größeren Publikum wenig beachtet wird, weil sie in der Regel nur an ziemlich entlegenen Orten, auf hohen Thurmspitzen, auf öden Landzungen und minder zugänglichen Vorgebirgen zur Schau ausgestellt ist. Der Verfasser sah das erste Exemplar in Ostende, und nachher einige in England. Er bestieg außer jenem Leuchtthurm noch einen andern Thurm des alten Schlosses, den sie den Telegraphenthurm nennen. Er ist dick und oben platt, und er sah von hier aus über die Dächer, Schornsteine und übrigen Zinnen des Schlosses hinweg. Es ist natürlich unmöglich, auf diese Weise in der Dunkelheit auf den Thür-

men und Dächern von Kronborg umher zu nachtwandeln, ohne an Shakespeares Hamlet und den königlichen Geist zu denken, den er auf diesem Schlosse umherschwanken ließ.

Zu Hamlets Zeit wurde zwar natürlich an dieses Schloß noch nicht gedacht, wohl aber existirte es schon zu Shakespeares Zeit. Und wenn der Dichter die Scenen seines ergreifenden Dramas nach „Elsinore“ (Helsingör) verlegte, und wenn er darin eine Platforme des königlichen Schlosses, Staatszimmers und dergleichen vorkommen ließ, so ist es wohl gewiß, daß Shakespeare dabei dieses Kronborg in Gedanken hatte. Wenn er auch selbst nie hier war, so mochte er doch durch englische Schiffskapitäne von Kronborg gehört, und sich nach den Schilderungen derselben eine Vorstellung davon verschafft haben. Die Gegenstände und Gebäude gewinnen nicht nur ein Interesse durch die Dinge, welche wirklich in oder bei ihnen passirt sind, sondern auch durch diejenigen, welche als daselbst passirt vorausgesetzt werden. Da Shakespeare dieses prächtige, in einer höchst imposanten Stellung am Sunde gelegene Schloß im Sinne hatte, als er seinen unsterblichen Hamlet concipirte, da jeder der Millionen Leser jenes unvergleichlichen Dramas sich in Gedanken dieses Schloß und seine gespensterhafte Platforme dachte, und da jeder hier ankommende Fremde das Schloß mit demselben Gedanken besuchte, so ist es Einem, wenn man nächtlich auf seinen Zinnen umherklimmt, in der That so zu Muthe, als seien diese Räume und Mauern durch die Literatur, durch die Gedanken — bloß durch die Einbildungskraft und die Phantasie gleichsam — geweiht. Es war, sagt der Verfasser, ein ziemlich frischer Nachtwind — „a nipping and an eager air,“ wie Horatio sagt, — als ich auf dem Thurme stand, und in den Schloßhof und über den Sund, auf den völlige Finsterniß herabgesunken war, hinausblickte. Unten marschirten die dänischen Schildwachen auf und ab, wie Francesco, Marcellus und Bernardo, und einwärts sah ich die großen Fenster der königlichen Säle schimmern, dieselben vielleicht, aus denen jene „flourishes of trumpets“ erschollen, und in denen der König zechte und seine „draughts of Rhenish“ hinabstürzte, die dem Hamlet Gelegenheit gaben, einen Ausfall auf die Trinksitten der damaligen Dänen zu machen, welcher Ausfall in so hohem Grade mit dem übereinstimmt, was ein französischer Gesandter am Hofe Christians IV. in seinen Memoiren über denselben Gegenstand gesagt hat, daß man auch hieraus wieder sieht, Shakespeare muß durchaus von den damaligen Zuständen der Dänen zum Behuf seines Dramas Notiz genommen haben.

Die Dekorationsmaler von Drurylane und Coventgarden sollten jedenfalls hieher nach Kronborg kommen und dieses Schlos-

ses Lage und Bauart kennen, um ihren Darstellungen mehr Anstrich von derjenigen Wirklichkeit zu geben, wie Shakespeare sie sich dachte. Mir gingen hier oben immer Shakespear'sche Phrasen durch den Kopf: Who's there? Answer me! Stand and unfold Your — self! — Uebrigens gibt es auch noch andern Stoff zur Anregung der Phantasie in diesem Schlosse genug, und zwar tief unten in der Erde unter seinen Mauern. Wie der Geist des Vaters Hamlets nämlich auf den obern Zinnen Kronborgs umherschwankt, so sitzt unten tief in einer Höhle, an einem steinernen Tische schlafend und auf immer gefangen und eingesperrt, mit dem Barte an den Boden festgewachsen, der arme Holger Danske, dessen unterirdischen Aufenthalt der Verfasser besuchte. Das ganze Schloß steht auf lockerem Sandboden, und es hat daher zu seiner festen Begründung so großartige künstliche Substruktionen, wie wenige Schlösser. Die unmittelbaren unterirdischen Fortsetzungen der Mauern des Schlosses hatte man kürzlich auswärts ganz von dem umgebenden Boden durch eine rund herum veranstaltete Ausgrabung losgelöst. Diese Ausgrabung hatte man ausgemauert, aber wieder vermauert, und nur hie und da kleine Luftlöcher mit Schornsteinen gelassen, so daß nun eine beständige Luftcirculation um diese unterirdischen Mauern herum Statt fand, und daß sie auf diese Weise sehr frisch und trocken erhalten werden müssen. Die Hauptsouterrains sind aber rings um das Schloß herum. Es sind tiefe, bombenfeste Casematten, die mehrere Etagen unter einander haben, sehr solide gebaut sind und aus alten Zeiten stammen. In einer der untersten Casematten befindet sich ein Steinblock, den man Holger Danskes Schlafkissen nennt. Die Casematten sind sehr weitläufig, wie ein Gewirre von zusammenhängenden Höhlen, und einer ihrer versteckten, in die Tiefe gehenden Gänge soll nun zu dem Raume führen, in welchem besagter Holger Danske ganz auf ähnliche Weise sitzt, wie unser Kaiser Friedrich auf dem Kyffhäuser, mit seinem langen Barte in den Tisch gewachsen. Man kann sagen, daß beide Sagen bis auf den in Kronborg gezeigten Stein übereinstimmen. Denn auch auf dem Kyffhäuser zeigt man einen solchen Stein, den man auch mit dem Kaiser Barbarossa in Verbindung bringt. Auch steht Holger Danske, so oft das Reich in Gefahr ist, auf, wie unser Kaiser, und zeigt sich an der Spitze der Kriegsheere mit seinem rothen Schilde. Viele Deutsche haben die Meinung geäußert, die Dänen möchten die Sage von uns copirt haben. Allein es ist wohl möglich, daß sie bei den Dänen sogar älter ist, als bei uns, wenigstens wird Holger Danske als ein Zeitgenosse Karls des Großen angesehen, und unser als Deutschlands Schutzengel unter der Erde sitzender Kaiser war mehrere Jahrhunderte später.

Vielleicht wäre dabei aber noch erst zu untersuchen, ob denn nicht dasselbe, was man jetzt von Friedrich Barbarossa erzählt, schon viel früher von einem andern deutschen Helden erzählt sei. Uebrigens haben sich ja fast in allen Ländern ähnliche Sagen ausgebildet, ohne daß man eine Uebertragung nachweisen könnte. So z. B. auch in Böhmen, wo man sagt, daß der böhmische Löwe in einer Höhle an dem schroffen Felsufer der Moldau schlafend liege, und in bedrängten Zeiten heraustrete und durch sein Gebrüll des Vaterlandes Helden erwecke und zum Streit aufrufe. Es ist merkwürdig, daß die meisten dieser Sagen des Vaterlandes Beschützer und Hüther nicht vom Himmel herabsteigen, sondern ihn in dem Boden unterirdisch schlafen lassen. Es geschieht dieß wohl um der Liebe und um des Vertrauens zu dem einheimischen Boden und um seiner Kraft willen, von der man die Erstehung neuer kräftiger Landeskinder erwarte. Auch im Herzogthum Schleswig sitzt der Volkssage nach ein alter Held unter dem Boden eines Berges, der von da im Fall der Noth rettend erstehen wird.

Holger Danske übrigens ist der dänische Roland. Er soll der Sohn des jütischen Königs Göttrik gewesen und von diesem an Karl den Großen geschickt seyn, dem er dann in den Kriegen gegen die Sarazenen in Spanien diente. Später zog er auch mit dem Kaiser in's indische Fabelland, wo er eine Frucht speiste, die seine Glieder unverwundbar und unvergänglich, wie die des Achilles, machte. Seine Geschichte und Thaten sind in einem berühmten, in Dänemark viel gelesenen Werke beschrieben, in „Holger Danskes Krönike (Chronik). Auch sind der Sagen von ihm in verschiedenen Theilen Dänemarks mehrere. In Jütland zeigt man seinen Hoi (Grabhügel), in welchem auch sein großes Schwert bewahrt liegt. In den unterirdischen Gängen von Kronborg soll man zuweilen Waffengeklirr vernehmen. Ein Mensch wagte es einmal diesem Tone zu folgen und in die Tiefe zu Holger Danske hinabzusteigen. Er fand ihn mit seinen Gesellen, und wurde von ihm mit den Worten bewillkommt: »Reich mir deine Hand.« — Der Mensch reichte ihm statt der Hand eine Eisenstange, die Holger so stark packte, daß man seine Finger darauf abgedrückt sah. Er glaubte aber, er habe die Hand des Menschen, und da er ihn keine Schmerzenszeichen von sich geben sah, so ließ er ihn endlich fahren und sagte: „Nun, das freut mich, daß es doch noch Männer in Dänemark gibt.“ Es ist interessant, mit diesen Sagen von Holger Danske die noch jetzt in Norddeutschland coursirenden Sagen von Roland zu vergleichen. Bekanntlich sehen mehrere Städte Norddeutschland ihn als den Beschützer ihrer Freiheit an, und haben seine Riesenstatue sogar auf ihren Marktplätzen aufgestellt. In Bremen, wo dieß z. B. der Fall ist, läuft die Sage

unter den Leuten herum, daß, wenn diese Statue umfiele, es mit der Freiheit der Stadt zu Ende sei, daß es aber noch eine andere solche Rolandssäule unter der Erde gäbe und gleich an die Stelle der umgestürzten gesetzt werden könnte, um die Freiheit zu retten. Sollte diese Stadt wirklich einmal ihre Freiheit verlieren, so wird es dann nur noch einen schlafenden Roland unter dem Boden geben, auf dessen Wiedererwachen man lange hoffen wird, bis dann allmälich auch diese Hoffnung mit sammt der Sage einschlummert.

Das Innere des Schlosses bietet des Interessanten Vieles; zuerst die Zimmer, in denen die unglückliche Königin Karoline Mathilde nach dem Ausbruch der sie und Struensee stürzenden Conspiration gefangen saß, ehe man sie hier einschiffte und nach Deutschland brachte. Obwohl König Friedrich II. das Schloß bauen ließ, so rührt doch die ganze innere Einrichtung wieder von dem großen königlichen Baumeister Christian IV., des Ersteren Sohn, her, der Mehreres vollendete, was der Vater begann. Die alten Thürme, die von einem Zimmer zum andern führen, sind auffallend niedrig, nämlich nur zwei und siebenzig dänische Zoll hoch. Da nun die Historie berichtet, daß Christian IV. vier und siebenzig Zoll hoch war, so hat man nun das sonderbare Faktum gefunden, daß der König, der hier öfter residirte, wenn er durch seine Zimmer schritt, sich immer zwei Zoll tief bücken mußte, um durch seine eigenen Thüren zu kommen. Die Zimmer dienen jetzt zu verschiedenen Zwecken, zur Wohnung der Commandanten und anderer Offiziere und Beamten, als Kasernen, Magazine, Arsenäle. Der Rittersaal des Schlosses erscheint jetzt von außen geschmückter, als von innen. Es stehen auswärts große steinerne Statuen darum her. Von inneren Räumen im Schlosse ist der interessanteste die Schloßkapelle. Der jetzt herrschende König, unter dem so viele werthvolle Kunstwerke wieder hergestellt sind, hat jene Kostbarkeiten wieder hervorziehen, und die Kirche auf's geschmackvollste ganz so herstellen lassen, wie sie ehemals war. Am Altare findet man wieder eines von jenen dänischen Kunstprodukten, welche Thorwaldsen lobte, und welche auch freilich wohl das Auge anderer Beschauer als trefflich erkennt. Es ist die Kreuzigungsscene, en miniature in Alabaster ausgeführt, wie der Herr sich zu dem reuigen Verbrecher wendet und ihm das Paradies verheißt. Die Schmerzensgesichter der beiden Dulder sind nahe zu einander gewandt, und man verspürt etwas von dem Troste, den Beiden diese wunderbare, in der letzten Stunde entstandene Freundschaft gewähren mußte. Christus ist wie gewöhnlich an ein regelmäßig gezimmertes und gehobeltes Kreuz genagelt; die beiden Verbrecher aber an rohe, unbearbeitete Baum-

stämme, an denen man die Stumpfe einiger Aeste stehen ließ. Ihre Beine sind an diese krummen Aeste in sehr unbequemen Stellungen befestigt. Diese Darstellung hat etwas Ungewöhnliches. Die Kirche ist durchweg mit sehr hübschem und geschmackvollem Holzschnitzwerk geziert. An den Wänden über den Kirchstühlen laufen eine Reihe von Bibelsprüchen um großen goldenen Buchstaben in der ganzen Kirche herum. Die Inschrift läuft in alle Winkel der Kirche hinein und kommt sogar in die Pfosten der Eingangsthüre herum, und endigt endlich zu beiden Seiten der Thüre. Diese Inschrift war auch zerstört, und ist erst jetzt vor zwei Jahren wieder hergestellt. Sie ist in deutscher Sprache, wie viele von den Inschriften, die von den alten dänischen Königen herrühren.

Art. VII. Ulrich, Herzog zu Württemberg. Ein Beitrag zur Geschichte Württembergs und des deutschen Reichs im Zeitalter der Reformation; v. Dr. Ludw. Friedr. Heyd u. s. w. Dritter Band, vollendet und herausgegeben von Dr. Karl Pfaff u. s. w. Tübingen, bei L. F. Fues, 1844.

(Schluß aus dem 116. Bande.)

Die Geschicke des deutschen Reiches gingen in den beiden Jahren 1546 und 1547 einer wichtigen Entscheidung entgegen, und die öffentlichen Verhältnisse erfuhren in dieser kurzen Zeit einen Umschwung, der nicht wechselvoller hätte seyn können. Wer den Ursachen der Erscheinungen nachforscht, findet hier ein reiches Feld zum Nachdenken, er muß seine Aufmerksamkeit vervielfältigen, um keinen Faden des verschlungenen Gewebes aus dem Auge zu verlieren. Er ist um Quellenschriften nicht verlegen, eine reichhaltige Literatur steht ihm zu Gebote; allein er muß sie unbefangenen Sinnes und mit großer Vorsicht brauchen, weil sie nicht selten eine auffallende Parteifärbung verrathen, von Haß und Leidenschaft nicht frei sind, und in dem Ausgange ein Gottesurtheil sehen wollen, das den Unterliegenden zugleich die ganze Last des Unrechts und treuloser Pflichtverletzung aufbürdet.

Krieg war jetzt die Losung geworden, Krieg das einzige Mittel zur Ausgleichung so entgegengesetzter Bestrebungen. Aber es war kein heiliger, kein Religionskrieg. Religiöse Interessen standen zwar im Vordergrunde; die eigentlich bewegende Kraft war politischer Natur. Es galt eine wichtige, man könnte sagen eine Lebensfrage, die ihre Lösung durch das Schwert erhalten sollte, die Frage über Fürstenhoheit oder Reichseinheit; nicht der Sieg bei Mühlberg, sondern die Flucht des Kaisers nach Villach war die Antwort darauf.

Im Gefühle seines materiellen Uebergewichtes gab der Bund den Lockungen der günstigen Gelegenheit nach, und glaubte ein Gebot der Klugheit zu erfüllen, wenn er der erste das Schwert ziehe, noch bevor der Kaiser seine gesammten Streitkräfte an sich gezogen hätte. Allein eben hiedurch trat er aus seiner ursprünglichen Bestimmung, die ihn auf Vertheidigung und Abwehr beschränkte, heraus, und wagte sich auf einen kühnen Weg, den er entweder gar nicht betreten, oder, wenn er einmal betreten war, mit fester Entschlossenheit hätte verfolgen sollen. Statt dessen verfiel er einer Halbheit, die von vornherein wenig Gutes erwarten ließ; er wollte das Wagniß und scheute sich vor den Folgen desselben; bald machten sich Sonderinteressen der Bundesmitglieder geltend und überwogen die der Gesammtheit.

Die Bundesfürsten gaben vor, nichts anders zu wollen, als den drohenden Absichten des Kaisers für die Freiheit ihres religiösen Bekenntnisses entgegen zu treten. Es läßt sich aber wohl auch die Frage stellen, wohin ihre Pläne gegangen wären, wenn ihnen das Kriegsglück den Sieg zugewendet hätte. Würden sie mit der Freiheit des Cultus sich zufrieden gegeben, oder würden sie ihren Sieg nicht auf das Vollkommenste ausgebeutet haben? Finden sich nicht unzweifelhafte Andeutungen, daß sie dem Kaiser Macht und Krone entrissen, und nach eigener Wahl und zum Frommen ihrer Partei darüber verfügt haben würden? Im Falle einer Niederlage hätte also der Kaiser seine Krone entweder völlig verloren gesehen, oder er hätte sie zu Bedingungen nehmen müssen, gegen welche sie zu behalten empfindlicher gewesen wäre, als sie zu verlieren.

Seinerseits fühlte er die Nothwendigkeit, sein reichsherrliches Ansehen zu kräftigen, zu befestigen und die ungesetzlichen Uebergriffe einzelner Reichsfürsten in ihre gehörigen Schranken zurückzuweisen. Daß es dabei auf Beschränkung des protestantischen Uebergewichtes abgesehen war, ist nicht zu läugnen; allein man geht zu weit, wenn man glaubt, daß neben der religiösen und staatlichen Einheit, wie er sie faßte und praktisch durchführen wollte, ein richtiges Ausmaß religiöser und bürgerlicher Freiheit nicht statthaft gewesen wäre. Eben so wenig wollen wir in Abrede stellen, daß er vor offenbaren Verletzungen der Reichscapitulation Scheu getragen habe; nur müssen wir hier in Erinnerung bringen, daß der erste Bruch der Reichssatzungen nicht von ihm ausgegangen war, und seine beiden mächtigsten Feinde in Bezug auf die gegen sie verhängte Reichsacht sich wohl nicht füglich beschweren konnten, wenn sie nach dem Kriegsrechte behandelt wurden, unter welches sie sich selbst gestellt hatten.

Auch Württemberg wurde in die verhängnißvollen Folgen

des Kampfes hineingezogen und mußte eine lange Reihe neuer Drangsale über sich ergehen lassen. Der Herzog sah sich dem Bunde verpflichtet und durch die Gleichheit der Interessen berührt. Er betheiligte sich um so entschlossener am Kampfe, da sein besonderes Verhältniß zu Oesterreich ihn mit manchen Besorgnissen erfüllte. Nach dem kläglichen Ausgange des Feldzuges traf ihn die ganze Last der feindlichen Occupation, und er war genöthigt, von seinen Bundesgenossen im Stiche gelassen, für sich bei dem Kaiser Gnade zu suchen, und konnte sich Glück wünschen, daß er sie ohne größere Opfer erlangte.

Die Schilderung des Schmalkaldischen Krieges in seinem ganzen Umfange konnte natürlich nicht in der Aufgabe des Hrn. Verf. liegen, und sein Gesichtskreis beschränkte sich, wie billig, auf dessen Schauplatz an der Donau allein, weil sich auch Ulrichs Theilnahme an demselben nicht weiter erstreckte. Seine Nachrichten beruhen auf gleichzeitigen Quellenschriften, und sind großentheils, was Württemberg anbelangt, dem königlichen Staatsarchive entnommen, das über jene Zeit ein reichhaltiges, bis jetzt noch nicht genug benütztes Materiale bewahrt, und dem Geschichtsforscher zur Beleuchtung des thatsächlichen Zusammenhanges trefflich zu Statten kommt. Ulrich, durch fortwährende körperliche Leiden am persönlichen Erscheinen gehindert, unterhielt mit dem Bundesrathe einen desto lebhafteren schriftlichen Verkehr, und diesem Umstande verdanken wir eine Reihe werthvoller Documente, die sowohl über Personen als auch über einzelne Thatsachen ein wichtiges Licht verbreiten, wenn man auch nicht in Abrede stellen kann, daß sie unter der Einwirkung des augenblicklichen Eindruckes niedergeschrieben sind und nicht selten die Spuren einer gereizten Gemüthsstimmung an sich tragen. Durch ihre umsichtige Benützung hat der Herr Verf. manches Dunkel aufgeklärt, manche Zweifel beseitigt, manchen neuen Gesichtspunkt gewonnen, und der vaterländischen Geschichtskunde einen wesentlichen und dankenswerthen Dienst erwiesen.

Die Pläne für die ersten angriffsweisen Kriegsoperationen waren von Schertlin und Schankwitz ohne Zweifel gut und richtig angelegt. Durch Ueberrumpelung seiner Musterplätze und durch Besetzung der Tyrol'schen Alpenpässe würden sie den Kaiser in große Verlegenheit gesetzt, und durch die Raschheit ihrer Angriffe zu einer Zeit, wo jener mit seinen Rüstungen noch lange nicht zu Ende gekommen war, der Partei, der sie dienten, die entschiedenste Uebermacht errungen haben. Zum Glücke für den Kaiser theilte der zu Ulm versammelte Bundesrath die Kühnheit der Kriegsobersten nicht; im Zaudern einer langsamen Ueberlegung ging die günstigste Gelegenheit zum Handeln unbenützt vorüber,

Mangel an Einheit im Entwurfe und in der Ausführung brachte, wie gewöhnlich im Kriege, nachtheilige Folgen. Es läßt sich begreifen, daß ein jedes Bundesglied, besonders die dem Kriegsschauplatze am nächsten waren, da so Vieles auf dem Spiele stand, ein Recht auf Stimme und Rath verlangte, nur paßte die zaghafte Unentschlossenheit, die am Ruder stand, nicht zu dem Thatendrange der Führer.

So war es eben Herzog Ulrich, der durch seine Gegenvorstellungen, die noch zu rechter Zeit eintrafen, die Versammlung der Bundesräthe gegen Schertlins Vorhaben stimmte. Er machte aufmerksam, daß ein so thätlicher und eilender Angriff der Bundesverfassung widerstreite, daß überhaupt eine angriffsweise Führung des Krieges so lange nicht rathsam sei, als das gesammte Kriegsvolk noch nicht versammelt wäre, das Einzige, was man thun könne, bestände darin, sich gefaßt zu halten und die oberschwäbischen Städte, namentlich Kempten, zu besetzen; ein Angriff auf die kaiserlichen Musterplätze aber sei ernstlich zu bedenken und nicht rathsam.

Gegen diese Ansicht würde Schertlin mit seiner wiederholten Erklärung, wie leicht man das nur aus geringem Gesindel bestehende Kriegsvolk aus den Musterplätzen hinaustreiben und wohl auch für den Bund gewinnen könne, nicht durchgedrungen seyn, hätte sich nicht der Landgraf von Hessen in seinem Schreiben für den Angriff, und zwar für einen raschen Angriff mit Bestimmtheit erklärt. Nun erst ward die Ausführung des Wagnisses beschlossen. Auch Ulrich gab jetzt nach, jedoch ohne den Plan völlig zu billigen; er wollte ihn nur da ausgeführt wissen, wo man es ohne Gefahr und Nachtheil thun könne; seine Reiter aber, deren Zuzug mit aller Dringlichkeit der Umstände verlangt wurde, verweigerte er standhaft, zu den Bundestruppen stoßen zu lassen. In seinem Innern zürnte er über Schertlin und mochte dem Manne der raschen That den kriegerischen Ungestüm nicht verzeihen. Darum äußerte er sich über ihn in einem Briefe an seine Räthe in seiner gewöhnlichen argwöhnischen Derbheit: „Wir vertrauen dem Schertlin wohl, schrieb er, daß er leiden möchte, daß wir ihm unsere Gereisigen zugeben und wo er sie alle verbrauchte, daß ihm wenig daran gelegen seyn würde. Ehe wir aber solches thun, ehe wollen wir, daß der Bub geviertheilt würde.“ Wenn in diesen harten Worten nicht das erste Aufwallen eines vorübergehenden Unwillens liegt, so verdiente der erprobte Kriegsmann, hatte er bei der Sache auch kein Herzogthum einzusetzen, gewiß eine rücksichtsvollere Behandlung und ein größeres Vertrauen.

Kaum hatte indeß Schertlin seine erste Waffenthat auf Füssen glücklich ausgeführt, wo die kaiserlichen Söldner bei dem Her-

anrücken des Feindes ihre Stellung ohne Schwertschlag aufgaben, so erschrack man in Ulm über die weitgreifenden Pläne, erachtete sie viel zu gewagt und unsicher, und untersagte mit Strenge, den Feind zu verfolgen oder den neutralen Boden von Baiern zu betreten. Nur Ulrich war jetzt wieder einer andern Meinung. Da der Schlag einmal geschehen war, so urtheilte er gewiß richtiger und schärfer, man möge Füssen wohlbesetzt halten, dem Schertlin freie Hand lassen, und wenn es unumgänglich nöthig sei, daß dieser das Bairische Gebiet betrete, so möge es mit möglichster Schonung der Unterthanen geschehen.

Schertlins glänzender Zug nach Tyrol, wo das Schloß Ehrenberg genommen und Schankwitz gegen das Trienter Concil entsendet ward, schmeichelte durch den unerwarteten Erfolg den Herren im Kriegsrathe und veranlaßte sie, darin ein wundervolles Einschreiten des Himmels zu ihren Gunsten zu erblicken. Um so unerwarteter kamen ihnen Ulrichs Donnerworte, der das Unternehmen frech und frevelhaft schalt und auf Rückberufung des Schankwitz drang, weil er ohne Befehl und im Widerspruche zu den Ansichten des Landgrafen gehandelt hätte.

So sehen wir gleich anfangs in den Maßregeln des Bundes ein Schwanken und eine Halbheit, wodurch auf die Länge unmöglich etwas Gutes erzielt werden konnte. Er gab sich Illusionen hin, er scheute die Mittel und wollte doch den Zweck; bei dem gemeinschaftlichen Unternehmen dachten Viele nur an den eigenen Gewinn oder Nachtheil, und ließen sich von dem Ganzen wenig berühren; auch that ihm Baierns zweideutige Stellung großen Abbruch. Insbesondere war es Ulrich, der sich, nach dem kläglichen Ausgange dieses Feldzuges, bei dem Kaiser viel darauf zu Gute that, daß er vom gewaltsamen Angriffe abgerathen und den Einfall in Tyrol nie gebilligt habe, welcher auch ganz ohne sein Wissen und ohne seine Zustimmung geschehen sei.

Wir können uns unmöglich auf die Einzelheiten der Kriegführung, der Berathung, der Märsche und Gegenmärsche, der Pläne und ihrer Erfolge einlassen, und bemerken nur im Allgemeinen, daß der ganze Gegenstand mit großer Sachkenntniß und mit vielem Fleiße gearbeitet ist und wesentlich beiträgt zur Erkenntniß der inneren Bundesverhältnisse sowohl, als der Sitte und des Geistes der Zeit. Wir übergehen die weiteren Waffenthaten des Bundes, die Erwerbung von Günzburg, Dillingen und Donauwörth, die Rüstungen der beiden Bundesfürsten, Sachsen und Hessen, ihre Zusammenkunft in Ichtershausen, ihre daselbst abgeschlossene Einung, ihre Erklärung an den Kaiser, ihren Aufruf an die deutschen Völker, um den Vorwurf des Ungehorsams von sich abzuwenden und den Krieg als einen bloß im Interesse des evangeli-

schen Glaubens und gegen das Concil unternommenen darzustellen, und wollen statt dessen einige Augenblicke bei dem Lager von Donauwörth betrachtend verweilen.

Dorthin war nämlich in den ersten Tagen des August das gesammte Bundesheer gezogen worden, um von da aus zu den weiteren Unternehmungen verwendet zu werden. Ueber seine Stärke sind die Berichte nicht in Uebereinstimmung und schwerlich auch in Uebereinstimmung zu bringen. Wir sind mit dem Herrn Verf. gern einverstanden, daß Avila's Angaben über die effective Streitmacht viel zu groß und auch dann noch kaum zu rechtfertigen sind, wenn man sie nicht von der Streiterzahl, sondern überhaupt von der Kopfzahl, mit Einschluß des nach damaliger Kriegssitte so äußerst zahlreichen Trosses, verstehen wollte. Dagegen möchte aber die Annahme unsers Verfassers eher unter der richtigen Zahl bleiben und die bei Rommel der Wahrheit näher kommen. Die Sache sei wie sie wolle; es bleibt eine mißliche Aufgabe, aus der keineswegs constanten Stärke eines Fähnleins, dessen Mannschaft nach Umständen größer oder geringer war, die Stärke eines Heeres zahlengetreu berechnen zu wollen. Nur das ist ausgemacht, daß selbst damals noch das Uebergewicht an Streitmacht auf Seiten des Bundes war und daß der Ausschlag des Kampfes noch immer in seiner Hand lag.

Der Kaiser stand ruhig in seinem Lager bei Regensburg. Ein Angriff der Feinde hätte ihn in große Verlegenheit gebracht. Noch immer waren seine Rüstungen nicht vollendet; er erwartete noch Mannschaft aus Italien, auch aus den Niederlanden führte ihm Graf von Büren ein Schlachtheer zu.

So wenig wie früher war Einheit und Einigkeit im Kriegsrathe der Bundesfürsten. Eine kostbare Zeit ging mit Ueberlegen verloren, man konnte sich über die vorgelegten Kriegspläne nicht einverstehen, man scheute eine Verletzung der baierischen Neutralität, und Schertlin mußte abermals den kühnen Zug, den er vorgeschlagen, an den Bedenklichkeiten des Kriegsrathes scheitern sehen.

Ulrichs Contingent beim Bundesheere belief sich auf acht und zwanzig Fähnlein Fußvolk und auf sechshundert Reiter. Jenes bildete das zweite Regiment und stand unter dem Befehle des Obersten Freiherrn von Heideck, die Reiter befehligte der Marschall Wolf Philipp von Hürnheim. Reichliche Zufuhren von Lebensmitteln kamen aus Württemberg. Ulrich selbst lieferte den Wein, der in so großen Massen im Lager verbraucht wurde, daß um dem Bedürfnisse zu genügen, ununterbrochen dreißig bis vierzig Wägen unter Weges seyn mußten. Daß er dabei nicht zu Schaden kam, im Gegentheil ein Erkleckliches aus dem Weinverkaufe ge-

wann, entnehmen wir aus den Berechnungen der Württembergischen Rentkammer, welche klar bewies, daß bei einem Fuder Weines, das im Lager mit vier und zwanzig Gulden bezahlt wurde, ein reiner Gewinn von zwölf bis vierzehn Gulden für ihn abfiel, ein Gewinn, dessen Größe ersichtlich wird, wenn man bedenkt, daß der wöchentliche Verbrauch auf drei bis vierhundert Fuder sich erstreckte.

Dagegen aber hatte der Herzog, wegen der Nähe des Kriegsschauplatzes, vielfältigen Anforderungen von Geld und Geschütz, von Pulver, Schanzkörben, Knechten und Reitern zu entsprechen, was ihm zuletzt doch zu viel wurde, so daß er unwillig an seine Räthe schrieb: „Nun können wir aus dem täglichen Bläuen, damit man auf Uns wie auf einem Stockfisch liegt, jetzt mit Anforderung Gelds, Geschützes, Reiter, Kugeln und Anderm anders nicht erachten, denn wenn es lang umher geht, daß wir zuletzt wenig Dank dabei erlangen."

Indem der Verf. die Zeit der fortdauernden Waffenruhe dazu benützt, um einen prüfenden Blick auf die Verhältnisse beider Heere und auf die Umstände zu werfen, unter deren Einflusse sie standen, kann er nicht umhin, die großen und wesentlichen Gebrechen im Bundesheere bemerkbar zu machen, über welche schon die Zeitgenossen ihr Bedauern ausgedrückt haben und über die gegenwärtig nur Eine Stimme des vollen Einverständnisses herrscht. Mit Recht hebt er hier als ein tiefes, folgenschweres Gebrechen vorerst die große Saumseligkeit in der Einzahlung der Kriegsbeiträge hervor, die sich schon zu Anfange des Feldzuges zeigte und zögernd auf die Thätigkeit des Heeres zurückwirken mußte. In dieser Beziehung gebührt indeß dem Herzoge das Lob einer großen Genauigkeit, worin er Anderen mit einem nachahmungswerthen Beispiele voranging, mit der er auch im übrigen Verlaufe des Krieges seiner Bundespflicht getreu nachkam.

Was sodann den Mangel an Einheit im Oberbefehle anbelangt, so fühlte ihn Keiner der Fürsten lebhafter und tiefer als der Landgraf. Leider gelang es ihm nicht, mit seinen besseren Vorschlägen bei dem Kurfürsten von Sachsen, der von dem Befehle nicht ablassen wollte, durchzudringen. Und gerade war es der letztere, bei dem sich, nicht bloß nach dem Urtheile unbefangener Zeitgenossen, sondern auch in Folge der ersten gemeinschaftlichen Kriegsoperationen, der Mangel der einem Feldherrn nothwendigen Eigenschaften recht fühlbar zeigte, und Einsichtsvollere mochten nicht mit Unrecht auf einen bessern Erfolg gehofft haben, wenn der alleinige Heerbefehl in die Hände des Landgrafen, der sich durch Feldzüge bereits bewährt hatte, niedergelegt worden wäre.

Die Unterhandlungen mit Baiern endlich zogen sich in die Länge, und dienten mehr dazu, um dem Kaiser Zeit zu seinen Rüstungen zu verschaffen, als den Verbündeten irgend einen wirklichen Gewinn zu gewähren. Im Gegentheile gelangten diese zu spät zu der Einsicht, daß sie umsonst die kostbarste Zeit verloren und daß es für sie viel heilsamer gewesen wäre, wenn sie gleich anfangs das Land als ein feindliches behandelt haben würden.

So geht nun aus dem Gesagten hervor, daß die ersten und nöthigsten Bedingungen, von denen im Felde der glückliche Erfolg der Waffen abhängt, im Bundesheere schon von Anfang an nicht vorhanden waren, und gelang es dem Kaiser, seinen Vertheidigungsplan streng durchzuführen und entscheidenden Schlachten auszuweichen, so konnte er unter den vorhandenen Umständen fast ohne Schwertschlag und großes Blutvergießen Herr des Feldzuges werden. Denn das Bundesheer, das so viele Keime innerer Auflösung in sich trug, war auf den Kampf angewiesen; die Unthätigkeit des Lagers schadete ihm mehr als eine verlorne Schlacht; es schwanden die wenigen Mittel zum Unterhalte der Soldtruppen dahin, und da es an neuen fehlte, so mußte es zuletzt von selbst aus einander gehen.

Während nun das feindliche Heer im Lager bei Donauwörth versammelt stand, ging der Kaiser einen Schritt weiter und erließ den Achtbrief gegen den Kurfürsten und den Landgrafen. Er rechtfertigt diese Maßregel als ein Gebot der Nothwendigkeit, als eine gerechte Strafe der verletzten Majestät, er warf den beiden Fürsten mit Bitterkeit vor, daß sie alle seine Bemühungen einer gütlichen Beilegung der Religionsstreitigkeiten vereitelt, geistliche und weltliche Stände angegriffen, Stifte und Klöster eingezogen, die Reichsgerichte verworfen, Verschwörungen angezettelt, und sich mit fremden Mächten in Verbindungen gegen ihn eingelassen. „Die Religion, sagte er ferner, diene ihnen nur zum Vorwande, um ihren Ungehorsam zu bemänteln und ihre Frevel zu entschuldigen; daher geböten ihm Recht und Pflicht, einmal mit Ernst und Nachdruck gegen sie aufzutreten und er erkläre sie deßwegen als Ungehorsame, Pflicht- und Eidbrüchige, als Rebellen und Verächter kaiserlicher Majestät, und als Landfriedensbrecher in die Reichsacht, entbinde ihre Unterthanen von dem ihnen geleisteten Eide und werde über all ihre Helfer die gleiche Strafe verhängen, wie über sie."

Es war natürlich, daß die beiden Fürsten in ihrer Erwiderung ihre Sache von einer ganz andern Seite darstellten, daß sie sie als eine von Recht und Pflicht gebotene Nothwehr angesehen wissen wollten, als eine Nothwehr zur Aufrechthaltung des evangelischen Glaubens und der Freiheit im deutschen Reiche. We-

nigstens waren sie hierin nicht weniger folgerichtig, als in ihrer Herausforderung an den Kaiser, dem sie kaum noch den Kaisertitel zugestanden und nicht ohne Hohn bedeuteten, daß sie vor seinem Lager erscheinen und des Vollzuges der gegen sie ohne Verschulden ausgesprochenen Acht gewärtig seyn würden.

Man hat dem Kaiser Eigenmächtigkeiten und Hintansetzung der Wahlcapitulationen oft und wiederholt vorgeworfen, und in dem Achtbriefe einen Beweis von einer rücksichtslosen Willkür zu sehen geglaubt. Man hat ihm nachgesagt, daß die Einführung fremder Truppen in's Reich so gut, wie sein einseitiges Bündniß mit dem Papste gegen das Herkommen und eine Verletzung der Reichsverfassung gewesen. Man hat durch Häufung der Schuld auf der Seite des Kaisers den gegnerischen Theil so viel als möglich zu entlasten gesucht. Wir fürchten aber sehr, diese Urtheile seien mehr von dem Erfolge hergenommen, als von einem klaren Rechtsbewußtseyn eingegeben. Bei einer so großen Frage, wie die damalige, wo Kronen und Fürstenhüte auf dem Spiele standen, mochte es dem unterliegenden Theile weder an Sympathien, noch an mancherlei Rechtfertigungen fehlen. Wir unsererseits sind überzeugt, daß, hätte das Kriegsglück gegen den Kaiser entschieden, die Urtheile über ihn anders lauten würden. Allein Wahrheit und Recht sind ewig und unwandelbar und unabhängig von dem unsicheren Kriegserfolge.

Hat der Kaiser sich über die Gränzen der Verfassung gestellt, hat er, was wir gar nicht läugnen wollen, die Wahlcapitulationen verletzt, was hat er damit anders gethan, als daß er sich lossagte von Banden, die auch bei seinen Gegnern die verpflichtende Kraft verloren hatten. Gab es, diesen gegenüber, für ihn wohl noch eine Wahlcapitulation, war er nicht vielmehr im Falle der Nothwehr? Was wäre aus dem Kaiser, was aus dem Reiche geworden, wenn Karl V. unthätig der bedrohlichen Entwickelung seiner Zeit zugesehen hätte? Wer also über Verletzung der Reichsverfassung Klage gegen ihn erheben wollte, der sehe zu, daß er diese Klage zuerst gegen die Widersacher und Feinde des Kaisers erhebe.

Es kommt hier wenig in Betracht, wer von Beiden thatsächlich den ersten Angriff machte. Allerdings beluden die Verbündeten ihre Sache mit dem Gehässigen, mit der Schuld desselben. Wer aber möchte zweifeln, daß der Kaiser, einmal vollständig gerüstet, auf den Kampfplatz hervorgeschritten und seine Gegner aufgesucht haben würde? Zuvorkommen war hier, wenn einmal die Würfel des Krieges gefallen waren, eine Sache der Klugheit, und die Protestanten hatten nicht darüber zu klagen, daß der erste Angriff von ihnen ausging, sondern vielmehr darüber, daß sie

planlos und uneins von dem Angriffe wieder abstanden. Dieß kommt indeß, wie gesagt, hier gar nicht in Betracht. Wählen wir unseren Standpunkt höher, welche Bewandtniß hatte es damals mit der Reichsverfassung? Sie war zerrissen, mißachtet, von Wenigen für heilig und unverletzlich erkannt, und da war ja doch wohl der Kaiser im Falle der Selbstvertheidigung und der Nothwehr. Im Kampfe um sein oberherrliches Ansehen, im Kampfe um seine kaiserliche Existenz hätte er sich nur an die Mittel halten sollen, die ihm die Reichsverfassung an die Hand gab? Da hätte ihm doch kaum etwas anders erübrigt, als vom Throne zu steigen und dem Reiche den Rücken zu kehren.

Nichts von Allem ist ihm übler gedeutet worden, nichts hat die Gemüther tiefer gegen ihn aufgeregt, als sein Bündniß mit dem Papste. In der That konnte hier der Schein um so leichter gegen ihn sprechen, da es gerade dieses Bündniß war, welches bei der damaligen Volksstimmung in dem größeren Theile des Reichs, als ein Eingriff in die kaum gewonnene nationale Unabhängigkeit, als eine Aufnöthigung der alten Unterwürfigkeit unter den apostolischen Stuhl angesehen werden mochte. Und was gab dieß nicht zu sorgen und zu fürchten. Es stand nicht etwa bloß Gewissensfreiheit, nicht bloß das neue Bekenntniß in Gefahr. Die triumphirende Kirche würde von der weltlichen Macht ohne Zweifel auch den alten Güterbesitz zurückgefordert, sie würde alle ihre früheren, jetzt sehr geschmälerten oder ganz entzogenen Rechte von neuem in Anspruch genommen haben. Es erbitterte nicht wenig, daß der Papst den Krieg als einen förmlichen Kreuzzug in der katholischen Welt verkündete und den Gläubigen als Preis der Theilnahme alle jene Vortheile zusicherte, die seit Jahrhunderten mit einem solchen Zuge gegen Ketzer und Ungläubige verbunden waren.

Anders aber stellt sich die Frage auf der Seite des Kaisers. In seinen Augen hatte jenes Bündniß nicht bloß einen religiösen, es hat auch einen politischen Charakter. Er für sich, als das staatliche Oberhaupt, konnte nicht ohne Gemeinschaft mit dem kirchlichen an die Feststellung der kirchlichen Einheit gehen, die ihm so unumgänglich nöthig schien zur Befreiung der Staatsgewalt aus den Banden der Mißachtung, in welche sie bei einem Theile der Reichsfürsten gerathen war. So wenig als er, seiner Stellung nach, zum Protestantismus übertreten konnte, so wenig konnte er zur Erreichung seines Zweckes des Papstes entbehren. Mit diesem gewann er das Vertrauen und den Beistand der wenigen noch übrigen katholischen Reichsstände, die nun ohne Besorgnisse für ihre eigenen Fürstenrechte den Kaiser an der Spitze eines Heeres auf dem Boden des Reichs sehen konnten. Mit die-

sem Bündnisse hatte er, klug und umsichtig, sich den Rücken gedeckt; mit Frankreich lebte er im Frieden, von Seite des Erbfeindes war er sicher, für Italien brauchte er nichts zu fürchten, und die Wünsche eifriger Katholiken waren mit ihm. In seiner Lage, bei der inneren Zerrissenheit des Reichs, bei der Ueberzahl seiner Gegner und der Stärke der Feinde der katholischen Kirche in Deutschland wäre es im Gegentheile ein großer Fehlgriff von ihm gewesen, wenn er jenen Vertrag verabsäumt haben würde.

Daß sich dabei der vorsichtige und staatskluge Kaiser keineswegs zum willenlosen Werkzeuge einer Macht hergegeben habe, deren übrige Interessen mit denen der weltlichen Herrschaft nicht immer zusammenfielen, lag zum Theil schon in der allgemeinen Fassung jenes Vertrages, geht aber auch aus seinem Verhalten nach der Niederlage seiner Gegner genügend hervor. Immer behielt er sich freie Hand zur Verfolgung seiner tiefer gehenden Pläne, und es läßt sich darüber, wenn wir einzelnen Worten und Winken, die er fallen ließ, kein größeres Gewicht einräumen, als sie verdienen (vgl. Ranke IV, 409), mit einiger Bestimmtheit sagen, daß sie auf die Aufsammlung der zersplitterten oder verkümmerten Hoheitsrechte zu einer festen, einigen Staatsgewalt gerichtet waren, und, was dem Reiche so nöthig war, zur Wiederherstellung der Einheit in Kirche und Staat führen sollten. Wir hielten diese Betrachtung nicht am unrechten Orte, weil sie, wie wir glauben, einen richtigeren Standpunkt zur Beurtheilung des Kaisers abgeben kann.

Wenn der Herr Verf. in seiner Erzählung die Bündischen in den Vordergrund stellt, und gleichsam nur nebenbei, wie eine Thatsache des zweiten Ranges, die Kriegsoperationen des Kaisers einflicht, so thut dieß unseres Erachtens und in Rücksicht auf seine meist streng objective Darstellung der Wahrheit keinen Eintrag, und es ließ sich auch nicht eine andere Anordnung treffen, wenn wir bedenken, daß eine vollständige Kriegsgeschichte gar nicht in seiner Absicht lag. Der Weg, den wir von ihm eingeschlagen finden, hängt also mit seinem speziellen Zwecke so eng zusammen, daß wir sehr unrecht thäten, andere Anforderungen an ihn zu machen, die ihm ferne bleiben mußten.

Beide Heere hatten sich, um nun zum Kriege zurückzukehren, in der zweiten Hälfte des August, nach manchem planlosen Hin- und Herzuge der Bündischen, in der Nähe der baierischen Festung Ingolstadt aufgestellt. Es war ein großer Vortheil für den Kaiser, daß er durch jene Festung seine Stellung decken konnte, während sie dem Feinde verschlossen blieb. Die Schuld lag nicht an dem letzteren, daß es hier zu keiner Entscheidungsschlacht kam. Zwar wünschten die Bündischen nichts sehnlicher, als den Kaiser

zum Schlagen zu bringen, und waren des Sieges im Voraus so gewiß, daß Wolf Philipp von Hürnheim dem Herzoge auf „ein recht geschaffen, sacht gehend, gut Jagdroß und einen kaiserlichen Hund“ als Beutepfennig Hoffnung machte. Allein des Kaisers Anstalten begünstigten keineswegs diese Kampflust. Er verschanzte sich in seiner vortheilhaften Stellung zwischen einem Moraste und der Schutter — nicht Schmutter, wie es im Buche irrig heißt — und war entschlossen, vor der Ankunft seiner Streitmacht aus den Niederlanden, sich in keine Schlacht einzulassen.

Sofort rückten die Bündischen, nachdem die Zwischentage mit unbedeutenden Gefechten ausgefüllt waren, am 31. August mit ihrer gesammten Heeresmacht herausfordernd vor das kaiserliche Lager, umgaben dasselbe in einem Halbkreise und fingen an es aus 111 Geschützen zu beschießen. Der Kaiser hielt sich unbeweglich in seinem Lager, ritt mitten im mörderischen Kugelregen umher, flößte durch Beispiel und Zuruf den Schwankenden Muth ein. Doch zeigte sich hie und da Unordnung und Verwirrung. Diesen Augenblick wollte der Landgraf zum Sturme benützen; allein der Kurfürst und mit ihm ein großer Theil der Führer widersetzten sich beharrlich unter dem nichtigen Vorwande, daß man sich nicht den Geschützen der Festung aussetzen dürfe, und somit ließ man einen fast gewissen Sieg aus den Händen.

In der That war der Kaiser in großer Bedrängniß gewesen; ein beherzter Angriff würde seine Verlegenheit aufs höchste getrieben haben. Bald sahen auch die Bündischen ihren Fehler ein, aber die Gelegenheit war vorüber. Der Kaiser selbst erklärte später in Heidelberg, wie der Verf. aus einem gleichzeitigen Schreiben des Dr. Christoph Heß aus dem Staatsarchive mittheilt, „wo der Landgraf dazumal fürgedrückt, wäre er sein mächtig gewesen, denn er hätte ihn in einen Nothfall getrieben; aber fürderhin soll er ihn dermaßen nicht mehr ängstigen (pag. 401).“ Seitdem Rommel durch glaubwürdige Beweise den Landgrafen von dem Vorwurfe, den man ihm damals irriger oder böswilliger Weise machte, hinreichend gerechtfertigt hat, kann man es als eine ausgemachte Sache ansehen, wem eigentlich der große taktische Fehler zur Last falle, man kann es, nach Rommels Zeugnissen für unzweifelhaft annehmen, daß sächsischerseits auch noch Verrätherei mit im Spiele war. Gewiß ist jedenfalls, daß mit diesem unterlassenen Sturme ein Wendepunkt für den ganzen Feldzug eintrat, sei es, daß die moralische Kraft gebrochen war, sei es, daß zunehmende Geldverlegenheit und die einreißende Uneinigkeit zwischen den Führern die Sache verdarb.

Ein anderer, für die Verbündeten nicht weniger empfindlicher Schlag war der, daß, während sie in den ersten Tagen des

Septembers wieder nach Donauwörth zogen, die Grafen Egmont und Büren ihre Streitmacht, mitten durch feindliches Land, unaufgehalten bis an die Donau gebracht und sich glücklich mit dem Kaiser vereinigt hatten. Dieser hatte jetzt das Uebergewicht, und wiewohl die Protestanten ihre zerstreuten Heerestheile an sich zogen und ihre Gesammtmacht bis auf fünfzig tausend Mann brachten, so waren sie dennoch und zwar vorzüglich in Bezug auf Reiterei der schwächere Theil.

Der Kaiser brach nun von Ingolstadt auf, entschlossen, jede Blöße seiner Gegner augenblicklich zu benützen, selbst aber in keine Schlacht sich einzulassen, demselben Systeme treu, wodurch er, wie wir oben sagten, sich auf die Länge des Sieges für vergewissert hielt. Er entsandte häufige Reiterabtheilungen, welche das Land ringsum verwüsteten, welche raubten und mordeten, und durch Aufbringung der Zufuhr dem Feinde empfindlichen Abbruch thaten. Am härtesten wurde die Grafschaft Oettingen und das Gebiet der Reichsstädte Nördlingen und Ulm mitgenommen. Selbst Ulrich gerieth wegen Württemberg in ernstliche Besorgnisse und traf umsichtige Vertheidigungsanstalten. Er berief die Landwehr, über zwölf tausend Streiter stark, nach Göppingen, besetzte das Filsthal und ließ die Wege und Stege, die von der Alb aus dorthin führten, durch Verhaue ungangbar machen. Für jetzt ging aber die Gefahr noch glücklich vorüber, und der größte Theil des Heeres wurde darauf nach Giengen entlassen, wo die Bündischen ihr Lager hatten.

Indeß hatte der Kaiser durch Wegnahme von Donauwörth, Dillingen und Lauingen große Vortheile gewonnen, und während er am 14. October seinen Marsch gegen Ulm richtete, begegneten sich beide Heere unterwegs. Er ritt mit einem geringen Gefolge auf eine Anhöhe, um den Feind zu beobachten, kam aber hier in große Gefahr, von den schnell anrückenden Reitern und Bogenschützen gefangen zu werden. Da war es abermals der Kurfürst, welcher die Verfolgung hinderte und so zum zweitenmale die Gelegenheit zu einer erfolgreichen Waffenthat verabsäumte.

So kam das Ende des Monats October unter manchen blutigen, aber nichts entscheidenden Gefechten. Es erschlaffte die Kampfslust, die Söldner ermatteten, üble Witterung, Mangel und Krankheiten rafften zahlreiche Opfer dahin. Diese düsteren Umstände erfüllten Ulrich mit bangen Sorgen, er hatte eine richtige Vorahnung, daß die Drangsale des Krieges zunächst über ihn kommen würden. Er machte seine Bundesgenossen dringend aufmerksam auf die Nothwendigkeit einer Schlacht und meinte, daß selbst im Falle einer Niederlage die Wendung des Krieges keine schlimmere seyn könne, als sie sich jetzt zu zeigen anfange.

In einem Schreiben an seine Räthe sprach er sich über seinen Kummer ohne Rückhalt aus. „Wir können uns der Gedanken schier nicht erwehren, schrieb er ihnen, dann daß wir dafür halten müssen, vorab so man sich bis daher zu dem Schlagen so wenig gefördert, als sollte es die Meinung haben, daß beide Oberhauptleute noch eine kleine Zeit verharren und das Kriegsvolk alsdann verlaufen, Uns und andere Gutherzigen aber, die wir unser Leib und Gut nicht gespart, also in der Brühe stecken lassen wollten und meinen, sie hätten sich mit unserem Sterben und Verderben bis ungefährlich Jakobi einen Frieden geschafft. So wären wir doch in unserem eigenen Blut ohne Gegenwehr, die wir dann wohl hätten thun können, erstickt, gestorben und verdorben, wie viel verständiger und gutherziger Leute fürchten und es ihnen auch nicht ungleich sieht; Gott gebe, daß es baß gerathe (pag. 417).“

Mißmuth, Unzufriedenheit und Noth griffen immer weiter. Die Bundesstädte drangen auf eine Entscheidung, der Kurfürst machte Miene, nach seinem bedrohten Lande aufzubrechen, die Verzagteren sprachen von einer Gesandtschaft an den Kaiser wegen Erlangung eines „leidentlichen Vertrages.“ Die Umstände drängten gebieterisch, man beschloß die letzten Kraftanstrengungen. Sachsen schlug vor, sich mit der gesammten Bundesmacht zu verstärken und das feste Lager des Kaisers im Sturm zu nehmen. Jenem widersetzten sich die Städte, dieses fanden die erfahrensten Kriegsleute unausführbar. Man wollte Geld aufbringen, um sich noch einen Monat im Felde zu halten. Niemand fand sich, der eines vorgestreckt hätte.

Auch der Kaiser befand sich in einer gleich mißlichen Lage; die entsetzlichsten Krankheiten decimirten sein Heer, und es kam jetzt, anfangs November, lediglich darauf an, wer im Stande seyn würde, durch Geduld und Ausdauer seinen Gegner zu ermüden. Schon machten einzelne Bundesglieder im Geheimen Schritte, um sich, sei es durch Vertrag, Waffenstillstand oder Friede, mit dem Kaiser auszusöhnen und die unerschwinglichen Kriegskosten von sich abzuwälzen. Da veranlaßte der unermüdete Landgraf, daß der Markgraf Hanns von Cüstrin beim Kaiser vermittle. Wenn es diesem darum zu thun gewesen, mit den Reichsständen auf den alten Fuß zu treten, so würde der Friede schnell zu Stande gekommen seyn. Ob er von Dauer gewesen wäre, ist um so mehr zu bezweifeln, da es nur die augenblickliche Noth war, die zum Frieden zwang.

Allein so leichten Kaufs konnte und wollte der Kaiser seine Gegner nicht davonkommen lassen. Daß seine Bedingungen streng und hart waren, durfte Niemanden befremden. Er forderte von

dem Kurfürsten und dem Landgrafen unbedingte Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, Freilassung aller Gefangenen, Auflösung ihrer Verbindung und gänzliche Demüthigung vor seiner Person.

Da man sie von Seite der Bündischen viel zu hart fand, wie sie auch nach der vollkommensten Niederlage nicht härter hätten seyn können: so brach man alle Unterhandlungen ab und vereinte sich im Lager zu Giengen zu einem Abschiede, der, wie der Verf. treffend bemerkt, nur gemacht war, um auf eine gute Art aus einander zu kommen. Am 21. und 22. November brach man das Lager ab, und Württemberg, Hessen und Sachsen zogen mit ihren Heeren den Landesgränzen entgegen. So endete ein Feldzug auf die jämmerlichste Weise, der unter den größten Hoffnungen und mit aller Zuversicht des Sieges eröffnet worden war.

Die weiteren Untersuchungen des Vrf's. über die Ursachen dieses völligen Mißlingens, über die Unzulänglichkeit der eingegangenen Bundesgelder, über die große Unzuverläßigkeit im Einzahlen, über die Unmöglichkeit neuer Anleihen, da die Geldmächte jener Zeit, die reichen Fugger, Welser und Baumgärtner, kein Vertrauen hatten und ihr Geld nicht wagen wollten, erschöpfen den Gegenstand, und sind für die richtige Erkenntniß der Umstände von großer Wichtigkeit und dankenswerth.

Der württemberg'sche Kanzler Feßler hatte nachgewiesen, daß, wenn jeder Stand seine achtzehn Doppelmonate richtig erlegt hätte, dieß zusammen die bedeutende Summe von etwa vier Millionen gemacht haben würde, und hingereicht hätte, sowohl um die Kosten des Feldzuges selbst zu decken, als auch um „ein nothdürftig Winterlager" bestellen zu können. Nun aber sei die „grob, offenbar, häſſig, feindselig und unleidentlich Ungleichheit des Erlegens die größte Ursache der gegenwärtigen Gefahr" (pag. 439).

Mit Blitzesschnelle brachen die Folgen über das ahnende Württemberg herein, das beinahe vertheidigungslos in die Hände des Kaisers fiel. Dieß ist es, was der Verf. im zweiten Kapitel dieses Buches zur Darstellung bringt. Es ist der Friede, aber kein wohlthätiger, nährender Friede, es ist der Friede der Ohnmacht und Erschöpfung, der großes Elend in seinem Gefolge hat, der den Herzog in einen bedenklichen Rechtsstreit mit dem Könige Ferdinand verflicht und ihn mehr als einmal für sein Reich erzittern macht.

Die Erzählung des Buches wird nunmehr, wo sie den Herzog und das Land allein betrifft, so umständlich, als es die vorhandenen Quellen und Hülfsmittel möglich machten. Der Verf. geht mit seinen Belegen in der Hand auf das Einzelne der That-

sachen und ihren inneren Zusammenhang ein; aus manchem der Documente, die er beibringt, ertönt der laute Klage- und Weheruf der Bedrängten. Er erzählt auf eine lebendige und eindringliche Weise, aber er übertreibt nicht und wird durch seine unerschütterliche Ruhe wach und besonnen gehalten.

Schon in den letzten Tagen des Decembers war Württemberg von dem Feinde, Alba an der Spitze, überschwemmt. Das reiche Land war in den Augen der ausgehungerten Söldner eine willkommene Beute und erfuhr keine Schonung. An eine Gegenwehr war gegen die Uebermacht nicht zu denken. Der Herzog entließ seine eben erst geworbenen Soldaten, beschränkte sich auf die Sicherung der festen Plätze, und überließ das flache, offene Land dem unabwendbaren Geschicke. Er selbst flüchtete mit seinen Kostbarkeiten auf die Felsenfeste Hohentwiel, und gedachte von da in die Schweiz sich zu retten. Mit seiner Flucht entsank vollends der Muth, und Jedermann vermeinte nun, es sei um's Evangelium geschehen und man werde wieder päpstlich werden müssen.

Herzog Alba schickte seine Aufforderungsschreiben an die Städte und in's Land, mit der gemessenen Weisung: „Wer vor Schaden sicher seyn wolle, möge sich dem Kaiser sogleich unterwerfen und ihm huldigen; wer sich dessen weigere oder damit nur zögere, gegen den werde er mit Brand und Blutvergießen verfahren.» Auf die dringende Bitte der Stuttgarter, sie bei ihrem dem Landesfürsten geleisteten Eide zu erhalten und den Ausgang der Unterhandlungen desselben mit dem Kaiser abzuwarten, erklärte er bestimmt: „Da der Herzog seiner Pflicht gegen den Kaiser vergessen habe, so seien sie der ihrigen gegen ihn auch entbunden, er habe ernstlichen Befehl, mit Einnehmung aller Städte des Fürstenthums ungesäumt fürzugehen. Wolle sich Stuttgart nicht freiwillig ergeben, so sei er genöthigt, es wie Marbach oder noch ärger zu behandeln.» Das Begehren des Feldherrn wurde begleitet und unterstützt durch ein Mandat des K. Ferdinand vom 31. December, das allen Ortschaften, wenn sie huldigten, Schonung versprach, die Widersetzlichen aber als Rebellen mit Feuer, Brand, Schwert und Blutvergießen bedrohte. Es hatten bis 5. Januar bereits vier und dreißig Aemter dem Kaiser gehuldiget, nur die entferntesten beharrten noch im Widerstande.

Von diesen traurigen Angelegenheiten des Landes wendet sich der Verf. im weiteren Gange zu den besonderen des Herzogs, dessen Lage sehr schwierig und verwickelt geworden war. Jetzt in seinem Unglücke zeigte sich's, wer mit wahrer Freundschaft ihm zugethan war und wer es aufrichtig mit ihm meinte. Er hatte wenig Freunde. Die Hauptsache war, die letzte Katastrophe abzuwenden und dem Beschlusse des Kaisers, ihn von der Herrschaft

zu entfernen, zuvorzukommen. Er mochte die ganze Größe der Gefahr, in der er schwebte, kaum ahnen, und erstaunte über die Strenge, mit der man ihn am Kaiserhofe behandelte. Entschlossen im Drange der Umstände, für sich allein zu unterhandeln, ohne Rücksicht auf Sachsen und Hessen, gab er seinen Gesandten genaue Instructionen, wie sie sich zu benehmen, was sie zu antworten hätten, wenn über die Verhältnisse Württembergs, über den letzten Krieg, über Religion, über das Kammergericht, endlich über seine künftige Stellung zu den Bundeshäuptern die Rede seyn sollte. Allein er versah es darin, daß er solche Personen zu Gesandten wählte, welche jüngst noch die Waffen gegen den Kaiser getragen, deren Unbill noch im frischen Andenken war.

Während diese unterwegs waren, erhielt Ulrich zu Bebenhausen ein kaiserliches Schreiben, dessen Inhalt alle seine Illusionen über die Versöhnlichkeit des Kaisers bitter zerstörte. Es wurde ihm darin die ganze lange Reihe seiner Vergehungen, von der stürmischen Wiedereinnahme Württembergs angefangen bis auf die letzte Zeit herab, in den schwärzesten Farbentönen vorgehalten, und daneben die wiederholten Beweise kaiserlicher Gnade und Milde in einen abstechenden Gegensatz gestellt. Nichts war vergessen. Alle seine Handlungen des Frevelsinnes, des Muthwillens, des Aufruhrs, des Friedensbruches, der Tyrannei wurden ihm der Reihe nach in's Gedächtniß gerufen, der größte Nachdruck aber blieb den neuesten Ereignissen vorbehalten. Mit freventlichem Muthwillen und unerhörter Untreue habe er, seines Eides und seiner Pflicht gegen den Kaiser, als seinen rechten, natürlichen Herrn und höchste weltliche Obrigkeit vergessend, mit offenen, erklärten Aechtern sich eingelassen und sich zu offener Rebellion und Aufruhr gewendet. Er sei im freventlichen, durstigen Muthwillen so weit gegangen, daß er dem Kaiser eine unbefugte, unbeständige und vermeinte Verwahrungsschrift zugeschickt, worin er denselben zum Schmählichsten und Gehässigsten antaste und seiner kaiserlichen Dignität, Würde und Hoheit mit unverschämter Vermessenheit entsetze, auch seine Pflicht untreulich aufkünde. Der Schluß ging, nach allen diesen Prämissen dahin, ihn des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig und dem Kaiser mit Leib, Ehre und Gut verfallen zu erklären. Wolle er nicht mit Heeresmacht überzogen werden, wozu der Kaiser Fug und Recht habe, so möge er alsbald nach Empfang dieses Briefes mit all seinen Landen und Leuten o h n e a l l e C o n d i t i o n sich ergeben und sich dem, was der Kaiser über ihn zu verhängen für gut und räthlich halten werde, gehorsam unterwerfen (pag. 462).

Um ihn noch mehr einzuschüchtern und ihm über die Gesin-

nung des kaiserlichen Hofes allen Zweifel zu benehmen, erging zu gleicher Zeit der strenge Befehl in das Land, sich ungesäumt an den Kaiser zu ergeben und den in Ungnade gefallenen Herzog durch keine Art von Hülfe oder Beistand zu unterstützen. Seine sämmtlichen Unterthanen wurden ihrer Pflichten und Eide gegen ihn entbunden und erhielten die Zusicherung kaiserlichen Schutzes für den Fall ihres Gehorsams, hingegen die Androhung schwerer Strafen, wenn sie dem Gebote sich nicht fügen würden. Den letzten Druck zu diesen Drohungen gab die feindliche Invasion, die so schnell und mit einer solchen Uebermacht geschah, daß in kurzer Zeit das flache Land mit den Hauptorten in der Gewalt des Kaisers war.

Bei alle dem gab Ulrich die Hoffnung nicht auf. Es kam darauf an, den rechten Fleck zu treffen und empfindliche Geldopfer nicht zu scheuen. Er bat den Kurfürsten von der Pfalz um seine Vermittlung, bewarb sich um das Wohlwollen der beiden mächtigen Minister, Granvella und Naves, flehte sie schriftlich an um ihre Verwendung, und ließ ihnen sehr ansehnliche Geldverheißungen machen. Nachdem so allmählich eine Brücke für ihn gebaut worden zur Gnade seines kaiserlichen Herrn, nahmen auch die Unterhandlungen einen rascheren Fortgang. Hauptfrage blieb die Uebergabe der festen Plätze, für den einen eben so lästig als für den anderen Theil unumgänglich nothwendig; doch hatte Ulrich keine Wahl.

Der Vertrag, unter dem Namen des Heilbronner — auch des Hohentwieler — bekannt, kam in den ersten Tagen des Januar 1547 zu Stande. Ulrich mußte geloben, fortan seinen Verpflichtungen gegen Kaiser und Reich auf das vollständigste nachzukommen, den Justitien des Kaisers ohne Widerrede sich zu unterwerfen, keinen seiner Bundesgenossen zu unterstützen, vielmehr dem Kaiser in der Vollziehung der Acht gegen sie behülflich zu seyn, keinem seiner Unterthanen solle gestattet werden, Kriegsdienste wider Oesterreich zu nehmen, dem Kaiser Paß und Oeffnung zu seinen Festungen gewährt, vier feste Plätze aber sollen ihm übergeben und 300.000 Gulden in zwei Zielen erlegt werden.

Um den üblen Eindruck dieser Bedingungen auf Ulrich zu mildern, fügte Naves im Beiseyn der Württembergischen Gesandten die schlaue Interpretation bei, und ließ den Herzog wissen, der Kaiser werde, wenn er nur Gehorsam und Vertrauen sehe, mit dem Worte es nicht so genau nehmen; es sei nicht zu besorgen, daß er bei Vollstreckung der Acht auf den Beistand des Herzogs beharren werde, da er dazu keines Beistandes bedürfe; die Festungen werde er nur als Pfand für genaue Erfüllung der Zahlungsfristen behalten und sie zurückstellen, so wie diese einge-

halten seyn würden. Was man übrigens von diesen Einflüsterungen, insbesonders in Bezug auf die Besetzung der festen Plätze, zu halten habe, geht aus den vertraulichen Mittheilungen des Kaisers an seinen Bruder zur Genüge hervor, worin jener die Gründe, warum er sich mit Württemberg vertragen, klar und bündig auseinander setzt und am Schlusse ausdrücklich erinnert, daß er sich des Herzogs und seines Sohnes mittelst Besetzung der festen Plätze genugsam versichert und dem Könige dessen Ansprüche vorbehalten habe (pag. 470).

Für diese düstere Partie der Geschichte Ulrichs erachten wir die ausführlichen Detailberichte, wie sie der Herr Verf. aus dem Staatsarchive zu geben im Stande war, als sehr dankenswerthe Vervollständigungen manches bisher Lückenhaften und als sehr brauchbare Fingerzeige für Jeden, der den Ereignissen auf den Grund sehen und ihre innere Verkettung erfassen will.

Die Ratification des Vertrages fand bei den einzelnen Städten — die Zusammenberufung der Landschaft vermied Ulrich aus wichtigen Gründen — keine Schwierigkeit; allein Christoph erklärte von Basel aus, wo er sich damals aufhielt, daß er nur gezwungen und im Auftrage seines Vaters seine Einwilligung gebe, und wollte durch einen vor Notaren und Zeugen schriftlich verfaßten Widerruf den Folgen des Vertrages zuvorkommen. Es könne ihm, sagte er darin, da der Vertrag die lästigsten und nachtheiligsten Verpflichtungen auferlege, er selbst aber gegen den Kaiser nichts verbrochen hätte, weder nach Recht, noch nach Billigkeit zugemuthet werden, den Vertrag in dieser Gestalt zu erfüllen, er protestire dagegen und bezeuge, daß er seine Beistimmung nur gezwungen und aus keinem andern Beweggrunde gegeben, als weil er sonst befürchten müsse, das Herzogthum möge ihm und seinen Nachkommen auf ewige Zeit verloren gehen. Seine Besorgnisse waren um so mehr gegründet, je weniger er sich verhehlen mochte, daß der schwere Prozeß, der mit dem K. Ferdinand bevorstand, bei dem unläugbaren Vorhandenseyn einer österreichischen Partei im Lande, das Interesse der regierenden Familie in eine ernste Gefahr bringen könne. Wie sorgfältig diese Partei alle Schritte Ulrichs schon seit dessen Verbindung mit Sachsen und Hessen überwachte, wie sie seinen Verkehr an den Kaiser verrieth, und den letzteren, unter ansehnlichen Geldverheißungen unumwunden bat, die Landschaft in seinem Schutz und Schirm und bei dem Hause Oesterreich zu behalten, darüber hatte er eben jetzt die unzweideutigsten Spuren entdeckt und das ganze Complott mit seinen weit verzweigten Fäden im Lande kennen gelernt.

Ulrich ließ sichs allen Ernstes angelegen seyn, den einzelnen Vertragspunkten genau nachzukommen und keine Veranlassung

zu Klagen oder Mahnungen zu geben. Die Summen waren am richtigen Termine bezahlt, die Festungen dem Kaiser übergeben. Seine Gesandten hatten gleich nach der Ratification den Fußfall gethan und in größter Demuth um Verzeihung gebeten. Noch erübrigte der schwere Schritt der persönlichen Demüthigung und die feierliche Ceremonie des eigenen Fußfalles, wie sie im ersten Artikel ausdrücklich festgesetzt war. Demgemäß erschien der Herzog am 4. Mai in Ulm, bei einem großen Zulaufe von Neugierigen, von vier Dienern getragen, und mit entblößtem Haupte vor dem Kaiser sitzend. Statt seiner unterzogen sich Feßler und Ludwig von Frauenberg dem Fußfalle. Auf diese Weise erzählt der Verf. den ganzen Vorgang, und weiset hier die bekannte Volkssage von dem sich demüthigenden Pferde als ungeschichtlich und im Widerspruche mit glaubwürdigeren Zeugnissen gänzlich zurück.

Troß seiner Pünktlichkeit wurde des Herzogs Lage nicht erleichtert, schwer drückte ihn und sein Land das neue Verhältniß zum Kaiser. Noch immer schaltete Herzog Alba mit Eigenmacht im Lande, unbekümmert um Ulrich's Vorstellungen wegen Entfernung des Kriegsvolkes, schwer drückten fortwährende Einquartirungen, die zügellose und fanatische Soldatesca der spanischen und italienischen Soldtruppen hielt jede Bedrückung gegen das ketzerische Landvolk für erlaubt, und vorzüglich hatte die Nachbarschaft der Festungen von der kaiserlichen Besatzung durch Raub, Mord und andere Frevel zu leiden. Die Schritte des Herzogs beim Kaiser um Milderung der Noth blieben ohne Erfolg, es ergingen leere Zusagen und Versprechungen, und vollends von der Freigebung der Festungen konnte keine Rede seyn.

Rücksichtlich der letzteren wurde der Kaiser durch die Gründe seines Bruders bestärkt. Ferdinand hatte ihn auf die militärische Wichtigkeit des Landes nachdrücklichst aufmerksam gemacht und ihn erinnert, welch' großen Vorschub die Verbündeten dadurch, daß sie gleichsam das Herz von Deutschland inne gehabt, gewannen; er wies geradezu darauf hin, wie die Vorsicht gebiete, die Regierung dem Vater so gut wie dem Sohne zu nehmen, als Personen, welche nach ihrem bisherigen Betragen keine Bürgschaft für die Zukunft geben. Daß also jenes Land in verläßlichere Hände übergehe, werde durch das Interesse des ganzen Reiches geboten.

Dieser Ansicht zu Folge hatte Ulrich von dem Könige wenig Gutes zu erwarten, und der Verf. hat die Sache nicht übertrieben, wenn er sagt, daß der Rechtsstreit mit Ferdinand unter die schlimmsten Folgen des Krieges gehöre. In der That wurde Ende 1547 die Klage bei dem Kaiser eingereicht, gestützt auf die schweren und offenkundigen Thatsachen, Ulrich habe sich, dem Cadaner Vertrage und dem Sinne der Afterlehenschaft entgegen, in

ein feindliches Bündniß gegen Oesterreich eingelassen, am Kriege seiner Bundesgenossen gegen den Kaiser Theil genommen, seine eigenen Unterthanen, dem Tübinger Vertrage entgegen, geschätzt und mit allerlei Plagen gedrängt; er sei demnach des Verbrechens der beleidigten Majestät und der Felonie schuldig, sein Leib und seine Güter seien dem Kaiser, seine Lehensgüter aber ihm, dem Könige, anheimgefallen.

Es fehlte Ulrich nicht an Gegengründen, um einzelne Klagepunkte zu entkräften oder ganz abzuweisen, und man suchte württembergischerseits vor Allem daran festzuhalten, daß der Heilbronner Vertrag die früheren Zerwürfnisse mit dem Kaiser bereits ausgeglichen habe, Ferdinand aber durch den Krieg gar nicht berührt werde. Je mehr sich Ulrich überzeugte, daß die Gefahr, den Prozeß zu verlieren näher liege, als die Hoffnung ihn zu gewinnen, desto mehr war er bedacht, sich des ausgiebigsten Rechtsschutzes zu versichern. Er berieth einheimische und fremde Rechtsgelehrte, allein seine Hoffnung eines glücklichen Ausganges war im Schwinden.

Der Prozeß nahm seinen unveränderten Fortgang und schleppte sich durch alle Formen hindurch, wie sie nach damaligem Rechtsgange unvermeidlich waren. Um für den ärgsten Fall gesichert zu seyn, hielt Ulrich, auf den Rath der erfahrensten und verläßlichsten Freunde, ein offenes Patent vorbereitet, worin er seine Unterthanen ihrer bisherigen Pflicht entband und die Regierung an seinen Sohn übergab. Dieser aber mußte sich durch eine Gegenerklärung verbindlich machen, Nichts ohne seinen Vater vorzunehmen, und diesem, wenn die Umstände sich günstiger gewendet hätten, die ganze Regierungsgewalt zurückzugeben. Zu diesem Aeußersten aber kam es nicht. Der Prozeß wurde, so lange Ulrich noch lebte, nicht spruchreif, und als dieser mit Tode abgegangen war, trat in so fern eine wesentliche Aenderung des Sachverhältnisses ein, als die ganze Klage eine persönliche war und Christoph keine Veranlassung zu einer Beschwerde gegeben hatte. So kam dann im Jahre 1552 der Passauer Vertrag zu Stande, in dem Ferdinand seinen Streit fallen ließ, und Christoph unangefochten im Besitze des Landes blieb.

Der Hr. Verf. hat hier bloß die Hauptpunkte des schwierigen und verwickelten Handels herausgehoben und seinen Lesern das unfruchtbare Detail eines schleppenden Gerichtsganges erspart. Sein Buch hat durch diese rechtzeitige Mäßigung weder an Vollständigkeit, noch an historischer Begründung eine Einbuße erlitten, der Leser aber wird es ihm Dank wissen, daß er ihm den Kern genießbar gemacht und die Spreu bei Seite gelassen hat.

Die Auseinandersetzungen des dritten Kapitels dieses Abschnit-

tes über das „Interim," betreffen zwar nicht ausschließend Württemberg, sondern das gesammte protestantische Deutschland; sie bedurften aber um so mehr eines besonderen Platzes, je einflußreicher diese Krisis überhaupt war, und je tiefer ihr Eindruck auf das öffentliche Leben sich zeigte. Mit dem berüchtigten Interim glaubte sich die protestantische Welt in ihren heiligsten Interessen gefährdet, sie glaubte die letzten Bollwerke des Glaubens und der Gewissensfreiheit verloren zu haben. Die Denkmäler jener Periode sprechen eine leidenschaftliche Entrüstung aus und führen eine Sprache, die uns, nachdem die Leidenschaft längst einer kälteren Ueberlegung Platz gemacht, durch ihre empörende Rücksichtslosigkeit anwidert.

Wir lassen hier alle vorbereitenden Schritte des Kaisers bei Seite, wir übergehen seine Verhandlungen zur Errichtung eines Bundes in Süddeutschland, und die Ursachen des Mißlingens, die wichtigen und mit gespannter Erwartung besuchten Reichstage zu Augsburg, wir übergehen dieß mit allen Meinungsschattirungen, wie wir dieß Alles übersichtlich und zweckmäßig und mit besonderer Bezugnahme auf Württemberg im Buche entwickelt finden. Wir wollen dagegen unsere Aufmerksamkeit dem „Interim" zuwenden, und sehen, welchen Einfluß dasselbe auf Württemberg geübt.

In Folge der letzten Kriegsereignisse war die politische Macht der Protestanten gebrochen, ihr Widerstand gegen den Kaiser dahin. Zwar machten sie noch Einsprache gegen das Concil und suchten ihre Glaubensfreiheit zu retten; allein jene waren kaum so ernstlich gemeint, diese nicht eigentlich noch gefährdet. Daß dem Kaiser eine durchgreifende Ordnung der kirchlichen Verhältnisse, der bisherigen Quelle so beklagenswerther Zerwürfnisse, dringend am Herzen lag, beweiset die Strenge, mit der er dem Concilium Anerkennung auf Seite der Protestanten zu verschaffen verstand. Alles lag ihm daran, jetzt im günstigen Augenblicke seinen Zweck vollkommen zu erreichen. Unglücklicher Weise aber trat eben damals eine sehr unzeitige Meinungsverschiedenheit mit dem Papste ein, in deren Folge der Kaiser, als oberster Schirmherr der Kirche, für sich allein an das schwere Werk des kirchlichen Friedens Hand anzulegen beschloß.

So kam das Interim zu Stande, eine Formel der Eintracht über die Hauptpunkte der Glaubenslehre, des Gottesdienstes und der Kirchenverbesserung, die von den Repräsentanten der drei verschiedenen christlichen Richtungen verfaßt, die Extreme vermitteln und die richtige Mitte gewinnen sollte, die aber, weil sie allen Parteien genügen wollte, es mit allen verdarb und die lebhafteste Unzufriedenheit hervorrief. Da endlich der Kaiser selbst Ausnahms-

fälle erlaubte, die dem Begriffe der Einheit auffallend genug entgegenstanden, da er alle Anhänger des alten Glaubens, so wie diejenigen, die zu ihm übertreten würden, von der Verpflichtung zum Interim freisprach, so zerstörte er durch diese Vergünstigung des katholischen Theils selbst wieder sein eigenes Werk der Eintracht und der Einigung.

In Württemberg erfolgte die Bekanntmachung nicht aus innerer Ueberzeugung, sondern weil sie unter den damaligen Umständen nicht zu beseitigen war, aber sie erfolgte mit dem Befehle, demselben unweigerlich Gehorsam zu leisten. Die Erfahrung zeigte indeß bald, daß es nur um den äußern Schein des Gehorsams zu thun war, daß man es mit dem Vollzuge des Gebotenen nicht so genau nahm. Was half es, daß man den Predigern einschärfte, „alles Golderens, Scheltens und Holhippens sich zu enthalten und das heilige Evangelium mit Zucht, Geduld, Langmüthigkeit und friedliebenden Worten zu verkünden," wenn sie für ihren überströmenden Eifer an dem Herzoge selbst ihren Rückhalt fanden.

Ulrich machte aus seiner wahren Stimmung kein Geheimniß. Er fühle sich, schrieb er an seinen Bruder Georg, durch das Interim zum Höchsten beschwert; „aber wie soll man ihm thun, die Kaiserliche Majestät ist unser Herr, dem sind wir in allen zeitlichen Dingen zu gehorsamen schuldig. Daher haben wir in solchem Allem gezwungen thun müssen, was sonst mit nichten geschehen wäre, daneben aber auch unsere freie Bekenntniß an Christum behalten" u. s. w. Wie es bei dieser Halbheit, bei diesem Mangel an durchgreifenden Maßregeln noch zu Ende des Jahres 1548 im Lande aussah, erfahren wir aus dem Briefe eines Zeitgenossen. In einem triumphirenden Tone schrieb Brenz an Calvin: „Im Herzogthum Württemberg wird an einigen Orten zu einer Stunde Messe gelesen, in der andern das Evangelium Christi gepredigt. Auch ist dort noch Nichts geändert, als daß einige alte Priester Messe lesen. Die eigentlichen Kirchendiener aber werden bei den kirchlichen Functionen den Chor-Rock wieder angenommen haben, auch kommen einige neue Feiertage zu den alten, überdieß ist der öffentliche Genuß der Fleischspeisen an den gewöhnlichen Tagen bis jetzt untersagt. Sonst steht es dort noch so gut, daß die frommen Kirchendiener nicht nur nicht von ihrem Amte vertrieben, sondern auch die anderswo Vertriebenen wieder aufgenommen werden. Der Herr gebe, schließt das Schreiben, daß es dem Fürsten dieses Landes möglich sei, bei seinem Vorsatze zu bleiben und ihn durchzuführen."

Man nahm es Ulrich am kaiserlichen Hofe sehr übel, daß er seinen Predigern gestatte, gegen das Interim zu schmähen. Als

aber auch strengere Befehle erlassen und unfügsame Prediger ihrer Stellen entsetzt und aus dem Lande vertrieben wurden — zu großem Schmerze der Gemeinden, wie der Verf. in einzelnen Fällen erzählt — gewahrte man bald einen fühlbaren Mangel an tauglichen Meßpriestern, und es mußte entweder das kirchliche Leben leiden oder die Strenge gemildert und mancher Prediger geduldet werden, der sonst dem Loose der Auswanderung nicht entgangen wäre.

So griff nun zwar das Interim tief und schneidend in das Leben ein, katholischer und evangelischer Gottesdienst gingen oft in einem anstößigen Gemische neben einander her, statt Einigkeit im Glauben, statt Eintracht in der Lehre wurden die Gegensätze greller, die Uebelstände ärger, denn zuvor. Fällt aber ein großer Theil dieser Erscheinungen den örtlichen Umständen und Verhältnissen, dem jederzeit gefährlichen Schwanken in der Handhabung obrigkeitlicher Weisungen zur Last: so ist auch wieder nicht in Abrede zu stellen, daß diese gewaltsam herbeigeführte Uebergangszeit, nach den ersten Erschütterungen, einer geregelteren Ordnung der Dinge Platz gemacht, die Gegensätze sich verwischt, und eine praktische Gewöhnung an kirchliche Duldung die Herzen für Eintracht gewonnen haben würden.

Im vierten und letzten Abschnitte unsers Buches begegnen wir im ersten Kapitel einer sehr gehaltvollen Uebersicht über die Landesverwaltung aus den letzten Regierungsjahren des Herzogs, während das zweite Kapitel den Familienverhältnissen vorbehalten blieb und mit dem Tode Ulrichs und einer Betrachtung über den Charakter dieses Fürsten das an Wechselfällen des Glückes, an Erschütterungen und Uebergängen so reiche Zeitgemälde beschließt.

Die Nothwendigkeit, auf die innere Landesverwaltung zurückzukommen, ward schon dadurch geboten, daß die Stürme und Bedrängnisse der letzten Jahre manche Störung und Unordnung im Leben nach sich zogen und eine vermehrte Sorgfalt der Staatsverwaltung in Anspruch genommen wurde, um die geeigneten Ableitungswege für eingerissene Gebrechen durch eine zeitgemäße Gesetzgebung zu erlangen.

Der Verf. geht hier zu den Resultaten der in protestantischen Ländern eingeführten Kirchenvisitation zurück, und zeigt dann, wie Ulrich, in Berücksichtigung der Nothwendigkeit einer neuen kirchlichen Organisation, im J. 1547 die sogenannte Visitations- und Synodal-Ordnung in's Leben rief. Sein Vortrag ist hier eben so klar, als gründlich und erschöpfend, er gibt das Wesen der Sache ohne viele Umschweife zu erkennen. Er berichtet über Inhalt und Zweck der Kirchenordnung mit Beiziehung alles zur

Sache Gehörigen, er hebt ihre drei Hauptartikel und ihren Zusammenhang gehörig hervor und läßt alle Eigenthümlichkeiten der Zeit und des Lebens in's Licht treten, und wir würden eine wesentliche Lücke in dem Buche wahrnehmen, wenn er diese interessanten und wichtigen Mittheilungen vorenthalten hätte.

Welch' eine compacte Masse administrativer Maßregeln enthält, anderes zu geschweigen, die früher erwähnte Visitationsordnung, wie ernstlich zieht sie gegen kirchliche Lauheit, gegen gottlosen Lebenswandel, gegen Laster und Unzucht mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu Felde, wie sorgfältig sucht sie die Sitze des Uebels zu ergründen, Sittlichkeit und kirchlichen Sinn im Volke zu verbreiten und die obrigkeitlichen Aemter, von deren Kraft und Beispiel so Vieles abhing, in genauer Aufsicht zu erhalten.

Es verdient in dieser Hinsicht bemerkt zu werden, daß die Visitatoren die ämtliche Weisung hatten, wenn sie in eine Amtsstadt kamen, zuerst den Pfarrer vorzurufen und ihn zu vernehmen, „wie er die Glaubenslehre vortrage und es mit dem Katechismus und der Unterweisung der Kinder halte, hierauf ihn auch mit Ernst über die Lebensart und Amtsführung der Vögte, Raths- und Gerichtsherren zu befragen, und ob keine Zauberer und Wahrsager in seinem Bezirke seien, auch wie es mit dem Kirchengesang gehalten werde. Hierauf sollten auf gleiche Weise der Diakon und der Schulmeister befragt, ihre und des Predigers Bibliotheken genau besichtigt werden. Nach den Geistlichen sollte die Reihe an die weltlichen Beamten, den Ober- und Untervogt, die Raths- und Gerichtsherren, auch etliche Namhafte aus der Gemeinde kommen, welche über das Leben und die Amtsführung des Predigers, Diakons und Schulmeisters, die Gemeindeglieder aber außerdem auch über ihre Vorgesetzten zu berichten hätten.»

Ueberdieß waren sie angewiesen, in den wichtigen Fällen, wo es sich darum handelte, einen Amtmann abzuschaffen, oder wenn man heimlichen Versuchen zur Wiedereinführung des Papstthums auf die Spur käme, nicht eigenmächtig zu handeln, sondern an den Herzog zu berichten und ihm die Entscheidung anheimzustellen.

Was die Synodal-Ordnung anbelangt, so leuchtet Wesen und Zweck derselben und ihr Zusammenhang mit der Visitation aus dem Eingange genügend hervor. Darin heißt es, was eben auch den Geist der Zeit erkennen läßt: „Dieweil der Erbfeind christlichen Lebens, der Satan, ehrbare Zucht und gute Ordnung nicht lang leiden kann, sondern sich mit aller seiner Macht untersteht, bei Nacht, wenn die Hausväter und Vorsteher schlafen, Unkraut unterzumischen, so achten Wir, Solchem zu wehren, nicht für das geringste Mittel, daß in unserm Land etliche Synodi

und Zusammenkünfte der Prediger angerichtet werden, wodurch wachsender Irrsal in der Lehre, unzüchtiger Wandel und Unbescheidenheit der gemeinen Prediger in Dörfern verhütet und Einhelligkeit im Predigtamte und in den Kirchengebräuchen erhalten werden kann» u. s. w. (pag. 546).

Mit dieser Ordnung stand die Eintheilung des ganzen Landes in Decanate, deren es drei und zwanzig gab, in Verbindung. Die Eigenschaften und Amtspflicht der Decane, die Abhaltung der Synoden und die abzuhandelnden Gegenstände, Alles dieß war an genaue Vorschriften gebunden und setzte die Staatsgewalt nicht allein in ununterbrochenen Zusammenhang mit den Gemeinden, sondern räumte ihr auch einen sehr großen Einfluß auf die geistliche Obrigkeit ein. Man kann, einige Unzukömmlichkeiten abgerechnet, nicht in Abrede stellen, daß sie Zusammenhang, Einheit und Festigkeit in die Kirchenverwaltung brachte; allein da wegen der bald darauf erfolgten Einführung des Interim Alles aus seinem Geleise gerissen wurde, so konnten die neuen Satzungen erst unter der folgenden Regierung festere Wurzeln schlagen und sich tiefer in den Volksgeist einleben.

Ulrich hatte in seinen letzten Lebensjahren vollauf damit zu thun, den von vielen Seiten einreißenden Verwirrungen, den willkürlichen Plünderungen des Gemeindehaushaltes durch zweckmäßige Mittel zu begegnen und die großen Nachtheile, welche die verschiedenen Verwaltungszweige erfuhren, durch eine organische Gesetzgebung zu heben. Zu diesem Zwecke wurde im Jahre 1549 die Polizei-Ordnung erlassen mit einer bemerkenswerthen Kleiderordnung, welche besonders bei den unteren Ständen allen Luxus streng untersagte und den Bauersleuten auf dem Lande gebot, „nur inländische Tücher zu gebrauchen, an ihren Röcken nicht mehr als sechs Falten machen zu lassen, unzerschnittene und unzerstückelte Barchent-Wämser mit engen Aermeln, auch nur schlechte Pelze von Lämmern und Gaisen, und dergleichen schlechte Futter und unverbrämt zu tragen, des Goldes und Silbers, der Perlen und Stickereien, der Barette mit Straußenfedern u. s. w. sich ganz zu enthalten.»

Außerdem enthielt sie gemessene Vorschriften über Beschränkung des Aufwandes bei Hochzeiten, Taufen, Kindbettmahlzeiten, im Zechen und Gastiren, über den Lohn der Reisigen und Dienstknechte, über Beaufsichtigung der Handwerker durch sogenannte geschworene Schaumeister, über die Wundarznei- und Hebammen-Gewerbe und vieles Andere, was auf Handel, Verkehr und Rechtspflege sich bezog.

Hieher werden von dem Herrn Verf. ferner Ulrich's Verordnungen über das Forstwesen, über Bergbau, über Verbesserung der

Münze bezogen, die zum Theil schreienden Uebelständen ein Ende machen, zum Theil frühere, mit der Zeit außer Wirksamkeit gekommene Verfügungen dringend einschärfen sollten. Da mit den Verwaltungsgesetzen zugleich die Verwaltungsorgane eine zweckmäßige Umstaltung erfuhren, so war es natürlich, daß das gesammte Beamtenwesen mit seiner hierarchischen Gliederung und Unterordnung bei dieser Gelegenheit abgehandelt wurde. Hier bringt der Hr. Verf. vorerst die Regierungsbehörden zur Sprache, gibt nach der Reihe den Wirkungskreis des Landhofmeisters, des Kanzlers, des sogenannten Oberrathes mit den Hofräthen, die Amtssphäre der Rentkammer mit dem Kammermeister, als der obersten Finanzbehörde, an, welche Behörden zusammen genommen unter dem Collectiv-Namen der Kanzlei begriffen wurden, und weiß manche interessante biographische Notiz über einzelne Männer, die damals einem oder dem andern dieser wichtigen Aemter vorstanden, dem Gange seiner Darstellung einzuflechten.

Trotzdem aber litt der Geschäftsgang fortwährend an vielen und bedeutenden Störungen. Es gebrach der Staatsmaschine an Einheit und Kraft, und Verzögerungen in der Erledigung der Eingaben waren so gewöhnlich, daß bei Heimischen und Fremden die Meinung sich festsetzte, „man regiere im Lande Württemberg übel, da sei keine Expedition.“ Die Ursache davon lag zum Theile auch in dem unstäten Wohnsitze des Herzogs, in der Scheu, seine Residenz in Stuttgart, dem Mittelpunkte der Verwaltung, zu fixiren. Die mit der Umschaffung des Kanzleiwesens beauftragten Räthe wiesen unumwunden und freimüthig auf diesen Uebelstand hin, indem sie erklärten, es sei noch nicht genug, wenn aus den vielerlei Räthen Ein Rath gemacht werde, sondern es müsse auch ein Haupt da seyn, „das alle Dinge dirigire, umfrage und proponire.“

Für einen solchen Posten fanden sie Niemanden geeigneter, als den Herzog Christoph. Allein hier trafen sie den alten wunden Fleck und berührten eine Seite, auf der sich Ulrich nicht beikommen ließ. Wie wenig überhaupt seine Kanzleiordnung den vorhandenen Gebrechen abhalf, läßt sich hinreichend aus den erneuten Klagen entnehmen, die kurze Zeit nach ihrer Erlassung laut wurden. „Zu viele Leute, hieß es, laufen in die Kanzlei, die Schreiber selbst seien es, welche Gäste zur Morgensuppe und zum Schlaftrunke einluden, und auf diese Weise aus der Schreibstube gar noch ein Wirthshaus machten.“ Auch hier kam erst unter der folgenden Regierung eine durchgreifende Ordnung in den Geschäftsgang.

Der letzte Abschnitt, dem wir uns nun zuwenden, beschäf-

tigt sich ausschließend mit den einzelnen Gliedern der herzoglichen Familie, mit des Herzogs Lebensende und Charakter.

Daß wir hier der beinahe vergessenen Herzogin Sabina wieder begegnen und ihre düsteren Schicksale die Aufmerksamkeit des Geschichtsschreibers beschäftigen, ist um so mehr zu billigen, je weniger sie bei Ulrichs Familienkreise ausgeschlossen bleiben durfte. Der Leser wird der schwer geprüften Frau und ihrem harten Lebensloose seine Theilnahme nicht versagen können, wenn er hört, wie herzlos sie Ulrich ihrem Geschicke preis gab und sie an dem Nöthigsten bitteren Mangel leiden ließ, wie alle Versöhnungsversuche an seinem unbeugsamen Sinne und seiner fortdauernden Abneigung scheiterten. Er könne der Herzogin kein Geld geben, weil er es von der Landschaft fordern müßte, entweder möge irgend ein großer Herr von vielem Vermögen, wie der Kaiser, der römische König oder der König von Frankreich, welches darleihen, oder ihre Brüder mögen sie im Lande aufnehmen und ihr Unterhalt geben, wofür dann Christoph, wenn er zum Reiche gelange, Ersatz leisten möge. Armuth und Verlassenheit nahmen zwar ein Ende, als ihre Brüder, nach ihrer Aussöhnung mit Ulrich, sie nach München nahmen; ein freundlicherer Umschwung in ihrem Lebensloose aber trat erst mit ihres Gatten Tode ein. Wie sie dann nach Württemberg zurückgekehrt, von ihrem Sohne geehrt und mit hinlänglichem Auskommen ausgestattet, in Nürtingen in stiller Zurückgezogenheit den Rest ihrer Tage verlebt, wie sie mit Religionsübungen und mit Werken der Wohlthätigkeit beschäftigt, ein wahrer Schutzgeist der Armen und Nothleidenden in der Umgegend geworden, dieß Alles, wie es sich einfach und ungeschminkt im Buche erzählt findet, genügt selbst ohne ein begleitendes Urtheil über ihren sittlichen Charakter, um ihr des Lesers ganze Theilnahme zuzuwenden.

Von der verstoßenen Gemahlin geht der Verf. zu des Herzogs Sohne Christoph und dessen Bruder Georg über. Des Ersteren Schicksal stand unter dem düsteren Einflusse einer unabänderlichen Ungunst und Kälte seines Vaters, und litt fühlbar durch ein in seinem Innersten gebrochenes Familienleben. Vermöge einer bitteren Ironie des Geschickes mußte der deutsche Fürstensohn am französischen Königshofe um Gunst, Aufnahme und Unterhalt buhlen, überall hin verfolgt von dem bösen Argwohne seines Vaters, den er ohne eigenes Verschulden, ohne eigene Veranlassung zu tragen hatte. Lange ging sogar Ulrich mit dem Gedanken um, ihn in seinem einstigen Erbe zu verkürzen und einen Theil des Herzogthums auf seinen Bruder übergehen zu lassen. Die drohende Gefahr ging indeß glücklich vorüber, und der Reichen-

weiher Vertrag (17. Mai 1542) gab ihm mit der väterlichen Gewogenheit die Zusicherung eines unverkürzten Erbfolgerechtes. Allein deßungeachtet hatte er fortwährend von dem argwöhnischen, harten, geizigen und feindseligen Wesen seines Vaters sehr viel zu leiden. Er mochte sich noch so geduldig und fügsam, noch so rücksichtsvoll und nachgiebig zeigen, bei der geringsten Veranlassung ergingen die heftigsten und demüthigendsten Strafpredigten über ihn.

Beinahe ohne Subsistenzmittel gelassen und mit der Verwaltung von Mömpelgard betraut, dessen Einkünfte er jährlich an seinen Oheim abliefern mußte, hatte er mit Sorgen zu kämpfen, und da seine Bezüge aus Frankreich bald ausblieben, so erreichten seine Schulden eine namhafte Höhe. Bekam er, was selten geschah, von seinem Vater eine zeitweise Geldhilfe, so war sie gewöhnlich begleitet mit Vorwürfen unbedachter Verschwendung und mit den eindringlichsten Ermahnungen zu größerer Sparsamkeit. Diese Lage wurde von dem Zeitpunkte an, wo er mit seiner Vermählung eines eigenen Hauswesens bedurfte, noch viel drückender, indem sein Vater jeden Versuch, im Dienste des Kaisers oder des Königs von Frankreich unterzukommen, beharrlich von sich wies und doch von der andern Seite von einer Vermehrung seines Einkommens oder seiner Unabhängigkeit nichts wissen wollte.

In welch' einem auffallenden Gegensatze steht unsere Zeit mit der damaligen! Unsere Ueppigkeit, unser Luxus, unsere Verschwendung; und damals oft kaum das Nothwendige, kaum das Bedürfniß selbst in einem fürstlichen Haushalte. So verdient es bemerkt zu werden, daß Christoph, als er im November 1543 seine Brautfahrt nach Anspach unternahm, aus Mangel eines Winterkleides eine böse Verkältung sich zuzog, an deren Folgen er jahrelang litt, bis ihn der Gebrauch des Wildbades wieder herstellte. Ferner verdient es als ein Zeichen damaliger väterlicher Zucht bemerkt zu werden, daß der junge Herzog, obgleich schon volljährig, fortwährend in strenger Vormundschaft blieb, und über Alles, selbst über das Geringfügigste, Verhaltungsbefehle einholen mußte. Handelte es sich um den Namen für eines seiner Kinder, um die Wahl eines Taufpathen, um den Gebrauch eines Bades, so würde es Ulrich als eine Verletzung seiner väterlichen Auctorität angesehen haben, wenn nicht Rath und Erlaubniß bei ihm wäre eingeholt worden. Freilich war die harte Schule des Lebens, in welche der junge Fürstensohn hinausgedrängt worden, sehr bildungsreich für seinen aufstrebenden Geist, und stattete ihn für seinen künftigen Fürstenberuf mit einem kost-

baren Schatze von Erfahrungen in Leben, Sitte und Menschenkenntniß aus; wie nahe lag aber auch die Gefahr eines sittlichen Verderbnisses inmitten der lockenden Genüsse eines verführerischen Hoflebens, wie nahe die Gefahr, in den Irrgängen einer auf Lüge und Betrug gebauten Staatskunst seiner deutschen Gemüthsfrische, seines offenen geraden Sinnes verlustig zu gehen!

Ueber Ulrichs letzte Lebenstage, über Tod, Bestattung, Grabinschriften, über die auf ihn bezüglichen Monumente und Kunstdenkmäler findet sich am Schlusse das Nöthige zusammengestellt. In der Schilderung seines Charakters aber hat der Herr Verf. klug und besonnen den Mittelweg eingeschlagen, und sich weder auf die Seite seiner unbedingten Lobredner, noch auf jene seiner rücksichtslosen Tadler gestellt. Sein Urtheil ist frei geblieben von Leidenschaft, frei vom Parteigeiste, er zeichnet den Charakter des Fürsten und des Menschen, treu den Thatsachen der Geschichte gegenüber, mit allen Vorzügen, mit allen Mängeln und Schattenseiten seines wirklichen Lebens.

Ohne Zweifel gehört Ulrich nicht allein zu den vom Schicksale hart geprüften, sondern auch zu den mitunter sehr unbillig beurtheilten Fürsten. Unläugbar waren bei ihm viele Züge von Härte und Eigenmacht, von Zorn und Uebermuth, von Rachgier und Verschwendung vorhanden, unläugbar zeigt sein Charakter manch widriges, abstoßendes Gepräge. Ein leicht erregbarer Argwohn, ein schwer zu beschwichtigender Verdacht, und ein starrer, kaum zu brechender Eigensinn hat nicht bloß seine eigenen Tage mit vielen Bitterkeiten vergällt, sondern auch das Glück seiner nächsten Verwandten gestört, und Gattin, Sohn und Bruder in eine falsche Stellung gebracht. Eines der stärksten Zeugnisse gegen ihn ist, daß er wenig Vertrauen und Liebe als Fürst besaß. Fortwährend hatte er eine starke Partei gegen sich, die nichts sehnlicher wünschte, als ihn vom Reiche zu entfernen.

Schwer drückte das Uebermaß seiner fürstlichen Bedürfnisse, seine Prachtliebe, seine Verschwendung, schwer die willkürliche Art der Schatzung, die Nichtachtung alter, herkömmlicher Rechte, der Hohn und die Verachtung, die er dem gemeinen Manne zeigte. Die Thorheiten seiner Jugend stürzten Württemberg in großes, mannigfaches Elend, führten beutelustige Heere in seine stillen, friedlichen Thäler. Der schreckliche Bauernkrieg hatte Verwirrung, Raub, Mord und ein gewaltsames Zersetzen aller bürgerlichen Verhältnisse in seinem Gefolge, und mitten unter den Schrecknissen desselben kämpfte Ulrich für seinen verlorenen Herzogshut. Eine große Wohlthat für sein Land hätte der Tü-

binger Vertrag werden können. Allein Ulrich haßte gesetzliche Schranken; wo sie seinem Willen Bande anlegten, ging er achtlos über sie hinweg, und es ist kein Wunder, daß unter seinem Walten jener Vertrag so wenig zur vollen Geltung kam. Solche Erinnerungen hafteten tief an seinem Andenken, und es war ein zweideutiges Lob, wenn man sagte, er sei seinem Lande unvergeßlich geworden.

Allein, um billig zu seyn, darf man vor Allem nicht außer Acht lassen, daß die Fehler seines persönlichen Charakters, die auf sein fürstliches Walten einen so fühlbaren Einfluß übten, von einer mangelhaften, übel geleiteten Erziehung, von einer zu frühen Gelangung zu Selbstständigkeit, zu Macht und zur Regierung herrührten, und zum Theil außer der Zurechnung liegen. Er hatte nie gelernt, seinen Leidenschaften zu gebieten, nie gelernt, sich selbst zu beherrschen, und selbst ein langes Mißgeschick konnte hier die Versäumnisse früherer Jahre nicht mehr nachholen. Bei dem starken Fonde von geistiger und Willenskraft würde er, in seiner Jugend weise geleitet und würdig erzogen für seinen Herrscherberuf, einer der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit geworden seyn und die Geschicke seiner Zeit geleitet haben.

Nach dem Unglücke seiner Verbannung war eine große Aenderung, aber keine durchgreifende Umbildung in seinem Innern vorgegangen. Er war demüthiger, er war bescheidener geworden; aber nicht selten durchbrach das Ungestüm seiner Leidenschaft die Schranken und riß ihn zu Gewalthandlungen fort, die seiner Fürstennatur hätten fremd bleiben sollen. So fest hatte sich das erste jugendliche Gepräge seinem ganzen Wesen eingedrückt.

Im Unglücke verlor er nicht leicht Besonnenheit und Ueberlegung; aber die an ihm gerühmte Standhaftigkeit hielt, wie sehr richtig bemerkt wird (pag. 607), nicht immer die Probe aus, „er war bisweilen recht verzagt und demüthigte sich vor Mächtigen auf's Tiefste." Einheimische Geschichtschreiber rechnen es ihm zu großem Verdienste an, daß er der neuen kirchlichen Richtung sich angeschlossen, sein Land der evangelischen Lehre zugeführt und die kirchlichen Verhältnisse mit Umsicht, Kraft und Ausdauer geordnet habe, und auf diesem Wege der Wohlthäter seiner Unterthanen geworden sei. Allein man darf hier nicht vergessen, daß diese Wohlthat dem Lande theuer zu stehen kam und mit den schwersten Opfern errungen werden mußte.

Somit hätten wir den langen Weg durch eine allgemeine Entwicklungsperiode, die in den früheren Jahrhunderten nicht ihres Gleichen hatte, zurückgelegt, und Ulrichs Verhältniß zu seiner Zeit und zu seinem Lande ist uns in allen Richtungen klar

und thatsächlich dargestellt worden. Je lehrreicher und wichtiger aber gerade in solcher Periode die geschichtliche Erkenntniß ist, für desto verdienstvoller müssen wir ein Geschichtswerk halten, das genaue Kunde von des Lebens innersten Seiten bringt und die Pulsschläge eines fieberhaft durchzuckten Zeitgeistes treu und kundig zu erkennen gibt.

Was nun Herrn Pfaff anbelangt, so hat seine Ergänzungsarbeit zwar das Verdienst, daß wir durch ihn ein vollständiges Geschichtswerk besitzen, aber sie hat zugleich das noch größere, daß wir es dem ursprünglichen Plane, der Anschauungsweise und geistigen Durchdringung nach als ein in sich vollendetes Ganzes besitzen. Ueberdieß hat er Erläuterungen und Berichtigungen, Zusätze und Ergänzungen gebracht, die ihm durch neue Quellen geboten wurden und sich auch auf die beiden früheren Bände erstrecken. Um aus Vielem nur Eines zu gedenken, so begegnen wir (pag. 506 f.) einer sehr schätzbaren Nachweisung über den Charakter der beiden Granvella, die als eine Ehrenrettung derselben in Bezug auf die Gefangenschaft des Landgrafen von Hessen und als volle Anerkennung der wichtigen Dienste derselben anzusehen ist, welche Christoph aus Zuneigung und Wohlwollen in der wichtigen Krisis, wo sein Vater dem Sturze nahe war, von jener Seite auf eine so unzweideutige Weise empfing, daß es eigentlich Granvella's thätige Vermittlung war, welche das Fürstenhaus gerettet hat. So hat Herr Pfaff das Seinige redlich beigetragen zur Vollendung eines schätzbaren Geschichtswerkes, das ohne ihn wahrscheinlich stets ein Bruchstück geblieben wäre, wofür ihm der volle Dank eines jeden Geschichtsfreundes gebührt, dem historische Erkenntniß etwas mehr als ein Zeitvertreib ist, der es im Gegentheile ernstlich meint mit dem Rerum cognoscere causas.

Den dritten Band schmückt das Bildniß des Herzogs Christoph, dessen Original in der werthvollen k. k. Ambraser Sammlung sich befindet, dessen Züge von Hyrtls kunstfertiger Hand mit aller Treue wiedergegeben sind. Sinnig ist die Anordnung, daß sich in dem Werke die Bildnisse der herzoglichen Familie beisammen finden, welche durch ein düsteres Verhängniß im Leben stets geschieden war.

Die Ausstattung ist, gleich den vorigen Bänden, anständig, nett, ohne entbehrlichen Prunk und gediegen.

Art. VIII. 1) Die Berufung der schwedischen Rodsen durch die Finnen und Slawen. Eine Vorarbeit zur Entstehungsgeschichte des russischen Staates von Ernst Kunik. Zwei Bände. 8°. Petersburg, Druckerei der kais. Akademie der Wissenschaften. 1844 und 1845, 1. Abthl. XXVIII und 182 S., 2. Abthl. XVI und 496 S., mit einem Hinblicke auf

2) Die Völkertafel des Pentateuch: 1. Die Japhetiden und ihr Auszug aus Armenien. Von Joseph von Görres. Quart. Regensburg, im Verlage von G. J. Manz. 1845. 199 S., nebst Vorwort und einer Karte.

Um einen Platz unter den Großmächten der europäischen Literatur hat sich zwar die slavische Zunge schon seit dem neunten Jahrhundert beworben, doch zu keiner Zeit mit solcher Energie und so viel Glück als seit den Befreiungskriegen in den ersten Dezennien unsers gegenwärtigen Jahrhunderts, bei welchen die deutschen und slavischen Völkerschaften, wie männiglich bekannt, vorzüglich betheiligt waren; ja es hat das Ansehen, als ob das griechische Element der europäischen Geisteskultur, nachdem es vor den Roßschweifen der Muselmänner flüchtig geworden und beim Romanismus, Germanismus und Slavismus als Hof- und Sprachmeister gedient, seinen alten Präsidentenstuhl an diese drei literarischen Notabilitäten abgetreten habe und in Pension gegangen sei. Sein ältester Schüler und Erstgeborner in der geistigen Entwicklung Europa's, der Romanismus nämlich, galt schon darum, noch mehr aber wegen seiner Salbung zum legitimen hohen Priester der Christenheit für den geeignetsten Präses europäischer Geisteskultur, da er nach einander den Germanism, Slavism und was es sonst noch an nationaler Bildung Erhebliches gibt in Europa, in die Schule genommen und großgezogen hat. Die italienische, französische, englische, spanische und portugiesische Literatur sind die Früchte und Beweise der pädagogischen Thätigkeit des Romanismus. Die Deutschen sind zwar bei den Griechen und Lateinern in die Schule gegangen, wie sich die Spuren davon in ihrer Literatur nachweisen lassen, aber die deutschen Elemente in Materie und Form sind vorherrschend geblieben. Das Rivalisiren der Slaven mit den Deutschen hat sich unter andern auch in der Literatur bemerkbar gemacht, ja es hat mitunter nicht an Versuchen gefehlt, gelehrte Körperschaften und Notabilitäten für slavische Zwecke und Gefühle zu stimmen, und alle sonst unbestrittene Wahrheiten entweder in den Hintergrund zu stellen oder sie doch so lange zu dehnen und zu wenden, bis sie dem slavischen Nationalgefühle unbedenklich schienen. Die Gründung des russischen Reichs durch die Waräger, d. h. durch schwedische Rodsen, also durch Nichtslaven, ist eine solche alte, bis in die Neuzeit unbestrittene historische Wahrheit, welche die russischen

Slavomanen oder doch einzelne Capacitäten aus deren Reihen in Zweifel zu ziehen versucht haben. Darum erscheint als eine nicht weniger zeitgemäße als ehrenhafte Arbeit, welche der gelehrte Hr. Verfasser in dem Werke Nr. 1 unternommen, abgesehen davon, daß sie zugleich als eine unerläßliche Vorarbeit zur Entstehungsgeschichte des russischen Staates angesehen werden muß. Die Vorgeschichte des russischen Staates ist in vieler Hinsicht die Wiegengeschichte Europa's, sonderlich Großdeutschlands, des skandinavischen Nordens und was daraus hervorgegangen, und es wäre sehr zu wünschen, daß diese Wiegengeschichte von sprachkundigen Historikern in eben so vielen Monographien verarbeitet würde, als es Völker gibt, die dort ihre Wiegenzeit verlebt haben.

Nach einer sehr beherzigungswerthen Vorrede, darin wir so zu sagen in das Innere der russischen Literaturgeschichte historischer Abtheilung eingeführt werden, zeigt Hr. Kunik im 1. Kapitel das Unslavische in der Form des Namens Waräg mit einer Gründlichkeit, wie sich von einem Linguisten erwarten läßt, dem das Russische und Finnische so geläufig zu seyn scheint, als seine deutsche Muttersprache.

Im 2. Kap. handelt er von der Entstehung und Bedeutung des Namens Waräg. Er ist der Meinung, die Waräger, an die alten römischen Foederati, d. h. deutschen Hülfs- oder Schutztruppen der Römer erinnernd, seien die Sicherheitswache, Leibwache, Garde, kurz das kriegerische Gefolge der römischen Kaiser gewesen, und es sei diese Benennung weder slavischen noch griechischen, sondern deutschen, d. h. normannischen Ursprungs. Denn die griechischen Warangen oder Waranger, Βαράγγοι, seien nicht die Benennung eines Volkes, sondern eines Dienstes, und dieser Name stamme von dem nordischen Vaere, im Gothischen gavairþi, Frieden, Sicherheit haben, im Angelsächsischen vaero, im Alemannischen vara (foedus, pactum), mit einem Worte von dem deutschen Wehre, Gewähr; Waräger also hießen in der Folge die Normänner überhaupt, welche nach Rußland kamen, wenn sie auch nicht in der byzantinischen Garde gedient hatten: das Appellativum vertrat die Stelle des Stammnamens und zwar nicht bloß in Rußland, sondern überhaupt bei Griechen und Lateinern. Daher denn auch die Benennung der Wiener Vorstadt Wäring sich aus der Gothen- oder Langobarden-, wenn nicht gar aus der früheren Zeit herschreiben dürfte.

Das 3. Kap. ist überschrieben: „Die unslavische Form und der unslavische Gebrauch des Namens Rus. Hier zeigt der Verfasser sonnenklar, wie daß der Name Rus (Ρῶς), weit entfernt slavischen Ursprungs zu seyn, bei den baltischen Finnen eigentlich Schweden und Schwedenland, Ruossi und Ruotsi, bedeute,



und daß somit der Ausdruck Waräger-Russen nichts anderes besage, als schwedische Leibgarde, schwedische Soldtruppen der byzantinischen Kaiser. Dadurch nun ist gegen die russischen Slavomanen Wenelin und Consorten selbst die Ehre des ältesten Geschichtschreibers der Russen, nämlich des alten Nestor, gerettet, welcher in seiner Chronik schreibt, daß um die Mitte des neunten Jahrhunderts finnische und slavische Stämme mit einander übereinkamen, sich aus einer „überseeischen Nation Oberhäupter zu erwählen.“ Schmucklos, gedrängt und ohne Einmischung patriotischer Phantasien erzählt er, daß die Abgesandten „über das Meer zu den Waräger-Russen gingen, — denn wie diese Waräger sich Russen nannten (hießen), so nennen sich (heißen) andere Swieen und noch andere Normannen, Angeln, andere Gothen.“ Sei es nun auch, daß sich Nestor vielleicht darin irrte, wenn er schrieb: „Unter Michael, der seine Regierung im Jahre 6360 (= 852 n. Chr.) Indikt. 15 begann, kam der Name Reussenland auf; denn es ist uns kund geworden, daß unter diesem Zaren Russen nach Konstantinopel gekommen sind, wie in einem griechischen Geschichtsbuche geschrieben steht;“ und: „Von diesen (drei Brüdern, Rurik, Sineus und Truwor) hat das Reussenland Nowgorod seinen Namen bekommen;“ so unterschreiben wir mit Freuden, was der Hr. Verfasser S. 96 behauptet: „Gegen dieses Zeugniß, welches ein zahlreicher Volksstamm (die Finnen) zu Gunsten des schwedischen Ursprungs der Rodsen ablegt, gelten die anderen geschichtlichen Daten, daß die Warango-Rodsen aus Schweden kamen, nicht so viel als man gewöhnlich annimmt“ u. s. w. Denn, wie Hr. Kunik S. 54 sehr richtig bemerkt, „über den Ursprung der Völker- und Ländernamen ist unendlich viel unhaltbares und grillenhaftes Zeug gefabelt worden, und erst die Kombinationen der vergleichenden Sprachforschung haben es vermocht, auf diesem Gebiete einige feste Resultate aufzustellen. Alle alte Gentilia zu erklären wird sie natürlich nie vermögen, und überhaupt wird die Deutung des einen oder des andern Namens nur dann sicher seyn, wenn ihr zufällig ein oder mehrere ganz historische Data zu Hülfe kommen.“ Darum wollen wir zwar dem Hrn. Verfasser vom Herzen Glück wünschen, daß er durch seine linguistischen Forschungen und Sprachvergleichungen auf diese mit der Geschichte so innig zusammenstimmenden Resultate gekommen ist; was jedoch die Urwurzel der Ῥῶς und den Ursprung dieser Benennung betrifft, so erlauben wir uns dennoch auf die Roxolanen oder Rox-Alanen, Ρωξολανοι, des Claudius Ptolomäus aus dem zweiten Jahrh. n. Chr., auf die Roxulani der Peutinger'schen Tafeln aus dem fünften und auf die Rocas des Jornandes aus dem sechsten

Jahrhunderte aufmerksam zu machen, die sich eben so wenig wegdemonstriren lassen, als die von Langobarden in Mähren, Schlesien, Oesterreich, Ungarn und Innerösterreich gegründeten oder benannten Orte mit der Wurzelsylbe Ρῶς, wie da z. B. sind: Rausen, Rausenbruck, Rausenstein, Rausko, Raußnitz, Reusch (Alt und Neu), Reissendorf, Reschen, Resow, Roschitz, Roschlin, Roseč, Rosenau, Rosenberg, Rosenbüchel, Rosenthal, Rosetsch, Rositschka, Roskosch, Rossau, Roßoch, Rossitz, Roßwald, Rostein, Rozinka, Roznau, Röschitz, Ruschenau, Ruzena, Ruzow, Rysow, Rußbach u. a. m., und darum halten wir dafür, daß die Urwurzel der Benennung Rus entweder in irgend einem Lokalitäts- oder Eigenschaftsverhältnisse, wenn nicht gar in einem alten Stammnamen zu suchen sei, und dieß auf den Grund der Jak. Grimm'schen Ansicht von der Sache, welche so ziemlich mit der Völkertafel des Pentateuch und darum auch mit der großartigen Arbeit: Die Japhetiden und ihr Auszug aus Armenien von Joseph von Görres, übereinstimmt, welche weiter unten besprochen werden soll.

Im 4. Kap. endlich schreitet der Verfasser zu dem Beweise, daß die Gründer des russischen Staates schwedische Männer, Roots, Ruotsi, Ruohtalainen gewesen. Das erste Beweismittel ist ihm der Name der Schweden bei den baltischen Finnen. Jene Stelle in den bertinianischen Annalen, wo es heißt: Misit (der Kaiser Theophilus 839 n. Chr.) quosdam, qui se, id est gentem suam, Rhos vocari dicebant. Quorum adventus causam Imperator diligentius investigans, comperit, eos gentis esse Sueonum, ist der zweite Beweis. Diese Sueones nannten sich also in Griechenland Rhos, den Deutschen waren sie von schwedischer Nation; sie hatten einen Fürsten Chagan, und der fränkische Annalist Prudentius nannte sie Dänen (Thanen?). Das dritte Beweismittel ist die Heimskringla von dem Isländer Snorre Sturleson, darin das heutige europäische Rußland das große oder kalte Schweden (Svithiod) genannt wird. Das vierte Beweismittel ist die slavische Kunde oder Tradition von dem Auszuge der Rödsenkönige aus Schweden. Zum fünften Beweismittel qualificiren sich die Zeugnisse arabischer Schriftsteller von den Warengern, sofern unter diesen die Waräger-Russen zu verstehen sind. Den sechsten Beweis bilden die in das Russische eingedrungenen altschwedischen Eigennamen und Begriffswörter. Als siebentes Beweismittel dient der Freundschaftsverkehr zwischen Schweden und Rußland in den ersten zwei Jahrhunderten der russischen Staatsgeschichte. Es ist dieser Beweis mit eben so vieler Quellen- und Sprachkenntniß durchgeführt, also daß die guten Dienste, welche das slavische Rußland in jenen finsteren

Zeiten der deutschen (schwedisch-normännischen) Nationalität verdankt, in erfreuliches Licht treten. Wie die westslavischen Häuptlinge sich gern Bräute in Deutschland holten, also die russischen Fürsten in Schweden. — Die Griechenlandsfahrten der Nordmänner (Schweden), nachgewiesen auf Runensteinen in Schweden und auf arabischen Münzen, bilden den achten Beweis. Der neunte Beweis sind die schwedischen Ansiedelungen auf den Inseln und Küsten Finnlands, Esthlands und Livlands, wodurch die Auswanderung der Schweden nach Osten vermittelt wurde. Als zehnten Beweis gibt der Verfasser die Namen der heutigen Russen bei den Lithauern, Letten und baltischen Finnen. Der Lithauer nennt die Russen Gudai (Gothen), bei den Letten heißen sie Kreewy (Kriwitschen), von den baltischen Finnen, d. h. von den Livländern, Esthen, Ingriern und eigentlichen Finnen werden die Russen durchweg nur Wenden und ihr Land das Wendenland genannt; dagegen sehen sie zusammt den Lappen in dem Schweden nur den Rootsen, Ruotsen, Ruossen oder Ruotten, nur der russische Lappe nennt den heutigen Russen Ruoscha. Der eilfte, letzte und Hauptbeweis endlich, daß der russische Name aus Schweden stammt, sind die schwedischen Rodstagen oder Rudergemeinden ober- und unterhalb Stockholm, d. h. Gemeinden, welche sich ausschließlich vom Rudern oder von der Schiffahrt ernährten und die bewaffnete Seemacht des Landes bildeten; denn Róds bedeutet eigentlich die Stangen, womit gerudert wurde. Dieß nun sind im Wesentlichen die Beweise, auf welche der gelehrte Hr. Verfasser seine Behauptung stützet, daß der Name Ρῶς nicht slavischen, sondern schwedischen Ursprungs sei; daß man in Byzanz lange bevor Ρῶς kannte, als dieser Name durch die Gründung des russischen Staates von den Schweden Rurik, Sineus und Truwor auf die Slaven jenes Reiches oder Staates überging. Und in der That, es ist Hrn. Kunig zu diesen Beweisen zu gratuliren. Er hat in diesen dunklen, durch nationalen Parteigeist arg verwirrten Gegenstand erfreuliches Licht gebracht, davon selbst jene Leser dürften angezogen werden, welche den linguistischen Theil der Beweisführung aus Mangel an Sprachkenntniß müssen dahin gestellt seyn lassen.

Was jedoch das 5. Kapitel betrifft, worin die ungarischen Russinen in ihrem Verhältnisse zur altrussischen Geschichte besprochen werden, so läßt sich dem Verfasser unmöglich gleiches Lob zuerkennen, ja es wäre besser, wenn Hr. Kunig dieses Kapitel gar nicht veröffentlicht hätte, was er hoffentlich selbst eingestehen wird, wenn er Nachfolgendes mit eben der Unbefangenheit würdigen wird, mit der wir an die Beweisführung seiner Sache gegangen sind. Hr. Kunig ist durch seine linguistisch-historischen

Studien zu der Ueberzeugung gelangt, daß sich der Ursprung aller Eigennamen der Völker, Länder und Oertlichkeiten nur an der Hand der Geschichte und gründlicher Sprachforschung erklären lasse, wie er S. 54 selbst eingesteht; warum hat er sich denn also bei der Beantwortung der Frage, wann eigentlich das heutige Ungarn und Siebenbürgen mit Russinen (Orosz) bevölkert worden, nicht auch von der Geschichte führen lassen? Warum ist er denn nicht bis auf die Zeit der Völkerwanderung zurückgegangen, und hat sich bei den Quellenschriftstellern derselben berathen? Warum hat er denn nicht die Byzantiner oder doch den Paul Warnefried sorgfältig befragt und mit Jordan und Procopius zusammen gelesen? Er würde sicher darauf gekommen seyn, wann und wie Siebenbürgen und Ungarn ihre Russinnen erhalten haben. Warnefried? — Ja Paul Warnefried, den aquilejischen Diakon, den Geschichtschreiber jenes Volkes, das von den deutschen Barbaren und Halbbarbaren Attila's allein übrig geblieben ist, das sie alle nach einander aufgeerbt hat, damit es Zeugniß gebe von dem Ausgange der Völkerwanderung, und so in Erfüllung ginge was geschrieben steht Genes. 9, 27: „Gott breite Japhet aus und er wohne in den Hütten Sems;" nachdem sich die Worte Joels 1, 4: „Was die Raupe übrig gelassen, fraß die Heuschrecke, und was diese übrig ließ, der Käfer, was aber der zurückließ, der Brand;" an den Donauländern erwahrt hatte. „Seit den Zeiten Bocharts," schreibt Görres in seinen Japhetiden (S. 3), ist ungemein viel Förderliches (für die Erklärung der biblischen Völkertafel, Genes. 10) geschehen. Die historische Welt der klassischen Völker hat sich erweitert, und im zunehmenden und eindringlicheren Verständniß hat sie sich zugleich vertieft. Die gälischen und germanischen Völker haben neben ihnen ihre Mythen und Sagen gleichfalls in den die Welt umkreisenden Ideenstrom ergossen; Armenier, Slaven und andere Völker, denen Trümmerhaftes übrig geblieben, haben wenigstens diese Reste dem großen Gemeinbesitze nicht vorenthalten. Was die indische Sanskrita so manche Jahrtausende in sich beschlossen gehalten, was die Chinesen in ihrer Bilderschrift für die Erinnerung gebunden, was die Achämeniden in ihrer Keilschrift niedergelegt, was die ägyptische Sphynx in ihren Hieroglyphen verborgen, es hat sich alles gelöst und aufgethan, und Geheimniß um Geheimniß muß sich fort und fort enthüllen. Denn der menschliche Geist ist seiner im Medium der Sprache sich bewußt, und wie er sich in ihr erkennt, so scheint er sie in ihrem inneren organischen Zusammenhange in sich wieder zu finden; und so ist sie ihm eine Führerin auf allen seinen Wegen der Forschung und des Nachdenkens geworden. Andrerseits hat bei seinen Wanderungen kein Theil der

Erde auf die Dauer sich ihm verschließen mögen; auf allen Wegen ist er gewandelt, alle Pfade hat er betreten, und was das scharf zuschauende Auge gesehen, hat die Hand in die graphische Darstellung eingetragen, und so ist das Chartenwesen in unseren Tagen zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gediehen. Eine ungemeine Masse von Thatsachen über Oertlichkeiten und örtliche Verhältnisse hat sich angehäuft, und diese haben in Ritter schon einen Mann gefunden, der sie vom geographischen Gesichtspunkte aus mit dem Blicke eines Feldherrn aufgefaßt und all sein Leben daran gewendet, das im Geiste Erschaute in der Wirklichkeit bewährend auszuführen.»

Und Hr. Joseph von Görres hat es an der Zeit gefunden, all diesen reichen Vorrath mit historischem Blicke zu überschauen, und das Resultat in seinen Japhetiden niederzulegen. Es erweckt schon ein gutes Vorurtheil für diese letztere Arbeit, daß der fromme, religiös eifrige Görres dabei obigen Segen Noe's zum Ausgangspunkte genommen; denn er schreibt (S. 57): „Der Stamm der Semiten sollte für immer herrschen in priesterlicher Macht; der der Japhetiden immer als Bundesgenosse dieser Macht sie schirmen und bewahren.» Diesem Noachischen Testamente gemäß hat sich also die Völkergeschichte der alten Welt gestaltet: Sems und Japhets Geschlechter mußten sich daher unter einander versippen, mußten mit und neben einander ziehen und wohnen, wenn Noe's Segen sich bewähren sollte. Und das eben ist der geheimnißvolle Zusammenhang in der älteren Völkergeschichte, der vielbesprochene Indo-Germanismus oder Indo-Europäismus, welchen mit anderen auch die deutschen und slavischen Stämme für sich in Anspruch nehmen ohne Unterschied, ob sie aus japhetidischem oder semitischem oder gemischtem Blute entsprossen sind. Der Herr Verfasser und die Ethnographen alle zusammt den Sprachvergleichern sollten auf dieses biblische Geheimniß auch bei der Russenfrage Rücksicht nehmen, und nicht für gentile Völkereigennamen ausgeben, was eigentlich nur Völkerbeinamen sind. Wenn denn also der Herr Verfasser darauf gekommen ist, daß das Ῥῶς der Byzantiner wie das schwedische Rodse eigentlich nur Eigenschaftsnamen sind, welche den Begriff des Ruderns, der Schifffahrtskunde ausdrücken, so sollte er so billig seyn, diese Eigenschaft, d. h. die Kunst zu rudern oder Flüsse und Meere zu beschiffen, nicht bloß den Schweden, sondern überhaupt allen an Flüssen oder Meeren wohnenden Völkern deutscher wie slavischer Zunge zuzumuthen und zuzugestehen, allzumal wenn uralte Sprachdenkmale, wie Ezechiel 38, 2. 3. 39, 1 nach der Uebersetzung der Siebenziger dafür zu sprechen scheinen. Warum sollte es in den Ländern des heutigen Rußlands nicht eben sowohl Ror-

slovani gegeben haben, wie es Roxalani (nach Ptolemäus) gegeben und wie es oberhalb und unterhalb Stockholm schwedische Rodslagen gegeben? Gleichwie nun in alter vorchristlicher Zeit cimbrisches und keltisches Blut sich mit slavischem an der Wolga mischte, also geschah es auch nach Christi Geburt, daß die aus den Donaugegenden vor den Römern flüchtenden Langobarden (ob normannischer oder finnischer Abkunft kann dahingestellt bleiben, zu den Deutschen gehörten sie auf alle Fälle) unter dem Namen Mahrer (Merens) zugleich mit Muromen (Mora-Anwohnern, Obii) endlich in Rußland, in dem heutigen Gouvernement Wladimir ein Vaterland gefunden (nach Nestor am Rostovschen und Klesczinskischen See, dann an der Oka, wo sie in die Wolga fällt), wo sie mit den Wolga-Slaven oder Bulgaren in Berührung kamen, sich mit ihnen versippten und unter der Herrschaft der Ostgothen verharrten, bis sie mit den Hunnen wieder in die Donaugegenden zurückkehrten, wie dieß Alles in den Wiener Jahrbüchern in dem Aufsatze: „Ueber die Abkunft und Wanderungen der Langobarden," schon vor mehreren Jahren nachgewiesen worden. Ist nun die Benennung Roos, Rhos, wie das schwedische Rods ein Appellativum, das die Geschicklichkeit, die Schiffe mittelst Ruderstangen auf Flüssen, Seen, absonderlich auf dem Meere zu lenken bezeichnet, so wäre es in der That anmaßend, diese Geschicklichkeit und die davon abgeleitete Benennung Ρῶς oder Rhos nur den Deutschen (Normannen, Schweden, Rügen ꝛc.) zuzuerkennen und die Slaven davon auszuschließen. Die Bulgaren beschifften so gut ihre Flüsse und Seen, oder besorgten doch die Ueberfuhr über dieselben, wie jene deutschen Völker, und in dem Sinne waren die Langobarden in Rußland an der Wolga wie in Rugiland an der Donau zusammt den Wolga-Slaven oder Bulgaren, mit denen sie sich vermischt hatten, wahrhafte, nicht bloß Pseudo-Rhos oder Russen wie jene ruderkundigen Waräger, und so erklärt sich leicht, warum so viele Orte in Ungarn und Mähren den Wurzellaut Rhos, magyarisch Orosz nachweisen; denn es sind Wohnplätze der zu Rhos gewordenen Langobarden und Bulgaren, sogenannte Russendörfer; sie verrathen die ehemaligen Wohnsitze der Langobarden: also in der Szathmarer Gespannschaft Oroszfalu, in der Solnoker Alsó Oroszfalu und Felsö-Oroszfalu, in der Torontaler Gespannschaft Göryeny-Oroszfalu, Maros-Oroszfalu, in Siebenbürgen mehrere dergleichen Composita, in der Zempliner Gespannschaft zwei Orosz-Bisztra oder Ruske Bystřé, Orosz Hrabocz oder Rusky-Hrabowec u. s. w.; dasselbe ist der Fall in der Unghvarer, Marmaroscher und Scharoscher Gespannschaft.

Nach allem diesem und mit Rückblick auf die Ortsnamen

mit der Wurzel Rhos, Rós, Rods in Mähren und Innerösterreich, wo die longobardischen Pōs auf ihren Wanderungen einst gewohnt haben, wird uns der Hr. Verfasser nicht verübeln, wenn wir behaupten, daß er sich seine Arbeit über die schwedischen Rodsen um Vieles erleichtert haben würde, wenn er den Artikel Schiffahrt antiquarisch in's Auge gefaßt hätte, anzufangen von den biblischen Stellen hierüber und fortschreitend durch die ganze Mythen- und Sagengeschichte der alten Welt bis auf die schwedischen Seekönige und Schiffergilden des Mittelalters. Er würde da das schwedische Rodsen-Wesen, wenn auch unter anderen Namen, bei allen an großen Wässern und breiten Strömen wohnenden Völkern wiedergefunden haben, weil das Bedürfniß der Ueberfuhr über Meere, Seen und Ströme überall in der alten Welt eine Art Macht und Herrschaft bei denen begründete, welche sich damit befaßt hatten. Dieß nun war ganz vorzüglich der Fall in der Völkerwanderung. Die Wolga, der Don, Dnieper, Dniester, die Weichsel, Oder, Elbe, die Theis und Donau wie das asovische und schwarze Meer, die Ost- und Nordsee übten die daran wohnenden Völker in der Schiffahrt, und diese gab ihnen das einträgliche Privilegium der Ueberfuhr. Als Attila's Weltmonarchie zerfiel, drängten sich die mächtigsten und tapfersten Völker an die Hauptüberfahrtspunkte der Donau, denn sie waren der Schlüssel zum Römerreiche und also zur Beute. Die Gepiden in Dazien, die Gothen in Pannonien, die Rügen in Oesterreich und nach ihnen die Langobarden und Avaren verdankten ihre Reichthümer zum Meisten den Ueberfuhrsgeldern und Wasserzöllen. So entstand das Fluß- und Seerecht, das sich natürlich bewaffnete zur Handhabung der Ordnung und Polizei, wie zur Sicherung des Friedens und des Besitzes. Derlei bewaffnete und befestigte Uebergangs- oder Ueberfahrtspunkte (Furthen, Brega, Breh, Brod slavisch, daraus Brieg, Braga, Prag entstanden) waren eben darum auch wichtige militärische Punkte.

Da der Verfasser voraussah, daß ihm von Seiten der russischen Antinormannen und Antiscandinavomanen würde widersprochen werden, so hat er im zweiten, mehr als doppelt so starken Bande mit großer historisch-linguistischer Erudition und in's Breite gehender Genauigkeit seine Sache in nachfolgenden Kapiteln sicher zu stellen gesucht.

Kap. 6. Die Pseudorussen in Großmähren (?), auf der Insel Rügen und im Kaukasus während des Mittelalters. Kap. 7. Die normannischen Personennamen in der altrussischen Geschichte. Kap. 8. Der Uebergang des türkischen Chagenats auf die Rodsenfürsten seit dem Jahre 839. Kap. 9. Die Einnahme von Sevilla durch die schwedischen Rodsen im Jahre 844. Kap. 10. Die

Aussagen der Griechen seit dem Jahre 866 über die Rodsen als normannische Eroberer im Osten von Europa.

Indem wir die in diesen Kapiteln ausgebreitete linguistische und historische Belesenheit des Hrn. Verfassers bewundernd anerkennen, sehen wir uns aber doch nicht in der Lage, dabei länger zu verweilen, und gehen zu der kolossalen historischen Arbeit des gefeierten süddeutschen Historikers, Joseph v. Görres über, davon oben schon ein Vorgeschmack gegeben worden.

2) Zu den im Stillen genährten Wünschen der Bibelforscher und Welthistoriker gehörte seit lange auch der, daß die Völkertafel des Pentateuch zusammt den übrigen auf die Weltgeschichte bezüglichen Stellen des alten Testaments mit den Mythen, Sagen und der beglaubigten Profangeschichte der alten Welt zusammengehalten, verglichen, und dergestalt die Lösung so mancher Räthsel und Aufhellung so mancher Dunkelheiten in der alten Völkergeschichte beschleunigt würde, so wie zur Berichtigung nationeller Vorurtheile als zur gerechten Würdigung biblischer Wahrheit. Um so begieriger griffen wir nach einem Werke, das alle diese Wünsche befriedigen zu wollen schien, so wie es denn gleichsam als Inhaltsanzeige die Behauptung an der Stirne trägt: „Den Völkerstämmen sind ihre Sitze zum voraus von der Natur bereitet, und den ihnen eingegebenen Instincten ist es überlassen, die bereiteten aufzusuchen, wie der Zugvogel in ihnen immer wieder seine alte Heimat sucht und findet.“ Dieser Satz, der wie eine Harmonia praestabilita inter naturam et hominem, Kosmos und Mikrokosmos klingt, und als Endergebniß der großartigen Forschung gelten kann, welche Hr. v. Görres für die k. bayerische Akademie der Wissenschaften unternommen, gibt dem Ganzen noch überdieß eine Art mystisch-dogmatischer Weihe, welche der Geographie und Geschichte zu Gute kommen muß, als jenen wissenschaftlichen Büchern, die sich vorzugsweise mit dem Irdischen befassen und darum in das Irdische vertiefen müssen. Indem also der fromm-gelehrte Hr. Verfasser in Ritter'scher Manier einen horo-hydrographischen Ueberblick unsers Erdballs vorausgeschickt, und darin vorläufig auf den ethnographischen Besitzstand hindeutet, wie ihn die Geschichte und Statistik für die Vergangenheit und Gegenwart nachweisen, beginnt er mit Armenien, der Japhetidischen Völkerburg, von wo zwar das ganze Menschengeschlecht zur zweiten Besitznahme der Erde ausgegangen, welche jedoch dem Geschlechte Japhets zur Urheimat bestimmt war.

„Die Veste war,“ schreibt der Verfasser, „je nach den Weltgegenden hin in's Gevierte von vier Bollwerken flankirt, die zugleich als Widerhalter dem Erdrücken, ihn zwischen sich haltend

und fassend, vorgelegt erschienen, und als untergeordnete Mittelpunkte für die Bergstrahlung oder die Bergzüge wie für die Stromgebiete aus dem armenischen Erdknotenpunkte gelten können. Das erste, nordwestliche dieser Bollwerke gegen das schwarze Meer hin aufgebaut sind die Bergzüge, welche den Halys, Lieus, Thermodon und Absorrus begleiten, und bis in die Mitte Kleinasiens hineinreichen. Das zweite südwestliche Bollwerk gegen das Mittelmeer, beginnend im Ausstrahlungspunkte des Ammanus im heutigen Marasch, bilden die Bergzüge des Taurus, die dem Sihon, Dschihun und Orontes folgen. Das dritte südöstliche Bollwerk sind die Gebirgszüge mit den Quellen des Zab; sie lehnen sich an die Ringgebirge der Seen Van und Urmia, und laufen aus nach dem Hochlande Iran. Das vierte Bollwerk endlich sind das caspische Meer, die Steppe Mogan und Talisch gegen Nordosten. Alle diese Widerhalter stehen mit einander in Verbindung, und gegen die Ebenen des Nordens ist ein mächtig Vorwerk im Kaukasus, eine neue Bergmauer von Meer zu Meer, fast so hoch als der Ararat selber, aufgebaut. Gleich Armenien nun haben auch das östliche Hochasien und Afrika im Südwesten derlei Erdknotengeflechte mit Bergstrahlungen, an welche die benachbarten Tafelländer und Hochebenen sich anreihen.“ „Ist nun aber Armenien ein strahlendes Bergland,“ schreibt der Verfasser weiterhin, „dann werden seine vier Strebepfeiler und der Kaukasus, sein Vorwerk, in die Centralketten aller Bergeszüge der Erde ausgehen;“ und dieses weiset er sofort auf beiden Halbkugeln im Allgemeinen und im Besonderen für die Japhetidenwelt nach, indem er zugleich die Japhetidenländer (Scythien) nach ihren Gränzen, Namen und Bewohnern vor den übrigen kennbar macht. Also zeigt er den Unterschied zwischen Scythien dießseits des Imaus oder Unter-Turan der Orientalen und dem oberen Turan oder nordischen Scythenlande. Er scheidet überhaupt Asien in das südliche (Arabien, Iran und die beiden Indien), in das mittlere (die beiden Turan bis nach China) und in das nördliche (nämlich das Scythenland). Vorzüglich interessant dürfte das Ausmaß des Slavenlandes und der natürlichen Heimat der germanischen Völkerschaften für die Neuzeit seyn; abgesehen davon, daß er die slavischen und germanischen Völker ohne Unterschied zu den Japhetiden zählt, so theilt er den Slaven alles Land als von der Natur angewiesene Wohnsitze zu, das zwischen dem Ural, der Wolga, den Karpathen und dem schwarzen Meere ausgespannt ist. Folgt man aber den Karpathen weiter zwischen Oder- und Marchquellen hindurch, längs dem mährischen und böhmischen (?) Gebirge, dem Frankenwalde und der Rhon (sic) und bis dahin, wo am Teutoburgerwalde der Gebirgszug in der Ebene sich ver-

liert, so strömen alle Wässer von hier nordwärts dem Becken des baltischen Meeres und der Ostsee und ihrer Verbindung mit der Nordsee zu, und dies Becken, im Norden von Skandinavien, im Osten vom Ural und dem russischen Landrücken umschlossen, ist in diesem letzteren Theile noch den scythischen und slavischen Völkern eingeräumt; im Süden, Westen und Norden aber die natürliche Heimat der germanischen Völkerschaften. Gälen, Germanen und Slaven haben also mit einigen scythischen Stämmen das ganze nordische Tiefland von den Pyrenäen bis zum Ural und wieder den nördlich umschließenden Berggürtel besetzt; und so wird Mitteleuropa am Rheine und der oberen Donau ein Gegenstand des Kampfes zwischen Gälen und Germanen, an der unteren Donau aber zwischen Germanen und Thraciern seyn. So sind von der Natur selbst alle die Inseln der Völker abgegränzt, die sie dem Hause des Japhet bestimmt, dessen weite Ausbreitung man nur dann überschaut, wenn man diesen Gebieten auch noch Amerika in seinen drei Abtheilungen, in Nord und Süd und Mitte hinzufügt, und von den Inseln des Südmeeres, so weit japhetidisches Blut sie erfüllt.". Die weite Ausbreitung der Japhetiden ist jedoch damit noch nicht beschlossen, denn die Gebirgszüge aus dem nordwestlichen und südwestlichen Strahlenpunkte setzen aus Kleinasien nach Europa über, wenden sich zum Hämus und gelangen so bis an die Alpen; Südfrankreich, Spanien durchstreifend, setzen sie nach Afrika über, wo der Atlas, in den kleinen Atlas sich verlängernd, die Verbindung mit Sinai vermittelt, und am Jordan und Orontes die Rückkehr in den südwestlichen Strahlpunkt durchsetzen. Dadurch ist der Uebergang der japhetidischen Stämme nach Afrika vermittelt. Anderseits sind die Anwohner des ägäischen wie des Mittelmeeres, die des adriatischen wie des tuskischen, also die Thracier, Macedonier, Hellenen, Inselgriechen, die Pelasger, Illyrier zusammt den Bewohnern Italiens zu den Japhetiden gerechnet, also daß es schwerer seyn möchte nachzuweisen, wo die Japhetiden nicht hingekommen sind, als das Umgekehrte.

In gleicher Weise wird das hamitische und semitische Land nachgewiesen und die Centralität aller Erdhöhen oder der alte Urberg Albordi, um welchen die Erde gelagert seyn sollte, dem Ararat mit Beseitigung des ostasiatischen und afrikanischen Erdknotens zugesprochen, worauf eine geographisch-historische Rundschau nach dem Feuerelemente der Erde gehalten und der vulkanisch-plutonische Abschnitt der Mythologie eingewebt wird. Auch die Einheit des erdischen Feuersystems mit allen seinen Erscheinungen führt der Herr Verfasser geognostisch-mythisch auf den Erdnabel, die alte verbollwerkte Länder- und Völkerburg Ar-

menien zurück, und geht dann zur Einheit des Wassersystems über.

Ein ehemaliger Centralsee am Fuße des Ararat, die Spuren seiner Ufer in den umgebenden Bergen zurücklassend, soll beim Durchbruche durch die Alaghayberge abgelaufen seyn und sich in die vier paradiesischen Flüsse Phison (Phasis), Gehon (Kuraxes), Hideckel und Frat zertheilt haben. Was die vier Strebepfeiler der Länderburg hinsichtlich der übrigen Gebirge auf Erden, das sind die vier paradiesischen Flüsse hinsichtlich der Bewässerung oder des Wassersystems auf Erden. Die Wassertraditionen und Mythen, die berühmten Wasserfahrten des Alterthums werden hier recapitulirt und für die Veranschaulichung des Wasserzusammenhanges auf Erden ausgedeutet, so die orpheusische Argonautika, die des Apollonius u. a. m.; eine Arbeit, welche viel geographische Belesenheit voraussetzt, aber um so nothwendiger war, als das Völkersystem, d. h. die Ausbreitung, Verbindung, Verschmelzung, mit einem Worte das Völkernetz, der Besitzstand der Urstämme und Geschlechter auf Erden damit im genauesten Zusammenhange steht. „Denn alle Grundrichtungen im Menschen entsprechen," nach der Ansicht des Herrn von Görres, „den Fundamentaleinrichtungen der Erde; es besteht ein innerer geheimnißvoller Bezug von Einem zu dem Andern; sie ziehen sich gegenseitig an und ruhen nicht, bis sie in ihrer instinctartigen Wechselwirkung zur Ergänzung und Sättigung gelangt." Darum denn auch „die Bewurzelung der siedelnden Stämme nicht dem Zufalle hingegeben, sondern an ein bestimmtes Gesetz gebunden ist;" denn „es bestand eine Correspondenz zwischen dem Bau des Menschen und dem Erdbau: die Genesis des Menschen war nur eine wiederholte höhere Erdgenesis. Wie in der Erde alle Grundrichtungen geeint sind, also auch im Menschen; was ist natürlicher, als daß diese Grundrichtungen auch ihren Einfluß bei der Besitzergreifung der Erde durch die Stämme geltend gemacht haben?" —

Das wäre denn eine Art physiologischer Vorherbestimmung und Gestaltung der Weltgeschichte, eine Art Ratio ultima rerum auf Erden, dadurch der Mensch hinsichtlich seiner Erdhaftigkeit, wie Prometheus von der Nothwendigkeit gebunden ist *); ein neues weites Feld für die Geschichts- und Naturforscher, deren Sache es fortan seyn muß, die Weltgeschichte auch physiologisch

*) Diese Nothwendigkeit wird S. 58 vom Herrn Verfasser jedoch wieder zurückgenommen, indem er schreibt: »Mit seinem Segen und seinem Fluche hatte der Stammvater auch keineswegs die Einen als die Bevorzugten, die Andern als die Verworfenen mit Naturnothwendigkeit prädestinirt« u. s. w.

[illegible], was dann nothwendig auch auf das Staats= und [illegible] von Einfluß seyn dürfte. Es ist aber das Erdhafte [illegible] unter das Gesetz des Geistes gestellt, und der Geist [illegible] stammendes Wesen, das zu dem Ende dem erd= [illegible] des Menschen eingeleibt worden, auf daß sich [illegible] des Geistes über den Leib offenbare und bewähre. [illegible] in der Einheit Mensch beschlossen, und nur [illegible] Verbindung des Himmlischen mit dem Irdischen [illegible] des Lebens fähig, d. h. Mensch. Ueber diese Be= [illegible] Dualität kann der Mensch nicht hinausgehen, weil [illegible] vernichten würde, so wie es nicht in seiner Macht [illegible] und von wem er zur Welt gebracht worden. Was [illegible] Einzelnen gilt, das muß auch von dem ganzen [illegible], d. h. das Menschengeschlecht ist was es ist und [illegible] Gott und in Vereinigung mit ihm. So wie [illegible] zum Mittelpunkte, so verhalten sich die Ge= [illegible] Geschlechte, davon sie ausgegangen. Es war da= [illegible] kein neuer, so doch ein recht zweckmäßiger Ver= [illegible] Herr Verfasser bei der Erklärung der biblischen [illegible] angestellt hat zwischen dem Urvater unsers Geschlech= [illegible] und dem Urerhalter desselben, dem gerechten Noe, [illegible] Kindern des ersten oder des Urerzeugers, Generato- [illegible] Rippe auch das Weib geformt wurde, und den [illegible] Urerhalters, Salvatoris, und Verbreiters; zwischen [illegible] und Brudermörder Kain und dem Vaterschän= [illegible] den Repräsentanten des geschlechtlichen Fluches; [illegible] und Sem, den Trägern des geschlechtlichen [illegible] des göttlichen Wohlgefallens und darum des Prie= [illegible] und Vertreters der himmlischen Substanz im Men= [illegible] zwischen dem Hirten Abel, dem Dulder und [illegible] um Gottes und der Gerechtigkeit willen, dessen [illegible] Gott wohlgefälligen Opferpriesters, Seth er= [illegible] sollten die Urältern anders getröstet werden, und [illegible] Beschützer und Hausgenossen Sems, dem ge= [illegible] Repräsentanten und Träger der Ausbreitung des [illegible], und darum Vermittler der Einheit zwischen [illegible] und himmlischen Elemente in unserem Geschlechte; [illegible] Sinne des Urerhalters, des gerechten, mit [illegible] Noe, laut dessen Segen oder welthistorischem Te= [illegible] ebenfalls und für alle Zeiten und Länder als [illegible] für Semiten und Japhetiden gegenüber den [illegible] himmlische Rechtsurkunde betrachtet werden [illegible] sich die Besitznahme der Erde, des Landes [illegible] allem, was darauf und daran ist, vollzogen

hat. Von dieser Urkunde und mit ihr ausgehend, und unter Führung und Leitung der Geschichte und Sprachforschung den Besitzstand auf Erden deutend, möchte der Herr Verfasser allerdings ein großartiges literarisches Werk zu Tage gefördert haben, falls ihm die beiden Führerinnen getreu geblieben. Sollte er sich aber mit der Linguistik, besonders der heiligen als ältesten, nicht sattsam berathen haben, so dürfte er in vielen Punkten Widerspruch erfahren, besonders dort, wo die Sprache selbst als Geschichtsquelle erscheint, wie bei den ältesten Eigennamen der Völker, Länder, Berge, Meere, Seen, Flüsse u. s. w.; wo also Sprache und Geschichte gleichsam identisch werden und darum die Eine die Beglaubigung von der andern nehmen muß.

Mit Rücksicht auf die Instincte dieser drei Söhne Noe's weiset der Herr Verfasser den heißen Erdgürtel, die Tropenländer, den Hamiten; den Norden, die kalte Region der Erde, den Japhetiden, und was zwischen beiden in die Mitte fällt den Semiten als vorbestimmt zu. „Vermitteln sollte das Haus Sem," schreibt der Herr Verfasser, „die Gegensätze von Innen und Außen in seiner Einheit; die höhere Weisheit sollte also herrschen in ihm: es mußten sohin Priesterkönige seyn, die dort geboten im Namen des ersten Stammvaters, dessen Bild und Autorität auf die Väter dieses Hauses von Geschlecht zu Geschlecht übergegangen;" eine Einrichtung, welche sich im Wesentlichen, wenn gleich unter anderen Formen, bei den Israeliten in der Priesterschaft (Leviten), bei andern Völkern in den Priesterkasten und selbst im Christenthum durch seine Kirchenverfassung wiederholt hat. Babel wurde der Mittelpunkt in diesem Priesterstaate zwischen den beiden Flüssen Euphrat und Tigris (Schinear oder Sinear, das Land zwischen Sems Flüssen); auf den Höhen rechts, im nördlichen Oberlande hausten die Japhetiden, die Beschützer, Krieger des Priesterreichs (Kriegerkaste); das untere Land hatte Ham mit seinen zur Dienstbarkeit verurtheilten Kindern (Cuschiten, Cossäer, Cissia, das Land der Wasserlilie) in Besitz genommen. Hier nun wäre der Ort gewesen, diejenigen Eigennamen der Orte aufzuführen, welche an Sems und seiner Söhne Priesterschaft in Mesopotamien erinnern, und sie historisch-philologisch zu beleuchten; freilich eine schwierige, aber doch nicht unmögliche Aufgabe bei den beachtungswerthen Vorarbeiten über diesen Gegenstand. Daran hätten sich dann alle Eigennamen knüpfen lassen, welche außerhalb Mesopotamien die Wurzel Sem nachweisen, denn derlei Semitica (Semsnamen), wie verzerrt und verunstaltet sie auch aufbewahrt sind, würde die Zuglinien der Semiten gleich Meilenzeigern näher bezeichnet und documentirt haben. Dasselbe so viel möglich auch hinsichtlich der Wohnsitze der Japhetiden und

Hamiten geleistet, würde eine förmliche geographisch-ethnographische Uebersicht über den Sachbestand vor der Trennung der drei Stammfürsten geliefert haben, daran sich dann die Richtungslinien der aus Mesopotamien fortwandernden Stämme recht anschaulich hätten knüpfen lassen, wenn sich's darum gehandelt hätte, den Auszug der Noachiden aus Mesopotamien oder ein getreues Bild von der allmäligen Besitzergreifung der Erde zu liefern. Für den Auszug der Japhetiden aus Armenien genügte allerdings, die Rückwanderung derselben nach den nördlichen Hochlanden sowohl durch den ihnen inwohnenden Instinct, Vorliebe für Erdhöhen, Gebirgsluft und Gebirgsleben, anderseits durch den revolutionären Einbruch der Cuschiten in das Reich Sems zu motiviren. Die Uebereinstimmung der alten Profangeschichte und heidnischen Mythen mit der Bibel bei jeder sich darbietenden Gelegenheit nachzuweisen, gehört übrigens mit zu den hervorstechenden Eigenschaften, so wie aller wohldenkenden Historiker, so ganz besonders unsers streng- und rechtgläubigen Herrn Verfassers, der S. 59 schreibt: „Der Aufstand (des Cuschiten Nimrod gegen die bevorzugten Semiten), der sich erhoben, und das Getümmel des Völkerkrieges, der entstand, war nämlich ein Abbild jenes großen Götterkampfes mit den titanischen Mächten, der früher im Geisterfalle eingetreten.» In der That, die Mythe vom Kampfe der Titanen wider Chronos ist auch nichts anderes als der Widerschein der Verwirrung, welche in Mesopotamien (d. h. im Lande der beiden paradiesischen Flüsse) die ursprüngliche Ordnung der Dinge auf den Kopf stellte, indem was dienen sollte zuletzt im Vaterhause herrschend geworden war, und was den Beruf zum Herrschen gehabt, jetzt dem revolutionären Despotismus dienen mußte. — So wie es sich aber in allen Jahrtausenden erwiesen, daß die göttliche Vorsehung bald leisen Trittes, bald im Sturmschritte und mit Donnerschlägen ihren Willen durchsetzt, weil jeder Druck den Gegendruck hervorruft, und der widerrechtlichen Action die Reaction auf dem Fuße folgt, also war es auch der Fall mit der Cuschiten-Herrschaft zu Babel. Die Semiten wichen zwar dem starken Jäger vor dem Herrn und zogen sich in das Hochland zurück, wo sie sich versippend mit Japhetiden also stärkten, daß Assur wahrscheinlich mit Hülfe seiner japhetidischen Anverwandten gar bald ein Reich am Tigris aufrichtete, das endlich an den babylonischen Cuschiten das Vergeltungsrecht übte. Chanaan entging seinem Schicksale nicht, ja die Israeliten gelangten sogar zum Besitze des Landes Gosen im hamitischen Aegypten, denn der Segen Noe's lautete nicht dahin, daß Ham's Geschlecht in den Häusern Sem's wohnen sollte, wie Japhet's Nachkommen; ja die Weltgeschichte, die

ältere wie die neuere, weiset die Erfüllung dieses Segens an den Japhetiden auf die schlagendste Art in den Weltmonarchien der Perser, Macedonier und Römer, in den Invasionen der Scythen und Türken, in der Herrschaft der Engländer über Indien u. s. w. nach, während ägyptische Eroberer in semitischen und japhetidischen Ländern äußerst selten vorkommen. Durch die Vermischung der Semiten mit Japhet's und Ham's Nachkommen entstanden dreierlei Semiten, die reinblütigen (Hebräer), die japhetidischen und hamitischen Semiten. Zu den semitischen Japhetiden rechnet der Herr Verfasser die Aramäer in Syrien, was kein sprach- und geschichtskundiger Ethnograph in Abrede stellen wird. Um so schwankender sind die Ansichten von den Chaldäern, nach welchen das babylonisch-assyrische Reich benannt worden. Weil nun Hr. v. Görres S. 60 den durch Nimrod gegründeten cuschitischen Staat Caschdim oder Chaldäa nennt, und bemerkt, dieses Chaldäa sei darum nicht in der Völkertafel aufgeführt, weil, was von Semiten daselbst zurückgeblieben, cuschitische Signatur erhielt (also hamitische Semiten waren), „eine colluvies gentium," wie er schreibt, „gebildet aus der Hefe der andern Stämme," so dürfte es hier am Orte seyn, die schon so oft behandelte Frage wegen der Chaldäer nochmals anzuregen, um in die Sache mehr Licht zu bringen.

Die Meinungen von der Abkunft der Chaldäer lassen sich auf drei zurückführen. Die erste geht dahin, daß die Chaldäer von Arphaxad, dem dritten Sohne Sem's, abstammen, folglich reine Semiten gewesen. Dieser Meinung war Joseph Flavius (de Antiq. Judaic. l. I. c. 7), welcher schreibt: Arphaxades eos, qui nunc Chaldaei sunt, Arphaxadaeos nominavit, imperio gentis potitus. Derselben Ansicht war Georg. Syncellus (nach der Bonner Ausgabe), denn dort heißt es: A Sem, Noë primogenito, gentes 25 prodierunt hoc ordine: 1. Arphaxad, a quo Chaldaei orti sunt. Auch das Chronicon Paschale (Bonner Ausgabe) bekennt sich zu dieser Meinung, und zwar, indem es sich auf den h. Epiphanius beruft mit den Worten: Arphaxad, ex quo Chaldaei. Dasselbe Chronicon weiset den Chaldäern ihre Wohnsitze in Mesopotamien an, wo der Ort Chalan zwischen den Flüssen Saocoras und Chabor an sie erinnert.

Die zweite Meinung geht dahin, daß es eigentlich ein doppeltes Chaldäa gegeben habe, das babylonische und das nördliche am Pontus Euxinus. Aus dem letzteren, dem cimmerischen Colthene, soll nach Michaelis (Spicilegium Geographiae Hebraeorum exterae post Bochartum, Gottingae 1796, 4°.) Abraham ausgewandert seyn. Er beruft sich auf Strabo (lib. XII),

der schreibt: Supra Trapezuntum et Pharnaciam Tibareni et Chaldaei sunt, und: Qui nunc Chaldaei sunt, Chalybes olim dicebantur, — terra metalla praebet, nunc quidem ferrum, olim et argentum. Im Periplus sagt Menipp: Chaldia regio Armeniae. Ad hos usque muros pertinet Ponticum regnum et usque ad Tibariam et Chaldiam et Sandicam incolae Chaldi vocantur, sic enim usus invaluit. Moses von Chorene in der Geschichte Armeniens nennt den Theil Armeniens, der gegen das schwarze Meer hinsieht, Chalodastia, und die Einwohner Chaldaeos. Diese Chaldäer, von alten Geographen gewöhnlich neben Colchis und Syrien genannt, kommen immer von Norden, wenn die Propheten, wie Jeremias und Ezechiel, von ihnen reden. Aus diesem nördlichen Lande nun, meint Michaelis, seien auch die Chaldäer gekommen, die Babylon erobert haben, und zwar möchten sie von den Assyriern wider die babylonischen Cuschiten eben so herbeigerufen worden seyn, wie sich Nabuchodonosor derselben bediente, um Tyrus zu erobern. Zu Isaias Zeiten dürften die ersten Chaldäer in Babylonien angesiedelt worden seyn, dem sie in der Folge ihren Namen beilegten. Jeremias 5, 15 nennt sie zwar ein altes Volk, aber in Babylonien waren sie neu, wie Isaias 23, 13 zu lesen: En terram Chaldaeorum populi, qui antea non erat, Assyrii fundabant illam, dabantque incolis deserti; errantes Nomades consistere fecerunt, aedificaruntque palatia. Von den Griechen wurden sie Scythen genannt, und diese Scythen, welche sich um die Zeit des Judenkönigs Manasse über Asien herstürzten, versetzt Herodot (lib. I. c. 103. 106) dorthin, wo die alten Chalyber ihre ursprünglichen Wohnsitze hatten, an den mäotischen See, an den Fluß Phasis, also nach Colchis. Man zitterte vor ihnen, sie galten in Asien für schreckliche Krieger, wie die Cimbern in Italien, denn der Prophet Habakuk 1, 5. 6 schreibt: Opus facio in diebus vestris, quod non credetis, cum narrabitur. Ecce enim erumpere facio Chaldaeos, gentem iracundam et celerem, late per terras euntem ad occupandum sedes non suas. Sie scheinen demnach schnelle Reiter gewesen zu seyn. Sie lernten in Babylonien aramäisch, darein sie aber begreiflich ihre Muttersprache mengten, wie sich dieses aus mehreren babylonischen Eigennamen nachweisen läßt. Also soll in den Namen Nebuchadnezar, Balthasar, Beltschatzar, Neriglissar die Endsylbe Tzar oder Zar etwa das bedeuten, was bei den Russen der Zar oder Großfürst, und Nebuchadnezar (lies Nebje-kadzenyi-tzar) wird in der orientalischen Polyglotte von Buttner als a coelo constitutus dominus, Herr von Gottes Gnaden, in Forsters Briefen an Michaelis hingegen werden Nebu-cadne-tzar als Nebu-godnoi-tzar, coelo dignus princeps, Belsbatzar als Bolchoi-tzar (wielki Tzar) magnus

princeps, Meltzar als Mili (Mily) Tzar, carus princeps oder principi, Nabonassar als Nebu-nash-zar, de coelo noster dominus, Shadrach als Stiedri, liberalis, munificus, Mefhach als Muzik, virilis u. a. m. gedolmetscht, was der Vermuthung das Wort redet, daß jene Scythen eigentlich Slaven gewesen.

Die dritte Meinung hinsichtlich der Chaldäer oder Chalyber endlich, oder die vermittelnde, geht dahin, daß diese gewaltigen asiatischen Dränger ein Mischvolk, d. h. japhetidische Semiten oder semitische Japhetiden gewesen, Kinder von japhetidischen Vätern und semitischen Müttern oder umgekehrt, also daß Arpharad entweder eine Tochter Japhet's oder Gomer eine Tochter Arpharad's zur Frau gehabt. Das Letztere scheint darum wahrscheinlicher, weil, wie Hr. v. Görres S. 91 behauptet, „die slavischen Völker in alter Zeit Kimmerier hießen.“ Auch wurde das babylonische Camarine (nicht von Camarim, Feueranbeter, sondern von Comorim, Gomeriden, so genannt) für das Ur der Chaldäer gehalten, wo noch zu Joseph Flavius' Zeiten das Grab Haran's, des Bruders Abraham's, gezeigt wurde, wie zu lesen ist (Jos. Flav. Antiq. Judaic. l. I. c. 7): Ex his Aranes relicto filio Lotho et filiabus Sara et Melcha in regione Chaldaeorum est mortuus, in urbe, quae Vra Chaldaeorum vocatur et sepulchrum ejus nunc usque ostenditur.

Der babylonische Staat erhielt also seine Benennung Caschdim oder Chaldäa nicht, weil er ein cuschitischer Staat mitten im Gebiete der Semiten geworden, sondern weil die Japhetiden oder japhetidischen Semiten, genannt Chaldäer, sich desselben bemächtigten. Ob diese eine Colluvies gentium, „aus der Hefe der andern Stämme“ gewesen, überlassen wir dem Herrn Verfasser zur eigenen Beurtheilung. Nach der von Forster gegebenen Deutung babylonisch-chaldäischer Eigennamen müßten die Chaldäer Slaven gewesen seyn, wie oben bemerkt worden; nun aber haben die slavischen Völker Kimmerier geheißen, also müssen sie von Gomer abstammen. „Nun theilt die Völkertafel das Haus des Gomer in drei untergeordnete Stämme, den des Riphat, des Thogorma und des Askenas,“ und so sind denn Alle, welche die Chaldäer für Abkömmlinge Arpharad's, also für reine Semiten gehalten, im Irrthume, denn die Slaven stammen von dem Gomeriden Riphat, wiewohl es möglich, ja sogar wahrscheinlich ist, daß Riphat an eine Semitin aus Arpharad's Geschlechte vermählt gewesen, und seine Kinder eben darum japhetidische Semiten zu nennen sind. Da die Hebräer in ihren Geschlechtstafeln die weiblichen Descendenten nicht aufführten, so wird erklärlich, warum bei Georg Syncellus und in der Osterchronik die Chaldäer Abkömmlinge Arpharad's genannt

werden; sie fußten auf Joseph Flavius, und der kann es wohl noch gewußt haben, daß die Chaldäer in weiblicher Linie von Semiten abstammten. Der Herr Verfasser hat also S. 91 sehr wahr geschrieben: „Wieder geben die alten Geographen an: der Tanais entspringe in den riphäischen Gebirgen; die Argonauten, stromaufwärts fahrend, müssen, ehe sie im baltischen Meere anlangen, sich durch diese riphäischen Berge drängen, deren Schatten im Verfolge der Reise sie umhüllt. Der Tanais nun, oder vielmehr die Wolga, entspringt im Waldayplateau; das also und seine Fortsetzung an der Wasserscheide werden die riphäischen Berge seyn. Die Umwohner dieser Riphäen werden also die Riphat seyn, unter deren Namen die Völkertafel die slavischen Kimmerier aufgenommen.» Daß dieß sehr wahr ist, läßt schon der Umstand vermuthen, daß Herr Bibliothekscustos Schafarik in seinen slavischen Alterthümern zu einem ähnlichen Resultate seiner Forschungen gelangt ist; denn er schreibt im ersten Bande seiner slavischen Alterthümer (nach Mosigs von Aehrenfeld Uebersetzung S. 181: „Unsere bisherigen Erörterungen führten zu den beiden Hauptergebnissen: daß der slavische Stamm bereits in der urältesten Zeit ein großer und volkreicher, und seit jeher, d. h. eben so lange wie die verwandten Stämme der Thraken, Romanen, Kelten, Germanen und Lithauer, in Europa angesessen war, und daß derselbe vom fünften Jahrh. vor Chr. bis zum fünften Jahrh. nach Chr. in den Ländern zwischen der Ostsee und dem schwarzen Meere, zwischen den Karpathen, dem Don, der oberen Wolga und dem Gebiete der Finnen hinter Nowgorod unter dem Namen Winden und Serben gewohnt habe.» Die Benennung Wenden oder Winden und Serben ist nach der Erkenntniß gründlicher Slavisten vom Wasser hergenommen, ja die Sarpa, welche unfern von Sarepta in die Wolga fällt, würde hinreichen, um der Benennung Serb einen Sinn unterzulegen, wenn uns nicht Herr Schafarik versicherte, daß der eigentliche Sinn des Volksnamens Srb eigentlich derselbe ist, den die Lateiner mit natio, gens, verbanden, und daß im Indischen serim dasselbe bedeutet. Da nun auch Hr. v. Görres S. 139 herausgebracht hat, daß die Wurzelsylbe im Worte Riphat mit dem germanischen Riff (Klippe) identisch ist, da die Russen Ripa einen Berg, die Dalmatiner Nariz eine Windlavine (die Lateiner und Italiener das steile Felsenufer ripa und riva) nennen, und Cosmas, der älteste Geschichtschreiber der Czechen, überdieß berichtet, der Führer derselben habe bei ihrem Einzuge in Böhmen an dem Berge Rip zwischen den Flüssen Ogra und Vultava zuerst sich niedergelassen; Dalemil endlich in seinen Versen sagt: „weil man weit umschaue von seinem Gipfel, habe man ihn Hor-

zin Rzyp genannt, dahin, als auf den Urberg des czechischen Stammes die Sage auch das Grab des Stammfürsten Czech versetzt," so sind dieß alles so viel zusammenstimmende Zeugnisse für die Wahrheit dessen, was die zwei berühmten Forscher, v. Görres und Schafarik, als solche in der Sache erkannt, daß kein Vernünftiger weiter daran zweifeln wird. „Der erste Urberg," fährt v. Görres S. 140 fort, „der Riphat des ganzen Slavenstammes, kann aber nirgendwo als im Kaukasus, und zwar von den ceraunischen Bergen an den Quellen des Terek westlich liegen, da wo an der Nordgränze von Colchis der Zug sich nach Mitternacht umbeugt, und dann an der Ostseite des Pontus als coraxisches Gebirg bis zur Mündung des Kuban nordwärts läuft. Dieser Zug ist daher das älteste riphäische Gebirg, der Riphat oder Agrippäer, und die tiefsten Wurzelsprossen dieses Stammes wohnen in seinen Thälern. In der ganzen Kette aber ist vor allen ausgezeichnet der Albrus, der seinen Gipfel nahe so hoch wie der Ararat in die Lüfte hebt; er wird daher der Ripa, der Berg der Berge, der heilige Stammberg der Riphat seyn." Hier also wäre der interessante Ausgangspunkt des Slaventhums, d. h. der slavischen Gomoriden oder Kimmerier. Was nun Riphat für die Slaven, „das wird," meint Hr. v. Görres, „Thogorma für die germanischen Kimmerier, für die deutsche Arimania, Wehrmania oder Garmania" seyn, und es muß sich herausstellen, daß diese beiden Stämme, wie sie in den kimmerischen Ursitzen Germaniens neben und mit einander gewohnt und gelebt, auch zu Völkern in der Zeit herangewachsen, diese Gewohnheit beibehalten haben durch alle Jahrhunderte, also daß sich ein guter Theil ihrer Geschichte in dieser Form bewegt hat, mit dem Unterschiede, daß das deutsche Brudervolk jederzeit vorausgegangen, und den Fortschritt des gemeinschaftlichen Hauses bestellt, während das andere, slavische Volk nachgefolgt ist, und die friedlichen Geschäfte, den Anbau der Länder, die es bewohnte, besorgt hat, und daß dieser Charakter oder Urtypus ihres Lebens und Strebens sich ihrer Geschichte aufgedrückt hat. Es haben sich diese beiden Völker seit mehr als 2000 Jahren zu einander verhalten wie der herrschende Mann zur emsigen, fügsamen, friedlichen Hausfrau. Sie haben gleichsam mit einander in der Wiege gelegen, haben ihre Jugend, die Rosenzeit ihrer Geschichte mit einander verlebt, haben unter einander gefreit und sich freien lassen (nicht bloß in der Amazonenzeit), und sind dergestalt mannbar geworden. Es steht darum zu hoffen und der Alte der Tage wird Fürsorge treffen, daß dieser Instinct beider Völker für einander auch in Zukunft sich bewähren wird, und daß Deutsche und Slaven, der Jahrtausende eingedenk, die sie in Europa und zumal

in Oesterreich mit einander (sei es auch mitunter nicht ohne Zank, Streit und Eifersucht) gewaltet und geschaltet, nachdem sie zur Mannesreife gekommen, ihren beiderseitigen Vortheil aus diesem Verhältnisse noch richtiger auffassen und sich darnach benehmen werden. Dem Herrn Verf. aber wird sich für diese großartige schöne Arbeit die Weltgeschichte, wie die Bibelforschung gleich verbunden fühlen, die Hoffnung und den Wunsch nährend, es möchte den Japhetiden bald noch ein ähnliches Werk über die Aramäer oder die semitischen Japhetiden nachfolgen und nachgewiesen werden, welche Spuren von Os, Hul, Gether und Mes in Europa sich nachweisen lassen.

Dr. Theol. Franz Joh. Richter.

Art. IX. Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, von Gustav Klemm. Nach den besten Quellen bearbeitet und mit xylographischen Abbildungen versehen. Fünfter Band: Die Staaten von Anahuac und das alte Aegypten, mit 8 Tafeln Abbildungen. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 1847. 474 S. gr. 8.

Der unermüdet fleißige Verfasser fährt in diesem Bande fort, seine schwierigen, aus dem tiefsten und genauesten Quellen-Studium hervorgegangenen Untersuchungen und Erfahrungen mitzutheilen.

Er hat bisher die passiven Völker der Urwälder, der öden Küsten, der weithin gebreiteten Steppen und die activen Volksstämme der Hochgebirge der alten Welt und der an sie gränzenden Wüste in ihren Urzuständen betrachtet, sodann einen Blick auf die Verbreitung der letzteren über den Erdball gerichtet und darauf eine Schilderung derjenigen Erscheinungen versucht, welche die Unterjochung und Beherrschung der passiven Rasse durch die active zunächst hervorbringt.

Der Schauplatz dieser Erscheinung waren die Inseln der Südsee, jene Inseln, die unter einem milden Klima die ersten Lebensbedürfnisse in reicher Fülle darbieten, und die Entwicklung der menschlichen Kräfte nächstdem durch ihre Lage inmitten einer an wechselnden Erscheinungen reichen See wesentlich fördern. Wir fanden die schwarzen Ureinwohner hier nicht bloß als die Diener der weißen Herren, sondern überhaupt auf der tiefsten Stufe der gesellschaftlichen Stellung, zum Last- und Mastvieh herabgewürdigt, in welchem der Besitzer nicht einmal eine Seele anerkennt. Die Herren dagegen erscheinen als übermüthige Besitzer alles Grund und Bodens, aller Erzeugnisse, aller Lebensgenüsse, als die einzigen Inhaber alles Geistigen und jeglicher Kultur. Dieser Zustand erklärt sich zum großen Theile aus der insularischen Lage

der Südsee-Völker. Die Herrscherfamilien wuchsen allgemach zu großer Mehrzahl heran, sie waren kraftvoll und gewandt genug, um auch ohne Beihilfe der passiven Urbevölkerung fremde, von Außen stammende Angriffe abwehren zu können. Daher blieb denn auch der Gebrauch der Kriegswaffen, wie das ganze Kriegshandwerk ihr ausschließliches Eigenthum. Die Herrscher aber blieben für die unterjochte Urbevölkerung immer nur höher stehende Wesen; sie wurden ihnen nicht näher befreundet, als der Hirt es seiner Heerde wird, die er nur pflegt, um sie zu benutzen.

Andere Erscheinungen müssen sich da ergeben, wo die Urbevölkerung die überwiegende Mehrzahl der Nation bildet, und die active Rasse nur in kleinen Haufen als Herrscher bei derselben erscheint, wo nicht bloß leibliche Uebermacht genügt, um ihr Ansehen und Geltung zu verschaffen. Die active Rasse steht hier ohngefähr in demselben Verhältnisse zu der passiven, wie der Schiffer zu der See; während der Mensch die friedlichen Binnengewässer nach seinem Belieben benützt, nach seinem Gebrauche abdämmt oder ihnen einen Lauf anweiset, wie er eben für seine Zwecke dienlich ist, muß er der unendlichen See gegenüber seine Pläne und Mittel nach den Eigenschaften der gewaltigen Wassermasse einrichten; er muß ihre Eigenthümlichkeiten genau erforschen, die Gefahren kennen lernen, die sie ihm bringen kann, eben so die Schwächen und Vortheile, die sie ihm darbietet, und darnach muß er seine Kräfte bemessen, seine Maßregeln nehmen. Nur durch umsichtige und kluge Benutzung aller Umstände, jeder Strömung in der Tiefe, jedes Luftzuges oberhalb der Gewässer, durch zweckmäßige Anwendung aller sich darbietenden Hilfsmittel gelingt es dem Seefahrer die unwirthliche Wasserwüste zu durchschiffen. In ähnlicher Weise sehen wir denn auch kleine Haufen der activen Rasse ganze Völker der passiven Urbewohner der Erde nicht bloß besiegen, sondern sie auch beherrschen und sie dadurch einer höheren Kultur zuführen.

Diese Erscheinung begegnet uns in dem großen Landstriche, der sich von Norden nach Süden durch mehr als hundert und dreißig Breitengrade zwischen dem atlantischen Ocean und dem stillen Weltmeer dahin streckt. Eine Gebirgskette, die bis zu zwanzigtausend Fuß Höhe aufsteigt, ist das Grundgerüste dieses Erdtheiles, dessen vornehmlichste Landmasse nach dem Osten sich abdacht, wohin denn auch seine meisten, zum Theil riesenhaften Ströme abfallen. Das Land selbst bietet in der heißen und gemäßigten Zone eine endlose Fülle von Gesteinen und Mineralien, Hölzern und Cerealien, in der kalten Zone einen großen Reichthum aller Fleisch-, Fell-, und Pelzthiere dar.

Die Urbevölkerung Amerika's gehört den frühern Betrach-

tungen des Verfassers zufolge offenbar der passiven Rasse an, die wir in Neuholland, den Südseeinseln, der Polarzone, wie in Afrika gefunden haben. Die gefärbte Haut, die Schädel- und Gesichtsbildung, vornehmlich aber ihre Indolenz, ihr Streben nach Ruhe, das nur durch die Befriedigung körperlicher Bedürfnisse unterbrochen wird, und das namentlich da hervortritt, wo sie nicht mit Europäern in Berührung kommt, das Alles spricht für diese Bezeichnung. Es begegnet uns indessen hier eine Erscheinung, die in Uebereinstimmung mit der übrigen Natur uns den bewunderungswürdigen Reichthum ihrer Formen abermals vor Augen stellt. Die amerikanische Abtheilung der passiven Rasse erscheint in demselben Grade milder und bildsamer als die Neger, in welchem auch ihre Hautfarbe heller ist und ihre Körperform der activen Form näher steht; ein Erfahrungssatz, der uns auch bei den Polarvölkern bereits entgegengetreten ist. Die amerikanischen freien Indianer von Brasilien und Surinam sind bei weitem eher und mit besserem Erfolge zu einem geordneten Leben zu bringen, als die Neger, wie sich aus der Geschichte der Missionen, namentlich der Jesuiten, deutlich nachweisen läßt. Am lautesten aber spricht für jene Behauptung eine Vergleichung der Geschichte von Amerika mit der von Afrika; in letzterem Erdtheile konnte nur an den Punkten sich eine höhere Kultur entfalten, welche dem Zuströmen der activen Völker ununterbrochen ausgesetzt waren, in Aegypten und an der Nordküste; im Süden und an der Westküste, wo die Negerbevölkerung das Uebergewicht hat, verblieb das Volk Jahrtausende lang in der alten Barbarei.

Die Geschichte von Alt-Amerika dagegen zeigt uns ganz andere Erscheinungen. Die alten Sagen der Peruaner und Mexikaner melden uns, wie die aus Norden gekommenen, weißen und bärtigen Gründer jener Staaten eine zahlreiche Bevölkerung vorfanden, die noch auf den niedern Stufen der Kultur verharrte, und in Stämmen zusammen lebend, von Jagd und Fischfang sich nährte, ohne eine feste Wohnstätte zu besitzen. Diese Sagen melden ferner, wie jene Herrscher das Volk nicht allein besiegt, sondern auch wie sie dasselbe mit den friedlichen Künsten des Ackerbaues, der Webekunst, der Thierpflege, der Schmiedekunst bekannt gemacht, und wie sie eine gewisse Ordnung in Bezug auf das häusliche, gesellige und öffentliche Leben bei demselben heimisch gemacht haben. Die Ureinwohner zeigten sich dabei äußerst gelehrig und anstellig. Die spanischen Eroberer fanden in diesen altamerikanischen Staaten eine so treffliche Organisation, eine so große Achtung für das Gesetz und die Sitte, wie sie z. B. von keinem Reisenden bei irgend einem Negervolke jemals bemerkt worden ist. Dagegen erscheinen die Amerikaner aber auch nie in

dem Verhältnisse, in welchem z. B. der Neger zu seinem maurischen Herrn steht, und nur die fanatische Tirannei der spanischen Eroberer würdigte den wehrlosen Indianer zum Lastthiere herab.

Dieser Abschnitt des Werkes hat nun die Aufgabe nachzuweisen, wie die active Rasse die passiven Urvölker zu sich heranzieht, wenn sie in kleineren Massen unter jene tritt, welche Mittel sie dabei anwendet, und welche Formen des häuslichen, wie des öffentlichen Lebens aus solchem Zusammentritt hervorgehen.

Die Untersuchungen der Staaten von Anahuac betreffen die Urbevölkerung, Nahrung, Kleidung, Wohnungen, Werkzeuge, Gefäße, Beschäftigungen, Familien, geselliges und öffentliches Leben, öffentlichen Verkehr, das Kriegswesen, Religion, Priesterschaft, Tempel, die Götter, Kultur und die Geschichte. Die Untersuchungen und Darstellungen sind eben so umfassend, klar und anschaulich, wie in den früheren Bänden.

Das Familienleben der alten Ureinwohner von Amerika glich dem der heutigen freien Indianer. Der Mann war der Mittelpunkt, um den sich Alles drehte, und der Frau lag die meiste Arbeit ob, ihre Stellung war eine sehr untergeordnete. Die Stellung der Frauen bei den durch die weißen Herrscher unterjochten Amerikanern war eine günstigere und durch Gesetze geschützt, und der Abschluß der Ehe durch gewisse Gebräuche gefeiert, die jedoch bei den verschiedenen Stämmen des mexikanischen Reiches mannigfache Abweichung erlitten. Allgemeine Sitte war es, daß der Mann mehrere Frauen haben durfte, d. h. so viele er ernähren konnte.

Bei den Otomies war es Sitte, daß der junge Mann mit dem Mädchen seiner Wahl schlief; gefiel sie ihm in der ersten Nacht nicht, so trennte er sich wieder von ihr; fand sie aber seinen Beifall, so blieb er den ganzen folgenden Tag bei ihr, und durfte sie fortan nicht wieder verlassen. Hierauf folgten 20—30 Tage der Enthaltsamkeit und Buße, während welcher sie sich fleißig badeten und Blut abzapften.

Bei den Mixteken band man die Mantelzipfel der Brautleute zusammen, schnitt ihnen einige Locken ab, und der Bräutigam trug dann seine Braut eine kurze Strecke auf dem Rücken fort.

In Ichcatlan war die Ehe unter den unmittelbaren Einfluß der Götter gestellt. Ein Mann, der ein Weib nehmen wollte, begab sich zu den Priestern, welche ihn zum Tempel führten, ihm vor dem darin verehrten Götterbilde eine Haarlocke abschnitten, und ihn sodann dem Volke mit den Worten: „Dieser Mann wünscht eine Frau zu nehmen," vorstellten. Der Mann stieg dann vom Tempel herab, und das erste ledige Frauenzimmer, das

er antraf, ergriff er als die ihm von Gott bestimmte Gattin. Mädchen, die keine Lust hatten, ihn zu heirathen, hüteten sich, dem Tempel nahe zu kommen.

Im Allgemeinen aber wurden die Ehen nie ohne Beistimmung und ausdrückliche Einwilligung der Eltern geschlossen. Wenn ein Sohn 20 bis 22 Jahre und das Mädchen 16 bis 18 erreicht hatte, dachte man an ihre Verheirathung. Die Eltern suchten dem Sohne eine angemessene Braut; bevor sie jedoch weitere Schritte thaten, mußten die Wahrsager aus den Geburtstagen der Brautleute den künftigen Erfolg der Ehe erforschen. Waren die Zeichen ungünstig für die Erlesene, so gab man die Absichten auf dieselbe auf und suchte eine andere aus. Wenn nun ein günstiger Ausspruch erfolgt war, so ward bei den Eltern des Mädchens durch gewisse Weiber, Cihualtanque, Freiwerberinnen, angehalten. Die ältesten und ehrwürdigsten Frauen aus der Familie des Bräutigams übernahmen diesen Auftrag. Das erste Mal gingen sie um Mitternacht in das Haus des Mädchens, brachten ihren Eltern Geschenke, und hielten auf ehrfurchtsvolle Weise um ihre Hand an, worauf denn, unter Anführung mancher Scheingründe, allemal eine abschlägige Antwort erfolgte. Nach einigen Tagen kamen die Weiber wieder und wiederholten ihre Werbung und unterstützten sie mit allerlei Gründen. Sie stellten den Rang und das Vermögen des jungen Mannes dar, meldeten, was er der künftigen Frau zum Leibgedinge bestimmt habe, und erkundigten sich auch, was sie zum Heirathgut mitbringen würde. Nun antworteten die Eltern, daß sie vorerst ihre Verwandten und Freunde um Rath fragen, auch die Gesinnung ihrer Tochter erforschen müßten, bevor sie eine bestimmte Antwort abgeben könnten. Die Eltern ließen hierauf durch andere Frauen ihre Entschließung an die Familie des Bräutigams melden.

War nun eine bejahende Antwort erfolgt, so wurde der Hochzeittag angesetzt. Die Eltern ermahnten zunächst ihre Tochter zur Treue und zum Gehorsam gegen ihren Mann, und zu einem Lebenswandel, der ihnen Ehre mache; dann brachten sie dieselbe unter zahlreicher Begleitung und mit Musik nach dem Hause ihres Schwiegervaters; war sie vom Adel, so trug man sie auf einem Tragsessel. Der Bräutigam und seine Eltern empfingen sie an der Hausthür mit vier Fackeln, welche vier Weiber trugen. Bei der Zusammenkunft brachten Braut und Bräutigam sich einander Räucherwerk, alsdann nahm der Bräutigam die Braut bei der Hand, und führte sie in das zur Hochzeit zubereitete Zimmer. Beide setzten sich auf eine neue, künstlich gewirkte Decke, welche mitten im Zimmer und nahe am brennenden Feuer ausgebreitet war. Darauf knüpfte ein Priester einen Zipfel vom

Kleide der Braut mit dem Mantel des Bräutigams zusammen, und dieß galt als die eigentliche feierliche Eheverbindung. Die junge Frau machte etliche Kreise um das Feuer und kehrte dann wieder nach ihrer Decke zurück, worauf sie und der Bräutigam den Göttern Kopalgummi opferten und sich gegenseitig beschenkten. Es folgte nun die Mahlzeit; das junge Ehepaar aß auf der Decke und reichte sich wechselweise die Bissen, so wie auch den andern Gästen. So wie der Aloewein, der reichlich gespendet wurde, seine Wirkung that, begaben sich die Gäste in den Hofraum, um zu tanzen. Das neue Ehepaar aber blieb vier Tage und vier Nächte im Zimmer, das sie nur verließen, wenn natürliche Bedürfnisse sie dazu zwangen oder wenn sie den Göttern Weihrauch und Speise opfern wollten. Diese vier Tage brachten sie mit Beten und Singen zu, sie trugen dabei neue Kleider und die Sinnbilder der Götter, welche sie vorzugsweise verehrten, und vermieden jede unanständige Handlung. Ihre Lagerstätte bestand in den vier Nächten aus zwei Schilfdecken, welche die Priester aufbreiteten, um die Ehe zu heiligen, und die mit kleinen Betttüchern, gewissen Federn und in der Mitte mit einem Edelstein geschmückt waren. An den vier Ecken des Bettes waren Rohr und Aloestacheln hingelegt, womit sich die jungen Leute zur Ehre der Götter Blut aus Zunge und Ohren zogen. Die Ehe durfte erst in der vierten Nacht vollzogen werden, wenn sie nicht die schwere Ahndung der Götter auf sich ziehen wollten. Den folgenden Morgen badeten sie, zogen neue Kleider an, und die eingeladenen Gäste schmückten ihre Köpfe mit weißen, und Hände und Füße mit rothen Federn. Das Fest ward damit beschlossen, daß man die Gäste mit Kleidern beschenkte. Dann brachte man die Decken, Betttücher, das Rohr und die den Hausgöttern vorgesetzten Eßwaren nach dem Tempel. — So sehen wir, wie die weißen Herrscher bei dem Abschluß der wichtigsten Verbindung im Familienleben sofort ihren Einfluß durch ihre treuesten Diener, die Priester, bewahren. Diese Feierlichkeit fand jedoch nur bei der Vermählung mit der ersten Frau Statt, die auch im Hauswesen die vornehmste Stelle einnahm.

Die Behandlung der Frauen war im Allgemeinen sehr mild, und diese Milde hat sich noch bis jetzt in Mittelamerika bei den Trümmern der alten Reiche erhalten; es erscheint dieß als andauernde Folge der alten Civilisation um so mehr, wenn wir uns der barbarischen Behandlung der Frauen bei den Bewohnern der Urwälder erinnern.

Die Ehe stand unter dem Schutze der Gesetze, und der Mann durfte seine Frau, selbst wenn er sie auf dem Ehebruch ertappte, nicht selbst tödten. Geschah dieß dennoch, so mußte er

sterben, weil er der Gewalt der Obrigkeit vorgegriffen hatte. Das Gesetz aber bestrafte den Ehebruch ohne Gnade am Leben. Der Ehebrecher ward gesteinigt oder sein Kopf zwischen zwei Steinen zerquetscht. Verging sich ein Ehemann mit einem ledigen Mädchen, so ward dieß milder und nicht als Ehebruch bestraft, da man vom Manne nicht so strenge Treue, wie von der Frau verlangte. In Ichcoatlan wurde eine des Ehebruchs überwiesene Frau sofort in Stücke zerrissen und ihre Glieder an die anwesenden Zeugen vertheilt. In Itztepek hatte man für diesen Fall die uramerikanische Sitte beibehalten, nach welcher der beleidigte Ehemann der Frau Nase und Ohren abschnitt. In einigen Gegenden des mexikanischen Reiches wurde der Mann, der wieder mit seiner Frau ehelich lebte, nachdem ihre Untreue erwiesen worden, am Leben gestraft.

Ehescheidung konnte nur nach dem richterlichen Ausspruche möglich werden. Wer von der Frau geschieden seyn wollte, erschien vor dem Gericht und gab seine Gründe an. Die Richter ermahnten ihn zur Einigkeit und suchten von der Trennung abzureden. Beharrte jedoch der Mann bei seinem Entschluß, so gestattete man ihm, nach Gutdünken zu verfahren, genehmigte jedoch die Scheidung keineswegs durch einen förmlichen richterlichen Ausspruch. Trennte sich nun der Mann von der Frau, so durfte er sich auch niemals wieder mit ihr verbinden.

Blutschande mit den nächsten Verwandten wurde mit Aufhängen bestraft. Heirathen zwischen Stiefgeschwistern waren erlaubt. Ein Mann durfte die Wittwe seines verstorbenen Bruders nur dann heirathen, wenn Kinder vorhanden waren, für deren Erziehung noch zu sorgen war. An einigen Orten herrschte die Sitte, daß die Adeligen ihre verwittibten Stiefmütter heiratheten, wenn der Vater keine Kinder mit ihnen gezeugt hatte. In den Hauptstädten Mexico und Tezcuco war dieß jedoch streng untersagt.

Unnatürliche Laster wurden an gewöhnlichen Leuten mit dem Strange, an Priestern mit dem Feuertode bestraft. Unehelicher Umgang mit ledigen Frauen war straflos, Kupplerinnen aber brannte man auf öffentlichem Markte die Haare mit kiefernen Fackeln ab und bestrich ihnen den Kopf mit Pech. Ein Mann, der Frauenkleider anlegte, und eine Frau, die sich als Mann verkleidete, wurden gehangen.

Von großem Interesse ist das, auf sieben Gemälden der Sammlung von Mendoza bildlich dargestellte Erziehungs-System der alten Mexikaner. Man sieht hier das Kind in der Wiege, Kinderbeschäftigungen, einen fünfjährigen Knaben mit dem Vater zu Markte ziehen und bereits sein kleines Bündel tragen. Ein

Mädchen von eben dem Alter wird im Spinnen unterrichtet. Ein Knabe von 6 Jahren muß die Maisähren, welche auf dem Marktplatze zu Boden gefallen sind, auflesen.

Die 59ste Tafel zeigt einen siebenjährigen Knaben, den der Vater im Fischfang, und ein Mädchen, welches die Mutter im Spinnen unterrichtet. Achtjährige Knaben werden mit Strafe bedroht, weil sie ihre Schuldigkeit nicht thun wollen. Ein ungelehriger Knabe von 9 Jahren wird mit Aloedornen gestochen, eine Strafe, welche eine Mutter an einem Mädchen von gleichem Alter vollzieht. Ferner erscheint Knabe und Mädchen von 10 Jahren, welche mit Ruthen für ihre Widerspenstigkeit bestraft werden.

Die 60ste Tafel zeigt Kinder von 11 bis 14 Jahren. Zwei Väter zwingen ihre Knaben, die keine Lust zur Besserung zeigen, den Dampf von Chilli und großem Pfeffer in die Nase zu ziehen. Einen andern läßt der Vater einen ganzen Tag gebunden auf dem Misthaufen schmachten, und ein zwölfjähriges Mädchen muß einen ganzen Tag und eine Nacht auf der Straße herumgehen. Ein vierzehnjähriger Knabe muß ein mit Rohr beladenes kleines Schiff führen, und ein Mädchen desselben Alters für ihre Mutter Mais mahlen, während ein anderes an den Webestuhl gebracht und ein Knabe zum Fischen angehalten wird,

Die nächste Tafel zeigt die Beschäftigungen vom fünfzehnten Jahre an. Der Vater übergibt seinen Sohn einem Priester, um ihn in den Religionsgebräuchen zu unterrichten, und einen andern einem Offizier, um ihm das Kriegshandwerk beizubringen.

Die 63ste Tafel zeigt die Beschäftigungen der Jugend in den Seminarien; sie kehren den Tempel, schaffen Zweige und Pflanzen zur Ausschmückung herbei, fertigen Sitze von Rohr, und tragen Holz zu dem Feuer und Steine zur Ausbesserung des Tempels. Die Bestrafungen der Jünglinge werden ebenfalls dargestellt, und sie bestehen vornehmlich in Stichen mit Aloedornen in verschiedene Theile des Körpers. Einem Jüngling, der ein Liebesverständniß mit einem Mädchen gehabt, werfen zwei Priester Feuerbrände an den Kopf. Einem andern werden die Haare von dem Kopfe abgesengt.

Die von den ersten Missionen, welche nach Mexico kamen, aufbewahrten Lehren, welche die Eltern ihren Kindern vortrugen, machen den Kulturzustand der Nation auschaulich.

Die politischen und kriegerischen Institutionen der Staaten von Anahuac stimmen im wesentlichen mit denen der südlichen Staaten von Peru und Quito überein. Desto verschiedener sind die Religionen der beiden Reiche, die in beiden jedoch innig mit dem Staatsleben zusammenhing und einen wesentlichen Theil desselben bildete. Das Königthum der Staaten von Anahuac,

namentlich von Mexico, hatte eine Hauptstütze in dem Priesterthume, das sich ganz mit den schrecklichsten und fürchterlichsten Formen umgeben hatte. Der Priesterstand war sehr zahlreich, und da der König der sichtbare Kriegsgott war, so bildeten die Priester auch seine eigentlichen Diener und standen ihm fast näher als der Adel, der den Kern seiner weltlichen Macht bildete. Wir finden hier ein ähnliches Verhältniß, wie in den Staaten der Südsee, wo Adel und Priesterthum noch nicht so scharf gesondert sind, aber wie in Anahuac als eine mit allen Schrecken der blutigsten Opfer und schauerlichsten Ceremonien ausgerüstete Macht entgegenstanden. Zur Erhaltung der zahlreichen Priesterschaft war ein großer Theil des Ländergebietes ausgesetzt; Clavigero berechnet die Anzahl der gesammten Priesterschaft des mexikanischen Reiches auf vier Millionen. Da die Priester alleinige Inhaber der Kultur waren, da sie die Erziehung und den Unterricht besorgten, pflanzten sie dem Volke eine unbegränzte Ehrfurcht vor ihrem Stande ein, und sicherten sich somit einen außerordentlichen Andrang in ihren Stand. Wie der König der sichtbare Gott des Krieges, so galten auch die Priester gewissermaßen als Verkörperungen der Gottheiten, deren Dienste sie sich gewidmet hatten. Im großen Tempel von Mexico lebten fünftausend Priester, die alle der größten Achtung genossen. Daher beeiferten sich auch die Edelleute, ihre Kinder eine Zeit lang dem Dienste im Tempel zu widmen, und die Kinder der geringeren Leute wurden glücklich geschätzt, wenn sie wenigstens zu den Geschäften außerhalb des Tempels, zum Herbeischaffen des Holzes, zur Unterhaltung der Kohlenfeuer eine Zeit lang verwendet wurden, und so einen Abglanz des heiligen Geschäftes in das bürgerliche Leben mit hinüber nehmen konnten. Alle aber wurden in den, mit den Tempeln verbundenen Schulen und Seminarien unterrichtet.

Der Lebensunterhalt der Priesterschaft floß aus den beträchtlichen Ländereien, die dem Tempel unveräußerlich gehörten, und deßhalb Land der Götter genannt wurden. Bei den Tempeln waren Vorrathshäuser für Getreide und andere Lebensmittel, deren alljährlicher Ueberrest unter die Armen vertheilt wurde, für welche auch Hospitäler unter priesterlichem Einfluß errichtet waren. Außerdem erhielten die Priester freiwillige Gaben von den frommen Bewohnern des Landes, und die ersten Feldfrüchte als ein Dankopfer für die Gottheit, so daß sie stets im größten Ueberflusse leben konnten.

Unter den Priestern fand eine Rangordnung Statt, die mit der der weltlichen und kriegerischen Beamten des Reiches große Aehnlichkeit hatte. An der Spitze standen zwei Oberpriester, der göttliche Herr, Teoteuctli, und der große Priester Huritroquirqui.



Diese höchsten Stufen der geistlichen Macht erlangten nur Männer von vornehmer Geburt, gediegener Rechtschaffenheit und tiefer Kenntniß des gesammten Religionswesens. Sie wurden in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, ohne ihre Genehmigung ward kein Krieg begonnen, sie mußten den König nach seiner Erwählung salben, bei feierlichen Menschenopfern die Brust der Schlachtopfer öffnen und das schlagende Herz herausnehmen. In Acolhuacan war der Oberpriester allemal der zweite Prinz des Königs. Der Umstand, daß in Mexico die oberpriesterliche Würde auf zwei Personen vertheilt war, hatte vielleicht darin seinen Grund, daß man sie von der königlichen Würde mehr abhängig machen wollte, indem man eine Theilung der Macht Statt finden ließ.

Die Oberpriester wurden gewählt — doch ist nicht bekannt, von wem. Ihre Tracht war außerordentlich reich. In Mexico war das Zeichen ihrer Würde eine auf die Brust herabhängende Baumwollenquaste. An hohen Festen trugen sie die Zeichen derjenigen Gottheit, deren Fest sie feierten. Der Oberpriester der Mixteken trug ein kurzes Kleid, worauf die vornehmsten Abschnitte der Göttergeschichte abgebildet waren. Darüber trug er längere Gewänder, auf dem Kopfe einen Federschmuck mit kleinen Götterbildern. Auf der Schulter und am Arme hing ihm eine Baumwollenquaste.

Nach den Oberpriestern folgte der Mexicotrohuatzin, der Oberaufseher über die wichtige Vollziehung der Religionsgebräuche und den Wandel und die Wirksamkeit der Priester und der Seminarien. Sein Amt unterstützten zwei andere geistliche Beamte, deren einer speciell der Generalsuperior aller Seminarien war, und als Zeichen seines Amtes einen Sack mit Kopalharz bei sich trug.

Nun folgten die übrigen Beamten, der Tlatquinicloteuktli, welcher die Oekonomie des Tempels besorgte; der Ometochtli fertigte die Hymnen zu den Festen der Götter; man hatte ferner einen Musikdirektor, der auch die Sänger unterrichtete; einen Ceremonienmeister, so wie Vorsteher der einzelnen Seminarien. Die Priester hatten den Namen Tropixqui, d. h. Diener Gottes. Allgemeine Tracht der Priester war der schwarzbaumwollene Mantel, den sie wie einen Schleier über den Kopf trugen. Bemerkenswerth ist, daß in den Gemälden der Mendoza'schen Sammlung die Priester und die Seminaristen am ganzen Leibe schwarz bemalt erscheinen, und daß wohl diese Tinte mit der Färbung zusammenhängt, mit welcher der König bei der Krönung gesalbt wurde. Man wollte durch diesen Anstrich vielleicht eine Aufnahme in den Priesterorden andeuten, wie man ja auch den Edelmann

erst in den Kriegerstand durch eine besondere Feier einweihete, bevor er die höheren kriegerischen Würden erlangen konnte. Der Verf. erinnert hier an eine Begebenheit, welche sich im Staate der Huerotzieken zutrug. Diese hatten den Toltecatl zum Herrn erwählt; kaum war aber ein Jahr verflossen, als er mit der Priesterschaft in Uneinigkeit gerieth. Die zahlreichen Priester mißbrauchten ihre Gewalt, drangen in die Privathäuser und nahmen Mais, Truthühner und was sie sonst fanden hinweg, begingen auch Ausschweifungen, welche ihrer Würde durchaus nicht angemessen waren. Als Toltecatl dawider einschreiten wollte, griffen die Priester zu den Waffen, und wurden von einer Partei des Pöbels unterstützt, wodurch ein Bürgerkrieg losbrach, den der neue Herrscher durch seine Entweichung zu beendigen glaubte. Aehnlichen Vorgängen wurde dadurch vorgebeugt, daß der König selbst dem Priesterstande angehörte, und daß die höchste Priesterwürde zwischen zwei Personen getheilt war.

In den Untersuchungen über das alte Aegypten, welche die in dem früheren vorgekommenen Gegenstände betreffen, ist vorzüglich das öffentliche Leben der alten Aegypter zu bemerken, wie sich dasselbe in der Blüthezeit des Reiches gestaltet hatte. Wir finden hier Erscheinungen und Staatsformen, welche mit denen von Anahuac auf eine merkwürdige Weise übereinstimmen. Im Thale von Mexico, wie im Nilthale, hat die Natur viel für das Gedeihen der Menschen gethan, und dort unterstützte ein See, hier ein Strom die Bemühungen der Landleute. In Mexico, wie in Aegypten finden wir ferner eine tapfere eingewanderte Herrscherfamilie mit ihren Genossen, welche der activen Menschen-Rasse angehörte, und welche mehr durch Ueberlegenheit ihrer geistigen Kraft als durch leibliche Uebermacht und Waffen die passive vorgefundene Urbevölkerung sich unterwarf, und namentlich durch religiöse Institutionen im willigen Gehorsam sich erhielt. Im Thale von Mexico, wie im Nilthale bildeten sich ursprünglich mehrere kleine Reiche, die lange selbstständig neben einander bestanden, auch durch neu einwandernde active, aber minder cultivirte Heerhaufen in ihrer Entwickelung unterbrochen wurden, endlich aber in ein eigenes großes Reich zusammenflossen. In beiden Erdtheilen ist die Nation in drei große Klassen geschieden: die herrschende, unmittelbar von der activen Einwanderung abstammende, die der Priester und des Kriegsadels, welcher auch der König angehörte, und die passive, zur Kultur erzogene der Handwerker, welche in mehrere Kasten oder erbliche Stände zerfiel, die wir als gemeine Freie bezeichnen können. Eine dritte Klasse bildeten diejenigen passiven Urbewohner, welche durch die Lage ihrer Wohnstätten und Lebensart am allgemeinen Kultur-

gange der Nation minderen Antheil nehmen konnten, aber dennoch nicht außerhalb des Gesetzes standen. Außer den Staatseinrichtungen sind namentlich die religiösen Einrichtungen Aegyptens in merkwürdiger Uebereinstimmung mit denen der alten Azteken in den Priestercollegien, den Priesterschulen, in den Büßungen und Uebungen, in den feierlichen Aufzügen und Opfern, bei denen auch Menschen bluten mußten, in den großartigen Tempeln und Pyramiden, die am Nil wie am See von Chalco noch heutiges Tages Zeugniß von dem großartigen Sinne und der Technik jener Nationen geben. Wir finden große Aehnlichkeit in der Darstellung der Ideen in der Malerei und Skulptur, in der Liebe zu den Wissenschaften, nur mit dem Unterschiede, daß die Vorsehung den Entwickelungsgang der Azteken gewaltsam unterbrach, während die Völker am Nil sich frei und ungehindert entwickeln konnten, so daß ihre Formen sich abrundeten und milderten, und die barbarischen Menschenopfer allgemach ganz verschwanden oder in symbolische Darstellungen sich auflöseten.

Aegypten galt bei den Völkern der griechischen Welt für das glücklichste Land der Welt, für den Sitz jeglicher Gesittung und Weisheit. Die Aegypter sagten, daß sie die besten Gesetze unter allen Völkern gehabt, eine Behauptung, welche sie dadurch zu beweisen suchten, daß Aegypten über viertausend siebenhundert Jahre von Königen beherrscht worden, und zwar größtentheils von einheimischen, und dabei das glücklichste Land der Welt gewesen sei. Dieß würde aber nicht möglich gewesen seyn, wenn die Einwohner nicht die besten Gesetze und Gebräuche gehabt hätten, und wenn ihre ganze wissenschaftliche Erziehung nicht die beste gewesen wäre. So sagt Diodor von Sicilien.

In Aegypten, wie im alten Mexico, so wie überall, wo die activen Herrscher Staaten begründeten, war nicht Laune oder Willkür der Könige, sondern das Gesetz die oberste Macht des Staates, und die erhabene Bestimmung des Königs war die Aufrechthaltung und Geltendmachung desselben.

Die Könige der Aegypter betrugen sich nicht wie die anderen Alleinherrscher, die alles nach ihrem Wohlgefallen thun, ohne eine Weisung anzunehmen, sondern bei ihnen war Alles durch gesetzliche Vorschriften geordnet, nicht allein die Verwaltung der Gerechtigkeitspflege, sondern auch die Hofetikette und die Tafel. Unter ihrem Hofgesinde war kein gekaufter oder geborner Sklave, sondern es bestand aus lauter Söhnen der angesehensten Priester, die über 20 Jahr alt und am besten unter ihren Landsleuten erzogen waren, damit der König, der so vortreffliche Kammerdiener hatte, die ihm Tag und Nacht zur Seite waren, sich mit keinen schlechten Sachen beschäftigen möchte. Denn kein

Fürst geht mit schlechtem Betragen zu weit, wenn er nicht Leute hat, welche seinen Begierden förderlich sind. Alle Stunden, sowohl des Tages als der Nacht, waren eingetheilt, in welchen der König auf alle Wege, das was ihm in den Gesetzen vorgeschrieben war und nicht was ihm gutdünkte, thun müßte. Sobald er des Morgens aufgestanden war, mußte er zuerst die aus allen Orten eingegangenen Briefe vornehmen, damit er nach eingezogener genauer Nachricht von allem, was in seinem Reiche vorging, Alles nach Gebühr entscheiden und verrichten könne. Hierauf mußte er sich waschen, und die Reichsinsignien nebst einem prächtigen Kleide zum Schmuck seines Körpers anlegen und sodann den Göttern opfern. Wenn das Opfer zum Altar gebracht war, so mußte der Oberpriester, der neben dem Könige stand, indessen das Volk im Kreise sich rundum reihete, mit lauter Stimme beten, daß die Götter dem Könige, der Gerechtigkeit gegen seine Unterthanen ausübte, Gesundheit und alles Gute geben möchten. Sodann mußte er einzeln alle seine Tugenden preisen und sagen, er beweiset Ehrfurcht gegen die Götter und Milde gegen die Menschen; er ist enthaltsam, gerecht und großmüthig; er hält sein Wort, theilt gerne mit und ist überhaupt Herr aller seiner Begierden. Er belegt Vergehungen mit geringeren Strafen als sie verdient haben, und gibt denen, die sich verdient gemacht, Belohnungen, die größer sind als das Verdienst. Wenn er dieß und andere ähnliche Dinge in seinem Gebet angeführt hat, legt er zuletzt auf die Vergehungen den Fluch, so daß er zwar den König von aller Beschuldigung ausnimmt, aber alles Böse, allen Schaden und jede Strafe auf seine Diener und Rathgeber wälzt. Dieß that er in der Absicht, um theils den König zum religiösen und gottesfürchtigen Leben zu reizen, theils um ihn an ein regelmäßiges Leben zu gewöhnen, nicht durch bittere Erinnerungen, sondern durch reichliches Lob, was vorzüglich zur Tugend anfeuert. Wenn nun hierauf der König das Eingeweide eines geopferten Kalbes beschaut und dargebracht hatte, so verlas der Staatsschreiber aus den heiligen Büchern nützliche Rathschläge und Thaten berühmter Männer, damit der oberste Regent die schönsten Entwürfe beherzigen und so vorbereitet an die ihm obliegenden Regierungsgeschäfte gehen möge. Es war aber nicht allein die Zeit bestimmt, wo er Bescheide geben und Urtheile fällen mußte, sondern auch die, wo er sich erging, sich badete, bei seiner Gemahlin sich aufhielt, und überhaupt für Alles, was im menschlichen Leben vorgeht. Ueberdem war es Sitte, daß der König einfache Nahrungsmittel genoß und nur Kalbfleisch oder Gänsefleisch zu sich nahm, auch vom Wein nur ein bestimmtes Maß trank, welches weder Völlerei noch Trunkenheit veranlassen konnte.

Ueberhaupt war Alles, was zur Diät gehörte, so mäßig angeordnet, daß es das Ansehen hatte, als wenn nicht ein Gesetzgeber, sondern der beste Arzt diese Vorschriften gegeben hätte, der sein ganzes Absehen auf die Gesundheit richtete.

Wenn es aber wunderbar scheint, daß der König in Ansehung seiner täglichen Speise nicht völlige Gewalt hat, so muß es noch viel wunderbarer scheinen, daß er weder über eine ganz gemeine Sache ein Urtheil fällen, noch einen Bescheid geben, noch auch Jemand aus Zorn, Muthwillen oder anderer ungerechter Ursachen bestrafen kann, sondern so, wie es die Gesetze, die über dieses und jenes gegeben sind, anordnen. Dieß ist den Königen auch nicht im mindesten verdrießlich oder ärgerlich, daß sie sich in Allem nach der Sitte fügen müssen, sondern sie glauben vielmehr umgekehrt, daß sie das glücklichste Leben führen, denn sie meinen, daß andere Menschen unvernünftigerweise ihren natürlichen Leidenschaften nachhängen, und vieles thun, was ihnen Schaden oder Gefahr verursacht; ja daß öfters Viele voraussehen, daß sie fehlen würden, und nichts destoweniger schlecht handelten, von Liebe, Haß oder irgend einer andern Leidenschaft überwältigt; sie aber, die ein Leben befolgten, welches von den klügsten Männern vorgeschrieben worden, könnten nur in die geringsten Versehen fallen. Weil nun die Könige eine solche Gerechtigkeit gegen ihre Unterthanen beobachteten, so hatte auch das Volk eine solche Zuneigung gegen seine Herrscher, welche alle Liebe der Blutsverwandtschaft übertraf. Denn nicht allein die Körperschaft der Priester, sondern überhaupt alle Aegyptier waren nicht so sehr für ihre Weiber, Kinder und Güter besorgt, als für die Sicherheit ihrer Könige. Demnach erhielten sie sehr lange unter den erwähnten Königen ihre bürgerliche Verfassung, und waren, so lange jene Gesetze in Kraft blieben, glücklich. Ueber dieses herrschten sie über sehr viele Völker und besaßen großen Reichthum; sie schmückten das Land mit nicht zu übertreffenden Werken und Gebäuden, und die Städte mit vielen und kostbaren Zierathen.

Auch das, was nach dem Tode geschah, zeigte nicht wenig von dem Wohlwollen des Volkes gegen seine Könige, denn eine Ehrenbezeigung, welche einem erwiesen wird, der das Angenehme davon nicht mehr empfindet, enthält ein unverwerfliches Zeugniß der Wahrheit. Sobald ein König gestorben war, stellten alle Einwohner Aegyptens eine allgemeine Trauer an, zerrissen ihre Kleider, verschlossen ihre Tempel, stellten ihre Opfer ein, und feierten keine Feste zwei und siebenzig Tage lang. Dagegen bestreuten sie ihre Häupter mit Koth, und Männer sowohl als Weiber bekleideten sich bis unter die Brüste mit klarer Leinwand,

gingen in Haufen von 200 — 300 herum, sangen zweimal des Tages einen melodischen Klaggesang, ehrten den König mit Lobpreisungen, und wiederholten seine Tugenden. Unterdessen genossen sie weder Speise von Thieren noch von Getreide, und enthielten sich alles Weines und aller Pracht; keiner bediente sich der Bäder, Salben oder eines weichen Lagers, jeder war voll des tiefsten Schmerzens, wie wenn ihm ein geliebtes Kind gestorben wäre, und brachte die zwei und siebenzig Tage in Trauer zu. Während dieser Zeit hatten sie nun alles, was zum Begräbniß gehört, prächtig zubereitet, und am letzten Tage setzten sie den Sarg, der den Körper enthielt, vor den Eingang des Grabes, und stellten nach dem Gesetz ein Gericht über den Verstorbenen und die Thaten, welche er im Leben verrichtet, an, wobei ein Jeder die Freiheit hatte, als Kläger aufzutreten. Die Priester priesen sein Lob und rechneten Alles her, was er Gutes gethan hatte, und das zu vielen Tausenden zu seiner Leichenbegleitung versammelte Volk hörte zu und stimmte mit ein, wenn er wirklich gut gelebt hatte; wo aber nicht, so überschrie dasselbe die Priester. Viele Könige sind auf die Weise durch den Widerspruch des Volkes eines glänzenden und gebührenden Begräbnisses beraubt worden. Daher pflegten die Könige nicht allein aus den vorgedachten Ursachen gut zu handeln, sondern auch aus Furcht vor der Beschimpfung ihres Körpers nach dem Tode und des immerwährenden bösen Namens. — Dieß war das Wichtigste von dem, was in Ansehung der alten Könige Sitte war.

So sehen wir hier den König in ähnlicher würdiger Stellung, wie in den alten Reichen von Anahuac, als den Wächter und Vollzieher der Gesetze, und in sofern als den Stellvertreter der Götter selbst, wie er auch durch sein Beispiel der Lehrer aller Tugenden war und namentlich durch seine Mäßigkeit und Milde Allen vorleuchtete. Ihm gehörte ein Drittheil des Landes, woraus er die Kosten seiner Hofhaltung bestritt. Als daher, nachdem die Herrschaft befestigt war, Menes zum Throne gelangte, und sich ein gewisser Luxus eingeschlichen hatte, sah man ein, daß man auf diesem Wege fortfahrend die altehrwürdige Stellung verlieren würde, und kehrte daher zur alten Einfachheit der Lebensweise zurück. Es hatte nämlich König Tnepoachthus, Vater des weisen Bokchoris, einen Kriegszug nach Arabien unternommen, und dabei gingen ihm in dem wüsten, wilden Lande die Lebensmittel aus. Nachdem er einen Tag lang Mangel ausgestanden, war er genöthigt, mit ganz gemeiner Kost, wie sie gewöhnliche Leute genießen, vorlieb zu nehmen. Sie gefiel ihm, er verwarf den Luxus und verwünschte den König, der zuerst die Ueppigkeit ein-

geführt hatte. Die Umgestaltung in Speise, Getränk und Lagerstätte lag ihm so sehr am Herzen, daß er jene Verwünschung in den heiligen Büchern im Jupitertempel zu Theben niederschreiben ließ, oder wie Plutarch sagt, in eine Säule einzugraben befahl.

Bedenken wir nun, wie das mexikanische Reich in Verfall gerieth, nachdem Montezuma II. jenen unsinnigen Luxus eingeführt hatte, welcher die Kräfte und den Wohlstand der Nation erschöpfte, so erkennen wir in Bokchoris einen der größten Wohlthäter seines Volkes und einen der weisesten Fürsten.

Dennoch aber war der König von ganz besonderem Glanze umgeben, wie aus den Denkmalen nachgewiesen wird. Die Königswürde war erblich vom Vater auf den Sohn, indessen kommen auch weibliche Herrscher in den Königreihen vor; eine Priestersage meldet indessen, daß in alter Zeit der Thron nicht erblich gewesen, sondern denen eingeräumt worden sei, welche sich am meisten um das Volk verdient gemacht hätten, und Plutarch hat eine weitere Nachricht, der zufolge die Könige entweder aus dem Soldaten- oder aus dem Priesterstande gewählt wurden, indem jener wegen der Tapferkeit, dieser wegen der Weisheit besonders Ansehen und Würde hatte. Der aus den Soldaten gewählte König wurde dann sogleich unter die Priester aufgenommen, und in derjenigen Weisheit unterrichtet, die fast in lauter dunkle Fabeln und Erzählungen eingehüllt ist, welche nur einen schwachen Schimmer der Wahrheit von sich geben.

Im nächsten Bande haben wir China und Ost-Asien zu erwarten, und dürfen vielleicht in Jahresfrist als Vorläufer eines systematischen Werkes über die vergleichende Sittenkunde, kulturhistorischen Briefen entgegen sehen, worin der gelehrte Verfasser dem größeren Publikum seine Ansichten über eine eigenthümliche Auffassung des allgemeinen historischen Elements darlegen wird.

Art. X. Entwurf einer praktischen Schauspielerschule von August Lewald. Wien, Druck und Verlag von J. B. Wallishausser, 1846. 296 S. 8.

Zu den in der neueren Zeit oft bejahend, oft verneinend beantworteten Fragen gehört auch die, ob eine sogenannte Schauspielerschule wünschenswerth und möglich sei? ob überhaupt die Einrichtung von derlei Schulen der Entwicklung des Talentes eines Schauspielers förderlich sei oder nicht, und auf seine Kunstleistungen Einfluß habe?

Der Verfasser ist unbedingt dieser Meinung, und wir müssen, bevor wir zur detaillirten Prüfung seiner Erkenntnisse schreiten, zuerst den Standpunkt angeben, von dem er ausgeht. Die

schwere Kunst der Menschendarstellung bedingt so mannigfache Ausbildung vorhandener Gaben und erfordert von dem, der sich ihr mit Erfolg widmen will, so große und ernste Studien, daß schon oft der Versuch gemacht wurde, diese nach bestimmten Gesetzen zu regeln. Wir besitzen sehr schätzbare Arbeiten in diesem Felde, die wir hier nicht aufzuzählen brauchen, weil sie von Allen gekannt sind, die sich der Bühne zuwenden. Trotz dieser Bemühungen wurde jedoch die Schauspielkunst ziemlich regellos und willkürlich betrieben; es war nach allen Beziehungen eine freie Kunst, und der Wunsch, ihrer Ausübung feste Schranken zu ziehen und den Zutritt zu ihr von einer hinreichenden Bildung abhängig zu machen, gewann von Zeit zu Zeit immer frischen Ausdruck.

Nicht zu läugnen ist es, daß wir eine Zeit hinter uns haben, die in der dramatischen Kunst herrliche Blüthen entfalten und zu Früchten reifen ließ. Schon im Anfange begegnen wir den gefeiertsten Namen, Namen, welche noch jetzt mit Achtung genannt werden und einst die Bewunderung ihrer Zeitgenossen erregten. Eckhof, Reineke, Schröder, die großen darstellenden Künstler, bestehen in den Aufzeichnungen ihrer Mitlebenden fort als Sterne erster Größe. Zu gleicher Zeit wirkte Lessing als gelehrter Forscher und Geschmacksreiniger wie als Dichter gleich bedeutungsvoll, und gab unserer Bühne Charakter und Richtung. Ihm folgten die Genien Schiller's und Goethe's, und hoben die Kunst auf eine Stufe, die bis jetzt noch nicht übertroffen ist. Die großen Schauspieler gediehen durch Lehre und Beispiel, und sahen sich von der Nation geehrt. Iffland, Ludwig Devrient, Sophie Schröder, Eßlair und viele Andere, dann die Schule, die sich unter den Augen der ersten Dichter der Nation und unter der besonderen Leitung Goethe's in Weimar entfaltete, schritten über jene Breter, welche die Welt bedeuten, und ihr Gedächtniß ist der Gegenwart, die sich ihrer zum Theil noch erfreute, noch nicht entschwunden. Mitten unter dem Drucke der Fremdherrschaft fand die Kunst diese Pflege; sie war den Vaterlandsfreunden nur werther geworden; man fühlte in ihr, gleich wie in der gemeinsamen Sprache, den mächtigen Hebel ihrer Schöpfungen, das heilige Band, welches sich um die ganze Nation schlang, und von keinem fremden Machthaber zerrissen werden konnte.

In neuester Zeit hat sich eine andere Meinung geltend gemacht. Das Streben nach nationaler Einheit hat sich zuvörderst in andern Bereichen als denen der Kunst kund zu geben angefangen. Der Kunst wurde jene Liebe entzogen, die sie in den Augen der Menge mit Würde bekleidet; man sah in ihr eine leichtfertige

Dienerin der zerstreuenden Unterhaltung nach den Geschäften des Tages. Die Zeit war ernster geworden, hörte man, und wegwerfend urtheilte man über Diejenigen, welche noch vor Kurzem mit wichtiger Miene über Bühnenleistungen zu Gerichte saßen.

Diesen Stand der Dinge hatten nun die Schauspieler selbst zum großen Theil verschuldet, indem sie den Anforderungen der Zeit nicht Gehör gaben, oder sich vielmehr außer allen Beziehungen zur Zeit stellten. Nicht etwa, daß sie in stiller Beschaulichkeit sich in die Poesie ihrer Kunst versenkt hätten und köstliche Gebilde in das Leben riefen, welche in ihrer Naivetät und schlichten Einfalt von der Zeit nicht begriffen worden wären, die sich nur mit materiellen Interessen abzugeben begann; sondern sie blieben in der weit fortgeschrittenen Bildung zurück; sie bekümmerten sich nicht um die Bewegungen, die sich überall im Leben kund gaben; sie folgten nicht den Erscheinungen der Literatur und mißachteten jedes ernstere Streben. Dafür aber hielten sie alte überkommene Handwerksgebräuche aufrecht, feindeten sich unter einander an, hielten sich selbst für unantastbare Häupter, die jede vermeinte Unbill mit den unedelsten Waffen von sich abwenden zu müssen glaubten, und standen so dem besseren Theile der Gesellschaft, von dem sie allein Nahrung für ihr Bestehen ziehen konnten, in jeder Hinsicht sehr fern.

Das Theater war Jedem offen, der es betreten wollte. Die übrigens sehr richtige Annahme, daß die Kunst sich nicht erlernen lasse, fand eine zu ausgedehnte Anwendung. Man interpretirte, daß man keine Gelehrten bei den Bühnen brauche, und folgerte, daß der Schauspieler ein großer, berühmter Mann werden könne, ohne etwas gelernt zu haben. Man berief sich auf Beispiele, die man unter den obwaltenden Umständen und bei den jeweiligen Begriffen von dem Wesen der Schauspielkunst leicht zur Hand hatte. Die Bühne rekrutirte sich aus den ungebildetsten Ständen, daher wurden denn die alten Meisterwerke bei Seite geschoben, weil das Publikum sie lieber lesen mochte, als sie von den rohen und ungenügenden Kräften sich vorgeführt zu sehen, und das Losungswort: die Classicität sei langweilig, kam auf und wurde allgemein, da diese Künstler ihren Vortheil dabei fanden, sich mit den schweren Aufgaben der Poesie nicht vergeblich abzumühen.

Die Sucht nach Neuem wurde stets lebendiger; sie konnte befriedigt werden, auch bei stetem Wachsen, denn das unbedeutende Neue ward leicht herbeigeschafft. Langte die einheimische Produktion nicht zu, so konnte Rath aus der Fremde geholt werden. Die fruchtbaren Vaudevillendichter der Franzosen lieferten Stoff; das englische, ja selbst das spanische und italienische Theater mußten herhalten. Neues herbei! Neues um jeden Preis!

Man fing an, das Theater wie eine Leihbibliothek zu betrachten, wo Gutes und Schlechtes, Original und Uebersetzung angeschafft wird, weil das Publikum die Lectüre bloß noch verschlingt, aber nicht mehr verdaut. Der dramatische Magen war längst so verdorben, daß er aus der gehörigen Verarbeitung keine guten Säfte mehr dem ganzen Menschen bereiten konnte.

Aus diesem Verhältnisse erwuchs für die Kunst der Darstellung kein Vortheil. Die Schauspieler dienten nur der Neugier und Unterhaltung; sie hatten keine Aufgabe mehr zu lösen, die den Menschen, den Künstler ganz erfüllte. Sie wurden fertig mit den Rollen, das war Alles was gefordert wurde. Von einer Durchdringung, von einem Aufgehen des Künstlers in dem Kunstwerke war keine Rede mehr. Das Ciseliren, die Kunst der feinen Darstellung war dahin geschwunden; überall nur roher Guß mit seinen Nähten und Ecken. Was heute geschaffen, wurde nach einigen Tagen in den Winkel geworfen, wie die Dekorationen, die bei dem Ephemeren gedient hatten. Der Schauspieler konnte nicht mehr sagen, daß er mit einer neuen Rolle sein Repertorium bereichert habe. Alle Mühe war verschwendet und er blieb ein armer Mann.

Der Zustand dauerte fort in seiner Trostlosigkeit, als neue, jugendliche Kräfte sich in der Literatur zu regen begannen. Der Gedanke an die Wichtigkeit eines Nationaltheaters erwachte wieder, allein man sah keinen Ausweg, um ihn zu verwirklichen. Den Leitern der Bühnen, den Intendanten und Regisseuren, so wie den meisten Künstlern war es unbequem, sich in Wagnisse einzulassen. Das Publikum hatte das Vertrauen verloren. Alle Mahnungen wurden überhört und die jungen Dichter schufen Plane über Plane, um sich die Bühne zu erobern, die ihnen Schranken und Schlagbäume nach allen Seiten hin entgegenstreckte.

Ihre Beharrlichkeit und Ausdauer im Kampfe mit den widerstrebenden Verhältnissen verdient Bewunderung zum Theil, zum Theil Anerkennung. Obgleich kein großes, wahrhaft siegreiches Talent sich bis jetzt in der neuern dramatischen Poesie hervorgethan hat, so ist doch Einigen der Strebenden Vieles gelungen, dem mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit sich zuwandte, welches ferneren Versuchen den Weg zur Oeffentlichkeit erleichtert.

Mit diesen Bestrebungen entstand jedoch zu gleicher Zeit das Verlangen nach tüchtigen Darstellern; die banale, öde Weise hatte für die Geistlosigkeiten der jüngsten Vergangenheit eben gerade noch ausgereicht, jetzt sah man die Unzulänglichkeit ein. Man sprach von Verfall; die Anmaßenden riefen: wir müssen eine neue Kunst haben. Sie wußten nicht, daß sie damit nur die alte mein-

ten, jene alte, treue Kunst, die aus der Tiefe der Seele die Thränen entlockt, die mit Tönen erschüttert und erhebt, die uns den Menschen zeigt im ähnlichsten Bilde. Wo war sie hingerathen? Woher sie beschwören? Es sollten Schulen errichtet werden, hieß es weiter. Es war die Zeit der Versuche, und man ließ es auch versuchsweise an Schulen nicht fehlen. Sie lieferten kein bedeutendes Ergebniß, man gab es auf, durch Schulen Schauspieler zu bilden.

Da wollte sich die Philosophie der armen herabgekommenen Kunst annehmen; „die Thätigkeit des Schauspielers sollte aus dem Bereich des instinktlichen Verhaltens, der vereinzelten Bemerkungen und der zerstreuten Beobachtungen in den Gedanken erhoben und als ein organisches Ganzes begriffen werden." Der Philosoph dachte daran, selbst zu glänzen; daß aber seine Entwickelungen der eigentlichen Schauspielkunst aufhelfen, daß wir durch sie uns eines bessern Theaters erfreuen würden, kann ihm nur seine Eitelkeit eingegeben haben. Wäre anzunehmen, daß auf diesem Wege sich die Schauspieler bilden wollten, so zählten wir bloß unleidliche Menschen unter den Schauspielern, die außerhalb der Bühne mit ihrem vermeinten Wissen prunkten, deßhalb aber nicht im Geringsten besser spielten, als ihre gänzlich unwissenden Brüder. Ihr Ueberheben diesen gegenüber, ihr sich fühlen und in die Brust werfen zerklüftete das Theaterwesen immer weiter, und brachte in Sachen der Kunst kein Gedeihen.

Die Schauspielkunst läßt sich nicht lernen; die Befähigung dazu muß angeboren seyn. Der große Schauspieler ist aus keiner Schule hervorgegangen. Allein es gibt dennoch einen Weg, den Derjenige, welcher sich der Schauspielkunst widmet, erwählen soll, um die in ihm liegende Befähigung zur Kunsthöhe heranzubilden. Nicht der Schauspieler kann erlernt werden, aber das, was der Schauspieler mehr als jeder Andere zu wissen braucht. Es ist dieß ein Wissen, das ihm praktisch dienen kann, das ihm stets zur Hand ist, wenn er es braucht, ohne mit Auseinandersetzungen und Begriffsentwickelungen zu behelligen, vor denen die großen Schauspieler aller Zeiten als Ignoranten dastehen würden, obgleich sie doch große Schauspieler waren.

In diesem Sinne entstand diese Anleitung. Der Verfasser nennt sie einen Entwurf zu einer praktischen Schauspielerschule, und will nicht sie für mehr gehalten haben. Die Schauspielerschule, sagt er selbst, würde Disciplinen umfassen, die eine Reihe von Bänden füllten; wir mußten uns auf eine bestimmte Bogenzahl, und daher nur auf den Entwurf beschränken. Jedem bleibt es überlassen, nach unserer Anleitung die bezeichneten Studien durchzumachen.

Derjenige, welcher sich der dramatischen Kunst widmet, wird in diesem Buche darauf aufmerksam gemacht, was von ihm gefordert wird; er wird nicht mehr nach links und rechts planlos schweifen und unzufrieden seine Schritte wieder zurück lenken, wenn er das nicht fand, was ihn weiter bringen konnte. Es wird ihm deutlich werden, welche Aufgabe ihm für das Leben gestellt ist, und wie groß die Fittige ihm wachsen müssen, um ihn an das Ziel zu tragen.

„Nichts, fährt er fort, ist erschöpft in unserm Buche; allein der Same zu reicher Anregung ist in ihm, davon sind wir überzeugt. Vieles konnte und durfte nicht als bekannt bei den Lesern, wie wir sie uns denken, vorausgesetzt werden, dieß bitten wir im Gedächtniß zu behalten. Der Künstler und Mann vom Fache lächle daher nicht, wenn er längst Gekanntes hier erwähnt findet. Wenn er manches Alte hier in einer Form unter einen Gesichtspunkt gebracht sieht, was ihm fast den Werth des Neuen verleiht, so ist dieß ein Verdienst, das wir aus zu großer Bescheidenheit nicht abzulehnen willens sind."

„Wir haben nicht für Künstler geschrieben, sondern für solche, die sich der Kunst der Scene erst widmen wollen."

„Wir benützten kein älteres Werk für dieses Buch; es scheint uns eben so unwürdig als unzweckmäßig, bei einer Arbeit, wie die gegenwärtige, das Ergebniß der Forschungen Anderer sich so zu Nutzen zu machen, daß man sie auszieht oder abschreibt. Von Lessing's Dramaturgie bis zu Schneider's Kunst des Schminkens ist eine reiche Literatur vorhanden, theils in deutscher, theils in fremder Sprache. Die Werke sind da, Jeder kann sie sich verschaffen, und die Belehrung, die er wünscht, daraus erhalten. Wer nichts Neues hinzuzufügen wüßte, thäte besser zu schweigen; es ist sehr überflüssig, aus zwanzig Büchern das ein und zwanzigste zusammenzustoppeln, und der ist nicht berufen über einen Gegenstand zu schreiben, dessen eigene Erfahrung, dessen eigenes Nachdenken ihm nicht hinlängliche Dienste dabei leisten können, und der bei jeder Zeile, die er auf das Papier bringt, erst andere Autoren um Rath befragen muß. Diese Arbeit mag schlecht befunden und verworfen werden, so gehört sie doch uns. Das ist zwar wenig, aber dennoch Alles, was wir von ihr sagen können. Möge dieser Entwurf Veranlassung seyn, daß auf dem praktischen Wege weiter fortgeschritten werde. Wenn Jeder, der ihn betritt, ehrlich zu Werke geht, muß sich der Gesichtskreis erweitern und stets freundlichere Aussichten für die Zukunft der Kunst des Schauspielers enthüllen."

Das Werk selbst zerfällt in folgende Kapitel: Ueber das Wesen der Schauspielkunst. — Kurzgefaßter Abriß des Geschicht-

lichen. — Ueber die Bedeutung des Schauspielers in der Gesellschaft. — Von der Befähigung der Schauspieler. — Erste Vorbildung. — Fortschreitende Bildung. — Von der Auffassung im Allgemeinen und von den Charakteren. — Von der Darstellung der Leidenschaften. — Die Darstellung der Gebrechen. — Vom Spiel auf den Effekt. — Von der künstlerischen Ruhe. — Von der Erscheinung auf der Bühne. — Vom Schminken. — Vom Kostüm. — Von Fremdwörtern und Namen. — Von den scenischen Einrichtungen. — Von dem richtigen Einklange. — Von dem Spiel in der Oper. — Posse, Melodrama, Ballet, Pantomime. — Verhältniß zur Kritik. — Schlußwort.

(Der Schluß folgt.)

Art. XI. Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer, den Biographen Schröder's. Lebensskizze in zwei Theilen. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn, 1847. kl. 8.

In unserer Zeit, in welcher man so gerne alles ernstliche und tüchtige Streben, wenn es nicht zugleich von glücklichem Erfolge begleitet war, zu ignoriren, oft sogar zu verspotten pflegt, muß es die Freunde des Wahren und Achtbaren sehr erfreuen, dasselbe einer unverdienten Vergessenheit entrissen zu sehen.

Dieß ist der Fall mit dem Wirken des Mannes, von dem gegenwärtiges Werk handelt, von F. L. W. Meyer. Er ist wenig mehr gekannt und verdient es doch in vielfacher Hinsicht mehr zu seyn, als viele der beliebtesten Scribenten unserer Tage, von denen freilich die Nachwelt wenig mehr wissen wird, die es aber nicht verschmähen, durch Umtriebe aller Art sich eine Gattung Celebrität zu verschaffen.

Was in gedrängter Uebersicht von Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer zu bemerken seyn dürfte, ist Folgendes. Er war den 28. Januar 1759 zu Harburg geboren, wo sein Vater Postmeister war. Von zwölf Kindern blieben den Aeltern nur drei Söhne am Leben, unter ihnen war unser Meyer der älteste. Der Vater, welcher bald nach dieses Sohnes Geburt in Hamburg als Hannover'scher Oberpostmeister angestellt ward, war nicht nur ein allgemein geachteter und sehr wohlhabender Mann, sondern auch mit den Besten seiner Zeitgenossen befreundet; er stand in einem herzlichen Verhältnisse zu Lessing, und diesen persönlich gekannt zu haben, von ihm so jung schon beachtet worden zu seyn, wenn er als Knabe mit Aufträgen seines Vaters zu Lessing kam, war eine von Meyer's liebsten Erinnerungen; er sprach nie von seinem

Vater, ohne Lessing's zu erwähnen, wie er sich auch beständig bewußt blieb, daß dieses Vorbild von entschiedenem Einfluß auf seine ganze geistige Ausbildung gewesen. Leser, welche Meyer's gediegene Prosa zu schätzen wissen, die vielleicht den Ansprüchen der neuesten Literatoren nicht genügen möchte, werden jenen Einfluß durchfühlen.

Nachdem Meyer's Studien beendigt waren, erhielt er einen sehr annehmbaren Vorschlag aus Petersburg, den er nicht abwies. Kaum dort angelangt, erfuhr er, daß der Mann, dessen Hausgenosse er zu seyn bestimmt war, in einem Duell tödtlich verwundet worden; dieser starb auch bald darauf in Meyer's Armen, der nun nach Deutschland zurückkehrte und in Stade eine Anstellung als Auditor bei der Regierung mit einem sehr mäßigen Gehalte fand. Diese ihm ganz heterogenen Beschäftigungen, wie dort das Leben überhaupt, waren nicht mit seinen geistigen Bedürfnissen übereinstimmend, und er ward durch einen Brief des alten Heyne aus Göttingen sehr angenehm überrascht und angeregt, der bei ihm anfragte, ob er wohl Lust habe, die Unterbibliothekarstelle bei der Göttinger Bibliothek anzunehmen. Der Gehalt betrage zwar nur 300 Thaler bei freier Wohnung, aber ihm würde Muße zu literarischen Beschäftigungen bleiben. Dieţen's Abgang hatte die Stelle erledigt, und da Meyer's für damalige Zeit gewiß ausgezeichnete Kenntnisse der neueren Sprachen, besonders der englischen und spanischen, Heyne bekannt waren, so hielt er ihn für dessen geeignetsten Nachfolger. — Meyer, dessen Vorliebe für Göttingen durch manche dort angeknüpfte Verhältnisse sehr lebendig geblieben war, nahm den Ruf, welcher bald darauf an ihn erging, mit Freuden an, und verließ Stade zu Anfang des Jahres 1785.

In Göttingen fand sich nun bald eine Veranlassung, die ihm von den Berufsarbeiten übrig bleibende Zeit noch auf eine andere, eben so angenehme als für seine finanzielle Lage ersprießliche Weise auszufüllen. Die englischen Prinzen, die Herzoge von Cumberland, Sussex und Cambridge, studirten dort, und Meyer ward ihr deutscher Lehrmeister, wie täglicher Gesellschafter. Man hörte ihn gern aus jener Zeit erzählen, auf welche leichte und spielende Weise er sich diesen übernommenen Pflichten unterzogen, und wie er die prinzlichen Zöglinge auf ihren Streifzügen begleitete, wie er mit ihnen halbe Tage zum Fenster hinausschaute, und sich darauf beschränkte, sie mit der deutschen Benennung aller dem Auge sich darbietenden Gegenstände bekannt zu machen; wie er alle hübschen Frauen und Mädchen Göttingens aufgefordert habe, mit den Prinzen nur deutsch zu reden, weil er sie für bes-

sere Lehrmeister halte als sich selber, den Ruhm aber alsdann doch davontragen würde. Neben diesen halb ernst= halb scherzhaften Beschäftigungen blieb ihm aber gewiß so viel Zeit und ernster Sinn, um für sich und seine Folgezeit das Wissenswertheste sich zu eigen zu machen, wozu hier die beste Gelegenheit durch Hülfsmittel jeder Art, durch Lehre, Wort und lebendig literarisches Treiben geboten ward, wobei ihm denn sein allbekanntes enormes Gedächtniß nicht wenig zu Statten kam.

In solchen Verhältnissen blieb er in Göttingen bis zum Jahre 1789. Alsdann machte er einen Ueberschlag seines Vermögens, suchte zwei Drittheile desselben sicher anzulegen, indem er voraussah, daß bei seinen bescheidenen Ansprüchen an das Leben er auf diese Weise in der Zukunft vor Mangel geschützt seyn würde; den dritten Theil desselben aber verwendete er ganz zu mehrjährigen Reisen und erreichte dadurch die Erfüllung seines lange gehegten Lieblingswunsches, die Welt zu sehen. Auf wiederholten Streifzügen besuchte er England, Frankreich und Italien, nachdem er Deutschland nach allen Richtungen kennen gelernt. In allen bedeutenden Städten verlängerte er seinen Aufenthalt und machte überall die interessantesten Bekanntschaften, wozu seine eigene geistreiche Persönlichkeit, die besten Empfehlungen aus Göttingen, und in England zumal sein früheres Beisammenseyn mit den königlichen Prinzen nicht wenig beitrug. In London war er der tägliche Gesellschafter von Burke, Fox, Sheridan, so wie von andern bedeutenden Männern jener Zeit; hier fand er seinen vertrauten Freund und früheren Gefährten auf manchen Reisen, auch Namensvetter, Dr. Johann Meyer wieder, mit dem er immer in Verbindung blieb und ihm später seine Schauspiele widmete. In Edinburg verlängerte er seinen Aufenthalt weit über die bestimmte Zeit, weil er sich nicht von der Gesellschaft von Adam Smith trennen konnte, dem er mit der höchsten Achtung und Verehrung ergeben war. So fesselten ihn allenthalben ausgezeichnete Menschen mehr als die Schönheit der Gegend, wiewohl er darum keineswegs unempfänglich gegen die Reize der Natur war.

Ein längerer Aufenthalt in Wien hatte ihn früher schon zu Fr. Ld. Schröder's vertrautem Freunde gemacht; der erste Künstler Deutschlands fand in dem genialen Kritiker und Dilettanten (Meyer hatte sich mit Glück auf Privatbühnen versucht) den Mann, von welchem er ganz erkannt und verstanden ward; auch Meyer's persönliche Bekanntschaft mit den ersten Bühnenkünstlern des Auslandes trug nicht wenig dazu bei, seine Unterhaltung für Schröder zu den anziehendsten zu machen, aber

höhere Eigenschaften des Geistes und Herzens fanden gegenseitigen Anklang.

Daß Schröder sich den Freund zum Biographen bestimmt, ist deutlich in verschiedenen Brieffragmenten ausgesprochen, die sich zu Ende der Lebensbeschreibung befinden; auch ist gewiß, daß der verhaltene, nur wenigen Menschen zugängliche Schröder sich gegen Meyer — möglich in dem Bewußtseyn dieser Absicht — auf eine so vertrauliche innige Weise so unumwunden über Alles ausgesprochen, ihn so tiefe Blicke in sein reiches Gemüth hat thun lassen, das sie diesen wohl befähigten, ein Bild von Schröder's Leben und Wirken als Mensch und Künstler zu entwerfen, daß dem Manne, welchen es darstellt, so wie dem Darsteller selbst zu gleich ehrenvollem Zeugnisse gereicht; Deutschland kann auf beide stolz seyn und das Werk bleibt gewiß immer ein klassisches unserer Literatur für alle Zeiten, und nicht allein in biographischer und dramatischer Hinsicht ist das Buch ein bedeutendes — sondern Meyer hat auch das Beste aus sich selbst darin niedergelegt; es enthält des Wissenschaftlichen, Literarischen, Philosophischen und Gemüthlichen so viel, daß man es gleichfalls als Denkwürdigkeiten seiner Zeit betrachten kann. Die ehrenvollsten Zeugnisse der Zeitgenossen sprechen sich darüber aus, namentlich Tieck verweist an verschiedenen Stellen seiner Schriften darauf hin. Die unbedingteste Anerkennung ist dem Buche bei allen Leuten vom Fache geworden, denen es immer unentbehrlich bleiben wird. Einen gleichen Anklang hätte es seiner Natur nach bei dem großen Lesepublikum finden müssen, wäre nicht der Verfasser zu gewissenhaft in der Mittheilung der finanziellen Verhältnisse des Theaters gewesen, die, in den Text verwebt, den Gang der Erzählung oft störend unterbrechen, und — wie die letzte Abtheilung des zweiten Theils — eigentlich nur für Schauspieler Werth haben.

Außer der Lebensgeschichte Schröder's, einem Bande Schauspiele (Altona, bei Hammerich, 1818), einem viel früher, 1793, in Berlin bei Vieweg erschienenen Bändchen Gedichte unter dem Titel: Spiele des Witzes und der Phantasie, so wie um dieselbe Zeit fünf oder sechs Hefte: Beiträge für das deutsche Theater (Berlin, bei Unger), worunter er selbst den „Schutzgeist" als eines seiner besten Stücke bezeichnete, hat Meyer nichts Namhaftes geschrieben; aber die Menge der Recensionen, gelehrter Anzeigen oder anderweitiger kleiner Aufsätze, welche von ihm in den verschiedensten, am meisten gelesenen Zeitschriften, namentlich während seines Aufenthaltes in Berlin in Bertram's Journal für Lite-

ratur und Theater, seit einer langen Reihe von Jahren erschienen sind, müßten eine ansehnliche Bändezahl füllen, wenn Alles beisammen gedruckt wäre. Er gab selten seinen Namen dazu, bisweilen ein M., gemeiniglich in den letzten Jahren Fr. (Farmer, übersetzt Meyer). Die ersten Jahrgänge der Blätter für literarische Unterhaltung — früher unter dem Titel: Literarisches Conversationsblatt (Leipzig, bei F. A. Brockhaus), enthalten viele schätzbare Beiträge von ihm aus seiner besten Zeit, auch dort nicht an gleicher Unterschrift kenntlich, unverkennlich aber Allen, welche je mit Interesse lasen, was aus dieser Feder floß, und sie wieder erkannten, wie verschieden auch das Feld der Literatur seyn mochte, welches sie eben berührte. Auch ist hier der vom Professor Wurm in den Jahren 1831 bis 1834 in Hamburg herausgegebenen Kritischen Blätter der Börsenhalle zu erwähnen, sie enthielten öfter Beiträge von Meyer; es waren die letzten Spenden seiner immer regen Geistesthätigkeit und manchen derselben wahrlich nicht anzumerken, daß ihr Verfasser das dem Menschen als eigentlich bestimmte Lebensziel von siebzig Jahren bereits überschritten hatte.

Im Sommer 1835 ward Meyer von einem schlagartigen Zufall betroffen, der um so verderblicher einwirkte, da schon seit einigen Jahren seine sonst so felsenfeste Gesundheit zu wanken anfing; er erholte sich indeß wieder und ließ sich nicht abhalten, um die gewohnte spätherbstliche Zeit nach Hamburg zu kommen; seine Freunde waren von seiner Hinfälligkeit überrascht, er war körperlich und geistig sehr verändert, und ihre große Sorge um ihn ward erst gehoben, als sie ihn wieder daheim unter sorgfältiger Pflege und in häuslicher Ruhe wußten. Kräftiger, als man es nach diesem Anfalle erwarten durfte, kehrte er im Jahre 1836, so wie im Frühjahre 1837 nach Hamburg zurück; im Herbste desselben Jahres aber wurde sein Zustand schwächer, und ohne daß er es aussprach, fühlte er selbst, wie seine Freunde, daß es der letzte Abschied von Hamburg war, als er am Abend des 1. Dezembers von ihnen schied! — Sie sahen den alten Freund nicht wieder! — —

Einige seiner Bekannten, welche der Zufall durch Bramstedt führte, fanden ihn noch im Jahre 1839 heiter und freundlich auf gewohnte Weise, aber körperlich schwächer, und das Gehen fiel ihm schwer. Traf je zuweilen ein Sendschreiben von ihm ein, so war es nur die Antwort auf vorgelegte Fragen, ganz in seiner Eigenthümlichkeit erledigt.

Am 16. Juli 1840 mußte er sich legen, und konnte nur in einzelnen Zwischenräumen außer Bette seyn; die Beine brachen

auf. Später nahmen die Schmerzen täglich zu; er war sehr ruhig, hatte große Geduld in Gott, gebrauchte keine Medizin, war in seiner Krankheit sehr freundlich und bei vollem Verstande bis an sein Ende. Am 1. September war er Morgens zwei Uhr noch eine Viertelstunde auf, und sprach klar und besonnen mit seiner Umgebung, dann verlangte er wieder zu Bette gebracht zu werden, und fragte nach der Uhr; als man ihm sagte, es sei halb Drei, erwiederte er: „So will ich warten bis vier Uhr und dann einschlafen!" — Um vier Uhr entschlief er, um nicht mehr zu erwachen! Sein Hinscheiden war so sanft, so ruhig, daß nichts zu wünschen übrig blieb.

Den größten Theil des Werkes füllen Briefe an Bürger, Forster, Göckingk, Gotter, Herder, Heyne, Schröder u. A.

Die hier mitgetheilten Briefe sind, der Vorrede gemäß, nicht sowohl der heutigen Lesewelt bestimmt, die ihr tägliches Brot nach allen Richtungen reichlich zu finden gewohnt ist, als vielmehr denen, die sich gern aus dem Kreise der materiellen, industriellen und gegenwärtigen socialen Verhältnisse, wenn auch nur auf Augenblicke, in eine Vergangenheit zurückversetzen mögen, die einst auch eine bewegte Gegenwart war, die gleichfalls ihre Ansprüche auf einen vollkommeneren Zustand als den bisherigen hatte, und ihn zu erreichen strebte, in der Wahl der Mittel aber einfacher zu Werke ging und bei geringeren äußeren Bedürfnissen den geistigen Anforderungen mehr Raum und Zeit gestatten konnte. Sie wird ihre Mängel gehabt haben, wie jede Zeit, von Sterblichen durchschritten; man wird sich nie den Zeitspiegel ganzer Epochen als Muster vorzuhalten haben; aber wie es unzähliger großer und kleiner Theile bedarf, um einen Riesenbau zu vollenden, so ist das Leben einzelner Menschen, die Betrachtung ihres Strebens, ihrer Wirksamkeit, ihrer Kämpfe für alle Diejenigen von lebhaftem Interesse, die sich gern damit beschäftigen, den rothen Faden aufzusuchen, der sich durch die Geschichte der gesammten Menschheit wie durch das Leben der Einzelnen zieht, dessen Spur, wenn gleich sie sich dem äußeren Auge oft scheinbar entzieht, von der inneren geistigen Sehkraft dennoch verfolgt wird, mit der seligen Gewißheit, daß sein Ende zum Ursprung zurückkehre.

Der nächste Zweck dieser Mittheilungen ist, den Nachkommen das Gedächtniß eines Mannes zu erhalten, der sich weder durch große Thaten, bändereiche Geisteswerke, noch sonst Aufsehen erregende Begebenheiten seines Lebens auszeichnete, dessen geistige Persönlichkeit aber eigenthümlich war, und gewiß zu denen gehörte, die nicht ohne Einwirkung auf ihre Mitmenschen

geblieben, welchen Wirkungskreis in dieser Welt der Erscheinungen sie auch einnehmen mochten.

Professor Meyer, aus Bramstedt, wie er noch bei seinen jüngeren Freunden in Hamburg in lebhaftem Andenken steht, war einst mit den Besten seiner Zeit, in einem weiten Kreise, nahe und innig befreundet. Unzweideutige Beweise davon enthalten die Papiere, welchen die gegenwärtigen Mittheilungen entnommen sind, und welche bei den Herausgebern (denen sie aus verschiedenen Quellen zugänglich geworden) den Wunsch verstärken mußten, durch eine Auswahl dessen, was zur Veröffentlichung geeignet schien, den Mangel zusammenhängender Lebensnachrichten zu ergänzen. Es ist nicht wohl möglich, Schröder zu nennen, Deutschlands Garrik, ohne Meyer's zu gedenken, dem Deutschland jene Mittheilungen über seinen größten Mimen verdankt, in welchen sich die richtige Würdigung des unerreichten Künstlers mit der hohen Achtung und Verehrung, welche dem ausgezeichneten Menschen gebührt, eben so erschöpfend als gediegen ausspricht. Die gegenseitige vertraute Freundschaft beider Männer, ihr öfteres Beisammenseyn befähigte Meyer mehr als jeden Andern, Schröder's ganzes Wesen aufzufassen und wiederzugeben was er sah und hörte. Der Briefwechsel unter ihnen war fast nur zu einer Zeit fortlaufend und häufig. Was in der Correspondenz mit Schröder auf diesen selbst und auf das Theater Bezug hatte, hat Meyer bereits in seiner Biographie Schröder's benützt, und so blieb nur übrig, aus jenen Briefen Einzelnes, das entweder Gegenständliches, häufiger Gemüthszustände, durch die Zeitereignisse veranlaßt, oder auch Urtheile über Persönliches enthielt, auszuheben und bruchstückweise mitzutheilen. Was die früher mitgetheilte Lebensskizze betrifft, so ward sie bald nach Meyer's Tode, aus flüchtigen Erinnerungen seiner gelegentlich ausgesprochenen Aeußerungen über sich selbst, von befreundeter Hand zusammengestellt und, der Oeffentlichkeit nicht bestimmt, nur als Handschrift seinen nächsten Freunden mitgetheilt; einer leichten Federzeichnung zu vergleichen, die in unscheinbaren Umrissen die ganze Persönlichkeit zusammenfaßt, und keinen andern Anspruch macht, als dem Leser das Interesse abzugewinnen, von dem Manne, den sie bezeichnet, mehr zu erfahren.

Wir zweifeln nicht, daß das vorstehende Werk dazu beitragen wird, nicht allein den Charakter eines in vielfachen Beziehungen ausgezeichneten Mannes, sondern auch den bedeutender Zeitgenossen desselben erkennen zu machen, und mitunter unrichtige Ansichten und Meinungen über jene Zeit und ihre Verhältnisse zu

berichtigen. Es stellt sich bei Durchlesung des Werkes aufs Neue der Beweis heraus, wie jeder Gelehrte und Künstler, und zwar letzterer noch mehr als der erste, nicht durch sein Talent allein, sondern zugleich durch die Eigenthümlichkeiten der Zeit, der er angehört, und durch die Beschaffenheit der Individualitäten, welche ihn umgeben, zu dem gemacht wird, als welcher er uns erscheint. So hat das Zusammenleben Meyer's mit Schröder den entschiedensten Einfluß auf die künstlerischen Verhältnisse des ersteren gehabt.



Anzeige=Blatt für Wissenschaft und Kunst.

Nro. CXVII.

Rechenschaft über meine handschriftlichen Studien auf meiner wissenschaftlichen Reise von 1840 bis 1844.

Von Professor Dr. Tischendorf zu Leipzig.

(Fortsetzung) [1].

Von den Bibliotheken des Orients, die ich auf meiner orientalischen Reise so glücklich war näher kennen zu lernen, sind besonders noch sechs für meinen Rechenschaftsbericht übrig geblieben, nämlich die Bibliothek vom heiligen Kreuze bei Jerusalem, die zu San Saba am todten Meere, die des heiligen Grabes zu Constantinopel, zwei von den Bibliotheken — die der h. Jungfrau und die der h. Dreifaltigkeit — auf den Prinzeninseln, so wie endlich die Universitätsbibliothek zu Athen. Doch theils habe ich von diesen allen weniger handschriftliche Notizen genommen, als von den früher besprochenen; theils sind sie weniger unbekannt geblieben als jene; weßhalb ich zunächst von ausführlichen Mittheilungen darüber absehe.

Ueber die Bibliothek vom heiligen Kreuze habe ich im zweiten Theile meiner Reise in den Orient S. 69 gesprochen, und dabei auch die genaueren Nachrichten von Augustin Scholz über ihre georgianischen, syrischen, griechischen, arabischen, armenischen, slavischen Manuscripte angeführt. Scholz hat auch über die hier in Betracht kommenden Bibliotheken zu Jerusalem in seiner biblisch=kritischen Reise, Leipzig und Sorau 1823, S. 146 ff., einige Aufschlüsse gegeben.

Von meiner Durchmusterung der beiden Klosterbibliotheken zu S. Saba habe ich gleichfalls im zweiten Bande meiner Reise S. 122 ff. erzählt, und zugleich auf die Nachrichten von Scholz darüber verwiesen.

Die Manuscripte des Klosters vom heiligen Grabe zu Constantinopel habe ich eben daselbst S. 290 und 291 kürzlich erwähnt, und von einem Besuche der Bibliotheken auf den Prinzeninseln handelt S. 298 [2]. Ueber diese so wie über die erstere werden in D. Zachariä's Reise in den Orient, Heidelberg 1840, einige Nachrichten geboten.

Was endlich die Universitätsbibliothek zu Athen anlangt, so ist die Zahl ihrer Manuscripte fast bis auf 100 gestiegen, obschon keine Kleino=

[1]) Die früheren Mittheilungen (vgl. Bd. CX, CXII, CXIV, Anzeigeblatt dieser Jahrbücher) betrafen: 1) meine eigenen aus dem Oriente mitgebrachten, theils der Leipziger Universitätsbibliothek, theils der königl. Dresdener Bibliothek übergebenen griechischen, syrischen, koptischen, arabischen, georgianischen, äthiopischen und arabisch=drusischen Manuscripte; 2) die Bibliothek auf der Insel Patmos; 3) die Patriarchalbibliothek in Kairo; 4) die Bibliothek des Sinaitenklosters zu Kairo; 5) die Bibliothek des S. Katharinenklosters am Fuße des Sinai.

[2]) Auch über die merkwürdigen samaritanischen Manuscripte zu Naplus in Syrien bitte ich den zweiten Band meiner Reise S. 178 ff. nachzulesen.

dien darunter glänzen. In einem der zwei Palimpsesten, die ich dort sah, findet sich eine alte lateinische Schrift; ich glaube, es ist der lateinische Text vom apokryphischen Evangelium Nicodemi. Doch hoffentlich haben wir recht bald über diese neue Athenerbibliothek treffliche Mittheilungen einem der dortigen gelehrten Bibliothekare zu verdanken.

Ich übergehe endlich auch noch da und dort gesammelte Notizen über diejenigen Bibliotheken im Osten, für deren Besuch mir bis heute Wunsch und Hoffnung geblieben ist, und gehe vom östlichen Boden sofort auf den westlichen über.

Hier machte ich auf nachstehenden Bibliotheken manuscriptliche Studien: Auf der königlichen Bibliothek zu Paris (und auf der zur h. Genoveva daselbst) *); im brittischen Museum zu London, (auf der Stadtbibliothek) und auf der des Trinitätscollegiums zu Cambridge (auf der Bodlejana zu Oxford); (auf den holländischen Bibliotheken zu Leyden, im Haag, zu Utrecht); auf der Bibliothek zu Basel: auf den Bibliotheken (zu Lyon) und zu Carpentras bei Avignon; auf der Vaticana, der Angelika, der Barberina, (der Chisiana, der Vallicellense, der Propaganda) zu Rom; (in Grotta ferrata bei Rom); auf der Borbonica zu Neapel; (im Kloster della Cava bei Neapel); auf der Laurenziana zu Florenz; auf den herzoglichen Bibliotheken zu Modena (und zu Lucca); auf der S. Marcusbibliothek zu Venedig; (auf der Bibliothek zu Padua); auf der Dombibliothek zu Verona; auf den Bibliotheken zu Mailand und zu Turin; auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien; auf der Universitätsbibliothek (und der königl. Bibliothek) zu München.

Worauf im Besonderen meine manuscriptlichen Studien gerichtet waren, kann ich füglich in sechs Stücke theilen: 1) auf die griechischen, namentlich die in Uncialen geschriebenen Manuscripte für den Text des neuen (und auch des alten) Testaments; 2) auf die ältesten lateinischen Dokumente für's n. T., theils mit dem sogenannten italischen Texte, theils mit dem des Hieronymus; 3) auf die neutestamentlichen (und auch einige alttestamentliche) Apokryphen, sowohl Evangelien als Apostelgeschichten und Apokalypsen; 4) auf alle die ältesten Dokumente für die griechische Paläographie; 5) auf sämmtliche Manuscripte für Philo Judäus; 6) auf Merkwürdiges aus verschiedenen Fächern der Literatur. Ich will versuchen, über jedes dieser sechs Stücke einige Mittheilungen zur nähern Bezeichnung der gewonnenen Resultate zu machen.

I. Die griechischen Uncialcodd. für den neutestamentlichen Text.

Wir besitzen jetzt an neutestamentlichen griechischen Uncialcodices — mit Ausschluß aller derjenigen, die zunächst und ursprünglich für den kirchlichen Gebrauch bestimmt waren, worüber weiter unten — 40, von denen nur sehr wenige alle Theile des Canons betreffen und kein einziges alle neutestamentlichen Bücher ohne beträchtliche Lücken enthält, während dagegen 11 nur Fragmente von geringem Umfange darbieten. Im Besonderen beziehen sich auf die Evangelien 30; auf den Text der Apostelgeschichte 8; auf die katholischen Briefe 5; auf die Paulinischen Briefe 11; und 3 auf die Apokalypse. Dem Alter nach sind, so weit die paläographische Wissenschaft hierüber festere Bestimmungen zu gestatten scheint, sämmtliche 40 vom vierten bis zehnten Jahrhundert verfaßt; was genauer

*) Ich umgebe mit Klammern diejenigen Bibliotheken, die weniger in Betracht kommen.

dahin lautet, daß 16 vom vierten bis siebenten Jahrhundert, 7 (oder vielleicht 6) vom Anfange bis zum Ende des achten Jahrhunderts, 9 (oder vielleicht 14) im neunten Jahrhundert, 8 (oder vielleicht 4) im zehnten Jahrhundert verfaßt seyn möchten.

Ein und dreißig dieser neutestamentlichen Urkunden ist es mir geglückt, im Originale neuen Untersuchungen zu unterwerfen, worunter zwei, die ich im Morgenlande erst aufgefunden. Von den andern neun, die außerhalb meiner Reiseroute lagen, sind fünf bereits edirt, nämlich die beiden Wolfenbüttler Palimpsesten mit Bruchstücken aus den Evangelien aus dem sechsten Jahrhundert, von Knittel herausgegeben zu Braunschweig 1762; der San Gallener Evangeliencodex aus dem neunten Jahrhundert, von Rettig herausgegeben zu Zürich 1836; der Dublinenser Palimpsest mit Fragmenten des Evangeliums Matthäi, wohl aus dem sechsten Jahrhundert, herausgegeben von Barrett 1801; die wenigen Blätter mit Fragmenten aus dem Evangelium Johannis in einem Moskauer Codex, Nr. 15 bei Matthäi, aus dem neunten Jahrh., in Matthäi's Ausgabe des n. T. (Epp. Pauli ad Thessal. et ad Timoth. Riga, 1785) abgedruckt. Die 4 übrigen sind:

1) Der sehr lückenhafte Evangeliencodex, genannt H, erst Seidelii, dann Wolfii, jetzt in der Hamburger Stadtbibliothek niedergelegt *), wohl nicht vor dem zehnten Jahrh. geschrieben. Eine Vergleichung haben wir nur von J. Christophorus Wolf. Denn was in Wetsteins Angaben von Wolfs Angaben verschieden lautet, ist wohl nur irrthümlich oder ungenau, wie z. B. die Anzeige der fehlenden Stücke.

2) Der S. Germanenser Codex der Paulinischen Briefe, der seit dem Brande von S. Germain bei Paris in die öffentliche Bibliothek zu Petersburg gekommen ist. Da derselbe von Wetstein und Griesbach als eine aus dem Codex Claromontanus, nachdem dieser verschiedene Correcturen erfahren hatte, geflossene Abschrift erkannt worden ist, so hat er für die neutestamentliche Textkritik nur eine sehr untergeordnete Wichtigkeit. Man hat ihn in's zehnte Jahrh. gesetzt.

3) Ein Moskauer Codex, von Matthäi in den Evangelien V genannt, wohl aus dem Ende des achten Jahrhunderts.

4) Ein Moskauer Codex mit dem Texte der katholischen und der Paulinischen Briefe, begleitet von Scholien des Johannes Damascenus, bei Matthäi genannt G, aus dem zehnten, wenn nicht aus dem Ende des neunten Jahrhunderts.

Unter den oben genannten 31 habe ich bei 9, die meistens schon herausgegeben sind, eine weniger ausführliche Prüfung unternommen, während ich alle übrigen theils in den letztverflossenen Jahren bereits edirt, theils zur Herausgabe möglichst vorbereitet habe. Die erstgenannten 9 sind folgende;

1) Der Codex Alexandrinus im brittischen Museum, enthaltend das ganze neue Testament mit Ausnahme von 26 Kapiteln in den Evangelien des Matthäus und des Johannes und 8 Kapiteln im zweiten Briefe Pauli an die Korinther. Alle paläographischen Einzelnheiten habe ich sorgfältig geprüft und davon zunächst in meinen Prolegomenen zum Codex Ephrämi Gebrauch gemacht; vgl. Sect. I §. 3 §. 7; Sect. III. §§. 2, 3; Excurs. de I. ad Timoth. 3, 16. §. 4. Zwischen diesen beiden Manuscripten findet die

*) Dieß habe ich zu meiner Freude neuerdings aus Petersen's Catalog ersehen, nachdem dieser Codex seit Griesbach (m. vergl. die Codicesverzeichnisse in allen Editionen des n. T.) in ein ungewisses Dunkel verschwunden schien.

größte Aehnlichkeit Statt sowohl in den Schriftzügen, nur daß sie im Alexandrinus etwas gleichmäßiger und compresser sind, als auch in der Interpunktion, und daß der Alexandrinus öfters einen Raum von 2 bis 3 Buchstaben mitten im Texte läßt, ohne einen Punkt hinein zu setzen *). Einige Eigenthümlichkeiten des Alexandrinus fehlen im Rescriptus, z. B. der Apostroph da und dort zur Trennung von Präpositionen und Zusammensetzungen, wie in υπ' αρχειν, so wie auch die Abbreviatur von και und ται Ferner sind die Unterschriften unter einigen Büchern im Alexandrinus viel ausgeführter als im Rescriptus; in jenem sind neben den Ammonischen Hauptstücken auch die Zahlen der Eusebianischen Canones beigeschrieben, in diesem nicht (auch nicht im Cantabrigiensis, im Cyprius u. a.); in jenem werden die größeren Hauptstücke am oberen Rande des Textes angegeben, bisweilen auch am inneren durch Zahlen angedeutet, nicht so im Rescriptus.

Nach meinem Urtheile gehört der Alexandrinus in die zweite Hälfte des fünften Jahrh., der Codex Ephrämi in die erste Hälfte oder in die Mitte desselben Jahrhunderts.

Die Woide'sche Ausgabe des Codex möchte einen Nachtrag über die am Rande des Codex schadhaft gewordene Stelle nicht ganz überflüssig gemacht haben.

Die richtige Lesart 1. Timoth. 3, 16 habe ich auf's Sorgfältigste nachgesehen. Ich kann Griesbach nicht Recht geben, diese Stelle sei im Codex so gemißhandelt worden, daß sie sich gar nicht mehr beurtheilen lasse. Es fragt sich nämlich, stand ursprünglich im Codex οσ oder $\overline{\Theta\sigma}$. Jetzt steht über οσ ein schwarzer gröblicher Strich, während die alte Schrift braun aussieht. Wäre der Strich von erster Hand vorhanden gewesen, so wäre man gewiß nicht auf eine solche Auffrischung verfallen. Denn ganz nahe daran stehen dergleichen Striche noch vollkommen erhalten. Was ferner den Strich im ο anlangt, der aus ο ein Θ macht, so ist klar, daß dieselbe Hand, die den Strich darüber gezogen, auch diesen zweiten gezogen hatte; er ist aber bis auf einen kleinen Rest jetzt wieder getilgt. Was ich über den ersten gesagt, gilt auch von diesem: wäre er von erster Hand vorhanden gewesen, so würde ihn Niemand erneuert haben. Der Codex las daher von erster Hand jedenfalls οσ, nicht $\overline{\Theta\sigma}$.

Ich knüpfe hieran ein paar Worte über die glänzende und sehr theuere (Ladenpreis zwischen 200 und 300 Thlr.) Ausgabe des alttestamentlichen Theils im Alexandrinus, die auf Kosten der Regierung Heinrich Hervey Baber von 1816 bis 1828 besorgt hat. Ich am wenigsten verkenne einen Augenblick die große Verdienstlichkeit dieser Arbeit. Aber 1) ist daran unbegreiflich und schwer zu entschuldigen die außerordentliche Masse der Druckfehler im eigentlichen Abdruck, die Baber in den Noten uns zum Theil schon selbst berichtigt. Im ersten Buche Mosis allein sind ihrer über dreißig. 2) Sind die vielen Stellen, die Correcturen erfahren haben, ganz ungenügend commentirt, theils weil Baber die Räumlichkeit des radirten Textes viel genauer angeben mußte und sich nicht in den meisten Fällen mit einem Non liquet begnügen durfte, theils weil er sich über die Schriftzüge der Correctoren gar keine Ansicht gebildet hat; weßhalb es bei ihm bald manu antiqua heißt, bald manu perantiqua, bald

*) Es ist jedoch möglich, daß dieselbe Eigenthümlichkeit auch beim Pariser Palimpsesten vorgelegen, und daß sie unkenntlich geworden. Sobald ich natürlich den Interpunktionsraum in der fortlaufenden Schrift mit Sicherheit im Originale erkannt hatte, setzte ich in die Ausgabe den Punkt.

corrector quidam vetustissimus, bald corrector vetustus u. s. w. 3) Ist der Inhalt der Notae (in einem besonderen Bande in gr. Folio mit dem splendidesten Drucke) ganz unzweckmäßig, da er fast nur bei jedem einzelnen Verse den Nachweis enthält, daß der Codex ειπεν für ειπε, εποιησεν für εποιησε u. s. f. setzt.

Bekanntlich enthält der Codex Alexandrinus, und zwar nur er allein, auch den ächten Brief des Clemens Romanus an die Korinther; wobei nur zu beklagen ist, daß am Rande der Text vielfältig verkürzt und schadhaft geworden. Deßhalb wird hier die Nachricht von Interesse seyn, daß sich in Ferrara ein Palimpsest befindet mit demselben Briefe des Clemens, was mir zu Venedig von einem Gelehrten aus Ferrara, wenn ich nicht irre vom Bibliothekar selbst, mitgetheilt wurde. Er meinte freilich, er habe in diesem Rescriptus ganz den Text des Alexandrinus gefunden, was vor der Hand dahingestellt bleiben muß. Ich bedaure sehr, daß ich nicht Zeit gewinnen konnte, der Sache auf den Grund zu gehen.

2) Codex Cantabrigiensis, mit dem griechischen und lateinischen Texte der Evangelien und der Apostelgeschichte (die Lücken betragen gegen 18 Kapitel). Von ihm erhielt die gelehrte Welt die prächtige Ausgabe Kiplings in zwei Foliobänden 1793. Die mehrfachen Correcturen im Originale möchten einer sorgfältigen Nachlese wohl noch Ausbeute gewähren. Das Alter desselben hat man meines Erachtens mit Unrecht bis in's siebente Jahrh. herabzusetzen gesucht. Ich stimme ganz für's sechste Jahrh., und zwar für dessen frühere Hälfte. Einen Beweis gegen dieses hohe Alter glaubte man unter Anderm besonders in der Form des d im lateinischen Texte zu finden. Dagegen fand ich unter den lateinischen Inschriften im Corridor des Vaticans, der zur Bibliothek führt, mehrere, deren Alter nicht unter das fünfte Jahrh. herabgeht, wo mitten unter vollkommen alterthümlichen Formen ganz dasselbe d steht. Man vergl. das vierte Fach (von unten an gerechnet), das fünfte, das achte, das neunzehnte.

3) Codex Laudianus, mit dem griechischen und lateinischen Texte der Apostelgeschichte (2 Kapitel fehlen), in der Bodlejana zu Oxford, herausgegeben von Thomas Hearne 1715. Da weder das Facsimile bei Hearne, noch das bei Woide und bei Baber ein richtiges Bild vom Originale geben, so ließ ich ein neues von geschickter Hand anfertigen. Nach meinem Urtheile gehört diese Handschrift keineswegs in's siebente oder achte Jahrhundert, wie man gewöhnlich angibt, sondern füglich in's Ende des sechsten Jahrhunderts.

4) Codex F der Evangelien (nicht ohne beträchtliche Lücken), nach dem Holländer Boreel benannt, und jetzt als Eigenthum der Bibliothek zu Utrecht, Rheno-Trajectinus. Da bei meiner Ankunft in Utrecht die Herausgabe der nachgelassenen ausführlichen Arbeit Heringa's über diese Handschrift mit mehreren trefflichen Facsimiles schon beschlossen war, so konnte und mußte ich mich mit der Ansicht des Originals begnügen. Es ist seitdem, nämlich im Jahre 1843, die Schrift Heringa's durch Prof. Dr. Vinke zu Utrecht herausgegeben worden, obschon sie in Deutschland ungebührlicher Weise sehr unbekannt geblieben. Ich benütze daher diese Gelegenheit, um theils auf diesen so verdienstlichen und gründlichen Beitrag zur Förderung der neutestamentlichen Textkritik aus der Heimat des Erasmus, die auch dem so undankbar aus seinem Vaterlande vertriebenen Wetstein zur Heimat geworden ist, aufmerksam zu machen, theils aber auch meinen eigenen innigen Dank dafür auszusprechen, zumal da der gütige Herausgeber darauf ein Gewicht zu legen scheint, daß damit „Schulzii et Tischendorfii desideriis" Genüge geschehen sei.

Ich nannte die Arbeit selbst eine gründliche; sie erschöpft in der That, ohne einen vollständigen Abdruck zu enthalten, ihren Gegenstand vollkommen und macht jede weitere Bearbeitung des Originals entbehrlich. Verfaßt scheint der Codex im neunten Jahrhundert zu seyn.

5) Codex Borgianus, mit einigen Fragmenten aus dem Evangelium des Johannes auf 13 Quartblättern. Der Codex befindet sich jetzt in der Bibliothek des Collegiums pro propaganda fide in Rom, wo mir der Cardinal Fransoni die freie Benutzung desselben gestattete. Doch begnügte ich mich, es genau zu facsimiliren, da der Text vollständig und zweckmäßig vom Augustiner-Mönche Augustin Anton Georgi 1789 herausgegeben worden ist. Die Schriftzüge scheinen in einigen Formen einen Einfluß des Koptischen erfahren zu haben (eine koptische Version befindet sich bekanntlich dem griechischen Texte gegenüber). Nicht selten findet sich der Spiritus, sowohl asper als lenis, und zwar mehr gerundet als eckig; doch fehlt die Accentuation gänzlich. Ich zweifle nicht, daß die Handschrift dem fünften Jahrh. zugeschrieben werden muß.

6) Codex Vaticanus 1209, mit dem Texte des alten und neuen Testaments. Im neuen fehlen die letzten Kapitel des Hebräerbriefs, so wie die Briefe an Timotheus, an Titus, an Philemon und die Apokalypse. Cardinal Mai hat im Auftrage Leo's XII. schon seit vielen Jahren eine vollständige Ausgabe dieses allberühmten Bibeldokuments unter den Händen. Er zeigte mir bei meinem ersten Besuche im Palazzo Altieri die mit gewöhnlicher griechischer Schrift bis auf einige Cartons fertig gedruckten fünf Bände Text, vier mit dem alten, einer mit dem neuen Testamente. Die Prolegomenen dazu sollen sehr reichhaltig werden; sie sollen besonders auch über einen noch gänzlich verborgen gebliebenen Palimpsesten für die Paulinischen Briefe aus dem höchsten Alterthume Nachricht geben. Seine leidende Gesundheit hatte Mai, wie er mir sagte, noch immer an der Ausarbeitung gehindert, und dadurch das Erscheinen des ganzen Werkes verzögert.

Der Zugang zum Originale hat noch heutzutage die größte Schwierigkeit; doch hat diese Erschwerung durch die im päpstlichen Auftrage unternommene Herausgabe einige Berechtigung für sich; wenigstens harmonirt sie mit der allgemeinen Praxis der Bibliotheken. Ich hatte es deßhalb dankbar anzuerkennen, daß mir — allerdings nach vielen Bemühungen — theils eine Facsimilirung von mehreren Stellen, theils die Revision einer kleinen Anzahl unsicherer Lesarten gestattet wurde, so wie daß mir Cardinal Mai auf's Gütigste über alle fraglichen Lesarten schriftliche Auskunft gewährte. Die Ergebnisse davon habe ich im ersten dießjährigen Bande der Studien und Kritiken mitgetheilt.

An Alter übertrifft diese Handschrift auch nach meinem Urtheile alle anderen neutestamentlichen Uncialcodices, und außerdem dürfte sie nur dem Codex Friderico-Augustanus (sive fragmenta Veteris Testamenti e codice graeco omnium qui in Europa supersunt facile antiquissimo; in oriente detexit, in patriam attulit, ad modum codicis edidit C. Tischendorf, Leipzig, bei Köhler, 1846) nachstehen. Sie mag um die Mitte des vierten Jahrhunderts geschrieben seyn.

Unter den eingesehenen einzelnen Lesarten war mir besonders überraschend, daß Act. 20, 28 im Gegensatze zu Birch's Referate: την εκκλησιαν του θεου (ἣν περιεποιήσατο διὰ τοῦ αἵματος τοῦ ἰδίου), nicht την εκκλησιαν του κυριου (oder eine der anderen Lesarten) steht. Außerdem bin ich gegen Hug überzeugt worden, daß Ephes. 1, 1 zu τοις αγιοις τοις ουσιν der Randzusatz εν εφεσω keineswegs von erster Hand herrührt.

Ueber beide Stellen vergl. meinen Aufsatz in den Studien. Was die dort näher beleuchteten drei Vergleichungen anlangt, die Bentley'sche aus der Mitte des achtzehnten Jahrh., die Birch'sche aus dem Ende desselben Jahrh. und die von Bartolocci vom Jahre 1669, so wird noch eine nachträgliche und vergessene Notiz in Betreff der ersteren interessiren, die Rosenmüller bei seiner Uebersetzung von Herbert Marsh's dem Handexemplare des Michaelis entnommen hat. So schrieb nämlich Woide am 25. Febr. 1789 an Michaelis:

»Wegen der Varianten des Cod. Vat. kann ich Ihnen folgende zu»verläßige Nachricht geben: Dr. Richard Bentley schickte seinen Neveu »Thomas Bentley nach Rom, um den Cod. Vat. zu collationiren. Es »geschah vor mehr als vierzig Jahren. Bentley starb, und machte nicht »seinen Sohn zum Executor, denn mit dem war er uneins, sondern sei»nen Neveu Richard Bentley, der Senior Fellow im Trinity College Cam»bridge und Rektor in Leicester-Shire war, und D. D. wurde. Dieser »Mann hat alle Papiere seines Onkels mehr als vierzig Jahre in seiner »Besitzung gehabt. Kein Mensch bekam sie zu sehen. Wie ich den Cod. »Alex. wollte drucken lassen, schrieb Hr. Dr. Heberden, ein gelehrter Me»dicus, sein alter Schulfreund, an ihn und ersuchte ihn, ihm die vatic. »Collation zu überlassen. Er antwortete: wenn Woide die vatic. Collation »haben will, so mag er nach Rom reisen, er kann den vatic. Codex da »finden. Ich gab doch noch nicht alle Hoffnung auf, und erhielt auch »wirklich durch einen Freund das Versprechen, daß, wenn ich wollte nach »Himkley in Leicester-Shire kommen, so wollte Hr. Bentley die Collation »ihm leihen. — Ich reisete ungefähr hundert Meilen, und konnte — die »vatic. Collation auf zehn Tage erhalten. Ich bat nachgehends noch um »eine Woche. Dr. Bentley erlaubte es. Er vermuthete aber nicht, daß »diese Zeit würde hinlänglich seyn zum Abschreiben. — Ich schickte ihm »das Buch mit einem Briefe zurück. Er war überaus unwillig als er »hörte, daß ich die Collation abgeschrieben hatte. — Er starb etliche Jahre »hernach und hinterließ alles, was sein Onkel ihm hinterlassen hatte, an »Trinity College Cambridge, wo ich sie gesehen habe. Hrn. Birchen habe »ich mitgetheilt was er hat drucken lassen.«

7) Codex Vaticanus Nro. 354, mit den vier Evangelien, datirt vom Jahre 949. Kurz vor meiner Abreise von Rom im Sommer 1843 wurde mir dieser Codex zur freien Benützung gestellt. Da er jedoch von keiner hervorragenden Wichtigkeit ist und schon von Birch zweimal verglichen worden, so sah ich nur einzelne Stellen nach und nahm ein Facsimile; denn das bei Blanchini ist zu schön, das bei Birch zu unschön. Ich zweifle, daß ein anderer Uncialcodex des n. T. noch jünger ist; das beigeschriebene Datum gibt aber seinen Schriftzügen ein besonderes Interesse. Diesen kommen am nächsten, außer den beiden Wolf'schen Codices, genannt G und H der Evangelien, die Schriftzüge im Codex Cyprius.

S. 74 steht zu ματϑ. τκζ, d. i. Matth. 27, 17, auf dem Rande nachstehendes Scholion, wovon Birch nur die Hälfte referirt hat, über die merkwürdige Lesart, wornach der Missethäter Barabbas zugleich den Namen Jesus führte:

ἀναστασιου ἐπισκοπο υ ἀντιοχ. Παλαιοισ πανυ ἀντιγραφοισ ἐντυχων εὑρον και αὐτον τον βαραββαν ἰησουν λεγομενον. οὑτωσ γ' οὐν εἰχεν ἡ του πιλατου πευσισ ἐκει τινα ϑελετε ἀπο των δυο ἀπολυσω ὑμιν· ἰησουν τον βαραββαν ἢ ἰησουν τον λεγομενον χριστον. ὡσ γαρ ἐοικεν, πατρωνυμια του λῃστου ἠν ὁ βαραββασ, ὁπερ ἑρμηνευεται διδασκαλου υιοσ· συντιϑεμενον σὺν το βαραββασ ὀνομα σημαινει υἱοσ του διδασκαλου ἡμων. και τινοσ ἀρα

διδασκαλου χρη νομιζειν τον ἐπισημον ληστην ἢ του ἀνδροσ των αἱματων του ἐξαρχησ ἀνθρωποκτονου· ὁν και μεχριτησ δευρο μαλλον αἱρουνται οἱ μαθοντεσ παρ᾽ αὐτου ἀνθρωποκτονειν ἢ τον ζωοποιουντα τουσ νεκρουσ ἰησουν χριστον. δια τουτο ἰησουν τον βαραββαν ἐξαιτουνται και οὐχι ἰησουν χριστον το γαρ ὁμοιον παντι φιλον. ἐχθρον δε το μη κατ᾽ ἀλληλων

8) Codex Borbonicus II. C 15 zu Neapel, ein Typicum der griechischen Kirche aus dem vierzehnten Jahrh., enthält am Ende mehrere (12 oder 14) rescribirte Blätter mit einer gedruckten, liegenden Uncialschrift des achten oder neunten Jahrh. Der Catalog der griechischen Mss., Vol. I., vom gegenwärtigen Bibliothekar Salv. Cirillo herausgegeben, bezeichnet diese Blätter als Fragmente eines „Officii Graeci," also eines Evangelistariums. Das ist ein Irrthum; diese Blätter hatten keine kirchliche Bestimmung, sondern gehörten zu einem regelmäßigen Codex der vier Evangelien, was hinreichend schon durch die Ammonischen Kapitel auf dem Rande bewiesen wird. Ich bemühte mich um die Erlaubniß, an dem Codex die chemische Tinktur zu versuchen. Der Minister Santangelo wollte es sehr gütig gewähren, aber die Bibliothekare machten Opposition; so daß ich mit viel Hin- und Herfragen schon die beste Zeit verloren hatte, als ich mich an's Werk setzen konnte. Endlich beschränkte man mich zunächst auf einen Versuch. Da aber die wesentliche Ausbeute in keinem Verhältnisse zu diesen Schwierigkeiten zu stehen schien, auch mehrere Stellen nicht sowohl abgewaschen als radirt worden sind, so daß selbst die Tinktur nicht vollkommen wirken möchte, so begnügte ich mich mit dem Versuche einer einzigen Seite. Leider ist mir aber abhanden gekommen, was ich im Allgemeinen und über mehrere zur Noth noch lesbare Stellen aufgezeichnet hatte, mit Ausnahme des Textes der aufgefrischten Seite selbst. Ich erinnere mich jedoch, daß ich auch dem ersten Bibliothekar, Monsignore Scotti, schriftliche Mittheilungen gemacht habe, die er zu veröffentlichen wünschte. Uebrigens hatte Monsignore Scotti schon vorher selber am Palimpsesten sich versucht und auch darüber einige Worte drucken lassen, worin er freilich den Irrthum festgehalten, daß diese Fragmente ursprünglich kirchlicher Natur gewesen *).

Ich theile nun das von mir gelesene Fragment nach einer Abschrift mit; es enthält Marc. XIV, 32 — 39.

θηταισ αυτου·
καθισατε ωδε
εωσ προσευξω
μαι
ροδ Και παραλαμβα
νει τον πετρον
και ιακωβον
και . . . . ην
μεθ εαυτου.
και ηρξατο εκ
θαμβεισθαι
και αδημονει·
και λεγει αυτοισ
περιλυποσ εστι
η ψυχη μου

και ελεγεν αββα
ο πηρ παντα δυ
νατα σοι· παρενεν
και το ποτη
ριον απ εμου
τουτο αλλα
ου τι εγω
θελω αλλα τι συ·
Και ερχεται και ευ
ρισκει αυτουσ
καθευδοντασ·
και λεγει τω πε
τρω· σιμων κα
θευδεισ ουκισ
χυσασ μιαν ωρα

*) Was Scholz in der katholischen Zeitschrift »für Wissenschaft und Kunst« über denselben neapolitanischen Palimpsesten mitgetheilt hat, habe ich noch umsonst zu erhalten gesucht.

εωσ θανατου·
μεινατε ωδε και
γρηγορειτε·
ροι Και προσελθων
μικρον επεσεν
επι τησ γησ και
προσηυχετο ι
να ει δυνατον
εστιν παρελθη
απ αυτου η ωρα·

γρηγορησαι· γρη
γορειτε και προσ
ευχετε ινα μη
εισελθητε εισ πει
ρασμον·
Το μεν π̅ν̅α̅ προ
θυμον η δε σαρξ
ασθενησ·
Και παλιν απελθω̅
προσευξατο τον

Diese ganze Stelle enthält freilich sehr Weniges von kritischem Belange. Doch kommt in Betracht 1. Col. 7. Zeile: και ιακωβον, wie die meisten Uncialcodexe lesen für και τον ιακωβον (in der folgenden Zeile steht aller Wahrscheinlichkeit nach και ιωαννην, nicht και τον ιωαννην); ferner 1. Col. 19. Zeile: προσελθων, mit den meisten Uncialcodices für προελθων; 2. Col. 5. Zeile: απ εμου τουτο, wofür die Codd. A B C und viele andere τουτο απ εμου haben; endlich 2. Col. 18. Z. προσευχετε, wie nur der vatican. Codex lies't für das recipirte προσευχεσθε Nach diesen Einzelnheiten neigt sich der Codex allerdings mehr zur sogenannten alexandrinischen Textesfärbung, als zur recipirten oder constantinopolitanischen. Ich wünsche und hoffe, daß wir noch mehr davon erfahren und erhalten werden, als ich hier darbieten konnte.

9) Der jetzt in der königl. Bibliothek zu Dresden niedergelegte griechisch-lateinische Codex Boernerianus der Paulinischen Briefe aus dem neunten Jahrh., von Matthäi herausgegeben zu Meissen 1791, ist noch einer Nachlese bedürftig. Ein paar Berichtigungen der Ausgabe Matthäi's, mitgetheilt von Prof. Anger, führt Hahn in seiner Ausgabe des n. T. an. Wenn ich, wie ich beabsichtige, den Codex Augiensis zu Cambridge — worüber weiter unten — veröffentlichen werde, gedenke ich meine Berichtigungen zu Matthäi's Werke beizufügen.

Ich gehe zu den 22 neutestamentlichen Uncialmanuscripten über, die ich vollständig bearbeitet habe. 8 davon liegen zu Paris, nämlich:

1) Der Codex Ephraemi Syri rescriptus, von dessen 209 Blättern in gr. Folio 145 das neue Testament, 64 die LXX der poetischen Bücher betreffen. Im Jahre 1843 erschien meine Bearbeitung des neuen Testaments (auf starkem Velin in Folio, 402 Seiten), 1845 die des alten Testaments (188 Seiten), begleitet von zwei genau facsimilirten Blättern des Palimpsesten. Nur wenige Blätter waren nach erfolgter Auffrischung ohne große Mühe zu lesen; das schwierigste Geschäft lag aber durchgängig in der Entzifferung der mit Correcturen behafteten Stellen, zumal da der erste Corrector, der mehrere hundert kritisch wichtige Lesarten änderte, sich einer Schrift bediente, die der ursprünglichen nahe steht. Das Pergament der Handschrift ist bei sehr vielen Blättern schadhaft geworden und hat auch noch durch die chemische Tinktur gelitten. Wie sehr im Allgemeinen die Erscheinung der Schrift getrübt ist, wie sehr sie oft auf den ersten Anblick der Entzifferung ganz unzugänglich geworden zu seyn scheint, hat hinlänglich Prof. Fleck in Leipzig bezeugt (vgl. Studien und Kritiken. 1841. 1. Heft. S. 126 ff.), obschon ich seinen Arbeitsversuchen am Codex ein sehr ungünstiges Urtheil widmen mußte (s. meine Prolegg. p. 37 sqq.). Von einer Seite sagt derselbe, sie sei gänzlich durch die chemische Tinktur verdorben; und erst die genaueste Prüfung hat mir nachgewiesen, daß auf dieser ganzen Seite überhaupt nichts als zwei Zeilen

Text geschrieben stehen. Von einer andern sagt er, daß auf ihr nichts als zwei Zeilen noch lesbar seien, während ich mit glücklichem Auge deren 41 gelesen habe.

Meiner Ausgabe sind sowohl umfangreiche Prolegomenen (über alle Einzelnheiten im Aeußeren des Codex, über sein Vaterland und seine Wanderungen, über die Zeit seiner Abfassung, über den Charakter seines Textes, über seine verschiedenen Correcturen, über die auf die alte Uncialschrift geschriebenen Abhandlungen von Ephräm dem Syrer, über die Lesart 1. Timoth. 3, 16) beigegeben, als auch ein Appendix, worin über alle Stellen, die Correcturen erfahren haben — es sind deren viel über tausend — Rechenschaft gegeben wird. Geschrieben ist nach meiner Ansicht der Codex in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts und zwar in Aegypten; corrigirt wurde er zum ersten Male im sechsten Jahrhundert, vielleicht in Palästina oder Syrien, zum zweiten Male im neunten Jahrhundert, wohl in Constantinopel. Eben daselbst fand im zwölften Jahrhundert die neue Benützung des Pergaments nach Vernichtung aller alten Schriftzüge Statt. Von Constantinopel kam der Codex durch Laskaris nach Italien, von da unter Heinrich IV. nach Paris.

2) Codex Actorum F, d. i. Coislin. I., aus dem Anfange des siebenten oder dem Ende des sechsten Jahrhunderts. In dieser Handschrift, die den griechischen Text des Octateuchs und der Bücher der Könige enthält, hatte Wetstein vor etwa 120 Jahren auch ein neutestamentliches Citat: Act. 9, 24. 25 gefunden. Seitdem stand dieselbe im kritischen Apparate zum n. T., ohne daß Jemand je das Original wieder nachsah; während ein anderes und zwar höchst merkwürdiges Citat, eben daher von Montfaucon in der Bibliotheca coisliniana erwähnt, von keinem der Editoren des n. T. bemerkt worden. Bei meiner neuen Durchmusterung fand ich zwanzig Citate auf, meist von kritischem Belange, aus den Evangelien des Matthäus, Lucas, Johannes, aus der Apostelgeschichte und aus den Paulinischen Briefen. Man sehe darüber meine Monumenta sacra inedita sive reliquiae antiquissimae textus Novi Testamenti graeci ex novem plus mille annorum Codicibus per Europam dispersis etc. Leipzig, 1846. p. 401 sqq., und Prolegg. §. 7, so wie Tab. III der Facsimilien.

3) Codex Regius 62, genannt Evangeliorum L, aus dem achten Jahrhundert. Ich habe ihn Wort für Wort abgeschrieben und aus meinem Manuscripte im vorigen Jahre in den oben genannten Monumentis sacris ineditis (p. 57 — 400) veröffentlicht. Verglichen war er bereits von Rob. Stephanus, Theod. Beza, Wetstein, Griesbach, Scholz. Wie wenig dem ungeachtet dem kritischen Bedürfnisse Genüge geschehen, habe ich in den Prolegg. aus drei Kapiteln des Ev. Matth. bewiesen, wo sich 19 übersehene Lesarten vorfinden. Charakterisirt hatte ihn Griesbach besonders nach seiner unglaublich großen Uebereinstimmung mit den Citaten des Origenes; wozu ich noch bemerkt habe, daß kein anderer Codex mehr als er mit dem berühmten Vaticanus übereinstimmt. Auch über die Accentuation und Aspiration, so wie über alle Aeußerlichkeiten des Codex habe ich genaue Mittheilungen gemacht und zwei Facsimiles beigegeben (vgl. Prolegg. §. 6 und Tabb. I. III. Nr. 7).

4) Codex Regius 314, genannt Evangeliorum W, aus dem achten Jahrhundert, mit zwei Fragmenten aus dem Ev. Lucä. Er befindet sich gleichfalls abgedruckt und erläutert in meinen Monumentis sacris ineditis (p. 51 — 56), Scholz hatte ihn vorher verglichen; doch, wie ich in den Prolegg. §. 5 angegeben habe, in nur zehn Versen, Luc. 10, 12 — 22 hatte er von den fünfzehn Varianten bloß vier richtig angegeben, eine

gänzlich verdreht, zehn übersehen. Auch ein Facsimile enthalten meine Monumenta, Tab. III. Nro. 6.

5) Codex Coislin. 202, genannt Epistolarum Paulinarum H, aus dem sechsten Jahrhundert. Ehedem waren es 14 Blätter, jetzt sind deren nur noch 12. Ueber die zwei fehlenden, Nr. 3 und 4, mit Fragmenten aus dem Galaterbriefe, sagt eine beigeschriebene Note aus: Constabat XIV foliis, sed post incendium Bibliothecae librorum impressorum et subitaneam translationem manuscriptorum non sunt inventa nisi XII folia. Die fehlenden zwei Blätter befinden sich jetzt in der öffentlichen kaiserlichen Bibliothek zu St. Petersburg. Montfaucon hat den Text dieser kostbaren Fragmente, die vom Berge Athos stammen und dort zum Einbande anderer Mss. verwendet worden waren, in der Bibliotheca Coisliniana herausgegeben, aber theils mangelhaft, theils mit einigen Unrichtigkeiten. Ich nahm deßhalb die genaueste Entzifferung und Abschrift vor. Das Mangelhafte bei Montfaucon betrifft weniger den epistolischen Text als die Argumente zu I. Timoth. Von den Unrichtigkeiten führe ich beispielsweise an Fol. 1. verso letzte Zeile, wo es nicht heißt τι γαρ ἡ ἐλευθερια. sondern ἱνα τι γαρ ἡ ἐλευθερια; nur steht ἱνα auf einer zerrissenen Stelle des Pergaments.

6) Codex Regius 63, vorzugsweise Codex Cyprius genannt, bei den n. T. Kritikern Evangeliorum K. Die große Aehnlichkeit seiner Schriftzüge mit dem datirten Vaticanus Nr. 354 ist entschieden gegen die Annahme des achten Jahrhunderts; ich glaube an's Ende des neunten denken zu müssen; denn manche Eigenschaften geben ihm die Priorität vor dem Vaticanus vom Jahre 949. Uebrigens besitzt er auch eine alte, freilich schwer lesbare Unterschrift, in der jedoch die Jahreszahl fehlt. Bemerkenswerth ist daran, daß von einem Andern das ἐγραφη, von einem Andern das ἐκεφαλεωθη ausgesagt wird. Was ich schon vermuthet hatte, wird dadurch bestätigt, daß die κεφαλαια, sowohl das Verzeichniß als auch die Angaben auf dem Textesrande, und auch die Unterschriften unter den Evangelien von einer zweiten Hand verfaßt sind. Durch meine vom ganzen Texte genommene Abschrift hoffe ich alle Mängel der bisherigen Collationen auszugleichen. Auch auf die Accentuation und Aspiration habe ich wohl geachtet. Aus einer Zusammenstellung dieser Zeichen, wie sie sich in unsern Uncialcodices aus dem achten, dem neunten, dem zehnten Jahrh. vorfinden, wird sich die älteste Art des Gebrauchs derselben vollkommen ergeben.

7) Codex Regius 48, mit den vier Evangelien wie der vorhergehende, Evangeliorum M genannt. Ein zierliches (aber nicht »mühsam« geschrieben, wie Hug wollte) Exemplar in Octav; seine Schriftzüge haben viele Aehnlichkeit mit Evangeliorum V zu Moskau, den man dem Ende des achten Jahrh. zuschreibt (s. vorher). Dagegen haben die Noten in Minuskelschrift auf dem Rande des Codex M geneigt gemacht, sein Datum in's zehnte Jahrh. zu setzen. Dem kann ich nicht beistimmen, obschon auch ich diese Noten der ersten Hand beimesse. Diese Minuskeln harmoniren nämlich ganz mit den wenigen aus dem Ende des neunten Jahrh. datirten Minuskelcodices, namentlich mit dem Oxforder Plato von 896; weßhalb die Annahme der zweiten Hälfte des neunten Jahrh. für den Codex M begründet erscheint. Auf dem letzten Blatte zeigt sich eine arabische Note, deren Inhalt leider schwer zu enträthseln ist. Hr. Reinaud sagte mir, daß er von Jerusalem handle. Auch dies Ms. habe ich wortgetreu abgeschrieben, zum Behufe einer baldigen Herausgabe.

8) Codex Claromontanus, mit den Paulinischen Briefen, griechisch

und lateinisch. Er gehört zu den berühmtesten griechischen Handschriften des hohen Alterthums, und ist daher schon oft beschrieben und facsimilirt worden (neuerdings am schönsten in der Paläographie von Silvestre). Um seine Benützung für die Zwecke der neutestamentlichen Kritik haben sich Wetstein und Sabatier sehr verdient gemacht; doch fehlt bei beiden noch viel von einer erschöpfenden Bearbeitung. Ich habe den griechischen sowohl als den lateinischen Text abgeschrieben und wiederholt mit dem Originale zusammengehalten; aber die Schwierigkeit, die vielfachen, von sehr verschiedenen Händen stammenden Correcturen richtig zu unterscheiden und der Zeitfolge gemäß zu ordnen, ist hier größer als bei irgend einem andern der mir bekannten Mss.

Ueber das Alter dieser Handschrift machte ich bereits in meinem »Neuen Beitrag zur n. T. Textkritik in den Studien 1844 einige Bemerkungen. Wenn sie nicht in's Ende des sechsten Jahrh. gehört, so muß sie wenigstens in den Anfang des siebenten gesetzt werden.

Da eine baldige Herausgabe dieser Urkunden längst sehr erwünscht zu seyn schien, so versuchte ich bereits im Jahre 1841, nach eingeholter Erlaubniß der französischen Regierung *), die Oxforder Akademie dafür zu gewinnen. Unter den Gründen, die das Unternehmen vereitelten, stand die materielle Rücksicht oben an, daß man fürchte, nicht auf die Kosten zu kommen, zumal da in England selbst die meisten Exemplare verschenkt werden müßten. Dazu heißt es noch, für Oxford selbst sei die Publikation überflüssig, weil man sich dort im Besitze einer vortrefflichen Abschrift des Originals von der Hand des Sarravius vom Jahre 1648 befinde. Diese vermeintliche Copie war ich begierig 1842 zu sehen; ich fand daran eine Arbeit, die ich als ganz unbrauchbar bezeichnen muß. Sie ist nämlich ohne alle Unterscheidung der ersten, der zweiten und der vielen andern Hände gefertigt, während es doch oft gerade am wichtigsten ist, unter der jetzt sichtlichsten Lesart die unklare früheste zu lesen.

Von den oben genannten 22 liegen ferner 4 in Rom, nämlich:

9) Ein vaticanischer Codex von 6 Folioblättern auf Purpurpergament mit Silber- und Goldschrift, enthaltend Fragmente aus dem Evangelium Matthäi. Scholz hat zuerst davon Nachricht gegeben und ihn Evangeliorum Γ genannt; doch gibt er an, daß es nur 5 Blätter seien. Wahrscheinlich hat er nicht den Codex selbst gesehen, sondern nur die Vergleichung benützt, die Gaetano Marini, freilich ungenau, davon gefertigt. Da ich bei der mir gestatteten Benützung die einzelnen Zeilen und einige Nebensachen nicht genau beobachtet, so machte mir darüber gütigst der gelehrte Monsignore Molza schriftliche Mittheilungen. Darauf habe ich diese Fragmente in meinen Monumentis sacris ineditis herausgegeben (vgl. S. 25—36; ferner Prolegg. §. 3 und Tab. II. Nr. 4 der Facsimile). Was die genannte Vergleichung betrifft, so ist sie z. B. an folgenden Stellen mangelhaft oder unrichtig: Matth. XIX, 9. XX, 10 (zweimal), XX, 19. XX, 30. XXI, 1. XXI, 3.

Uebrigens ergab sich bei eigener Prüfung leicht, daß diese 6 Blätter

*) Sie wurde mir unter den nachstehenden so gütigen Ausdrücken von Seiten des Conservatoriums der königl. Bibliothek zugefertigt: Monsieur, Je m'empresse de vous avertir que Mr. le Ministre de l'instruction publique vient de vous autoriser à publier le texte grec des Epîtres de S. Paul et la version latine, l'un et l'autre contenus dans le Ms. 107 de l'ancien fonds de la Bibliothèque Royale. Je me félicite en mon particulier, Monsieur, d'avoir contribué, bien indirectement il est vrai, à la publication d'un ouvrage auquel votre critique si judicieuse et votre érudition si sûre et si étendue donnent le plus grand prix, etc.

mit 4 andern in London (s. unten unter Nr. 13) und 2 andern in Wien (s. unter Nr. 18) Ueberbleibsel eines und desselben Evangeliummanuscripts sind. Seine Entstehung setze ich wenigstens in den Anfang des siebenten Jahrhunderts, und vermuthe, daß es aus einem griechischen Kloster des Morgenlandes zu uns herübergekommen.

10) Codex Vaticanus Nro. 2066, ehedem Basilianus Nro. 105, bei den neutestamentlichen Kritikern genannt Apocalypseos B. Daß in dieser Handschrift neben Schriften von Basilius dem Großen und Gregorius Nyssenus der Text der Apokalypse enthalten sei, das hatte Wetstein aus Blanchini's Evangeliarium Quadruplex ersehen. Er ersuchte daher aufs Angelegentlichste den Cardinal A. M. Quirini, ihm eine Vergleichung davon auszuwirken. Und nach langem Harren empfing er in der That eine Vergleichung, von der er noch in seinem Novum Testamentum, wenn auch größtentheils nur anhangsweise, Gebrauch machen konnte. Der Cardinal hatte dabei geschrieben, daß er „non una via tentata perruptisque omnibus difficultatibus" zu der Vergleichung gelangt sei. Allein daß diese Vergleichung von der größten Mangelhaftigkeit war, ließ sich selbst bei geringer Sachkenntniß vermuthen. Ich meines Theils war daher überaus glücklich, daß ich diese für die Textesberichtigung der Apokalypse so wichtige Urkunde — wir besitzen außerdem nur noch zwei alte Codices dafür, deren einer, der Codex Ephrämi, viele Lücken hat — mit eigenen Augen, wenn auch nur in sehr beschränkter Zeit und wie im Fluge, benützen durfte. Das Resultat davon wies aus, daß die bei Wetstein gegebene Vergleichung kaum einen Begriff vom wahren Charakter des Codex möglich gemacht hatte. Als Beleg hierzu führe ich an, daß zum ganzen siebenten Kapitel nur eine einzige Abweichung vom recipirten Texte bekannt war, während ich deren 24 gefunden, jene einzige aber als irrthümlich bezeichnen muß. Ich habe nun den ganzen Text, jedoch ohne Abtheilung der Zeilen und ohne Interpunktion, dagegen aber mit einem genauen Facsimile, in meinen Monumentis sacris ineditis dargeboten. Vgl. p. 407 — 432, so wie Prolegg. §. 8 und Tab. III. Nr. 9. Verfaßt wurde dies Manuscript nach meinem Dafürhalten im Anfange des achten Jahrh. Blanchini und Wetstein hatten das siebente Jahrh. angenommen.

11) Codex Barberinus Nro. 225, mit sechs Folioblättern Fragmenten aus dem Evangelium des Johannes. Da nur Scholz darüber Nachricht gegeben hatte, so besaß man des Unrichtigen darüber mehr als des Richtigen. Nicht acht Blätter sind es, sondern sechs; sie enthalten nicht Joh. 16, 4 — 19, 28, sondern 16, 3 — 19, 41; sie sind nicht »gut, schnell und mit allen Accenten geschrieben,« sondern die ursprüngliche Schrift ist durch einen neuern Ueberzug sehr verunstaltet, und die Accente so wie die Hauchzeichen sind nachläßig gesetzt und fehlen öfters ganz. Natürlich sind auch die von Scholz bekannt gemachten Varianten höchst mangelhaft; auf einer einzigen Seite z. B. hat er fünf, die in Betracht kommen, übersehen.

Auch diese Fragmente stehen in meinen Monumentis sacris ineditis p. 37 — 50. Erläuterungen dazu siehe Prolegg. §. 4 und ein Facsimile Tab. III. Nr. 5. Er gehört in's achte Jahrhundert.

Der Zugang zu diesem Manuscripte und zur Bibliothek des Fürsten Barberini überhaupt war von der äußersten Schwierigkeit, obschon sich der französische Gesandte, Graf Latour-Maubourg, dem ich durch Guizot empfohlen war, eifrig für mich verwendete. Ich mußte mich deßhalb auch in den wenigen mir vergönnten Stunden damit begnügen, den Text ohne Zeilenabsätze und Interpunktion zu gewinnen. Zum Behufe einer Heraus-

gabe im vorigen Jahre hat mich aber der Sekretär des archäologischen Instituts zu Rom, Ritter Dr. Braun, durch seine gütige Nachhilfe sehr verbunden.

12) Codex Angelicus 2. 15, aus dem Nachlasse des Cardinals Passionei, jetzt in der Bibliothek der Augustinermönche zu Rom, mit der Apostelgeschichte vom 10. Vers des 8. Kap. an, so wie den katholischen und den Paulinischen Briefen (ausgenommen die letzten 15 Verse im Hebräerbriefe). Er stammt aus der Hinterlassenschaft des Cardinals Passionei. Schon Blanchini hatte ihn an einzelnen Stellen verglichen und zugleich facsimilirt; Wetstein schöpfte daraus. Dann verglich ihn, doch gleichfalls nur theilweise, Birch; später durchgängig Scholz und, wie eine Note im Codex aussagt, 1833 Prof. Fleck. Ich habe ihm viele Tage meines Aufenthaltes zu Rom gewidmet, und den ganzen Text sammt Interpunktion, auch die vielen kirchlichen Noten (woraus sich eine Ausbeute für die Menologien ergab) in meine Sammlungen übertragen. Im Allgemeinen steht allerdings dieser Text dem recipirten Typus nahe; doch hatte ich an sehr vielen Stellen die früheren Collationen theils zu vervollständigen, theils zu berichtigen. Auch ein neues Facsimile entnahm ich, obschon das bei Blanchini nicht unbrauchbar ist. In dem meinigen befindet sich auch eine in den ältesten Minuskelformen verfaßte Stelle, nämlich die Ueberschrift zum Briefe Pauli an die Römer. Aus dem siebenten oder achten Jahrhundert, wie es bei Blanchini heißt, kann demnach der Codex nicht stammen; er stammt vielmehr sehr wahrscheinlich aus der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts.

Von diesen vier römischen Handschriften gehe ich zu drei anderen in England über; zwei liegen im brittischen Museum, eine in Cambridge; nämlich:

13) Codex Cottonianus Musei Britannici Tit. CXV und XIV B, genannt Evangeliorum J. Er besteht aus vier Folioblättern Purpurpergament, mit Silber und Gold beschrieben, und enthält Fragmente aus dem Evangelium des Matthäus, vom Anfange des siebenten Jahrhunderts. Diese Blätter gehören, wie schon oben bemerkt worden ist, mit dem vaticanischen Codex unter Nr. 9 zusammen. Ganz irrthümlicher Weise hatte man seit Wetstein in den kritischen Commentaren angegeben, diese Fragmente seien auf charta aegyptiaca papyracea geschrieben. Vom Verhältnisse des Textes derselben zum üblichen Texte wußte man fast nichts; denn Wetstein hatte im Ganzen nur drei Lesarten daraus angeführt, und außer ihm hatte Niemand eine neue Untersuchung vorgenommen. Jetzt steht er vollständig in meinen Monumentis sacris ineditis p. 11—20; wozu noch zu vergleichen ist Prolegg. §. 3 und Tab. II. Nr. 2 der Facsimilien.

14) Codex Musei Britannici, mit den vier Evangelien, doch sehr lückenhaft. Diese Handschrift wurde durch Andr. Erasm. Seidel aus dem Oriente nach Europa gebracht; dann kam sie in die Bibliothek Jo. Christophorus Wolf's zu Hamburg; jetzt trägt sie Nr. 5684 unter den Mss. der Harley'schen Bibliothek. Sie gehört in die erste Hälfte des eilften Jahrhunderts und berührt sich mehrfach mit dem oben besprochenen Codex Evangeliorum H, jetzt in der Hamburger Stadtbibliothek; sie wurde auch zugleich mit diesem von Wolf in den Anecdotis Tom. III. 1723 verglichen. Außer Wolf scheint nur Griesbach, und zwar nur in den ersten vier Kapiteln, den Codex von Neuem geprüft zu haben. Daß ihn auch Rich. Bentley benützt hat, geht aus den Angaben Wetstein's in seinem n. T. hervor, Wolf habe den Codex („tandem ipsum codicem") an Rich. Bentley nach England geschickt. Doch ist von Bentley's Arbeiten darüber nichts bekannt geworden.

Die große Mangelhaftigkeit der Wolf'schen Vergleichung hatte schon Griesbach bemerklich gemacht, obschon nicht verbessert; so wie man sich auch nach Griesbach begnügte, eine neue Vergleichung sehr wünschenswerth zu nennen. Ich habe mich nun während meines Aufenthalts in London im Sommer 1842 der genauesten Bearbeitung desselben unterzogen und ein lohnendes Resultat gefunden; denn kein Kapitel gibt's darin, das mir nicht einiges Bemerkenswerthe geliefert hätte. Zum Beweise, wie unzureichend die Wolf'sche Vergleichung, Anecdotor. Tom III. p. 48—92, gewesen, setze ich folgende, von der Lectio recepta verschiedene Lesarten des Coder her, die in zwei Capiteln, Luc. X und XI, übergangen worden sind:

X, 4 lies't der Coder βαλλαντιον, wie die meisten ältesten Mss.
X, 11 setzt er zu εκ της πολεως υμων den Zusatz εις τους ποδας ημων, wie nebst andern die Codd. A C K L M.
X, 12 hat er λεγω υμιν ohne δε, in Uebereinstimmung mit A C E K L u. v. a.
X, 13 lies't er χοραζειν, wie es aus K L S W X u. v. a. angemerkt wird.
X, 40 hat er κατελειπεν, wie z. B. aus K angeführt wird.
XI, 4 αφιομεν, nicht αφιεμεν. Eben so A B X E K Δ u. a.
XI, 6 φιλος παρεγενετο, ohne μου, wie C E K S V Δ u. v. a.
XI, 8 οσον χρηζει für οσων χρηζει, wie D E H L S V Δ u. v. a.
XI, 24 μη ευρισκων, wie L S u. a.
XI, 25 και ελθων ευρισκει, wie D K S X u. a. Auch XI, 36 μη εχων.
XI, 27 μασθοι für μαστοι So auch der Cambridger Coder u. a.
XI, 42 αλλα ουαι So gleichfalls D L u. a.
XI, 44 οι ανθρωποι περιπατουντες επανω, wie die meisten ältesten Codd.
XI, 46 ενι τω δακτυλω. So führt Wetstein aus dem Ephesercoder Nr. 71 an.
XI, 50 εκχυννομενον, wie aus A C D L u. a.

15) Der Codex Augiensis, aus Richard Bentley's Nachlasse jetzt im Trinitätscollegium zu Cambridge. Er enthält die Paulinischen Briefe mit einigen Lücken, die ich unten näher bezeichnen werde. Man hat über ihn viel gesagt und geschrieben, ohne zur rechten Klarheit zu kommen. Vgl. besonders Wetstein im neuen Testamente, Tom. I. p. 153 sqq. und Tom. II. p. 8 sq., Semler in der hermeneutischen Vorbereitung IV, 66 sqq., Michaelis in der Einleitung in's n. T. T. I. 565, Herbert Marsh in den Anmerkungen zu Michaelis I. 253 nebst den Zusätzen, Hug in der Einleitung I. 296 ff. Seine große Verwandtschaft mit dem Codex Boernerianus zu Dresden hatte man sehr frühzeitig erkannt; aber ob er aus diesem oder dieser aus ihm hergeflossen, oder ob sie beide aus derselben Quelle stammen möchten, das hat man noch nicht zur Entscheidung bringen können. Der Hauptübelstand bei der Untersuchung war, daß man nur Wetstein's Vergleichung besaß; denn diese Vergleichung gehört zu Wetstein's dürftigsten und fehlerhaftesten Arbeiten; sie war freilich auch eine seiner ersten Arbeiten der Art, und jedenfalls vor dem Jahre 1718 unternommen. Da aber der Coder schon seit vielen Jahren im Trinitätscollegium zu Cambridge vollkommen zugänglich war, so läßt sich die Vernachläßigung des Originals von Seiten derer, die neuerdings mit großen Ansprüchen in der neutestamentlichen Textkritik hervorgetreten sind, nur aus vornehmer Süffisance und den Eigenschaften, die damit zusammenhängen, erklären. Diese Vernachläßigung verdient desto nachdrücklicher gerügt zu werden, da Richard Bentley, dessen Tact und Scharfblick

auch in diesem Fache längst am Tage gelegen und neuerdings mit Recht gepriesen worden ist, den Codex Augiensis nicht nur besessen, sondern auch mit größtem Fleiße für seine Zwecke bearbeitet hat *). Doch um so mehr freu' ich mich der Studien, die es mir vergönnt war diesem wichtigen, nur von fünf andern an Alter übertroffenen Zeugen für den Text der Paulinischen Briefe zu widmen, und die ich recht bald nach ihrem ganzen Umfange der Oeffentlichkeit zu übergeben hoffe.

Bevor ich die nachfolgenden vorläufigen Nachrichten niederschreibe, kann ich nicht umhin, auf's Dankbarste der Aufnahme zu gedenken, die mir im Trinitätscollegium zu Cambridge im Sommer 1842 geworden. Man wußte daselbst die Empfehlung des hochgelehrten Herzogs von Sussex im vollen Maße zu achten, so daß ich, obschon ich zur Zeit der Ferien gekommen war, durch die liberalste Zuvorkommenheit des Bibliothekars in Stand gesetzt wurde, ganze Tage in den Räumen der Bibliothek zuzubringen.

Der Codex Augiensis ist, wenigstens nach seinem griechischen Bestandtheile, mit dem Codex Boernerianus aus derselben Hauptquelle geflossen. Das geht augenscheinlich aus der genauen Uebereinstimmung beider in einigen lückenhaften Stellen hervor, die schon dem gemeinsamen Vorbilde müssen eigen gewesen seyn. So 1 Kor. 3, 8—16, wo beide mit ο ανξανων θεωσ schließen und mit οικει εν υμιν wieder anfangen; eben so Coloss. 2, 1—8, wo λαοδικια das letzte und κοσμου das erste Wort wieder ist. Philem. 20 schließen beide mit den Worten σπλαγχνα εν χρω. 2 Timoth. 2 werden in beiden die Verse 4 und 5 durch einen kleinen Raum getrennt, ohne daß etwas fehlt, und in demselben Kapitel V. 12, 13 folgt auf υπομενομεν in beiden nach einem kleinen Raume εκεινοσ πιστοσ Nur ist zu bemerken, daß in allen diesen Stellen nur der griechische Text im Augiensis mit dem Boernerianus zusammenstimmt; denn der lateinische Text im ersteren läuft hier überall ohne Unterbrechung fort.

Hiernach versteht sich von selbst eine besondere Uebereinstimmung des Textes in diesen beiden Dokumenten; sie ist jedoch keineswegs so groß, um nicht auch, und zwar in jedem einzelnen Briefe, beträchtliche Differenzen zuzulassen. Ich habe deren eine große Zahl sogleich bei meiner Abschrift mit Benützung von Matthäi's Ausgabe des Boernerianus aufgezeichnet. Zweierlei der Art erwähne ich, was nicht eigentliche Lesarten betrifft. Nach Röm. 14, 23 wird im Boernerianus bis 15, 1 ein Raum gelassen, der sich offenbar auf jene drei Verse mit unsicherer Stellung bezieht; im Augiensis hingegen fehlt ein solcher Raum. Nach dem Briefe an den Philemon hat der Boernerianus die merkwürdigen Worte: Προσ λαουδακησασ αρχεται επιστολη, aber nichts davon der Augiensis.

Was die Vergleichung Wetstein's anlangt, so enthält sie leicht an hundert Stellen geradezu Unrichtiges, während sie an wenigstens fünfhundert andern mangelhaft ist. Nach Wetstein hat aber auch Richard Bentley den Codex mit seinem Oxforder Exemplar vom Jahre 1765 verglichen, worüber er nachstehende Worte hineingeschrieben: Hic liber collatus est cum Vetusto Codice Paulinarum Epp. Literis Capitalibus, sine accentibus, plus 800 annorum, descripto vero ex Codice egregio, qualis nullus hodie exstat: Porro is Codex nunc (1718) est Richardi Bentleji. Diese Vergleichung Bentley's ist unvergleichlich besser als die Wetstein's; aber nicht selten hat auch Bentley eigenthümliche Lesarten übersehen und

*) Daher sagt auch eine neuere Note im Codex aus: Hunc codicem parvi aestimavit Wetstenius, plurimi Bentlejus.

an mehreren Stellen hat er sogar falsch gelesen; z. B. 1 Kor. 11, 22 lies't der Codex (wie auch der Boernerianus): φαγειν και πειν für εισ το εσθιειν και πινειν; anstatt dessen bemerkt Bentley nur, es stehe πειν (so) für πινειν 2 Kor. 1, 10 bemerkt er και ετι ρυεται anstatt και οτι ρυεται. Dagegen hat Bentley auch einige Conjecturen seiner Vergleichung beigeschrieben, z. B. zu Röm. 8, 34 υπερει ημων: videtur ortum ex duplici lectione περει ημων. υπερ ημων. Ferner zu 1 Theſſ. 2, 20 ο θσ προσ αγιοσ (so) και δικαιωσ setzt er: προσ forte πρ ωσ. Gegen die letztere Conjectur macht sich nur geltend, daß πατηρ wohl nie πρ, sondern nur πηρ abgekürzt wird. Zu 1 Kor. 3, 3 schreibt Bentley: Defuit folium in Autographo; nam utrobique, et hic et 39 (et 94) par est spatium. Nec vero exscriptus est ex Codice Claromontano: quia et iste et Germanensis utroque loco integer est. Interessant war mir, daß auch Bentley die Variante γυμνιτευομεν notirt hat, was man jetzt durchaus nur als einen Schreibfehler für γυμνητευομεν ansehen will (vgl. Winer's Grammatik, 1844, p. 58).

Noch ganz ungeprüft war der lateinische Text im Codex Augiensis geblieben; man hatte ihn ohne Weiteres mit dem griechischen zusammengerechnet. Ich habe gefunden, daß er von ihm verschieden ist, und wenn auch nicht die volle, doch eine gewisse Selbstständigkeit besitzt; wie er z. B. selbst an den oben genannten Lücken des griechischen Textes keinen Theil nimmt. So geschieht's auch Röm. 8, 1, wo nur im Griechischen die Worte: μη κατα σαρκα περιπατουσιν αλλα κατα πνευμα fehlen, und Röm. 8, 7, wo nur im Griechischen von τεκνα bis δε χρυ Raum gelassen wird. Nähere Angaben erspare ich auf meine besonderen Mittheilungen über meine neu gefundenen oder neu bearbeiteten lateinischen Dokumente.

Nur einige Bemerkungen füge ich noch bei über die Heimat, die Wanderungen und das Alter des Codex Augiensis. Traditionelle Annahme ist es, derselbe sei im Kloster Reichenau auf einer Insel des Bodensee's, unweit vom Stifte Constanz, geschrieben. Dahin lautet die von Wetstein mitgetheilte Note, die jedoch nicht von erster Hand herrührt. Hic liber est monasterii Augiae Majoris etc. (Bentley notirt: Monasterium Augiae in Belgis [so] ubi institutus est Goddeschalcus.) Dieser Angabe zu widersprechen liegt nicht der geringste Grund vor; es paßt dazu auch der angelsächsische Charakter der lateinischen und griechischen Schrift [1]. In Betreff des Alters verbietet die lateinische Nachschrift zum Hebräerbriefe (der überhaupt nur lateinisch vorhanden ist), den Codex in ein höheres Alter, als in die zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts hinaufzurücken. Diese Nachschrift: Post illam generalem baptismi gratiam etc. (schon Wetstein führt Einiges davon an), weis't sich nämlich als ein Werk von Rhabanus Maurus aus. In späterer Zeit empfing der Codex einen neuen Eigenthümer, zufolge der Note: „Georgii Michaelis Wepferi Schaphusiani" (wie auch in der Schale des Einbands die Buchstaben stehen: G M W). Noch später war er: „Ludovici Christiani Miegii." Darunter endlich schrieb Bentley: Emptus hic Codex Richardo Bentlejo [2]). Wie er von

---

1) An einigen, aber äußerst wenigen Stellen habe ich auch lateinische Buchstaben im griechischen Texte bemerkt, z. B. Röm. 9, 13, wo κ in ιακωβ mit einem lateinischen o vertauscht ist. Dergleichen Verwechselungen sind sehr häufig im Evangeliencodex von St. Gallen. Daß diesem überhaupt bei seinem Verhältnisse zum Boernerianus der Codex Augiensis sehr nahe steht, ergibt sich von selbst.

2) Vgl. darüber auch Monk's Life of Bentley II. p. 121.

diesem an's Trinitätscollegium zu Cambridge kam, ist schon oben in den Bemerkungen zum vaticanischen Codex Nr. 1209 angegeben.

Die noch übrigen sieben Uncialcodices des neuen Testaments liegen überall zerstreut, und zwar einer auf dem Sinai, einer in Wien, einer in Modena, einer in Venedig, einer in Basel, einer in München und einer in Leipzig.

16) Codex Sinaiticus. Mit diesem Namen bezeichne ich jene zwei Evangelienfragmente: Matth. 20, 8—15 und Luc. 1, 14—20, die ich auf dem Einbande eines arabischen Ms. im Katharinenkloster am Sinai aufgefunden, und deren Text ich im Anzeigeblatte Bd. CXIV dieser Jahrb. S. 53 ff. genau mitgetheilt habe. Ich schreibe sie dem angehenden neunten Jahrhundert zu.

17) Codex Evangeliorum N in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, zwei Blätter auf Purpurpergament in Silber und Gold, mit Fragmenten aus dem Evangelium Lucä, aus dem Anfange des siebenten Jahrhunderts. Diese Reliquien gehörten ursprünglich demselben Codex an, woraus die zehn Blätter unter Nr. 9 und Nr. 13 nach Rom und nach London gekommen sind. Sie waren bisher weit weniger verborgen geblieben als die andern; doch hatte man auch ihren Text nicht ohne Unrichtigkeiten dargestellt, wie ich in den Monumentis sacris ineditis Prolegg. §. 3 nachgewiesen habe. Der Text selber steht ebendaselbst p. 21—24 und ein Facsimile davon Tab. II. Nr. 3.

18) Codex Mutinensis Nr. 196, oder Actorum H, zuerst von Scholz erwähnt und verglichen. Von Act. 5, 28 και βουλεσθαι επαγαγειν bis 27, 3 επιμελειασ τυχειν ist er, wie es scheint, in der ersten Hälfte des neunten Jahrh. geschrieben. Seine Schriftzüge haben große Aehnlichkeit mit jenem oben unter Nr. 4 besprochenen Pariser Codex Nr. 314, Evangeliorum W; nur sind sie im Modeneser Codex gleichmäßiger und ein wenig netter. Von Act. 27, 4 bis 28, 31 hat eine zweite Hand, aber gleichfalls in Uncialen nachgetragen. Man sieht derselben an, daß ihr diese Schreibart nicht geläufig war; ich möchte sie in's Ende des zehnten Jahrh. setzen. Die erste Lücke im Buche Act. 1, 1—5, 28 ist von viel neuerer Hand etwa im fünfzehnten Jahrh. supplirt.

Meine Bearbeitung der Uncialschrift des Codex hat mir vortrefflich gelohnt; was man leicht daran wird beurtheilen können, daß allein im siebenten Kapitel fast zwanzig Lesarten von Scholz gänzlich übersehen wurden (er sagt: „Integre collatus in usum hujus editionis“). Die betreffenden Stellen sind folgende:

VII, 4 liest der Modeneser Codex μετωκησεν αυτον, wie D* E u. a.
VII, 5 δουναι αυτω εισ κατασχεσιν αυτην, wie B D u. v. a.
VII, 6 ελαλησεν δε αυτω ο θεοσ, von erster und auch wieder von dritter Hand. So haben nur wenige andere Zeugen.
VII, 14 εβδομ. πεντε ψυχαισ. So einige Minuskeln.
VII, 16 εμμωρ, mit A B C X u. v. a.
VII, 21 ανειλατο, mit A B C D E u. a.
VII, 23 ανεβη εισ την καρδιαν αυτου. So Wetstein irrthümlich aus dem Codex Ephraemi.
VII, 26 τη τε επιουση, mit den meisten Uncialen; dann συνηλλασεν und αυτεισ (so auch C*) für αυτουσ.
VII, 27 εφ ημων, mit den meisten Uncialen.
VII, 37 ουτοσ εστιν μωυσησ, wie D u. a.
VII, 37 κυριοσ ο θεοσ ημων, mit E u. a.
VII, 38 του λαλουντοσ αυτου.

VII, 39 τη καρδια αυτων, wie außer Minuskeln Irenäus, Chrysostomus u. a.
VII, 43 ρεφα wird jene Gottheit geschrieben, nicht ρεφαν, wie Scholz angibt.
VII, 44 εορακεν. Scholz gab εωρακεν an.
VII, 47 ωκοδομησεν εαυτω, wie einige Minuskeln.
VII, 48 εν χειροποιητοις, ohne ναοις, mit den meisten Uncialen.

19) Codex Marcianus zu Venedig, class. I. Nro. VIII. Eine sehr sorgfältig geschriebene und schmucke Handschrift der vier Evangelien, genannt Evangeliorum U. Vorne befinden sich vier neuere Pergamentblätter, deren erstes einige neugriechische Gedenkworte von einem Mönche Jesajas enthält. Der eigentliche Codex beginnt mit zwei Blättern in Goldschrift, enthaltend die Briefe des Eusebius an Karpian. Es folgen fünf andere in Goldschrift mit der υποθεσις κανονος της των ευαγγελιστων συμφωνιας. Zwei Blätter Purpurpergament enthalten sodann die Kapitel des Matthäus in großen goldenen Minuskeln, wie wir sie aus datirten Denkmalen des neunten Jahrh. kennen. Unmittelbar darauf werden von einer Hand des zwölften Jahrh. dieselben Kapitel in rother Schrift wiederholt. Hierauf folgt ein Bild, das außer dem Matthäus die Scene der Geburt Jesu darstellt, wo das Kindlein in der Krippe liegt und zwei Ochsenköpfe daneben es anschauen. Eine Umschrift in vier Zeilen umgibt das Bild. Der Text des Matthäus so wie der übrigen Evangelisten ist in zwei Columnen getheilt, jede zu 21 Zeilen. Die vier ersten Zeilen sind bei Matthäus so wie bei Lucas in Gold und die nächste darauf roth geschrieben; bei Marcus sind zwei in Gold, eine roth; bei Johannes zwei in Gold, zwei andere roth und übergoldet. Von den Evangelien Marci, Lucä und Johannis stehen gleichfalls die κεφαλαια in der schon bezeichneten Minuskelschrift, die Anfangszeilen in Gold. Das Bild vor dem zweiten Evangelium stellt außer dem Evangelisten Marcus die Taufe Christi dar; das vor dem dritten außer Lucas die Verkündigung Maria's; das vor dem vierten außer Johannes die Auferstehung Christi. Auch diese Bilder werden jedes von einer vierzeiligen Umschrift umgeben.

Die Schriftzüge des Codex haben allerdings, wie bereits Hug beobachtet hat, etwas Geziertes; sie stellen in vielen Stücken, nachahmend wie es scheint, die alte vollkommene Unciale dar. Die Abfassung desselben muß wohl in's Ende des neunten oder in den Anfang des zehnten Jahrhunderts gesetzt werden.

Der Text weicht bei weitem öfters, als es bis jetzt bekannt war, von der lectio recepta ab. Scholz hat den Codex nicht verglichen; die Lesarten, die Birch in seinen kritischen Sammlungen mitgetheilt hat, hatte derselbe von Münter erhalten. Ich besitze nun den ganzen Text und hoffe ihn bald veröffentlichen zu können.

20) Codex Basileensis K IV. 35, früher als B VI. 21 angeführt, Evangeliorum E, mit fast vollständigem Texte der vier Evangelien. Trotz aller Untersuchungen, die diesem Kleinode der Basler Stadtbibliothek längst gewidmet worden sind, fand ich noch eine reiche Ernte an ihm. Bereits vor drei Jahren gab ich über mehrere paläographische Eigenthümlichkeiten desselben, besonders gegen Hug's Ansichten, Nachricht in den Studien und Kritiken. Die weitere Verfolgung des dort angeregten Gegenstandes spare ich auch jetzt noch bis zur Herausgabe des Textes dieser Handschrift auf, die mir hoffentlich bald glücken wird. Aus diesem Texte selbst ergab sich eine erkleckliche Bereicherung des kritischen Commentars,

die im Allgemeinen eine größere Uebereinstimmung des Codex E mit denjenigen Uncialmanuscripten nachweis't, welche zwischen den sogenannten reineren Alexandrinern und den Dokumenten für den recipirten Text mitten inne stehen. Eine Revision alles dessen, was ich aus dem Originale geschöpft hatte, übernahm bei meiner Abreise auf's Gütigste Professor Dr. Müller zu Basel, der Herausgeber von Philo's Buch über die Weltschöpfung. Derselbe hat auch den drei Blättern Palimpsest, die sich im Codex finden, ein besonderes Studium gewidmet, und mir die Abschrift der gewonnenen Ausbeute überschickt. Der Inhalt, so viel sich für jetzt absehen läßt, lehnt sich ganz an den biblischen Text an; zuverläßig gehört er einem Kirchenvater zu. Ob aber diese Fragmente etwas Unbekanntes oder Bekanntes enthalten, kann ich nicht entscheiden. Ich setze daraus einige Bruchstücke her:

αναπαυσω υμασ εν τρυφη αιωνια διδουσ υμιν αφεσιν των αμαρτιων υμων· και γινεσθε υιοι τησ εμησ βασιλειασ· και συναναπαυσω υμασ τοισ εκλεκτοισ μου...

ιδου τα σεβασματα υμων των αισθητων τα κωφα και ασθενη· τυφλα και ακινητα οισ υμεισ λατρευετε αλαλοισ οι λογικοι. ουσ θσ ετιμησεν κατ εικονα ιδιαν· εν επιγινωσκετε την αυτου δυναστειαν μετα φοβου και τρομου και τα αριστα αυτου ποιειτε ..

ενδον ωφθη αγγελοσ χυ εκ δεξιων του θυσιαστηριου του θυμιαματοσ· εταραχθη δε ο ζαχαριασ και προβαινειν ουκ ισχυσεν τη του αγγελου θεα...

Diese Fragmente müssen auf's siebente oder sechste Jahrhundert zurückgehen, während der Codex selbst gewiß dem achten Jahrhundert zugehört, und zwar eher der ersten als der zweiten Hälfte desselben.

21) Codex Monacensis, früher Landishutensis und noch früher Ingolstadiensis Nr. 1, 26, unter dem Namen Evangeliorum X in den kritischen Apparat schon von Griesbach eingeführt, der einige Lesarten daraus von Dobrowsky erhalten hatte. Dieses Manuscript liegt jetzt in der Universitätsbibliothek zu München, wo mir seine Bearbeitung durch die Güte des Bibliothekars auf's Erwünschetste erleichtert wurde. Dem Texte der Evangelien, der viele Lücken hat, ist in den Evangelien Matthäi, Lucä und Johannis ein Commentar beigefügt, besonders aus Chrysostomus und aus Titus von Bostra. Zum Evangelium Johannis wird ausdrücklich der Commentar als der des Chrysostomus bezeichnet; es heißt nämlich: του εν αγιοισ πρσ ημων ιωαννου αρχιεπισκοπου κωνσταντινου πολεωσ του χρυσοστομου· ερμηνεια συντομοσ εισ το κατα ιωαννην αγιον ευαγγελιον. Der Commentar zu Matthäus beginnt mangelhaft und schließt mangelhaft; er scheint jedoch mit dem zu Johannes zusammen zu gehören. Die Scholien zu Lucas beginnen ohne Ueberschrift: Ιστεον οτι τουσ μεν αλλουσ ευαγγελιστασ εξ αυτων αρχομενοσ (corrige αρχομενουσ) εστιν ιδειν των γραμματων τον δε μακαριον λουκαν και προοιμιοισ επιβαλλοντα και συγγνωμην εαυτω πραγματευομενον· οτι δει μελλοι (sic) μεγαλα εκτιθεσθαι. Die Ueberschrift heißt: επληρωθη η ερμηνεια του κατα λουκαν αγιου ευαγγελιου. Wahrscheinlich sind diese Scholien zu Lukas mehr oder weniger vom Librarius selbst redigirt, was ich besonders aus solchen Noten schließe z. B. Fol. 69 zu Luc. VII. 10: λεγει δε ο χρυσοστομοσ εισ το κατα ματθαιον ερμηνευων τα περι του εκατονταρχου· τον αυτον ειναι τον εισ τον λουκαν· τον δε εισ τον ιωαννην ετερον. Ferner Fol. 78 zu Luc. XII, 12: προεγραφη εισ το κατα ματθαιον περι δε του ζαχαριου οὐ εἶπεν ὁ κσ ὅτι μεταξυ του θυσιαστηριου και του ναου ἐσφαγει (sic), ὁ ἅγιοσ

γρηγοριοσ ὁ νυσησ (sic) φησιν οτι ο πηρ ἱεστιν του προδρομου etc. Dergleichen Stellen im Commentare veranlaßten Ignatius Weitenauer („S. J. Hebr. et Graec. Ling. Prof." — „Oenoponti 14. Apr. 1757"), von einem andern Titus als dem von Bostra den Commentar verfaßt seyn zu lassen. Er sagt darüber in den handschriftlichen Noten, die dem Codex beigefügt sind: Comm. autem in Lucam nequaquam est Chrysostomi sed Titi; non quidem Bostrensis Episcopi sed alterius paulo posterioris, quippe qui Cyrillum Alexandrinum, Isidorum Pelusiotam, Gregorios Nyssenum et Nazianzenum, ipsumque Chrysostomum saepius nominat eorumque testimoniis utitur. Extat hic Titi Comm. in Lucam jam pridem latine conversus in Bibl. PP. inter Scriptores Seculi IV.

Der evangelische Text dieser Handschrift ist in Uncialen verfaßt, der Commentar in Minuskeln *). Von beiden habe ich — wie überhaupt von allen Codices, die ich bearbeitet habe — ein genaues Facsimile genommen. Darnach, so wie nach allen übrigen Stücken, die hierbei in Betracht kommen, wird man den Codex wenigstens in die erste Hälfte des zehnten Jahrh. setzen müssen. Benützt hat ihn Scholz besser als viele andere der hier besprochenen Dokumente; doch bedarf jedes Kapitel noch mehrfacher Ergänzungen. Bei seinem eigenthümlichen Verhältnisse zu den ältesten Textzeugen verdient er gewiß die sorgsamste Darstellung. Aufgefallen ist mir, daß dieses Verhältniß in den verschiedenen Evangelien ein verschiedenes zu seyn scheint.

22) Codex Tischendorfianus I, niedergelegt in der Leipziger Universitätsbibliothek, als Evangeliorum Θ zu bezeichnen. Diese Fragmente des Evangeliums Matthäi aus dem siebenten Jahrhundert gehören zu den Manuscripten, die ich im Originale aus dem Oriente mitgebracht habe. Vgl. darüber das Anzeigeblatt zu Bd. CX dieser Jahrb. S. 4 f. unter Nr. 2. Sie stehen nun in diplomatisch treuem Abdrucke in meinen Monumentis sacris ineditis p. 1 — 10. In den Prolegomenen daselbst werden sie in §. 2 erläutert; das Facsimile befindet sich auf Tab. I unter Nr. 1. Nach meiner Vermuthung möchten diese Blätter einem Codex angehört haben, der im Sinaikloster oder in einem Kloster Unterägyptens verfaßt wurde. Ihr Text, so weit er sich beurtheilen läßt, steht dem sogenannten alexandrinischen weit näher als dem vulgären.

Ich füge zu diesen Mittheilungen, der Uebersichtlichkeit halber, noch das Verzeichniß aller neutestamentlichen griechischen Uncialmanuscripte, wie es sich nach meinem Urtheile mit der Altersangabe nunmehr gestaltet.

1) Zu den Evangelien.

A Codex Alexandrinus, im brittischen Museum zu London; enthält alle vier Evangelien mit Lücken in Matth. und Joh. Aus der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts.

B Codex Vaticanus mit den vier Evangelien, vollständig. Aus der Mitte des vierten Jahrhunderts.

C Codex Ephraemi Syri rescriptus zu Paris; hat viele Lücken in allen vier Evangelien. Aus der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts.

D Codex Bezae zu Cambridge, mit den 4 Evangelien. In Matthäus und Johannes fehlt. Aus der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts.

*) Vgl. damit den oben genannten Moskauer Codex, den Mathäi als Nr. 15 bezeichnet und in seiner Ausgabe der Briefe Pauli ad Thess. et ad Timoth., Riga 1785, beschrieben und facsimilirt hat.

E Codex Basileensis; enthält die vier Evangelien; nur Weniges fehlt im Evangelium Lucä. Aus dem achten Jahrhundert.

F Codex Boreeli, jetzt Rheno-Trajectinus. In allen vier Evangelien sind beträchtliche Lücken. Aus dem neunten Jahrhundert.

F a (A Act.) Codex Coislinianus zu Paris, mit acht Fragmenten aus Matth., Luc., Joh. Aus dem siebenten Jahrhundert.

G Codex Seidelii und Wolfii, jetzt Harlejanus im brittischen Museum. Er enthält die vier Evangelien mit starken Lücken, besonders in Matth. und Luc. Aus dem zehnten Jahrhundert.

H Codex Seidelii und Wolfii, jetzt Hamburgensis. Er hat, wie der vorige, viele Lücken in allen vier Evangelien. Aus dem zehnten Jahrhundert.

I Codex Cottonianus im brittischen Museum. Fragmente aus Matth. und Joh. 4 Blätter. Aus dem Anfange des siebenten Jahrh.

K Codex Cyprius zu Paris, mit dem vollständigen Evangelientexte. Aus dem Ende des neunten Jahrhunderts.

L Codex Regius zu Paris. Wenige Blätter fehlen aus den vier Evangelien. Aus dem achten Jahrhundert.

M Codex Regius zu Paris, mit den vollständigen Evangelien. Aus dem neunten Jahrhundert.

N Codex Caesareus zu Wien. 2 Blätter, Fragmente aus Lucas. Aus dem Anfange des siebenten Jahrhunderts.

O *) Codex Moscoviensis, 8 Blätter, Fragmente aus dem Evang. Joh. Aus dem neunten Jahrhundert.

P Codex Guelpherbytanus rescriptus, mit Fragmenten aus den vier Evv., besonders aus Lucas und Matthäus. Aus dem sechsten Jahrh.

Q Codex Guelpherbytanus rescriptus, mit Fragmenten aus Lucas und auch einigen aus Johannes. Aus dem sechsten Jahrhundert.

R *) Codex Borbonicus zu Neapel, ein Palimpsest. 12 Blätter Fragmente. Eines enthält Marc. XIV, 32 — 39. Aus dem achten oder neunten Jahrhundert.

S Codex Vaticanus, mit den vollständigen Evangelien. Aus der Mitte des neunten Jahrh. (datirt vom Jahre 949).

T Codex Borgianus in der Propaganda zu Rom. 13 Blätter, Fragmente aus Johannes. Aus dem fünften Jahrhundert.

U Codex Marcianus zu Venedig, ein vollständiger Evangeliencodex. Aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert.

V Codex Moscoviensis, mit den vier Evangelien, nur lückenhaft in Matth. und Joh. Aus dem Ende des achten Jahrhunderts.

W Codex Regius zu Paris. 2 Blätter aus Lucas. Aus dem achten Jahrh.

X Codex Ingolstadiensis, dann Landishutensis, jetzt Monacensis. Er enthält die vier Evangelien mit starken Lücken. Aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert.

Y Codex Barberinus zu Rom. 6 Blätter. Fragment aus Johannes. Aus dem achten Jahrhundert.

Z Codex Dublinensis rescriptus; enthält zahlreiche Fragmente aus dem Evangelium Matthäi.

Γ Codex Vaticanus, 8 Blätter mit Fragmenten aus Matthäus. Aus dem siebenten Jahrhundert.

---

*) Die früher unter den Bezeichnungen O und R in den kritischen Commentaren aufgeführten Codices muß ich für Reste von Evangelistarien erklären, und daher aus diesem Verzeichnisse entfernen. Näheres darüber wird mein nächster Aufsatz enthalten.

Δ Codex Sangallensis, mit dem vollständigen Texte der Evangelien. Aus dem neunten Jahrhundert.

Θ Codex Tischendorfianus zu Leipzig. 4 Blätter, Fragmente aus Matthäus. Aus dem siebenten Jahrhundert.

Λ Codex Sinaiticus. 2 Blätter aus Matthäus und Lucas. Aus dem neunten Jahrhundert.

2) Zu der Apostelgeschichte.

A v. Evv., mit vollständigem Texte.

B v. Evv., gleichfalls vollständig.

C v. Evv., lückenhaft.

D v. Evv., mit starken Lücken.

E Codex Laudianus in der Bodlejana zu Oxford. Nur Weniges fehlt. Aus dem Ende des sechsten Jahrhunderts.

F^a v. Evv. Nur vier Fragmente.

G Codex Passionei, jetzt Angelicus zu Rom. Die ersten 7½ Kapitel fehlen. Aus dem neunten Jahrhundert.

H Codex Mutinensis. Mehrere Kapitel fehlen. Aus dem neunten Jahrh.

3) Zu den katholischen Briefen.

A v. Evv., vollständig.

B v. Evv., vollständig.

C v. Evv., mit drei Lücken.

G v. Acta, vollständig.

I Codex Moscoviensis, vollständig. Aus dem neunten Jahrhundert.

4) Zu den Paulinischen Briefen.

A v. Evv. Im 2. Br. an die Korinther fehlen acht Kapitel.

B v. Evv. Die Briefe an den Timotheus, an Titus, an Philemon, so wie die letzten vier Kapitel im Hebräerbriefe fehlen.

C v. Evv. Fast in allen Briefen fehlt.

D Codex Claromontanus zu Paris, fast ganz vollständig. Aus dem Ende des sechsten oder dem Anfange des siebenten Jahrhunderts.

E Codex Sangermanensis, jetzt zu Petersburg. Mit zwei starken Lücken. Wohl aus dem zehnten Jahrhundert.

F Codex Augiensis, im Trinitätscollegium zu Cambridge. Mit einigen Lücken. Der Hebräerbrief fehlt. Aus dem neunten Jahrhundert.

F^a v. Evv. 8 Fragmente.

G *) Codex Boernerianus zu Dresden. Der Hebräerbrief fehlt; auch sonst noch hat der Codex Lücken. Aus dem neunten Jahrhundert.

H Codex Coislinianus zu Paris; doch sind von den vierzehn Blättern zwei nach Petersburg gekommen. Fragmente aus dem ersten Briefe an die Korinther, aus den Briefen an die Galater, an Timotheus, an Titus und an die Hebräer. Aus dem sechsten Jahrhundert.

I Derselbe steht schon zur Apostelgeschichte unter G. Das letzte Kapitel im Hebräerbriefe fehlt.

K Derselbe heißt zu den katholischen Briefen I. Mangelhaft im Römerbriefe und im ersten Briefe an die Korinther.

---

*) Die Codices D E F G in den Paulinischen Briefen, D und E in der Apostelgeschichte, D und Δ in den Evangelien haben neben dem griechischen Texte eine lateinische Uebersetzung.

5) Zur Apokalypse.

A v. Evv., vollständig.
B Basiliano - Vaticanus, vollständig. Aus dem Anfange des achten Jahrhunderts.
C v. Evv.. mit mehreren Lücken.

In meinem nächsten Aufsatze hoffe ich, in einem Nachtrage zu den vorstehenden Mittheilungen über meine Bearbeitung der neutestamentlichen Uncialcodices, die Evangelistarien in Uncialschrift, so wie einige neutestamentliche Minuskelmanuscripte, die ich näher geprüft, zu besprechen.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Jahrbücher der Literatur.

Hundert achtzehnter Band.

1847.

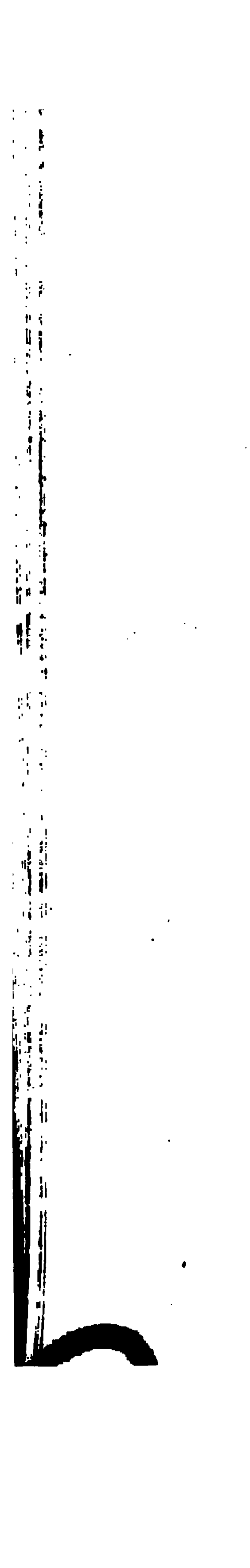
April. Mai. Juni.

Wien.

Gedruckt und verlegt bei Carl Gerold.

Inhalt des hundert achtzehnten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. CXVIII.





Jahrbücher der Literatur.

April, Mai, Juni 1847.

Art. I. 1) Caroli Rieu de Abul-Alae poetae arabici vita et carminibus secundum codices Leidanos et Parisiensem commentatio. Bonnae, 1843. Octav. 128 S.

2) Amrilkais, der Dichter und König. Sein Leben dargestellt in seinen Liedern. Aus dem Arabischen übertragen von Friedrich Rückert. Stuttgart und Tübingen, 1843. Octav. 127 S.

3) Hamâsa, oder die ältesten arabischen Volkslieder, gesammelt von Abu Temmâm, übersetzt und erläutert von Friedrich Rückert. Stuttgart, 1846. Octav. I. Bd. 428 S., II. Bd. 398 S.

Amrulkais [1]), wie die älteren Orientalisten geschrieben, oder Amrilkais, wie Hr. Rückert neuernd schreibt (keines von beiden die richtige Aussprache des Namens, wie wir weiter unten zeigen werden), ist unbestritten der größte arabische Dichter der Zeit vor dem Islam, und Ebul-Ola [2]) oder Abul Ala (jenes ist die richtige Aussprache des Morgenlandes, dieses die von Hrn. Rieu nach S. de Sacy und M. Guckin Slane geneuerte), der ein halbes Jahrtausend nach Amrulkais lebte, ist der letzte große Dichter der Araber. Zwischen beiden mitten inne steht im dritten Jahrhundert der Hidschret Abu Temmam (Ebu Temmam ist die bessere und richtigere Sprechart), der Sammler der Hamasa, welcher nicht als solcher, sondern durch seinen eigenen Diwan den (ihm von seinen Zeitgenossen Ebu Nuwas, el-Bohtori, Ebul Aathahijet, Feresdak, Dscherir, el-Achthal und Beschar B. Bord streitig gemachten) Ruhm des größten Dichters im Islam behauptete, bis dieser ihm, wie allen früheren und späteren Dichtern der Araber, durch den größten derselben, Motenebbi, entrissen ward. Wir haben hier also Proben der Poesie des größten arabischen Dichters der vorislamitischen Zeit und des letzten großen Dichters der Araber im Islam sammt einer vollständigen Uebersetzung der Hamasa, d. i. der längst im Morgenlande und, seit Freytag vor zwanzig Jahren den Text derselben sammt Commentar in einem Quartbande von beinahe tausend Seiten herausgegeben, auch im Abendlande wenigstens den Orientalisten hinlänglich bekannten Sammlung von

---

[1]) Amrulkeisi Moallakah, edidit Hengstenberg. Bonnae, 1823. Le Diwan d'Amro'lkaïs, par Bon. Mac Guckin Slane. Paris, 1837.

[2]) Harethi Moallaca et Abulolae carmina duo inedita, edidit Joannes Vullers; Bonnae, 1827.

neunthalbhundert Gedichten eines halben Tausends arabischer Poeten, welche in dem Zeitraume von drei Jahrhunderten (nämlich hundert Jahre vor Mohammed und zweihundert Jahre nach der Hidschret) gelebt und gedichtet. Dieses Riesenwerk und die nicht minder riesige Arbeit der Uebersetzung wiegt den beiden kleinen Proben aus Amrulkais und Abul-Ola so ungeheuer vor, daß es auch hier vor denselben unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen muß, nicht nur durch seinen inneren Gehalt, sondern auch durch die Uebersetzung R.'s, welche ein Riesenkind orientalistischen Fleißes mit deutscher Muse erzeugt, und nach langer Schwangerschaft von zweimal neun Jahren endlich glücklich zur Welt gebracht. Schon vor achtzehn Jahren ermuthigte sich Rückert in Wendt's Musenalmanach zur Uebersetzung der Hamasa durch ein Gedicht, worin es heißt:

Und lass' dich nicht im edlen Tagwerk irren
Von Schülern, welche meistern meisterlich,
Die in des Worts zerrütteten Geschirren
Den Geist verschütten.

Eben so wenig als sich Rückert in seiner Arbeit von meisternden Schülern, die in des Wortes zerrütteten Geschirren den Geist verschütten, in seinem edlen Tagewerk irren ließ, eben so wenig Hr. Prof. Freytag in der schon bei Herausgabe des arabischen Textes angekündigten und wie zu hoffen steht nach zwanzig Jahren endlich erscheinenden lateinischen Uebersetzung, und eben so wenig der Recensent in seiner deutschen Uebersetzung zwar nicht der ganzen Hamasa, aber des größten Theiles derselben, indem er sich's zur Pflicht gemacht, als Belege einer Geschichte arabischer Poesie (welche ein wesentlicher Bestandtheil einer noch immer nicht vorhandenen Geschichte der arabischen Literatur) von dem halben Tausend der in der Hamasa genannten Dichter einige Verse als Probe zu geben. Außerdem daß durch diese Proben der Geist und Charakter altarabischer Poesie heraufbeschworen wird, wären die Namen der meisten Dichter, von denen keine Lebensumstände bekannt, nichts als leerer Schall, und sowohl in der Geschichte der arabischen Literatur überhaupt, als in der der arabischen Poesie insbesonders ganz bedeutungslos. Nach genauem dreimonatlichen Studium der vorliegenden Rückert'schen Uebersetzung und der gewissenhaftesten Vergleichung derselben mit dem Originale ist Rec. doch nicht der Meinung, daß durch dieselbe die seine überflüssig gemacht, eben so wenig, als durch seine und die Rückert'sche Uebersetzung die lateinische Freytags überflüssig gemacht werden kann: Quum duo faciunt idem, non est idem. Was hier von Zweien gesagt wird, gilt auch von Dreien, und da so zahlreiche Uebersetzungen griechischer und lateinischer Klassiker

vorhanden sind, so können auch mehrfache Uebersetzungen aus dem Arabischen in's Deutsche, wenn nicht Orientalisten, doch wenigstens Nichtorientalisten nur zu Gute kommen. Wie wenig mehrfache Uebersetzungen eines und desselben Textes überflüssig, davon liefern die doppelten und ein paarmal dreifachen Uebersetzungen eines und desselben Gedichtes sowohl bei Rückert als in des Recensenten Handschrift den besten Beweis; einmal wünscht der Uebersetzer den Sinn so wortgetreu als möglich mit dem diesem Sinne zunächst entsprechenden deutschen Reime wiederzugeben, ein andermal bemüht er sich, die ursprünglich arabische Form des alle zweite Verse wiederkehrenden, durch das ganze Gedicht einförmigen Reimes beizubehalten; einmal ist er aufgelegt in freierer, ein andermal in strengerer Form zu übersetzen. Da die Ansicht und der Grundsatz, aus welchem der Uebersetzer ausgeht, jedesmal ein verschiedener, so können seine verschiedenen Uebersetzungen auch nicht als bloße Versuche beurtheilt werden, von denen nur einer als der gelungenste auszuwählen, die anderen aber als minder gelungene zu verwerfen. Ein Leser wird vielleicht die dem Originale getreue Reimfolge, ein Anderer die dem Genius westlicher Sprachen mehr zusagende von Doppelreimen vorziehen, und dem Uebersetzer ist also nur Dank zu wissen für die Mühe, die er sich gegeben, ein und dasselbe Stück in mehrfacher Uebersetzung den Lesern aufzutischen. Uebrigens kann von diesem verschiedenen Ausgangspunkte des Uebersetzers nur bei kürzeren Gedichten die Frage seyn und nicht bei längeren, wo die Armuth der deutschen Sprache an Reimen nicht ausreicht, dem Reichthume der arabischen Stand zu halten, ohne entweder den Sinn des Originals oder die Formen der deutschen Sprache selbst nothzuzüchtigen, wovon die vorliegende Uebersetzung uns mehr als ein Beispiel bieten wird.

Zur Unternehmung einer so großen und mühevollen Arbeit als die Uebersetzung der Hamasa hat sich der große deutsche Dichter durch die folgenden vier achtzeiligen Strophen, welche der Uebersetzung vorstehen, nach dem Datum (1828) schon vor neunzehn Jahren Muth zugesprochen:

Ermutigung zur Uebersetzung der Hamâsa (Hamasa) *).

Die Poesie in allen ihren Zungen
ist dem Geweihten Eine Sprache nur,

*) Da das lange ſ im Deutschen in der Mitte des Wortes immer lind ausgesprochen wird, wie in Reisen, Weisen, Rasen, Blasen, Sausen, Brausen u. s. w., so ist der Gebrauch desselben, wo es sich darum handelt, ein scharfes s wie das Sin auszudrücken, eben

Die Sprache, die im Paradies erklungen,
eh' sie verwildert auf der wilden Flur.
Doch wo sie nun auch sei hervorgedrungen,
von ihrem Ursprung trägt sie noch die Spur,
Und ob sie dumpf in Wüstenglutwind stöne,
es sind auch hier des Paradieses Töne.

Die Poesie hat hier ein dürft'ges Leben,
bei durst'gen Herden im entbrannten Sand,
Mit Blütenschmuck und Schattenduft umgeben,
mit Abendthau gelöscht den Mittagsbrand,
Verschönt, versöhnt ein leidenschaftlich Streben
durch's Hochgefühl von Sprach- und Stammverband,
Und in das Schlachtgraun Liebe selbst gewoben,
die hier auch ist, wie überall, von Oben.

Wer aber soll die nord'sche Nacht erheitern
mit einem Abglanz von des Südens Glut?
Wer den Gesichtskreis dieses Volks erweitern,
daß seinem Blick auf jene Welt sich tut?
Das enge Leben freilich geht zu scheitern,
je mehr hereinströmt diese Geisterflut;
Doch soll der Ost einmal zum Westen dringen,
wer ist der Mann, ihn ganz heranzubringen?

Darum nur mutvoll vorwärts, auszubeuten
den spröden Schacht, den nicht erwählt ein Scherz,
Das fremde Leben deinem Volk zu deuten,
das ohne dich ihm bliebe taubes Erz.
Wann erst der Menschheit Glieder, die zerstreuten,
gesammelt sind an's europä'sche Herz,
Wird seyn ein neues Paradies gewonnen,
so gut es blüh'n kann unter'm Stral der Sonnen.

Da eine gründliche kritische Anzeige eines so wichtigen Werkes als die vorliegende Uebersetzung der Hamasa auch eine sehr mühevolle und langwierige Arbeit, so ermuthigt sich Recensent hiezu ebenfalls mit den folgenden Strophen als Entgegnung derer des Uebersetzers:

Nicht Einem Manne nur ist es gegeben,
Den reichen Schatz aus Ostens weitem Schacht
Mit Zauberspruch im Morgenlicht zu heben,
Entreißend ihn der Dschinnen Grubenwacht,

---

so unstatthaft, als die Schreibung des Sin mit ß, welches der schärfste deutsche Sauselaut, nur dem schärfsten arabischen, nämlich dem Ssad entspricht. Indessen ist sich Hr. R. in dieser Schreibart selbst nicht gleich geblieben, indem er das linde s einerseits selbst für das linde arabische se gebraucht, wie in Kensa (Nr. 236), und andererseits das ß nicht nur für das Sin, sondern auch für das Ssad gebraucht, wie in Kabißa (Nr. 238), Wabißa (Nr. 239) u. s. w.

Und ihn hervorzurufen in das Leben
In vollem Glanz für des Palastes Pracht;
Es führen mehr der Pfade zu dem Ziele
Und Knappen fleißige gibt es gar viele.

Schwer ist es in arab'schen Wüsteneien
Beim Wolkenschwall vom aufgewühlten Sand,
Wenn rings umher Schakal und Ghule schreien,
Und dorniges Gestrüpp zersticht die Hand,
Mit Lieb' und Lust den Mühen sich zu weihen,
Die auferlegt dem Geist das Morgenland;
Doch förderen die Arbeit Kraftvereine,
So an der Pleiss', wie an der Themse und Seine.

Heil Rückert Dir! Heil Dir dem Blumenwinder
Aus dem Hariri und dem Mesnewi,
Bekannt bist mit Chinesen und dem Inder,
Doch mehr vertraut noch mit dem Mewlewi,
Erscheinend nun mannhaft und schön nicht minder
In dem Burnus vom ächten Bedewi;
Wir freu'n uns, daß durch Dich des Ostens Stollen
Dem Genius von Deutschland Schätze zollen.

Doch bin auch ich in Dschinnistan gewesen
Bei persischer und türk'scher Gasterei,
Ich habe manche Blumen aufgelesen,
Die in arab'scher Wüste wachsen frei.
Meinst Du nicht, daß des Morgenländers Wesen,
Weil ich ihn sprach mir so bekannter sei?
Damit sich Deutschland nach dem Osten wende,
Bracht' ich schon früh und bringe spät die Spende.

Eine solche Spende ist die nun zu liefernde Anzeige der Uebersetzung der Hamasa, über welche wir zuerst unser Urtheil in kurzen Worten abgeben, dann aber dasselbe durch Musterung einzelner Gedichte auf das ausführlichste begründen wollen. Wenn uns die Uebersetzung der ganzen Hamasa nicht als ein höchst verdienstliches Werk erschiene, wodurch der Genius und Charakter altarabischer Poesie dem Abendlande bei weitem mehr aufgeschlossen wird, als dieß bisher durch die in so vielen Ausgaben vervielfältigten Uebersetzungen der sieben Moallakat geleistet werden konnte, so hätten wir nicht selbst auf die Uebersetzung wenigstens Eines Gedichtes von jedem des halben Tausends der arabischen Dichter, welche die Hamasa umfaßt, durch bald zwanzig Jahre so viele Zeit und Mühe verwendet. Darüber, daß Hr. R. das Arabische nicht gründlich verstehe, wird sich Rec. nach der Unart anderer seiner Collegen, welche jede durch den Reim oder den Genius der deutschen Sprache herbeigeführte Abweichung vom wörtlichen Sinne des Textes auf die Rechnung der Unwissenheit des Uebersetzers zu schreiben geneigt sind, nicht den geringsten

Zweifel erlauben, selbst dort nicht, wo der Sinn der Ueber-
setzung offenbar ein anderer als der des Originals; aber er m
sich wider die höchste Willkür aussprechen, mit welcher Hr.
oft bloß dem Reim zu Liebe Bilder und Wendungen in's Aral
sche hineinträgt, die darin nicht zu finden; wider die höchste Wi
kür, womit er der deutschen Sprache Daumschrauben und Folte
schienen anlegt, um sie nach seinem Zwecke zu recken, so daß
Uebersetzung an einigen Stellen dem Recensenten ohne die Z
handnehmung des arabischen Textes ganz unverständlich geblieb
wäre. Wenn man von der Voßischen Uebersetzung des Georgic
mit Recht gesagt, daß dieselbe durch den Uebersetzer zwar ni
verfaßt aber vervoßt worden, so kann von dieser mit gl
chem Fuge gesagt werden, daß sie den Sinn zwar im Ganz
nicht verrückt, aber ganz rückertisirt. Es ist nicht d
Araber der Wüste, der uns im deutschen Pilgerkleide vorgefüh
wird, sondern unter dem arabischen Ihram, welches Rückert
diesem Umgange um das heilige Haus der Kaaba umgenomme
tritt uns immer nur wieder der Dichter Rückert entgegen. D
Mühe, die er sich gegeben, auch den Commentar theilweise
übersetzen, und durch denselben Züge arabischer Sitte und Leben
weise zu Tage zu fördern, verdient allen Dank; aber Hr. Ta
landier, welcher in den wenigen Worten, die er darüber in d
Revue des deux mondes beurtheilend gesagt *), meint, daß d
Hamasa ein neues Licht über den Ursprung mittelalterlicher eur
päischer Poesie verbreiten könne, muß das Buch gar nicht geles
haben. In der Hamasa weht mit dem zeitweiligen Samu
nur der scharfe Wind arabischer Wüste, der mit dem zarten si
lianischen und provençalischen Blumenhauche mittelalterlicher e
ropäischer Poesie nichts gemein hat.

Außer der Arbeit der Uebersetzung einiger kritischer Not
und eines alphabetischen Registers des halben Tausends der in d
Hamasa aufgeführten Dichter hat sich Hr. R. keine Mühe geg
ben, seine Uebersetzung in ein förmliches Buch zu kleiden, u
Lesern, die mit dem Oriente minder vertraut als er, genießb
zu machen; also keine Vorrede, in welcher der Leser über die bi

*) Les vives lumières qu'il peut répandre sur la poésie du moyen â
— On a parlé souvent de l'influence exercée par les Arabes —
nouveau recueil de Mr. R. fournit de nouvelles ressources pour
débrouillement de nos origines poétiques. Das erste il peut r
pandre bezieht sich nicht, wie man glauben möchte, auf Hrn. Rücker
sondern auf die Hamasa, die Hr. Taillandier männlich mach
wiewohl sie die weibliche Schleppe des Ta foemininum nach sich zieh
wir können ihm aber hierüber so weniger einen Vorwurf mache
als selbst S. de Sacy ganz unbegreiflicher und unverantwortlich
Weise le Hamasa geschrieben.

herigen Vorarbeiten einer Uebersetzung der Hamasa von Schultens und Reiske unterrichtet; keine Einleitung, in welcher er über Ebu Temmam, den Sammler der Hamasa, über die Veranlassung und die Commentare derselben belehrt würde; keine Uebersicht, in welcher die aus dem Commentare gewonnenen Resultate lichtvoll zusammengestellt, in welcher die Dichter, sei es nach der Zeit, in der sie lebten, in so weit sie sich bestimmen läßt, sei es nach den Stämmen, denen sie angehörten, und die bei dem Namen jedes Dichters angegeben sind, zusammen geordnet werden. Wir können diese vermißte Arbeit hier unmöglich in derselben Ausdehnung, wie sie von Hrn. R. erwartet werden konnte und geleistet worden seyn sollte, unternehmen; aber es liegt uns ob, die Umrisse derselben anzudeuten und wenigstens den Rahmen aufzustellen, welcher aus der Hamasa und ihrem Commentare mit einem historischen Gemälde auszufüllen gewesen wäre. Einiges von dem, was in der vermißten Vorrede und Einleitung über die sieben Gedichtsammlungen der arabischen Literatur, welche den Namen Hamasa führen, über ihren Inhalt, über ihre Verfasser, über die Zeit, in der sie lebten, über den Geist der Hamasa selbst hätte gesagt werden sollen, ist bereits vor sechzehn Jahren bei Gelegenheit der Anzeige von Freytag's Hamasa im LIV. Bande (S. 1 — 14) dieser Jahrbücher erörtert worden; wir verweisen darauf, um alle Wiederholung zu vermeiden, und fördern hier nur solche Kunden, die dort nicht berührt worden sind, zu Tage; zuerst über die Veranlassung der Hamasa selbst. Ebu Temmam, der große Dichter, war zwischen den Jahren 220 (834) und 230 (844), in welchen Abdallah Ben Tahir, der große Gönner der Wissenschaften und Dichter, in Chorasan herrschte, zu demselben gezogen, um ihm aufzuwarten und ihn zu besingen; auf seinem Rückwege kehrte er zu Hamadan bei Ebulwefa Ibn Selemet *), dem Besitzer einer schönen Bibliothek, ein. Gefallener tiefer Schnee hinderte den Dichter an der Fortsetzung des Weges, er vertiefte sich in die Bibliothek seines Freundes und sammelte aus den Dichterwerken derselben während des Winters die Hamasa, welche ihren Namen von dem ersten Buche derselben

*) Quatremère (Journ. asiat. III. série 6. p. 54) schreibt nach der breiten Vulgaraussprache Abou'lwafâ Ben Salamah; Flügel Nr. 4638 wenigstens Abulwefa; da aber sowohl er als Quatremère Abu Temmam und nicht Tammam schreiben, so hätten sie, um folgerecht zu seyn, auch nicht anders als Ebu und Selemet schreiben sollen, indem die Consonanten durchaus weiche Buchstaben; wollten sie schon durchaus vulgar seyn, so wäre Tammam statt Temmam um so natürlicher gewesen, als selbst der gemeine Türke Tammam (vollends) und nicht Temmam sagt, wie jeder Reisende in der Türkei oft genug gehört haben muß.

hat, welche bloß Gedichte zum Lobe der Tapferkeit und des kriegerischen Muthes (Hamaset) enthält. Die darin gesammelten und von Rückert nummerirten Gedichte sind 861; da aber theils einige Dichter in den verschiedenen Hauptstücken mehrmals vorkommen, theils die Verse von vielen ungenannten Dichtern aufgenommen sind, so beträgt die Zahl der genannten Dichter 478, die der genannten Dichterinnen 37, also zusammen 515. Die Verse dieses halben Tausends poetischer namhafter Talente und der ungenannten hat Ebu Temmam in zehn Bücher getheilt, nämlich, erstes Hauptstück: Preis der Tapferkeit (Hamaset), was R. mit: Buch der Heldenlieder übersetzt; bei weitem der größte Theil, nämlich 254, weßhalb auch die ganze Sammlung hievon den Namen hat; zweites Hauptstück: Todtenklagen, 132. Diese beiden ersten Hauptstücke machen allein die Hälfte des ganzen Werkes, und füllen den ersten Band von Rückert's Uebersetzung. Drittes Hauptstück: Wissenschaftliche Bildung, oder Philologie, 56 (Edeb), was Rückert nicht ganz richtig als Buch der feinen Sitte übersetzt. Den Sinn der feinen Sitte oder Manieren legt der Araber nur dem Plural des Wortes Adab bei, in der einfachen Zahl hat das Wort bloß die Bedeutung der Philologie oder humanistischen Bildung, daher heißt Ilmol-Edeb die Philologie, und Ilmol-Adab die Lehre der Manieren *). Die oben nach der Zählung Rückert's angeführte Zahl 56 ist aber eine ganz unrichtige, indem statt dem Texte des Originals zu folgen sich Rückert eigenmächtige Zertheilungen, ja sogar Verlängerungen (wie bei Nr. 395) erlaubt hat. Da dieß mehrmal der Fall, so entsprechen seine Zahlen keineswegs der wahren Zahl der Verse der Gedichte des Originals, und diese Verfälschung ist fast noch schlimmer als Freytag's Nachläßigkeit, dieselben gar nicht nummerirt zu haben. Als Belege dieser Anklage wird es genügen, dieses dritte Buch zu durchgehen und zu zeigen, wie bei R. 56 entstanden sind. Zuerst bilden R.'s drei Nummern 395, 396 und 397 im Texte nur Ein Gedicht; dasselbe ist der Fall mit Nr. 398 und 399. Das Gedicht Orwet's (bei Fr. S. 519) ist von R. hier ganz ausgelassen und anderswohin (zu Nr. 151) als Nachtrag angefügt worden; diese Auslassung bemerkt Hr. R. in der Note und fährt fort: „da fand ich zufällig als Ersatz ein ähnliches, das hier eingeschaltet ist. Es steht in Hamaker's Specimen S. 78.“ Hieraus mögen die Leser urtheilen, wie willkürlich

*) Flügel, Hadschi Chalfa I. Nro. 300 u. f. und 324. Der wesentliche Unterschied zwischen Edeb und Adab sollte allein genügen, die Orientalisten, welche das E ganz aus der arabischen Aussprache verbannen möchten, ihres offenbaren Unrechts, wodurch Aussprache und Sinn verwirrt wird, zu überzeugen.

Hr. R. in der Anordnung der Gedichte der Hamasa in seiner Uebersetzung verfahren, und daß dieselbe auch hierin keineswegs dem Originale entspricht. Was hat in der Hamasa Ebu Temmam's ein Gedicht aus Hamaker's Specimen zu schaffen? Ueberdieß ist dasselbe noch ein neueres, vom Geographen Jakut angeführtes. Endlich wird abermal das letzte Gedicht eß-ßaltan el-Aabdi's in zwei Theile zerschnitten und jeder derselben hat eine besondere Nummer. Als Zugabe wird dann ein halbes Hundert von Distichen, Vierversen oder Sechsversen aus dem Aghani, Abulfeda, Grangeret, Flügel, Hamaker u. s. w. gegeben. Das vierte Hauptstück ist das der Schönheitsbeschreibung (Nesib), was R. unrichtig als Buch der Liebeslieder übersetzt, wiewohl demselben zwei Zeilen vorgesetzt sind, in welchen der Unterschied zwischen der bloßen Schönheitsbeschreibung (Nesib) und dem eigentlichen Liebesliede (Ghasel) klar und bestimmt hervorgehoben ist, nach der Nummerirung R.'s 138. Fünftes Hauptstück: Satyre (el-Hidscha), von R. als Buch der Schmäh- und Rügelieder übersetzt, nach seiner Nummerirung 79. Sechstes Hauptstück: Gast- und Loblieder, nach R.'s Zählung 128. Siebentes Hauptstück; Beschreibungen, nur 2. Achtes Hauptstück: Spaziergang und Schlummer (es-seir wen noaas), von R. als Buch der Reise und Ruhe übersetzt, nach R.'s Nummerirung nicht mehr als sieben, es sind deren aber neun. Neuntes Hauptstück: Das Buch der Salze, d. i. der guten witzigen Einfälle, bei R. das Buch der Scherze, nach seiner Nummerirung 27, es sind deren aber 38, weil 11 derselben als unanständig ausgelassen worden; wider die Auslassung aus diesem Grunde ist nichts einzuwenden, aber die ausbleibenden Nummern hätten bemerkt werden sollen, um in den Nummern der Uebersetzung mit denen des Originals gleichen Schritt zu halten. Zehntes Hauptstück: Weiberschmähung, 16.

Die Uebersicht der aus der Hamasa und ihrem Commentare zu gewinnenden historischen Resultate hätte sich vorzüglich mit den Stämmen, denen die einzelnen Dichter angehören, und mit der Zeit, in der sie lebten, beschäftigen sollen. Das Stammwesen Arabiens ist ungeachtet der vom Recensenten in seiner Anzeige über die Geographie Arabiens *) gegebenen Uebersicht und Stammtafel der arabischen Stämme, besonders in den Zweigen derselben, noch sehr zu vervollständigen; die poetischen Beinamen, womit mehrere derselben ausgezeichnet sind, wie z. B. die Herren der Könige, die Herren der Araber, die Lanzner, die Satteldecken der Pferde, die Schlüssel

*) XCV. Bd. S. 64 — 105 dieser Jahrbücher.

der Finsterniß, die Fingerknöchel, die feuerdurchglühten Steine der Araber, die glühenden Kohlen der Araber, die Felsen, die Bergtheile, die Verbündeten, die Ungebundenen, die Freien, die Blutlecker, die Füchse der Finsterniß, die Söhne des Rauchs, die Leeren, die Tapferen, die Treulosigkeit, das Basilikon der Beni Koreisch u. s. w., sind dort den Stämmen, welche dadurch ausgezeichnet waren, gehörig beigelegt; aber auf die Namen der Stämme, welche sich durch die größte Tugend und das größte Talent, das der Araber kennt, nämlich durch das poetische und durch Tapferkeit auszeichnen, ist dort keine Rücksicht genommen worden. Auf dieses näher einzugehen fordert schon der Name der Hamasa auf, indem das Wort ursprünglich Tapferkeit und Heldenmuth, dann aber die vorliegende Sammlung der Verse altarabischer Dichter bedeutet. Die Namen der tapfersten und daher am meisten zum Kriege geneigten arabischen Stämme erhellen am besten aus den Werken über die Schlachttage der Araber, namentlich aus dem Hischam el-Kelbi's, des Vaters der arabischen geschichtlichen Ueberlieferung, Schlachtengeschichte, Biographie, Genealogie und Legende. Die dreißig Stämme [1], deren Schlachttage er aufführt, sind unstreitig auch die tapfersten. Wäre das Buch Amru Ben Morrar es-Scheibani's (gest. 256, d. i. 869), welches derselbe über die Gedichte von ein und achtzig Stämmen hinterließ, noch vorhanden, so hätten wir daran einen eben so sicheren Anhaltspunkt, als an der Hamasa, um die Stämme zu bezeichnen, welche die zahlreichsten Dichter hervorgebracht. Indessen verhilft uns zur Kenntniß der meisten poetischen Stämme die Sammlung, welche der geschätzte Philolog und Grammatiker Hasan es-Sukkeri, d. i. der Zuckerige, von den Gedichten eines halben Dutzends solcher Stämme veranstaltet hat, nämlich: der Beni Hodeil, Beni Scheiban, Beni Jerbuu, Beni Dhabbet, Beni Esd und Beni Nehschel. Der Dichter el-Fakaasi, der um's Jahr 169 (785) lebte, hinterließ ein Buch der Beni Esed und ihrer Gedichte. Ueber die der Beni Fakaas bestehen zwei Werke, das des Richters el-Kasem Ben Maan, eines Zeitgenossen des Dichters Fakaasi, und Mohammed Ibnol Aarabi, der große Grammatiker, gest. 233 (847), endlich die Sammlung der Gedichte der Benil-Aanber auf der Bibliothek zu Leyden [2]. Wir kennen hier also bereits die Namen von neun poetischen Stämmen, von

[1] Jahrbücher, XCV. Bd. S. 107.
[2] Nr. 1624.

denen besondere Sammlungen der Verse ihrer Dichter bestehen; die berühmteste derselben ist der Diwan der Beni Hodeil. Da derselbe schon zu Ebu Temmam's Zeit bestand, so erklärt sich hieraus am besten, warum von dem dichterischsten aller Stämme in der Hamasa nur ein Paar Stücke, welche im Diwan der Beni Hodeil fehlen, und ein Paar spätere aufgenommen worden sind. Um aus der Hamasa uns zu überzeugen, welche die dichterischsten Stämme der Araber, müssen wir uns die Mühe geben, welche sich der Uebersetzer der Hamasa hätte geben sollen, das halbe Tausend der Dichter der Hamasa nach den Stämmen, denen sie angehören, zu ordnen, was wir in der Folge des arabischen Alphabets gethan *).

---

*) Buchstabe Elif. 1) Aus dem Stamme Achjel: Leila 692. 2) St. Esd: Mohammed Ben Abdallah 131; Schenferet 157; Abdallah der Hawalische 710. 3) St. Esed: ein Ungenannter 37, 64, 83, 85, 117; Abdolaassi B. Soraret 77; Baghser 233, Robeiaa 269, 277; Schakik 254; el-Hadschaa 302; Abdallah B. Sabir 312, 327, 361, 421, 574, 632, 277; B. Aammar 367, el-Hosein B. Mothair 454; Ebul Kamkam 559; Ismail B. Aammar 634; Abdal 662; Ibnes-Sobeir 790; Ebul Chandak. — Buchstabe Ba. 4) St. Bahilet: Ssafijet 310; die Schwester des Mokaßßaß 379; lein Ungenannter 743. 5) St. Bordschom: Abdolkais 245. 6) St. Bewlan: Ebu Ssaateret 481; el-Hodeil 730. 7) St. Behre: Fedeki 682. 8) St. Kain Esed: Ebul Tamahan 472. 9) St. Ijadi: ein ungenanntes Weib 805. — Buchstabe Ta. 10) St. Taghlib: Aamru B. Kolsom 154; el-Ahnes B. Schihab. 11) St. Temim: Saad B. Naschib 9; ein Ungenannter 44; Sahir Ebu Kerram 220; Morre B. Mahkan 668; Aamr[illegible] B. el-Ehtem 715. 12) St. Tenuch: Mosellim B. Aamru 155. 13) St. Teimallah: ein Ungenannter 20; B. Sejabet 22. — Buchstabe Sa: 14) St. Sakif: Jesid B. el-Hakem 438; Torreih 787. 15) St. Saalebe: Maalik B. Dschade 709. 16) St. Kais B. Saalebe: Chalef B. Chalifet 784. — Buchstabe Dschim. 17) St. Dscherm: Rokaibe 330; Milha 771. 18) St. Dschomah: Ebu Dehbel 515. 19) St. Dschuf: Seleme 374. 20) St. Dschoheine: ein Ungenannter 166. — Buchstabe Ha. 21) St. Haris: esch-Schemeiser 17; Dschaafer 114; Suweid 268; Abdolmelik Ebul Welid 283; ein Ungenannter 386, 575; Jesid 774; Jahja B. Sijad 275. 22) St. Harb: Aamelles 589. 23) St. Hisan: Omm Sewwab 248. 24) St. Hasn: Dschendel 94. 25) St. Himjer: Tewbet 506. 26) St. Hanifet: Jahja B. Manßur 103; Musa B. Dschabir 118; Kitade B. Meslemet 251; el-Bais 806. — Buchstabe Cha. 27) St. Chasaam: ein Ungenannter 261; Amra 375; Abdallah B. ed-Domeinet 471. 28) St. Chosaa: Fatima 299; ein Ungenannter 302; Abdallah B. Auf 638; Koseir B. Abderrahman 487. 29) St. Chasredsch: Aamru B. el-Ithnabet 707. — Buchstabe Dal. 30) St. Darim: Miskin 391. 31) St. Dobjan: Ghallak 149. 32) St. Dejan: Abdolmelik B. Abderrahim 16. 33) St. Dohl: el-Haris B. Wela 43. —

Aus dem in der Note gegebenen Verzeichnisse, welches zugleich Herrn Rückert's Aussprache und Schreibweise berichtigt,

---

Buchstabe Se. 34) St. Sobeid: Amru B. Maadikerb 21. 35) St. Semman: Ißaam B. Obeid 394. — Buchstabe Sin. 36) St. Saad: Sewwar B. el-Modharreb 19; Sijadet 59; el-Maaluth 562; ein Ungenannter 768; Miswar 60. — Buchstabe Sin. 37) St. Soleim: Eschdschdschaa B. Amru 311; el-Abbas B. Mirdas 143. 38) St. Solul: el-Odscheir 301; Abdallah B. Hemmam 404. — Buchstabe Schin. 39) St. Scheiban: ein Weib 284. — Buchstabe Dhad. 40) St. Dhabbe: Rebiaa B. Makrum 8; Seidol-fewaris B. Hoßain 173; Rokaad 174; Schemaalet 176; Hoseil 177; Mohrif 178; Ebu Somame 180; Abdallah B. Aaneme 182; el-Fadhl B. el-Achdar 184; el-Ghathammesch 291; el-Misdschah 341 (hier und Nr. 600 schreibt R. richtig das Sin mit einem s in der Mitte wie oben, warum nicht durchaus?); Omm Kais 362; Maije 359; ein Ungenannter 352; Mohammed B. Ebi Schihab 440; Wedschihet 572; Manßur B. Misdschah 600; Kirwasch 605; Solmi B. Rebiaa 171. — Buchstabe Ain. 41) St. Aamir B. Selemet: eß-ßimmet B. Abdallah 448; Aamir B. Hauth 728. 42) St. Aabd Menat: Hilal B. Resin 108; Hasan B. Nuschbet 106; Hasaf 726 (auch hier schreibt R. das linde se richtig wie oben mit einem s, gleich im folgenden Nr. 727 aber den schärfsten Sauselaut Ssad ebenfalls so Mansur statt Manßur). 43) St. Abd: eß-ßaletan 446; Aamru B. el-Hodeil 659. 44) St. Aabs: Ebul Schaghb 71; ein Ungenannter 104; Kais B. Soheir 42; Schoreich 134; Obeij 136; Antaret 138; Bischr B. Obeij 146; er-Rebii 148; el-Mosawir B. Hind 150; Orwet 151; Ebul Ebjadh 152; Mesafii B. Hodeife 334; Ikrische 360; Tharif 368; Hodschr 720. 45) St. Jdschl: Odeil 243; Kibd 365. 46) St. Aada: Suleiman 321. 47) St. Osra: Dschemil 96. 48) St. Okail: ein Ungenannter 40. 49) St. Aakil: Otei 285. 50) St. Oleim: Hafß 517. 51) St. Aanber: Musa B. Dschabir 120; Erkath 226; Ebul Robeis 469; el-Hodhlul 235; Salim 676. 52) St. Aidha: eine Ungenannte 601. 53) St. Thaij: Ruweischid 30; Oneif 31; eine Ungenannte 45; Antaret B. el-Ahres 48; ein Ungenannter 61; Horeif 65; Ibrahim 66; Hajan 81; Ebu Hanbel 86; Dschabir 89; ein Ungenannter 90; Schebib 100; el-Bordsch 116; Sinan 185; Dschabir B. Harisch 186; Ijgs 187; el-Ahrem 188; Merkas 189; Obeid 190; Dschabir B. Ralan 191; Kabißa 192; Edhem 193; der Räuber von Thaij 301; Kawwal 206; Jesid B. Aamru 319; Kasamet 320; ein ungenanntes Weib 383; Nafii 420; Hatim 422; Mirdas B. Hemmam 573; Dschabir B. es-Ssaaleb 476; el-Aarik 597; Jesid B. Konafe 608; ein Ungenannter 609; eth-Thirimach 421; Maden 607; ein Ungenannter 610; Aaßijet 664; ein Ungenannter 695; Hasan 731; Hatim B. Abdallah 798. — Buchstabe Fe: 54) St. Fesare: Oweif 67; Schobeil 223; ein Ungenannter 409, 432, Ibn Anka 680. 55) St. Fakaas: Morre 46; ein Ungenannter 52; Sebret 55; ein Ungenannter 57; Dschef 58; ein Ungenannter 69; Ebu Hilal 271; B. Ohban 366; 56) St. Fehm: Terbetha scherren 10. 57) St.

erhellet, daß während die meisten Stämme nur einen oder zwei Dichter aufzuweisen haben, einige Stämme sich deren doppelt so vieler rühmen können. Diese sind die Beni Esed, Dhabbet, Abbs, Thaij und Beni Morret. Da von diesen die beiden ersten schon oben unter den durch ihre Dichter berühmten Stämmen vorgekommen sind, so sind den obigen neun aufgezählten hier nur die drei letzten anzufügen, um das Dutzend der an Dichtern zahlreichen arabischen Stämme voll zu machen. Nebst dieser Uebersicht der Stämme wäre eine Zusammenstellung (wenigstens im Register) der berühmtesten Pferde arabischer Helden für den Pferdeliebhaber zu wünschen gewesen; solche sind: Hamma (S. 37); Orkob, das Pferd des stolzen Ritters Seidol Fewaris, Alat (S. 342); Ebhar, das Pferd Antars u. s. w.. Dasselbe gilt auch von den Schwertern; daß Teebetha scherren nicht sein Schwert unter dem Arme trug, und davon nicht (wie Hr. R. meint) seinen Namen: er hat das Böse unter dem Arme

---

Korai: el-Harisch B. Hilal 22. 58) St. Kodhaa: Hodbet 153; Schokran 690. 59) St. Kais: Dschesamet 706. 60) St. Kain: Scherki 687. — Buchstabe Kjaf. 61) St. Kilab: Aamru 209; el-Kattal 212; Jesid 53; Ebu Sijad 683; Abdol Aasis 737; Ibn Herim 581. 62) St. Kelb: ein Ungenannter 84; Dschondob 91; Sofer 210; ein Ungenannter 371; Dschewwas 625. 63) St. Kinanet: Orwet B. Odeinet 493. — Buchstabe Lam: 64) St. Kinde: Omm eß-ßarih 308 (R. schreibt hier wieder das Ssad, den schärfsten Sauselaut, mit el-sarih, und eben so oben 701 el-Hasin mit dem lindesten, als ob zwischen den beiden äußersten, dem lindesten Sauselaute und dem schärfsten, gar kein Unterschied wäre); el-Mokannaa 764; Maadan 519. 65) St. Kus: Aamir 179. 66) St. Leis: el-Hasin 701; el-Moaasel 781; el-Motewekkil 786. — Buchstabe Mim. 67) St. Masin: Weddak 18; Katharii 21; Oteibe 667. 68) St. Maharib: el-Muemmel 407. 69) St. Machsum: ein ungenanntes Weib 802; Ebul-Haris B. Kalid 482. 70) Morre: el-Mosellem 717; Erthat 719; Ebu Hakim 357; Hoßain 39; Ghasan 165; Schebib 395; Aakil B. Olafet 408; Charidschet 592. 71) St. Maan: Aaredsch 111. 72) St. Minkar: Kenset 660; Kais 679. — Buchstabe Nun. 73) St. Nebhan: Horeis 616. 74) St. Nachaai: el-Eschder 25. 75) St. Nehd: Abdallah B. Adschlan 470. 76) St. Nehschel: Beschamet 14; Holhaijith 763. 77) St. Nomeir: Ebu Haija 553; der nomeirische Hirte 629. — Buchstabe Waw. 78) St. Wail, nämlich Bekr Wail: Nihar 318. Buchstabe He. 79) St. Haschim: Koteilet 322. 80) St. Hodeil: Ebu Kebir 11; Ebu Chirasch 255; Ebu Ssahr 455. 81) St. Hilal: Ebu Hanasch 315; ein Ungenannter 364; Monkis 439; Jesid 760. 82) St. Hemdan: Malik B. Harim 427. — Buchstabe Ja. 83) St. Jerbuu: Senadet 762; Obeirt 373. 84) St. Jesidi: Ebu Mohammed 666. 85) St. Jeschkur: el-Monachchal 167; Bais 186; das Weib des Kitadet 637.

getragen, hatte, wird weiter unten gezeigt werden; und eben so die Lanzen, die rodeinischen, die semherischen, die chathischen, die meschrefischen, die zwar überall in der Note erklärt sind, die aber auch doch wenigstens im Register hätten zusammengestellt werden sollen; das letzte befolgt sehr zweckmäßig für den Orientalisten die Ordnung des arabischen Alphabets, aber es fehlen darin mehrere Dichter des Werkes (sechs), bei Dschabir fehlt Nr. 613. Es fehlt Ibn Meijadet 527, es fehlt Ibn Daret II. 164, da doch Simml, an den die Verse gerichtet sind, angegeben ist; bei Hosein B. Motair fehlt 309; es fehlt Morkis 439. Statt Mosafi steht 334 Musami; bei Nosaib fehlt 507. Sulma B. Rebia 403 und Sulmi B. Rebia, welche als zwei verschiedene Dichter angegeben werden, ist ein und derselbe; dasselbe ist der Fall mit Scharki B. Hansalet und Ebu Thamachan, mit Schemalet B. el-Achdar, welcher im Register zweimal, einmal Schama'la und einmal als Schamla angegeben ist, wiewohl es ein und derselbe Dichter. Diese Unrichtigkeiten sind dem Rec. nur zufällig im Register aufgefallen, ohne daß er sich die Mühe gegeben, das Register ganz zu durchgehen, um alle Fehler desselben zu bezeichnen. Wichtiger als die richtige Anordnung des Registers ist die Einregistrirung historischer Daten, die sich aus der Hamasa herausstellen. Um die historischen Resultate, welche die Hamasa gibt, zu überblicken, ist es vor allem nothwendig, alle jene Dichter, über deren Lebenszeit, sei es im Gedichte selbst, sei es im Commentare desselben, etwas Bestimmtes angegeben ist, auszuscheiden, und dieselben dann nach den wichtigsten Epochen der alten arabischen Geschichte zu gruppiren. Die ältesten Epochen der Geschichte der Araber sind ihre Schlachttage; der berühmteste ihrer alten Kriege ist der wegen des Kameeles Besus von den Stämmen Taghlib und Bekr geführte; der zweite berühmteste ist der durch den Wettlauf des Hengstes Dahis und der Stute Ghabra zwischen den Stämmen Abbs und Dobjan veranlaßte vierzigjährige. Während die arabischen Stämme sich unter einander bekriegten, schlugen sich auch die arabischen Vicekönige des Chosroes von Persien und des byzantinischen Kaisers, die Könige der Beni Lachm von Hire in Irak und die der Beni Ghasan in Syrien. Die Schlachten am Quelle Obagh und von Sikar, beide schon nach der Geburt Mohammed's gefochten, sind die letzten berühmten der vorislamitischen Zeit, auf welche dann die berühmten Frohnkämpfe des Propheten von Bedr und Honein, dann die von Nuhawend und Kadesije unter dem Chalifate Omer's, die Schlachten des Kameels und von Ssiffin unter dem Chalifate Ali's, endlich unter dem Chalifate Moawije's die von Merdsch Rahith und der von

Mohellib besiegten Esarika folgten. Um dieses Dutzend von Schlachttagen läßt sich auch die Centurie der Dichter, deren Lebenszeit sich aus ihren Gedichten oder aus dem Commentare derselben einigermaßen mit Gewißheit bestimmen läßt, am füglichsten gruppiren. Wenn im Moshirol-lughat Sojuthi's sieben Stämme genannt werden, die sich um die Ehre streiten, ihrem Vaterlande Arabien den ältesten Dichter gegeben zu haben, so bleibt doch Mohelhil, dem Herren der Beni Wail, dem Rächer des Todes seines Bruders Koleib, die Ehre unbestritten, der erste in regelmäßigem Sylbenmaße gedichtet zu haben; außer ihm und Amrul-Kais, dem größten der vorislamitischen arabischen Dichter, kennt die Hamasa von den sieben Dichtern, welchen nach Sojuthi der Vorrang des Alters gebührt, nur den einzigen Amru Ben Kamije [1], aber von den Zeitgenossen des vierzigjährigen Krieges kommen in der Hamasa nebst dem Könige Soheir B. Kais noch Bischr Ben Obei von Aabs (146) und Ghallak Ben Merwan, aus der Zeit des ältesten Krieges zwischen Taghlib und Bekr außer Mohellhil und Koleib noch Saad Ben Malik Ben Dobeije (160) und dessen Oheim Dschahder B. Dobeije [2] (161), Find es-semmani und Haris B. Obad vor. Größeres Interesse als diese Kämpen der Kriege von Besus und Dahis bieten die Dichter dar, welche an dem Hofe der Könige von Hire und der Könige von Ghasan lebten, wie Monachchal el-Jeschkori (167), der Geliebte der Königin Motedscherridet, der Gemahlin Naaman's B. Monsir; Motelemmi's (215—216), welcher als das Opfer eines Uriasbriefes getödtet ward, und dessen Tod sein Freund, der Dichter Tharafa, durch den Mord des Königs, Ausstellers des Uriasbriefes, rächte; dann die großen Dichter Nabigha ed-Dobjani und el-Aascha, welche beide mit den Königen der Beni Lachm und der Beni Ghasan verkehrten, und die wie Alkama als Dichter ebenbürtig mit den Verfassern der sieben Moallakat. An dem Hofe Amru's, des Sohnes Monsir B. Maes-sema, lebten Sormelet B. Schaas und Kais B. Dschirwet, beigenannt el-Aarik, d. i. der Benager. Von den sieben Verfassern der Moaallakat hat die Hamasa nur einige Verse aufgenommen, eben weil ihre Gedichte allbekannt. Nach den vorislamitischen Dichtern folgen die Machremun, d. i. die Beidlebigen, welche der Zeit vor und in dem Islam an-

---

[1] Nr. 400, wo aber kein Wort über das hohe Alter desselben.

[2] Die unter diesen Nummern nach dem Commentare gegebenen zerstreuten Nachrichten wären besser in eine einzige Erzählung verschmolzen worden.

gehören. Solche sind: Abbas B. Mirdas, der Sohn der Dichterin Chansa; Kjaab B. Soheir und Hasan B. Sabit, die beiden Lobredner des Propheten; Omer B. Ebu-Rebiaat, gest. 83 (711), welchen R. (II. S. 47) unstreitig den größten Liebesdichter der Araber nennt, der aber eigentlich nur der berühmteste Liebessänger der Beni Koreisch; Omeije B. Ebi-ßalt, oder wie Gayangos will richtiger Ebu-ßalat, gest. i. J. 2 (623); el-Hothaijet, der noch unter der Regierung Omar's lebte; Suleiman B. Katta el-Aadewi, der unter dem Heere Ali's zu Thaff Irak mitfocht; Jesid B. Himar es-sukjuni, der Zeuge der Schlacht von Sikar; Motemmim B. Nuweiret unter dem Chalifate Omars *); unter Omar lebten auch Seijar B. Kaßir, Esch-schemmach, Dschondob; unter Osman el-Mochabbel, Ebul Ghul eth-Thahawi; unter dem Ali's el-Hasin el-Leisi, welcher Verse zu dessen Lobe dichtete, Schebib B. Amru, der von ihm eingekerkert ward; endlich Dichter, deren Namen allein genügen um zu beweisen, daß sie dem Islam angehören, wie Mohammed B. Beschir el-Charidschi, dessen Name Mohammed (vor dem Propheten kommt dieser Name nicht vor) allein genug wäre ihn als Moslim zu bezeichnen, wenn auch nicht zum Ueberflusse el-Charidschi, d. i. der Ketzer oder Ausreißer, dabei stünde; el-Ahwaß B. Mohammed, Ebu Dehbel, der den Propheten lobte u. s. w. Nur einige wenige gehören der Dynastie der Beni Omeije und der Beni Abbas an.

---

*) Rückert schreibt ganz verkehrt Mutammim statt Motemmim, richtig aber Nuweire; das letzte richtig, weil auf das Dham ein Waw folgt, in welchem Falle Dham immer u auszusprechen, o aber, wenn es ohne Waw aufgesetzt ist; also Motemmim, Motelemmi's, Motewekkil, Mosellim wie Mohammed, und nicht wie R. schreibt Mutalammi's, Muthellem, Mutewekkil. Warum schreibt Hr. R. richtig Mohammed, Mottalib, Nobata, Hosaba, Ollafa, Oneif, Okli Orjan, Homam, Orba, Doreid, Dschondob, Choleid, Hodscheije, Korad, Kolach, Mohris, Obeid, Schokran, Schoddach, Schoreih, Koteile, Noßaib, Motenebbi, Soheir, Morra, Moghalles, Morakkisch, Mokaßßa's u. s. w., und hingegen unrichtig die obigen und andere, wie Muhelhil, Hudeil, Numeir, Rubeija, Sufar, Sumeil, Schubeil, Schubruma, Umm, Suleik, Kuleib, Kuseir, Kumeid, Hubeira, Hudba, Dschureiba, Dschuweija, Buscheir, Mukaffaa, Burdsch, Udheina, Dumeina u. dgl., in welchen allen wie bei den obigen das u o lauten muß. Eben so wenig folgerecht ist die Aussprache des Feth als a in Mutammin, während Mutewekkil geschrieben wird; was für ein Unterschied ist denn zwischen dem fethirten T des ersten und zweiten Wortes?

Wir wenden uns nun zur Uebersetzung selbst. Gleich die ersten drei Stücke wollen wir sowohl in Rückert's als in unserer eigenen Uebersetzung aufnehmen und dann die nöthigen Bemerkungen beifügen, in den folgenden aber uns auf diese beschränken. Das erste Stück der Hamasa von Koreith B. Oneif aus dem Stamme Belaanber (zusammengezogen aus Benol-Aanber, d. i. die Söhne der Ambra) lautet bei Rückert:

Wär' ich von Masens Stamme, so namen mir mein Vieh
die Findelkindes-Kinder von Dhuhl Ben Scheiban nie.
Mir hätte sich erhoben zum Beistand ein Geschlecht
von derben kampfbereiten, die einstehn für das Recht;
Die, wo das Kriegsweh ihnen die Zähne fletschend weist,
in Haufen oder einzeln ihm gehn entgegen dreist.
Sie fragen ihren Bruder, der ihre Hülf' anspricht
im Notfall, um Beweise von seiner Unschuld nicht.
Mein eig'nes Volk hingegen, wie reich es sei an Zal,
zum Kriegswerk, auch zum leichten, ist's unnütz allzumal.
Den Frevel eines Frevlers erwidern sie mit Huld,
und eines Bösen Böses mit Großmut und Geduld;
Als hätte Gott erschaffen zu seiner Furcht allein
sonst keinen außer ihnen der Menschen insgemein.
Doch wünscht' ich mir statt ihrer ein Volk, das ohne Hel
auf Beute mutig ritte zu Roß und zu Kamel.

Rec. hat im frischen Anlauf von Uebersetzungseifer dieses erste Gedicht zweimal, und zwar immer mit Beibehaltung der arabischen Form des alle zweite Verse abwechselnden Reimes übersetzt, während R. jedes Distichon besonders reimt; von den beiden Uebersetzungen des Recensenten stehe nur die eine hier:

Wär' ich Masinite, hätten mein Kameel
Nicht die Findelkinder von Dhul Ben Scheiban,
Mir zu Hilfe käme trotzig eine Schaar,
Meiner Huth statt Schwächlingen sich nehmend an,
Die, wenn Böses ihnen zeigt die Hinterzähne,
Alle fliegen zu dem Kampf bereit heran,
Fordernd nie vom Bruder, der um Hilfe ruft,
Daß er die Beweise bringe auf die Bahn.
Doch mein Volk und wär' es noch so groß an Zahl
Fängt nichts Böses an, wie leicht auch sei der Plan.
Bösen thun sie statt des Bösen Gutes nur
Und vergelten nur mit Hulden dem Tyrann,
Als ob hätte Gott der Herr zur Furcht erschaffen
Sie allein aus allen Menschen lobesan.
Hätt' ich doch ein Volk, das ritte scharf auf Beute
Auf Kameelen oder Pferden frisch heran.

Nun sei, um die größere Treue der zweiten Uebersetzung darzuthun, das Folgende bemerkt: Im ersten Distichon heißt Ibli mein Kameel und nicht mein Vieh, das bei R. des Reimes willen da ist. Benul-Lakitha, d. i. die Söhne der

Findlinge, ist bei R. treuer mit Findelkindes-Kinder. Das Ende des zweiten Distichons: in fu lusetin lana heißt wörtlich: wann die Schwächlinge schlapp; diese Bestimmung der Zeit und des Umstandes fehlt in Rückert's zweitem Verse des zweiten Distichons gänzlich, es lautet: von derben kampfbereiten, die einstehn für das Recht; hievon ist das einzige derb im Original (choschen, beim Recensenten trotzig), sonst aber nichts zu finden; auch fehlt: el hafiset, die Huth. Im ersten Vers des dritten Distichons heißt isa-eschscherr ebda nadschisihi wörtlich, wie Recensent übersetzt hat: wann das Böse seine Hinterzähne zeigt, d. i. wann es den Mund so weit aufmacht, daß es die hintersten Stockzähne zeigt. R. macht aus dem Bösen das Kriegsweh, das die Zähne fletschend weist; das Fletschen der Zähne gibt nur den Begriff des Zeigens der Vorderzähne und nicht der Weisheitszähne, was die Bedeutung von newadschis *). Im fünften Distichon wird das Wort scherr, d. i. das Böse, von R. als Kriegswerk, wie oben als Kriegsweh übersetzt. Im folgenden Distichon wird sulm die Grausamkeit und ehlef-sulm, der Grausame, von Rückert mit Frevel und Frevler, vom Rec. mit Tyrann übersetzt. Noch sei bemerkt, daß sohl von R. als Dhuhl geschrieben wird. Ueber den Vocal des u statt o ist schon in der vorletzten Note das Nöthige gesagt; was den Consonanten sal betrifft, so wird derselbe wohl auch statt s wie d ausgesprochen, aber nie wie dh, was die Aussprache des Dhad. Hr. R. schreibt ganz verkehrt Eldabbi statt edh-Dhabbi und Dhubian statt Dobjan oder richtiger Sobjan. Daß die Aussprache des sal als s und nicht als d und noch weniger als dh die richtigste, erhellt am besten aus den arabischen Monatsnamen sil-hidsche, sil-kide und dem bekannten Beinamen Alexanders sul-karnein. Hr. R. ward hierin von Herbelot irre geführt, der das sal mit dh schreibt. Das zweite Gedicht der Hamasa ist eines von el-Find es-simmani, welches Rückert in der Reimfolge des Originals, Rec. aber mit Doppelreimen übersetzt hat. Bei Rückert:

*) Nadschis, plur. newadschis, dens sapientiae molaris. Der Kamus (II. 738) erklärt sehr ausführlich die Newadschis als die vier hintersten Stockzähne und im Singular naoschis als Dharsol hilm, d. i. den Stockzahn der Weisheit, der meistens im zwanzigsten Jahre wächst. Selbst das von Freytag angeführte Sprichwort: er lachte so heftig, daß seine hinteren Stockzähne sichtbar wurden, beweiset, daß fletschen hier in der Uebersetzung sehr unrichtig gebraucht ist.

Wir sahn den Beni Dhuhl es nach,
und dachten: es sind Bruderschaaren!
Vielleicht bringt uns der Zeit Verlauf
die Leute wieder wie sie waren!
Doch als das Uebel hell ausbrach
und nackt und baar war zu gewahren,
Und nichts als Feindschaft übrig blieb,
da fuhren wir wie sie gefahren.
Wir schritten eines Leuen Schritt,
wenn in den Leun der Zorn gefahren;
Und hieben einen Hieb, der weich
und linde macht und treibt zu Paaren,
Und einen Klaff, als wie den Mund
des vollen Schlauchs, der aufgefahren.
Denn Sanftmuth gegen Unverstand
kann vor Demüt'gung nicht bewahren,
Und wo nur Böses helfen kann,
da magst du deine Güte sparen.

Uebersetzung des Recensenten:

Den Beni Sohl ward's verzieh'n,
Denn unter Brüdern geht es hin,
Vielleicht daß Tage wieder kommen,
Wo uns derselben Thaten frommen;
Doch als das Böse offenbar
Und bloß und nackt am Tage war,
Und Feindschaft war der Freundschaft statt,
Da nahten wir wie sie genaht,
Wir gingen wie der Leu am Morgen,
Der zornig will für Nahrung sorgen;
Mit einem Streiche, der erweicht,
Erniedriget und Härt' ausgleicht;
Mit einem Streich, dem Blut entfließt,
Wie voller Schlauch die Fluth ausgießt,
Die Sanftmuth der Unwissenheit
Nur Anlaß zur Ernied'rung leiht,
Das Böse rettet nur den Mann,
Den Wohlthat nicht erretten kann.

Der zweite Vers des vierten Distichons: dinnahum kema danu heißt wörtlich: wir nahten ihnen wie sie genaht, und nicht wie Rückert übersetzt: da fuhren wir wie sie gefahren. Das Distichon Rückert's:

Und einen Klaff, als wie den Mund
des vollen Schlauchs, der aufgefahren,

ist ohne das Arabische ganz unverständlich; was ist ein voller Schlauch der aufgefahren? Das Wort Klaff heißt nach Adelung und Heinsius im Oberdeutschen bloß der Schall eines berstenden oder aufspringenden Dinges; im Arabischen steht aber das Wort thaan, das unzähligemal in der Bedeutung des Lanzen-

stoßes vorkommt, und so auch von Rückert selbst übersetzt wird. Der arabische Text: ke femis-sikki ghasa wes-sikko meelan heißt wörtlich: wie der Mund des Schlauches fließt wenn er voll; von einem aufgefahrenen Mund oder Schlauch steht kein Wort im Texte.

Das dritte Gedicht: Ebul-ghul eth-Thohawi des moslimischen Dichters lautet in Rückert's Uebersetzung:

Mein Gut und Blut weih' ich den kampfgeschaarten,
den Rittern, die nicht täuschten mein Erwarten;
Den Rittern, die nicht schreckt des Tods Gewüle
da, wo gewaltig kreis't des Krieges Mühle;
Die Böses für das Gute dar nicht reichen,
und nicht erwidern Hartes mit dem Weichen.
Im Kriegesweh ist leicht ihr Mut getröstet,
ob es sie einmal auch um's andre röstet;
Sie schirmten Wakbas Hag mit einem Stoße,
der in sich schloß vielfache Todesloose,
Der wies der Feinde Zudrang ab von ihnen:
sie wußten Wut mit Wut wol zu bedienen.
Sie weiden nicht am niedern Hügelrande
Und wohnen nicht im stillen Friedenslande.

In der Uebersetzung des Recensenten:

Ich bringe meine Seel' und was ich habe
Den Reitern wahr erfundenen zur Gabe;
Den Reitern, die nicht schreckt des Todes Eisen
Am Tage, wo des Kampfes Mühlen kreisen;
Die nicht das Böse für das Gute reichen,
Die Hartes nicht erwidern mit dem Weichen,
Die nie an Muth ermatten in dem Streit,
Wenn auch die Schlacht aufflammt von Zeit zu Zeit.
Sie schirmten Wakba mit dem starken Streich,
Dem Stoß von mannigfalt'gen Toden gleich,
Indem den Feinden sie den Lohn ertheilten
Und ihre Raserei mit gleicher heilten.
Sie weiden nicht am stillen Hügelrand,
In welchem Ruh' und Friede hat Bestand.

Dabei und darüber, daß Hr. Rückert die arabischen Reiter (Fewaris) in Ritter verwandelt, wollen wir uns nicht aufhalten, müssen aber tadeln, daß er sie des Reimes willen in kampfgeschaarte verwandelt und die zwei arabischen Worte fedet nefsi, d. i. ich opfere meine Seele, mit den sechs Wörtern: mein Gut und Blut weih' ich umschreibt. Die wörtliche Uebersetzung des ersten Distichons lautet: ich opfere mich und was meine Rechte besitzt den Reitern, die meine Meinung bestätigt haben. Nun vergleiche man Rückert's und des Recensenten Uebersetzung mit dem Originale, so auch die Uebersetzung beider mit dem Originale des dritten Distichons: we la tebla [illegible] we la hum ssalu bich-

dharbi hinen bade hinen, das heißt wörtlich auf deutsch: und es sinkt nicht ihr Muth, wenn sie auch aufflammen *) im Kampf von Zeit zu Zeit. Nun vergleiche man die beiden Uebersetzungen dieses Distichons; im darauf folgenden wird dharb, d. i. der Schlag oder Streich, von Rück. mit Stoß übersetzt, was eigentlich thaan; ganz undeutsch ist die Veränderung der Loose in Loße, bloß um dem Auge nach richtig auf Stoße zu reimen. Der zweite Vers des folgenden Distichons: we dau bil-dschonun min el dschonun heißt: sie heilten Raserei mit Raserei, wie es Recensent oben übersetzt hat; dafür hat Rückert dem Reime zu Liebe: sie wußten Wut mit Wut wol zu bedienen. Diese Gegeneinanderstellung der beiden Uebersetzungen Rückert's und des Rec. von den ersten drei Gedichten mögen hier vor der Hand genügen, und wir befassen uns nun zur Begründung unseres oben ausgesprochenen Urtheils mit einzelnen Versen und Formen. Da die Reimarmuth der deutschen Sprache im Vergleich mit der arabischen es unmöglich macht, besonders in längeren Gedichten einen und denselben Reim beizubehalten, so kann keinem Uebersetzer der doppelte Reim zum Vorwurf gemacht werden; wohl aber die Verwandlung von Distichen in vierzeilige Strophen, die sich R. mehrmal, z. B. gleich in den Nummern 6, 9 und 10 erlaubt hat. Zu Nr. 13 wird aus Freytags Darstellung der arabischen Verskunst die Glossirung der sieben Distichen Katharij B. el-Fodschaet's in eben so vielen Strophen angefügt, der Dichter dieser Strophe heißt aber Ssafieddin von Hille (derselbe, dessen Lobgedicht auf Sultan el-Melik eß-ßalih Schemseddin Bernstein im J. 1816 in einer Prachtausgabe herausgegeben); er heißt Ssafieddin und nicht Fafijjeddin, was wenigstens unter den Druckfehlern hätte bemerkt werden sollen, deren Daseyn aber Hr. R. nicht anerkennt, da er kein Verzeichniß derselben gibt; in Nr. 17 ist ein ganzes Distichon, nämlich das vierte, in der Uebersetzung ausgelassen, ohne daß hierüber das geringste bemerkt wird; es heißt in der Uebersetzung des Rec.:

Vettern! kränken würde mich der Streit der lange,
Wenn mir vor dem nächsten Ende wäre bange.

Daß im folgenden Nr. 18 Weddakj's B. Someil von R. nicht die Reimfolge des Originals beibehalten worden, nimmt Rec.'en so mehr Wunder, als das Gedicht nur sechs Distichen hat, und von den sechs Reimen schon zwei im Originale durch die eigenen Namen Sefewan und Jeman gegeben sind. Das dritte Distichon lautet bei Rückert:

*) Ssala sustinuit ignis fervorem, belli vehementiam.

Und auf den Rossen findet ihr Ritter ehrenreich,
von Masens Volke, Leuen, geübt im Lanzenstreich.

Hier sind die tapferen Kämpen (el-kojmat el-ghorr) in Ritter ehrenreich verwandelt, was eher hingehen mag, als die Verwandlung der einfachen Reiter in Ritter und als im folgenden Distichon die Uebersetzung des Wortes ßabr, das nichts als Geduld heißt, mit Muth. Das vorletzte Distichon heißt in der Uebersetzung des Rec.:

Sie dringen vor in schnellem Schlachtenschritt,
Mit scharfgeschliff'nen Klingen von Jeman.

In Rückert's Uebersetzung:

Sie dringen vor und halten den Schritt in Schlachtenreihn
mit allen scharffgelippten jemanschen Klingen ein.

Im Text ist bloß vom Vordringen im Schlachtenschritt die Rede und nicht vom Halten des Schrittes; der Commentar erläutert das Distichon durch das tapfere Wort Kjaab's: Wir dringen mit den Schwertern an, wenn sie gekürzt durch unsern Schritt, was derselbe Gedanke der bekannten Antwort eines griechischen Kriegers auf die Bemerkung, daß die Feinde entfernt. Die scharfgelippten Klingen sind eine sehr glückliche poetische Uebersetzung des arabischen rakki kesch-scheferetein des Textes; da aber selbst für den arabischen Leser der Commentar die Erläuterung nöthig fand, daß unter den beiden feinen Lippen des Schwertes die beiden scharfgeschliffenen Schneiden desselben gemeint sind, so hätte dieser Erläuterung um so mehr der deutsche Leser bedurft. Ein Seitenstück der Willkür, mit welcher R. die Sprache meistern will, wenn sie nicht in sein Sylbenmaß oder in seine Reime paßt, ist zu dem obigen Loße statt Loose in Nr. 23 das Versende: so greif ich zu dem Schwerde statt Schwerte, bloß damit es richtig zum Pferde reime; dem seltsamen Reim zu Liebe ist das vorletzte Distichon von R. Nr. 23 so gegeben:

Doch du, Amru, und was zusammen du gestoppelt,
bist wie der Knecht in Ruh, wenn er sein Vieh gekoppelt.

Dieses Distichon lautet im Original:

inneke ja Amru we terken-neda
kel-aabdi if kaijede edschmalehu,

das heißt: du, o Amru, nachdem du die Großmuth aufgegeben, bist wie ein Sclave, der seine Kameele gebunden. In R.'s Uebersetzung ist der ganze Satz der aufgegebenen Freigebigkeit (terken-neda) übergangen und dafür: und was zusammen du gestoppelt dem folgenden

Reime gekoppelt zu Liebe eingepfercht. Dem Nr. 24, das nur aus zwei Distichen besteht, hat R. ein drittes beigesetzt; diese Ergänzung ist zwar in der Note bemerkt, aber ein Uebersetzer ist eben so wenig befugt, dem Originale ein Distichon beizusetzen, als wie (unter Nr. 17) eines auszulassen. Wie dem glänzenden Reime oft die Treue der Uebersetzung aufgeopfert worden, davon geben die zwei letzten Distichen von Nr. 25 ein Beispiel:

Mit erlesenen Rossen, wie wilde Teufel, nicht schwer von Fleisch,
daß ihr Lauf mit Trotzigen, Todesfreudigen haste:
Das Gewappen glühet auf ihren Busen, und sprühet Glanz,
gleich Blitzes Funkelung oder sonnigem Glaste.

Das Arabische des vorletzten Distichons lautet:

chailen ke emsalis-saali schofben
taadu bi beidhin fil-keriheti schusi;

das heißt: Pferde, die wie Wüstenteufelinnen mager in die Wette rennen mit edelen Rossen, die im Kampfe trotzig schauen; was ist hier in der Uebersetzung dem Sinne getreu wiedergegeben? Chailen sind Rosse und nicht erlesene Rosse; diese Rosse rennen mit weißen (beidh), d. i. wie der Commentar umständlich erklärt, mit edelen in die Wette. Was soll der Conjunctiv des zweiten Verses: daß ihr Lauf nicht haste? Diese Verbindung mit dem vorhergehenden Verse ist so fremdartig, daß der Leser wohl glauben muß, sie sei dem Arabischen nachgeahmt, aber nichts dergleichen; im Arabischen ist der Satz ganz einfach: Rosse, welche wie magere Waldteufelinnen mit edelen in die Wette rennen; wie kommt also in die Uebersetzung der Conjunctiv oder Imperativ: daß ihr Lauf haste hinein? Im Texte heißt es weiter: sie rennen in die Wette mit edelen, die im Kampfe trotzig schauen; das trotzig (eigentlich schief) ist in der Uebersetzung da, wo ist aber im Texte das von R. hinzugesetzte Epithet der Todesfreudigen zu finden? Nicht besser verhält es sich mit dem folgenden Distichon:

bamial-hadido aleihim fe ke inneho
wamadhan berkin au schoaao schomusi,

das heißt: das Eisen schützt sie wie schwaches Leuchten des Blitzes oder Strahlen der Sonne. R. hat aus dem Eisen das Gewappen gemacht, dieses Gewappen glüht bei ihm auf dem Busen der Pferde und sprühet Glanz; im Texte glühet und sprühet nichts, es ist kein Gewappen und kein Busen da; unstreitig ist R.'s Vers weit poetischer als der des Originals, aber er ist eben so wenig eine treue Uebersetzung als der folgende, der das schwache Wetter-

leuchten *) in Blitzesfunkelung und die Sonnenstrahlen in sonnigen Glast verwandelt. Diese Veruntreuung am Texte ist rein auf die Rechnung des Reimes von haste und Glaste zu setzen. Eine andere, dießmal nicht dem Reime zuzuschreibende Veruntreuung des Textes enthält das folgende Nr. 26:

Und ist, was man dir von mir berichtet, so schelte mich
mein Herzfreund, und steif sei meiner Hand jeder Finger!
So leg ich allein ins Grab den Mundhir in seinem Wams,
und treffe den Chaut von meinem Feind ein Bezwinger!

Diese vier Verse sind in der Hamasa mit dem Namen Maadan B. Dschewwas el-Kindi's überschrieben, und nur der Commentar sagt, daß der Dichter auch Hodscheijet heiße. Warum Hr. R. den von Ebu Temmam angegebenen Namen Maaden weggelassen und den des Commentars vorgezogen (was wenigstens in einer Note hätte bemerkt werden sollen), ist eben so wenig zu errathen, als der Sinn des letzten Verses nach der Uebersetzung Rückert's:

und treffe den Chaut von meinem Feind ein Bezwinger!

Dieser Satz ist, wie er hier steht, wohl nicht anders zu verstehen, als daß den Hauth (nicht Chaut, denn ein Ha ist kein Chi) ein Bezwinger der Feinde des Dichters treffe; der Sinn ist aber gerade der entgegengesetzte, Monsir ist der Bruder, Hauth der Sohn des Dichters, dieser verschwört sich, daß wenn er die Feinde des Königs Nooman gewarnet, die Finger seiner Hand erlahmen sollen, daß er seinen Bruder allein begraben und daß sein Sohn in einem seiner Feinde einen ihn Tödtenden begegnen möge:

we fsadefe Hauthen min aadij katilo

heißt: es treffe den Hauth von meinen Feinden (nicht von meinem Feind) ein Tödtender (nicht ein Bezwinger, der bloß des Reimes mit dem Finger willen da ist). Nach der Uebersetzung des Recensenten:

Wenn wahr was man von dir mir hat berichtet,
Verdorr' die Hand, es schelte mich mein Freund,
Ich mög' allein den Monsir dann begraben,
Es treffe dann den Hauth als Tödtender mein Feind.

Da Nr. 27 nur vier Distichen hat, setzen wir der Uebersetzung R.'s wieder die unsere an die Seite:

Wir hielten für Fett was glänzt, in Nächten, als unter uns
der Kampf mit Dschudham sich und mit Himjar erbitterte.

---

*) Wamadha Leviter, parum splenduit micuitve fulmen, non se late diffundens per nubes. Freytag's Wörterbuch IV. 608.

Und als hartes Holz auf hartes Holz traf, der eine Theil
den andern, da gabs ihr Kern nicht zu daß er splitterte.
Und als einer taglebitischen Mannschaft wir stießen auf,
die kurzhaarge Roß' antrieb zum Kampf leichtgefütterte;
Da tränkten wirs ihnen ein, und eintränkten sie es uns;
doch sie warens, die der Tod am mindsten erschütterte.

Uebersetzung des Recensenten:

Wir hielten jedes Weiß für Fett in jenen Nächten,
Wo wir gestoßen auf Dschodam und auf Himjer.
Es traf sich Hart auf Hart, sie gaben es nicht zu,
Daß durch das Feindliche gebrochen sei ihr Heer.
Und als wir trafen eine Schaar von Taghlib's Söhnen,
Die führt zum Tod dünnleib'ge glatte Pferde her,
Kredenzten wir den Becher ihnen und sie uns,
Allein es fiel der Tod doch ihnen minder schwer.

Im vorletzten Distichon führt das Original die glatten dünnleibigen Pferde (dschorden dhommera) zum Tode (lil minijet), nicht zum Kampfe, wie bei R., der die glatten dünnleibigen Pferde poetischer in kurzhaarige leichtgefütterte verwandelt; das letzte Wort ist überdieß noch doppelsinnig, indem es eben sowohl Pferde die leicht, d. i. ohne Mühe, gefüttert werden, bedeuten kann. Der vorletzte Vers:

sakainahum kjasen sakuna bimisliha,

heißt wörtlich: wir gaben ihnen einen Becher zu trinken und sie uns; der einfachen Uebersetzung hat R. das Wortspiel: da tränkten wir's ihnen ein mit dem undeutschen: und eintränkten sie es uns vorgezogen. Warum Hr. R. in seiner Uebersetzung die Ordnung des Originals nicht befolgt, sondern die Gedichte oft ganz willkürlich versetzt und nummerirt hat, kann Rec. durchaus nicht begreifen; so folgen z. B. in der Hamasa auf das Gedicht Amru B. Maadikerb's (bei R. 29) die Gedichte Sejar's und dann eines Ungenannten der Beni Bewlan, welche 30 und 31 hätten nummerirt werden sollen, statt dessen sind sie ohne alle Ursache 29 a und 29 b nummerirt. Der erste Vers Sejar's heißt:

lau schehidet Omm-ol-Kodeid thaanena,

d. i. hätte gesehen Omm-ol-Kodeid unseren Lanzenstoß. R. läßt in der Uebersetzung den eigenen Namen aus und verändert, wie er sich dieses fast durchaus erlaubt, die dritte Person in die zweite, indem er übersetzt: Weib, hättest unsern Lanzenstoß du geschaut; im zweiten Distichon heißt es: als Abends ich auf ihre Schaar warf meines Hengstes Bug. Was meint der Uebersetzer mit des Hengstes Bug? werden sich die Leser mit dem Rec. fragen, wohl nichts

anderes als das Kniegelenk. Im Texte aber steht: bi lebanihi, d. i. mit seiner (des Pferdes) Brust. Die Bedeutung von lebanet erhellet aus den Wörterbüchern und zum Ueberflusse noch aus den Scholien des 67. und 69. Distichons der Moaallakat Antaret's, in welchen das Wort leban vorkommt und von der Scholie immer mit Ssadr übersetzt wird, das Pferd drängt mit der Brust in die gegenüber stehenden Feinde ein, und nicht mit dem Bug, d. i. dem Kniegelenke. Bei Nr. 40 werden Bruchstücke von el-Mohelhil, dem Vater der arabischen Dichtkunst, nach Rasmussen's Auszügen aus Ibn Nobate angehängt und mit geschichtlichen Bemerkungen begleitet; so wird bei Nr. 43 in den Anmerkungen die Anecdote des Mannes, der statt zu sprechen nur mit seinem Stocke klopfte, erzählt, welche Schultens in den Denkmalen der ältesten arabischen Poesie *) von Saad B. Malik erzählt. In den drei Gedichten 43 b (warum wieder b statt der fortlaufenden Zahl?), 44 und 45 sind die Distichen wieder in vierzeilige Strophen verwandelt, was ganz unarabisch. Eben so frei als mit der Form der Strophe springt der Uebersetzer mit der des Satzes um, indem er eben so willkürlich die Personen als die Modos des Zeitwortes verwandelt; z. B. Nr. 43 b O sih! im Texte steht e lem tere, d. i. siehst du nicht? Er braucht also den Imperativ statt des Interrogativs, und eben so den letzten in der folgenden Strophe statt des Indicativs:

Wie manches Rossegeschwader,
das sich ergoß im Lauf,
Hielt ich in seiner Eile
Mit meinem Haltruh auf.

Die Leser werden abermals fragen, was denn ein Haltruh sei? Rec. suchte denselben im Texte, und fand den folgenden, in der Uebersetzung durch die beiden obigen letzten ersetzten Vers: rededto ala bathaiha min siraaiha, d. i. ich warf auf die hintersten (der Pferde) die vordersten zurück; was hat dieser Sinn mit Hrn. Rückert's Uebersetzung gemein? Die Strophenform hat sich der Uebersetzer wieder in 47, 48, 50, 51, 53 und 58 erlaubt; der Dichter der letzten Zahl ist Dsches B. Koleib, R. schreibt ganz unverantwortlich Dschas, ganz unverantwortlich, erstens a statt e, wiewohl das Dschim sowohl als das e weiche Buchstaben sind, und dann statt des linden Sauselautes ſ den scharfen s; diesen braucht er wieder (wo derselbe an seiner Stelle) in Nr. 60 Miswer. Wie soll der Leser errathen, daß dasselbe s in Dschas lind, in Miswer scharf ausgesprochen werden müsse? und warum schreibt R. denselben Buchstaben ſe

*) Monumenta vetustiora Arabiae, p. 40.

in Abu=Barsa und Kensa richtig mit einem s und sonst unrichtig mit s? Das Ende des dritten Verses heißt: fed-dehro la motethawweli, d. i. die Zeit ist lang; dieß übersetzt R., weil er einen Reim auf nicht brauchte, mit: nun so wird der Himmel künftig licht. Nr. 71 mag, da es nur vier Distichen hat, in Hrn. R.'s und des Rec.'en Uebersetzung hier stehen:

Ich sehe den Ribat in seiner Jugend Blüte,
und werde selber jung: kein Fehl an seiner Güte!
Der Väter Herzensweh sind mancher Leute Kinder,
doch du ein Honigtrank, ein lauterer und linder.
Sanft gegen mich gewandt ist von ihm eine Seite,
die andre zugekehrt den Feinden rauh im Streite.
Und wo's der Ehre gilt, da schüttelt sich der Kühne,
als wie vom Mittagswind bewegt des Laubes Grüne.

Uebersetzung des Recensenten:

Ich sehe den Ribath in seiner vollen Jugend,
Die meine floh; zu finden ist an ihm kein Fehl;
Des Mannes Kinder sind oft nur ein Herzenleid,
Du bist ein süßer Trank, ein kühler leichter Quell;
Die linke Seite hat er gegen uns gewendet,
Doch gegen seinen Feind er kehret um das Fell;
Bei edlen Thaten braus't er auf im edlen Eifer,
So braus't im Nordwind auf der frische Zweig grünhell.

Gleich das erste Distichon gibt in Hrn. R.'s und des Rec.'en Uebersetzung ganz den entgegengesetzten Sinn, die erste sagt: ich werde selber jung, die zweite: meine Jugend floh; das letzte ist aber das richtige, und es ist unbegreiflich, warum Hr. R. den Dichter gerade das Umgekehrte sagen lassen wollte; wella schebabi heißt: meine Jugend hat sich abgewendet oder ist entflohen *). Im zweiten Distichon fehlt bei R. das Epitheton des süßen Tranks el-barid, d. i. der kühle, wofür er des Reimes willen ein linder gesetzt; eben so fehlt im letzten Verse das Epitheton frisch (er-rathb), und der Zweig (ghofsn) ist ganz unnöthigerweise in Laub verwandelt. Nr. 75, 76, 77, 78, 79 abermal lauter vierzeilige Strophen statt Distichen. Nr. 81 Haijan B. Rebiaa; in R.'s Uebersetzung:

Das wissen die Kabilen, daß ich und mein Geschlecht
sind Meister, wo man anlegt des Kampfes Stahlgeflecht;
Und daß wir sind von Reimen der vollgestopfte Sack,
wo's gilt des Adelwettstreits und Wettgesangs Gefecht.
Doch schlagen wir am liebsten ein Heer im Waffenrost,
und unsre Schwerter zeugen, daß wir es machen recht.

*) Wella retrocessit, recessit fugiens. Freytag's Wörter[...]
S. 506.

Uebersetzung des Recensenten:

Die Stämme wissen's, daß mein Volk
Ein ernstes, wenn gehüllt in Eisen;
Wir sind der Mantelsack voll Reime,
Sei's um zu schmäh'n, sei's um zu preisen;
Wir schlagen blankes Heer bis es umkehrt,
Und uns're Zeugen sind die Schwertereisen.

Es war keine Ursache vorhanden, dem arabischen Worte der Stämme hier die Kabilen der Zeitungen unterzuschieben; die Kabilen sind ein aus Kabail verderbtes Wort. Enne kaumi su dscheddin isa lobisel-hadido heißt wörtlich: mein Volk ist ernstbegabt wann gekleidet in Eisen, dafür hat R.: ich und mein Geschlecht sind Meister, wo man anlegt des Kampfes Stahlgeflecht; von dem Dual Ich und mein Geschlecht findet sich nichts im Texte, die Ernstbegabten sind mit Meister übersetzt und das Eisen gar zu prăcios mit des Kampfes Stahlgeflecht; eben so prăcios (mit Vernachlässigung des Gegensatzes) ist et-tenafor, d. i. der gehässige feindliche Gesang, und en neschid, der lobpreisende, liebkosende, mit Adelwettstreit und wieder mit Wettgesang übersetzt. Endlich heißt im letzten Verse: enna nadhribol melhae hatta tewella: wir schlagen glänzendes Geschwader bis es umkehrt; der Satz bis es umkehrt fehlt in R.'s Uebersetzung, das glänzende Geschwader ist in ein waffenrostiges Heer verwandelt, und daß wir es machen recht ist rein willkürlicher Zusatz, im Texte steht nichts als es-sojufo lena schohudo, d. i. die Schwerter sind uns Zeugen. Wie hat Hr. R. hier die altarabische Einfachheit auf neudeutsch verkünstelt! Nr. 82 ist Abu-Barsa (richtiger Ebu Berse) *) überschrieben; Ebu Berse ist der Vorname des Dichters el-Aaredsch vom Stamme Maan, der mit diesem Namen von Ebu Temmam aufgeführt ist, der Vorname (Kunijet) dient so wie der Zuname (Lakab) nur zur Unterscheidung der Personen, welche denselben Namen Jsm gemein haben; Hr. R. war keineswegs befugt, den in der Hamasa angesetzten Namen des Dichters mit dessen Vornamen zu vertauschen; er scheint nicht zu wissen, daß der bloße Vorname nur eine vertrautere Benennung (wie im Russischen die nach dem Namen des Vaters mit dem angehängten witsch); er scheint nicht zu wissen, daß nie der Vor-

*) Warum Barsa in der Vulgaraussprache, während gleich in dem vorhergehenden Titel Nr. 81 und dem folgenden Nr. 83 das Feth der weichen Buchstaben Re und Sin richtig als Rebiaa und Esed und nicht Rabiaa und Asad geschrieben ist; wo ist hierin folgerechtes Verfahren?

name allein gebraucht wird, als wenn der Name schon als bekannt vorausgesetzt wird, und daß demselben, wenn Namen und Zunamen ausgelassen wird, der Stamm- oder Ortsname (Nisbet) folgen muß: wollte er also statt el-Aaredsch el-Maanij, wie der Artikel im Texte überschrieben ist, bloß den Vornamen Ebu Berse setzen (wozu aber weder Nothwendigkeit noch Befugniß vorhanden), so mußte wenigstens Ebu-Berse el-Maanij gesetzt werden. Aus dieser willkürlichen Verwechslung des Namens mit dem Vornamen und aus der Beibehaltung des ersten in Nr. 111 entsteht die nothwendige Verwirrung, daß Ebu-Berse und El-Aaredsch von Maan, welche eine und dieselbe Person, vom Leser für zwei verschiedene Dichter gehalten werden müssen, wie sie auch im Register als zwei verschiedene Dichter ohne alle Beziehung des einen auf den andern aufgeführt sind; wenigstens hätte unter Nr. 82 in einer Note der Name und in Nr. 111 der Vorname bemerkt werden sollen. Nr. 86 ist abermal in vierzeiligen Strophen übersetzt, die erste lautet:

Erprobt hat meines Armes Beistand
in Kampfgefahr,
Am Tag des Lanzenstößewechsels,
erprobt Sejjar.

In der dem Sinne und der Form nach getreueren Uebersetzung des Recensenten:

Mich hat erprobt in den Begegnissen
Des Unterschieds der Speere der Seijar.

Um die größere oder mindere Treue dieser beiden Uebersetzungen darzuthun, ist es nöthig den arabischen Text zu befragen *), im selben ist kein Wort von meines Armes Beistand und Kampfgefahr, die erste Zeile heißt wörtlich: schon hat mich erprobt in dem was sich ereignet hat, im zweiten Verse heißt ichtilafi fidschadschi wörtlich: die Verschiedenheit der Lanzen, woraus R. mit seiner Vorliebe für indische Wortzusammensetzungen, wovon sich im Genius der arabischen Sprache nicht die geringste Spur findet, der Lanzenstößewechsel gemacht, das ist nicht der Araber, sondern Rückert. Auch steht im Texte nichts vom Tage, wohl aber im folgenden Nr. 87 beim Namen des Dichters (in Fr.'s Hamasa noch dazu mit großer Schrift gedruckt): am Tage Si Kar aus dem Stegreife. Dieser beiden für die Zeit, in welcher der Dichter lebte, und sein poetisches Talent so wichtigen Umstände wird mit keinem Worte erwähnt. Die historischen Be-

*) lakád belani ala ma kjane min hadevin
and ichtilafi fidschadschil kaumi Seijar.

stimmungen der Zeit, in welcher die Dichter lebten, sind in der Hamasa sehr selten, um desto weniger darf eine solche vom Uebersetzer vernachläßigt werden. Die Schlacht von Sikar ist überdieß eine der berühmtesten der arabischen Geschichte, die erste, in welcher die Perser und Araber ihre Streitkräfte versuchten, sie hatte zwischen dem Heere des persischen Königs Chosrew Perwis und dem Stamme Bekr B. Wail im zweiten Jahre der Hidschret (624) Statt [1]). Zu dem Worte mortedschil, d. i. aus dem Stegreife, hätte noch bemerkt werden können, daß das arabische Wort ganz dieselbe Bedeutung hat, wie das Deutsche aus dem Stegreif, indem mortedschil einen mit dem Fuße im Bügel Stehenden und so Verse Hersagenden bedeutet. In Nr. 89 lautet bei R. das fünfte Distichon:

Doch ists, als war er niemals bloß, sobald er kam zum Kleide,
als ob er nie gedarbt, sobald er fand die beßre Weide.

In der Uebersetzung des Recensenten:

Am Tag, wo Kleid ihn deckt, ist nackt kein Held,
Und arm ist nicht, wer kleines Gut bestellt [2]).

Der Gedanke des Dichters ist, daß, wer nur einige Fetzen hat, um seine Blößen zu decken, nicht nackt, und daß nicht arm, wer nur Etwas besitzt; isa ma temewwela heißt wörtlich: wenn er je irgend Etwas an Gut besitzet, daraus macht R.: sobald er fand die beßre Weide; die Wurzel von temewwela ist mal, das aber weder Weide noch Heerde bedeutet, wie es R. manchmal übersetzt. Eben so wenig, als aus R.'s Uebersetzung dieses Distichons der Gedanke des Dichters dem Leser klar werden kann, eben so wenig aus dem letzten:

Bist du auf einer Seite müd, so wirf dich auf die andre;
zu fußen findet überall ein Mann, wohin er wandre.

In der Uebersetzung des Recensenten:

Bist müde du, so such' nach andrem Sitze,
Du findest dann in jedem Lande Stütze.

Es ist derselbe Gedanke, den Saadi so bündig ausgedrückt:

Kein Herz, kein Land sei dir gesetzt zum Ziel,
Denn Land und Meer sind weit und Menschen gibt es viel.

In Nr. 94 das zweite Distichon:

Sags meinen Vettern an: Gereizt auf sie, so wahr
der Herr lebt, ist ein Leu, kinnbackig, mähnenglatt [3]).

---

[1]) Abulfeda I. p. 89.

[2]) keinnel-feta lem jaare jaumen isa iktesa
we lem jeko ssaluken isa ma temewwela.

[3]) fekol li beni aammi fekad we ebihim
monu bi heritisch-schidki eschwese aghlebi.

In der Uebersetzung des Recensenten:

Sag' meinen Vettern, und ich schwör's bei ihrem Vater,
Ein Leu weitmauliger und trotz'ger harret ihrer.

Der Schwur des ersten Verses ebihim, d. i. bei ihrem Vater! ist von R. mit: so wahr der Herr lebt umschrieben; das arabische weitmaulig [1]) übersetzt R. mit kinnbackig, was eigentlich gar keinen Sinn gibt, denn einen Kinnbacken hat doch jeder Löwe. Das folgende Wort eschwes (torve intuens) wird bloß des Reimes willen in mähnenglatt verwandelt; statt des weitmauligen, trotzig schauenden arabischen Löwen ist der Rückert'sche ein kinnbackiger mähnenglatter! Bloß dem Reime scheint auch die gänzliche Sinnentstellung des zweitfolgenden Distichons zuzuschreiben zu seyn:

Regt neu die Wut nicht auf, die jetzt gefesselt ruht,
von der zu hören macht des Hörers Ohren satt.

Man vergleiche den letzten Vers mit dem Originale [2]), dieser heißt wörtlich: schimpflich ist's zu schmähn für den Verfolger. Derselbe Vers [3]) wird im nächsten Distichon wiederholt, nur das erste Wort heißt im ersten schimpflich (semimet), im zweiten schändlich (kabihat); R. übersetzt, statt denselben Vers zu wiederholen, den zweiten mit:

ein Ungetüm, das macht noch manchen Helden matt;

hier ist also ein und derselbe Vers zweimal auf ganz verschiedene Weise, und in keinem von beiden der wahre Sinn des Textes gegeben. Durch eine seltsame Inconsequenz schreibt Hr. R., der das Kesr so oft mit e statt mit i wiedergibt [4]), in Nr. 100 den Namen Hakem, des Vaters des Chalifen Merwan, Hakim statt Hakem, er, der denselben Namen unter Nr. 443 und 512 statt Hakem Hakam schreibt. Nr. 6 Hassan B. Nuschbet (hier ist Hassan richtig geschrieben, weil ein doppeltes Sin) das zweite Distichon:

---

[1]) Herit amplis oris lateribus praeditus und schedika amplos largos oris chalinos habuit.

[2]) semimete sikril ghibbi fil moteaakkibi.

[3]) kabihata sikril ghibbi fil moteaakkibi.

[4]) So schreibt er Charedscha statt Charidsche, Aaßem statt Aaßim, Malek statt Malik, Hares statt Haris, Hatem statt Hatim, Masen statt Masin, Nabegha statt Nabigha, aber dann wieder richtig Dschabir, Chalid, Bischr, Milha, Chidasch, Kirwasch, Misdschach, Mirdas, Siml, Chatim; wie soll nun der Leser errathen was richtig und unrichtig, wenn er einmal Hatem und dann wieder Chatim (809) geschrieben findet? die Buchstaben t, m, und der Vocal Kesr sind doch immer dieselben.

Die wiesen wir da links hinaus, sie machten früh
sich auf und spornten ihre Thiere in schnellen Gang.

Der letzte Vers soll die Uebersetzung der drei arabischen Wörter josedschunel-mathijel mochesema seyn, diese geben aber gerade den entgegengesetzten Sinn; denn sie heißen: sie schüttelten ihre Lastthiere mit dem Kappzaum; ein Pferd oder ein Kameel spornen oder den Kappzaum straff anziehen ist doch ganz was anderes; deßhalb lautet dieses Distichon in der Uebersetzung des Recensenten:

Wir ließen liegen sie (besiegt) zur linken Hand,
Sie schüttelten ihr Thier mit festem Kappzaumsband.

Im zweitfolgenden Distichon der zweite Vers:

in seinem Blut blieb ligen mit angemalter Wang;

hier fehlt das Andem des Originals, das nach Einigen Drachenblut, nach Anderen rothes Färbeholz bedeutet, deßhalb in des Recensenten treuerer Uebersetzung:

Deß Wange blutig wie von Andem's, Bakkam's Saft.

Nr. 109 Dschef B. Dhirar, des fünften Distichons zweiter Vers:

beut Laubesfüll und Schatten in die Runde;

hier ist das frische Laub des Textes werak rathib unnöthigerweise in Laubesfüll verwandelt, und noch weit überflüssiger der Schatten in der Runde des Reimes willen als Zuwage beigegeben. In Fr.'s Hamasa S. 173 findet sich ein Gedicht in sieben Versen des Dichters Roscheid B. Romeidh el-Anberij; statt dieses Namens, der auch im Register fehlt, ist das Gedicht bloß der nächtliche Freibeuter überschrieben; der erste Vers lautet wörtlich:

Sie schliefen, doch der Sohn der Hind schlief nicht [1].

In Rückert's Uebersetzung:

Im Schlaf sie schwammen, aber er im Schlaf nicht schwamm.

In dieser Uebersetzung fehlt der Name des Sohnes der Hind, und das einfache sie schliefen und er schlief ist in schwammen und schwamm verschwemmt. Der erste Vers des zweiten Distichons heißt wörtlich:

Von vollen Schenkeln und von leichtem Schritt [2].

In Rückert's Uebersetzung:

Ein rüstger Schreiter, dessen Schenkel derb und stramm.

---

[1]) batu niamen we Ibno Hindin lem jenam.

[2]) chadelledschos-sakain chaffakol-kadem.

Man sieht, daß das derb und stramm einzig des Reimes mit schwamm, oder jenes diesem zu Liebe da ist, dem zu Liebe auch das letzte Wort, statt Irem, Iram geschrieben wird. Nr. 127 Ibn Daret:

Verkrich dich hinten, oder, Simel, duck dich vorn,
doch sei gewis, daß ich dich kriege!
Wen ich verfolge, der erwehrt sich meiner schwer,
wie das Kamel der blauen Fliege.

In der Uebersetzung des Recensenten:

O Siml, nicht entgehst du mir, wenn du entfliehst;
Mir kömmst du nicht zuvor, wenn auch ein Fuchs voll List;
Ich bin der Mann, deß Feindschaft Männer fühlen,
Wie das Kamel der blauen Fliege Wühlen.

Die Gemeinheit: daß ich dich kriege, hat ihr Daseyn bloß der blauen Fliege zu danken, jene kann aber so wenig gerechtfertigt werden, als die Verwandlung des Namens Siml in Simel, am wenigsten aber das verkrichen und ducken des ersten Verses, in welchem sich nichts verkriecht und nichts duckt. Das Distichon heißt wörtlich: O Siml, wenn du auch antreibst, ich erreiche dich, und wenn du auch listig wie ein Fuchs, du kömmst mir nicht zuvor [1]). Die Arglist des Fuchses, welche in dem Worte terugh liegt, ist ganz außer Acht gelassen; im hinten verkriechen und vorn ducken gefällt sich der Uebersetzer so wohl, daß er diese ganze Strophe unter Nr. 591 noch einmal wiederholt. Nr. 128:

Für Kaiß und seinen Bruder Chindif eifre ich,
da mancher feige Sohn die Väter läßt in Stich.

Der zweite Vers heißt im Text: weil ihre Feigen zur Hilfe ohnmächtig [2]); hier kommt im Text kein Vater und kein Sohn vor. So ist auch das zweite Distichon:

Doch ihre Ehre weiß ich zu verteidigen,
und die zu kränken, welche sie beleidigen,

viel zu frei übersetzt, denn es heißt wörtlich: Ich wehre ab von ihrer Ehre und ich vergelte Gleiches mit Gleichem [3]). Im nächstfolgenden Distichon ist in der Uebersetzung das wesentliche Epithet meschrefi ausgelassen, indem die meschrefischen Schwerter eben so berühmt als die rodeinischen Lanzen. S. 141 ist Kais B. Soheir durch Aussprach-

---

[1]) ja Siml inni in tekjun li hadijen
aakir aleike we in terugh la tesbike.

[2]) wena ghan nafsriha chofaloha.

[3]) Defaato an aaradhiha fe menaatoha
we ledije fi emsaliha emsaliha.

und Druckfehler in Kais B. Suhrir verwandelt. König Kais, sein Enkel Mosawir (B. Hind B. Kais) Bischr B. Obeij 146, er-Rebij B. Sijad 148 und Ghallak B. Merwan 149, die auf einander folgen, bilden eine Gruppe von Stamm- und Zeitgenossen aus der grauesten Zeit der arabischen Geschichte, nämlich aus der Zeit des durch den Wettlauf des Hengstes Dahis und der Stute Ghabra herbeigeführten Krieges; vermuthlich gehören 134 Schoreih B. Kirwasch, Obeij B. Hommam, 151 Orwet Ibnol Werd und Ebul Ajadh, alle vier aus dem Stamme Aabs, in dieselbe Zeit. Nach Nr. 149 hat Hr. R. zwei Zugaben, die erste die Moallakat Soheir's, aber nur vom sechzehnten Distichon an, dann das berühmte Lobgedicht seines Sohnes Kaab B. Soheir eingeschaltet. Eine eben so schätzbare Zugabe ist noch 157 die Uebersetzung von der Kaßidet Schenferi's von Esd. Da diese beiden Gedichte im Text und Uebersetzung längst bekannt, so kann diese neue Uebersetzung mit den schon bestehenden leicht verglichen werden, die deutsche Sprache und ihr Meister (zu oft aber auch Meisterer) Rückert haben den reichen Doppelreim und den Kraftausdruck vor der lateinischen und französischen Uebersetzung voraus. Schenferi, der wüste Geselle, ist der wahre Kumpan zum Dichter Räuber Teebetha scherren. Der Name des Dichters Teebetha scherren heißt: er hat das Böse unter dem Arme getragen. R. meint, dieß sei von dem Schwerte zu verstehen, das er unter dem Arme trug; diese Meinung ist aber eine irrige, indem das Aghani den Anlaß des Namens erzählt: Er trug als Knabe eines Tages einen Widder nach Hause, der ihm mit seinem Blöcken und Stößen lästig, und den er nahe dem Zelte wegwarf; als man ihn fragte, was er unter der Achsel getragen, antwortete er: das Böse, woher ihm der Name geblieben. Andere sagen, daß er eines Tages große, in einen Sack zusammengefangene Schlangen unter der Achsel seiner Mutter nach Hause gebracht; Andere aber, daß er eine Ghul, die ihn in der Wüste nothzüchtigen wollte, erschlagen und unter der Achsel nach Hause getragen habe. Nirgends ist von dem Schwerte eine Rede, was eine bloße Vermuthung des poetischen Uebersetzers. Tebetha-scherren und Schenferi sind zwei Dichter, Räuber, Schnellläufer, deren es mehrere unter den altarabischen Dichtern gibt, und die, wenn man die Legion arabischer Dichter nach gewissen Klassen ordnen wollte, eine besondere Klasse derselben bilden müßten, wie die Dichter Könige, die Dichter der Moallakat und der drei ihnen ebenbürtigen Dichter (el-Aascha, Nabigha edh-Dhobjani und Alkama), die Dichter Romanhelden, welche nur durch ihre Liebschaften berühmt, die Dichter Nichtmosli-

men, welche entweder Christen oder Juden, und endlich die Dichterinnen. Diese Eintheilung nach Klassen würde die zweckmäßigste in einer Geschichte arabischer Poesie seyn, da die Klassenabtheilung der Dichter der Hamasa und des Diwans der Beni Hodeil in chronologischer Ordnung ob des Mangels historischer Angaben bei den meisten vollends unmöglich. In der vorliegenden Uebersetzung sind wenigstens im Register sehr zweckmäßig die Dichterinnen besonders aufgeführt. Ueber die Dichter Räuber und Schnellläufer ist in den Noten zu Schenferi, Tebetha-scherren und seiner Mutter (Nr. 267) das Gehörige bemerkt *); von Königen kommen in der Hamasa nur die Verse von zweien vor, nämlich Soheir's, des Königs der Beni Aabs, und des Amrul-Kais, des Königs der Beni Kinde; von Dichtern Helden Mehrere, wie Orwet Ibnol Werd, Maadikerb, die beiden Aamir (B. Thofeil und B. Malik) Doreid B. Eß-ßimmet, Sur Rommet, Motemmim B. Nuweiret, Mohelhil, Koleib und Andere. Von den Dichtern Romanhelden ist nur Omar B. Ebi Rebiaa als der „unläugbar größte Liebesdichter der Araber" hervorgehoben; darunter gehören aber auch Koseir und die beiden Morakkisch; von Juden kommt Samuel B. Aadia, der berühmte Freund des Dichters Amrul Kais, von Christen Aada B. Seid (aber nur in einer Scholie Nr. 22 als Zusatz zu 666) vor, ohne daß über diesen durch seine Wirksamkeit und sein tragisches Schicksal so berühmten Dolmetsch, Sekretär des Königs von Hire, ein Wort hinzugesetzt wird. Die Geschichte desselben bietet weit größeres Interesse dar, als so viele andere Umständlichkeiten der Scholien, die sich Hr. R. öfters zu übersetzen die Mühe genommen; so füllen die zu Hodbet B. Chaschrem (Nr. 553) fünf volle Blätter kleinen Drucks. In den Anmerkungen zu Schenferi's Kaßidet (Lamietol aareb, im Gegensatze zur Lamietol-aadschem Thoghraijs), welche Silv. de Sacy in seiner arabischen Chrestomathie zuerst im Texte und Uebersetzung herausgegeben, und welche auch Francisque Mi-

*) Ein Dichter Räuber ist auch Schebib B. Amru B. Koreib in Fr.'s Hamasa S. 311, dessen Name von R. unter 201 gar nicht angegeben ist und auch im Register gar nicht vorkommt; statt dessen steht in demselben unter dem Buchstaben L: Ellas (der Räuber); da das Register nur eigene Namen aufführt, so kann Niemand zweifeln, daß Ellas der eigene Name des Räubers sei; dieß ist aber keineswegs der Fall, indem dieser Schebib heißt und el-laß bloß das arabische Nennwort für Räuber; das allersonderbarste ist, daß dieses im Register unter Nr. 201 aufgeführte Wort unter dieser Nummer gar nicht vorkommt.

chel in seiner Auswahl orientalischer Poesien [1] aufgenommen) bemerkt Hr. R., „daß er den Vogel Katha bald als Kibitz, bald als Kranich, bald als Taube übersetzt habe; daß der Katha nach neueren Naturkundigen eine Rebhuhnart sei, was ihm mit dem überaus schnellen Fluge unvereinbar scheine; nach den arabischen Beschreibungen gebe es drei Arten.« Nach den Beobachtungen der neuesten Ornithologen gibt es aber nicht weniger als acht Arten des Katha, darunter die Perdix aragonica [2]). R. bemerkt, daß dem Katha auch ein zierlicher trippelnder Gang zugeschrieben, und seine Tritte Frauentritten verglichen werden, was mit dem Rebhuhnsschritt wohl übereinstimmt. Der Katha ist schon durch seinen Ruf: Katha! Katha! welcher das Sprichwort: Wahrhaftiger als der Katha, veranlaßt hat, ein so bekannter Vogel, daß in der Uebersetzung sein Name hätte beibehalten, und weder mit Kibitz und Kranich, und noch weniger mit Taube hätte übersetzt werden sollen; einmal übersetzt Hr. R. sogar den Todtenvogel el-Hammet (Stryx nilotica des Prinzen von Würtemberg), welcher die Gräber umfliegt, mit Taube, einer Taube kann doch unmöglich der Umgang um die Kaaba eines Grabes zugemuthet werden. Eine belehrende Anmerkung enthält das auf Tebetha-scherrens Verse zweitfolgende Gedicht (160) Saad B. Malik B. Dschobeiaa's, in Betreff der Eier des Harems, welches die Frauen.

»Die Eier des Gemachs, eine Bezeichnung der edlen Frauen, die im Frauengemache vor aller Verletzung bewahrt sind, wie das Ei im Neste, eben so weiß und zart und unbefleckter Zucht. Dazu im Gegensatze sagt man: ein Ei des Feldes oder Landes, von einem Manne unedler oder unbekannter Herkunft. Doch auch umgekehrt im ehrenden Sinne wird dieses gesagt von einem landberühmten Manne.«

---

[1]) Choix de poésies orientales. Paris 1830.

[2]) Der Rec. dankt die nachfolgende Auskunft über die verschiedenen Arten des Katha Sr. Hoheit dem Prinzen Paul von Würtemberg, dem großen Reisenden in Amerika und Afrika bis an die Gränzen von Aethiopien: 1) Pterocles setarius Temm. Buffon planches enluminées 105. 106. Pt. Al Chata Licht. Pt. lata Vieillot (Süd-Europa und Mauritanien). 2) Pt. exustus, Temm. planches coloriées, 354, 360. Pt. Senegalensis Licht. (im Sudan bis Theben). 3) Pt. isabellinus Pr. Wurtb. Atlas (Pt. Tachypetes, Gmel? Nubische Syrte). 4) Pt. Arenarius Temm. (Tetrao arenarius, Pallas). Acta Petropol. t. xx. pl. 8 Perdix aragonica, Latham (Südeuropa und Mauritanien). 5) Pt. polyzonos Pr. Wurtt. Atl. Pt. Cicinctus Licht.? (Sennaar). 6) Pt. diadematus Pr. Wurtt. Atl. (Pt. quadricinctus?? Temm. Gallinées t. III. p. 713 Fezoglu). 7) Coronatus Licht. Pr. Wurtt. Alb. Temm. pl. color. 339. 340 (belled Sudan, Bejudâh). 8) Syrhaptes (Heteroclites, Lesson) paradoxus, Ill. Tetrao paradoxus, Pallas G. R. Gray Genera of Birds, Part. 1. pl. 3 (Persien und Türk. Karagan, Bochara).

Daß die Frauen bei den Arabern mit Eiern verglichen werden, ist zwar nichts Neues, indem schon Sewseni, der Commentator der Moaallakat des Amrulkais, in der Scholie zum dreißigsten Distichon derselben die weißgelbliche Farbe des Gesichts, welche der Farbe von Straußeneiern ähnelt, als die Ursache dieser Benennung angibt; aber als neu hätte dazu bemerkt werden können, daß das Ei nicht nur bei den arabischen Dichtern im oben angeführten Sinne, sondern auch bei den persischen und türkischen Geschichtschreibern in doppelter Beziehung eine große Rolle spielt; erstens ist das Ei des Islams synonym mit dem Gebiete des Islams, die Reinhaltung des Eies des Islams oder Befreiung des Eies des Islams von der Besudelung der Hände der Ungläubigen ist eine stätige Metapher moslimischer Geschichtschreiber; zweitens bedeutet ein goldenes Ei einen Dukaten; der Ursprung desselben ist die Verderbung des Namens von Byzanz; aus den byzantinischen Goldstücken haben die Franzosen ihre Besan d'or und die Araber ihre Beidhat el-seheb, d. i. ihre goldenen Eier gemacht. Persische und türkische Geschichtschreiber begehen aber noch den großen Anachronismus, daß sie ein Tausend dieser goldenen Eier, d. i. byzantinischen Goldstücke, schon von Darius dem Alexander als Tribut abfordern lassen *). Saad B. Malik B. Dhobeiaa ist der Großvater Tharafa's, eines der Dichter der sieben Moallakat; Saad und sein Oheim Dschahder sind zwei vorspringende Helden des berühmten, des Kamelweibleins der Frau Besus willen zwischen den Stämmen Bekr und Taghlib geführten vierzigjährigen Krieges, von welchem die zu den Versen beider Dichter (Nr. 160 und 161) übersetzten Scholien zwar einzelne Anekdoten liefern, ohne daß dadurch eine historische Uebersicht des Ganzen gewonnen wird; es wäre weit vorzüglicher und zweckmäßiger gewesen, die unter den obigen beiden Dichtern, dann unter Mohelhil (305) zerstreuten Anecdoten dieses um das Kamelweiblein des alten Weibes Besus geführten vierzigjährigen Krieges in Einem Artikel zu vereinen, und den Verlauf des Krieges selbst nach Ramussen's aus Thaberi und Ibn Nobate genommener Schlachtenfolge chronologisch zu erzählen. Vergleichen wir nun die Uebersetzung von Nr. 160, so finden wir, daß dieselbe eben so präcios, als die so vieler anderer von Hrn. R. übersetzten Gedichte der Hamasa, ohne daß hiezu die Nothwendigkeit im Texte liegt. Gleich das

*) Dara adam göndirub ol bin beidha altuni thaleb eiledi, d. i. Darius sandte einen Menschen und begehrte diese tausend goldenen Eier. Tarichi Fenaji, gedruckt zu Wien im J. 1199 d. H. (1784) S. 13.

erste Distichon [1]) heißt wörtlich: Weh' dem Krieg, der wegsetzt die Schaaren, die nun ruhen. In R.'s Uebersetzung:

O Weh dem Krieg, der abgetan Mannschaften, die nun stille liegen!
den Leuten macht des Krieges Brand den Stolz und frohen Muth verfliegen.

Durch die Vergleichung mit dem arabischen Texte erhellet, daß der zweite Vers das folgende Distichon enthält, indem der Sinn des ganzen arabischen Distichons schon in der ersten Zeile gegeben ist. Wenn sich Hr. R. die Freiheit nehmen wollte, aus den vierzehn Distichen des Originals sieben zu machen, so hätte er diese Freiheit wenigstens in einer Note entschuldigen sollen. Die Verse des Originals sind so kurz, daß er ungeachtet der Zusammenziehung von zwei Distichen in eines noch Flickwörter einschieben muß. So im vierten Distichon:

ein dichtes Panzerhemd, ein Helm bekrönt, ein Speer, der nicht zu biegen.

Statt den letzten sechs Wörtern steht im Original das einzige wort er-rimmah, d. i. die Speere, uud was den bekrönten Helm betrifft, so hätte wenigstens in einer Note die Erklärung der Scholie beigefügt werden sollen, daß unter dieser Krone des Helms der Nägelreif desselben zu verstehen ist. Das sechste Distichon lautet in des Rec. Uebersetzung:

Izt flieht, izt kehret Mann und Roß
Zum Angriff und zum Hörnerstoß [2]).

El-kerr baadel ferr, d. i. die Rückkehr nach der Flucht, ist ein auch in türkischen Geschichten häufig vorkommender Spruch, en-nithah ist der Stoß von Widderhörnern. In R.'s Uebersetzung:

erneuter Angriff nach der Flucht, wo kein Vergnügen Stoß und Drang ist.

Von der zweiten Hälfte dieses Verses: wo kein Vergnügen Stoß und Drang ist, steht kein Wort im Original, eben so wenig die zweite Hälfte des folgenden Verses:

Der Krieg zeigt seinen Schenkel nackt, sein lautres Gift ist eingeschenket.

In der Uebersetzung des Recensenten:

Der Tag legt seine Schenkel blos,
Der volle Gräul der Schlacht ist los.

---

[1]) Ja buse lil harbi elleti
waadhat erahith fe isterahu.

[2]) wel kerro baadel ferri if korihet - takaddemo wen-nithaho.

Der letzte Vers [1]) heißt wörtlich: von dem Bösen liegt das Reinste offen, im Texte ist vom Einschenken lauteren Giftes nichts zu finden. Das folgende Distichon lautet bei Rückert:

Denkt an die Eier des Gemachs! pfui, wer an Schaf' und Ziegen denket.

Die Eier des Gemachs (beidathol-chodur, eigentlich die Eier der Schleier, weßhalb eine züchtige Frau el-mochadderet, d. i. die Verschleierte heißt), hunake la en-naamol-moraho heißt: hier ist kein Ruheort für Heerden, und nicht: pfui, wer an Schaf' und Ziegen denket. Das vorvorletzte Distichon [2]) lautet in der Uebersetzung des Recensenten:

Hey! hey! des Tod's, der unentfliehbar,
Der Waffen, welche nun ausziehbar.

Das Arabische heihat! ist ganz das Deutsche hey! hey! el-mewt dun el-fewt, d. i. der Tod ist unentfliehbar, ist ein eben so beliebter, häufig angebrachter Kernspruch, als das obige el-kerr baadel ferr; entodha es-silah, es werden ausgezogen die Waffen; dieses Distichon lautet bei R.:

es schneidet ab die Flucht der Tod, und Waffen zieht man aus den Memmen.

Den wenigsten Lesern wird klar vor den Augen stehen, daß die erste Hälfte dieses Verses so viel heiße, als: der Tod ist unentfliehbar; Jedem aber, der das Arabische versteht, ist es klar, daß die feigen Memmen bloß des Reimes willen da sind; eben so die Taleswiegen im folgenden Distichon statt des bithah des Originales, was bloß Niederung oder Sumpfland bedeutet. In Nr. 163 ist Rückert's zweites Distichon:

Wir alle, wie wir streben, gehn gar weit ihm hinterdrein;
doch wer nach besten Kräften ringt, soll sein Nachfolger seyn.

Im Original [3]) steht bloß: wer von uns strebt erreicht nicht sein (des Vaters) Streben, aber wenn jener von hinnen geht, so folgt dieser ihm nach, das heißt: im Leben kann keiner des Vaters Streben erreichen, nur im Tode ihm nachfolgen. Man sieht, daß dieser Sinn bei weitem ein anderer ist, als der R.'s. Bei Nr. 167 wollen wir uns nicht auf die grammatikalische Kritik des Textes, sondern auf die historische der Noten des Uebersetzers einlassen, und müssen

---

[1]) we beda min esch scherri ess-ssoraho.

[2]) heihate hal el-mewto dun el-fewti we intodha es-silaho.

[3]) fe men jesaa minna la jenel mislc saaihi
we lakin meta ma jertahil fe huwe tabiiohu.

daher, besonders da der Dichter ein vorzüglich poetischer und historischer, etwas weiter ausholen: es ist el-Monachchal (nicht Elmunachal ohne Verdoppelung), der berühmte Geliebte Motedscherridet's (nicht Mutedscherred, wie Hr. R. schreibt, denn dieses wäre der Name eines Mannes und nicht einer Frau), der Gemahlin Nooman (II.) B. Mousir's (II.), wie es die Scholie zum Titel des Dichters angibt und wie es der Kamus [1]) bestätigt; der Kamus, welcher die Zahl gleichnamiger Dichter immer sehr genau angibt und dieselben nach ihren Namen aufführt, wie er z. B. nicht weniger als fünf Amrulkaise und acht Nabigha aufführt, bestätigt auch [2]), daß es nur einen einzigen Monachchal gebe, von dessen nie erfolgter Rückkehr das Sprichwort herrührt: Ich werde es nicht thun bis der Monachchal wiederkehrt. Hiemit wäre also Hrn. R.'s unnöthige Annahme zweier Dichter des Namens Monachchal vollkommen beseitigt, denn da Monachchal unter Nooman II. B. Monsir II. lebte, so konnte er im Gefängnisse freilich nicht die Tochter Monsir's III., des dritten Nachfolgers Monsir's II., angerufen haben; es konnte aber diese Hind Motedscherridet selbst gewesen seyn, welche, wie uns das Aghani unter dem Titel el-Monachchal lehrt, die Namen Mawijet und Hind führte. Motedscherridet, auch Mawijet und von Andern Hind genannt, die Tochter Monsir's des Schwarzen aus dem Stamme Kelb, die Gemahlin ihres Vetters Hakem, die größte Schönheit ihrer Zeit. Der König Nooman II., Sohn Monsir's II., der sich in sie verliebte, machte dem Hakem den Vorschlag, ihre Gemahlinnen zu tauschen, was Hakem zufrieden war. Nach dem Tode Monsir's II. nahm sie sein Sohn Nooman II. zur Frau. Der Dichter Nabigha, der Gesellschaftsgenosse Nooman's, ward von ihm aufgefordert, das Lob Motedscherridet's zu singen; der Dichter that es in einer Kaßidet, in welcher den König aber zwei Distichen ärgerten, weil er meinte, daß so genaue Beschreibung nur dem möglich sei, der seine Gemahlin eben so genau kenne wie er selbst; er wollte den Dichter hinrichten lassen, der sich durch die Flucht zu den Beni Ghasan vom Tode rettete; el-Monachchal aber, der wirkliche Liebhaber der Königin, von dem sie auch zwei Söhne hatte, ward eingekerkert und getödtet. Die Verse Nabigha's, an denen der König Anstoß nahm, waren die folgenden:

Sie trifft, so oft sie stoßt, das Ziel,
Woran gerieb'ner Moschus duftend bleibt,
Und widerstrebend widerstrebet sie,
Wie Lamm, das an dem Strick sich sträubt.

---

[1]) Constantinopolitaner Ausgabe II. S. 587. [2]) II. S. 359.

Die Lebensschicksale der berühmtesten alten arabischen Poeten sind so enge mit der Geschichte der Könige von Hire verflochten, daß, um eine klare Uebersicht der ersten zu gewinnen, ein kurzer Ueberblick der zweiten, in so weit ihre Könige Freunde oder Feinde von Dichtern waren, durchaus nothwendig ist. Von Dschesime, dem zweiten Herrscher der Beni Lachm in Hire, und den beiden Dichtern Malik und Okail, die er nach dreißigjähriger Genossenschaft tödten ließ, ist schon oben gesprochen worden, so wie von Nooman, dem Einäugigen, dem Alten, dem Erbauer der Paläste Sedir und Chawernak, dem Erzieher des persischen Prinzen Behramgur, mit welchem auch die älteste Geschichte persischer Poesie beginnt. Mit Nooman II., dem Sohne Monsir's II., dem Gemahle Motedscherridet's, beginnt die innigste Verbindung der Lebensgeschicke arabischer Dichter mit der Geschichte der Könige von Hire durch das, was oben von den Dichtern el-Monachchal und seinem Freunde Nabigha ed-Dobjani erzählt worden. Monsir III. B. Maes-sema, d. i. der Sohn des himmlischen Wassers, war ein Zeitgenosse der Helden des Krieges zwischen den Stämmen Aabs und Dobjan, so wie Monsir I. ein Zeitgenosse der Helden des Krieges zwischen den Stämmen Bekr und Taghlib (Mohelhil's, des Vaters geregelter arabischer Poesie, und Nooman I. Zeitgenosse), Hodschr's, des Fressers der Bitterkeiten [1]), des Vaters des größten vorislamitischen Dichters, nämlich Amrulkais, der wie sein Vater der Fürst der Beni Kinde. Die Gemahlin Monsir's III. war Hind, die Tochter des Fressers der Bitterkeiten, die Mutter dreier Söhne, wovon zwei durch poetische Namen ausgezeichnet, alle drei auf dem Throne von Hire saßen; die drei Söhne waren Kabus Fitnetol Aarus, d.i. die Unruhe der Braut (weil er so schön war), Amru, mit dem doppelten Beinamen des Mordbrenners und Steinfurzers, und Monsir IV. Die Lebensgeschichte Amru B. Hind's ist vielfältig mit der arabischer Dichter verwickelt; er gab den Dichtern Motelemmis und Tharafa den berühmten Uriasbrief und ward von Amru B. Kelsum, dem Dichter der Moaallakat, aus Rache dafür erschlagen; seiner wird in der Hamasa bei den Versen Aarik's von Thaij [2]), so wie des gleichzeitigen Dichters Sormolet's B. Schaas erwähnt; endlich reis'ten zu Nooman, dem letzten mächtigen Herrscher Hira's, dem Inhaber der fünf Kohorten, dem Herrn des glücklichen und unglücklichen Tages, Lebid, der große Dichter der Moaallakat, und Aamir, d.i. der Schwinger der Lanzen, die bei ihm von Rebii B. Seijad verläumdet

[1]) akil el-morrar. [2]) Bei Rückert Nr. 597.

wurden, und der selbst Dichter, dem Dichter Lebis in Versen den Abschied gab [1]). Auch mit diesem stehen zwei andere in der Hamasa genannte Dichter in Verbindung, nämlich Hodscheijet B. el-Modharreb [2]) und Maadan B. Dschewwas el-Kindi, der Zeitgenosse desselben. Hatim eth-Thaij, der großmüthigste der Araber und selbst Dichter, war ein Knabe, als Nabigha ed-Dobjani, Obeid Ibnol-Ebraß und Bischr B. el-Hasin auf ihrem Wege zum Könige Nooman vorbeikamen [3]); endlich lebte unter der Regierung dieses Nooman's der berühmte von ihm hingerichtete Dolmetsch Sekretär Aada B. Seid, Zeitgenosse der Dichter Komeit und Thirimach, welche beide in der Hamasa vorkommen, und also mit den obigen historisch zusammen gruppirt werden konnten. Welchen großen Einfluß die Könige von Hire auf das Schicksal der arabischen Poesie und Dichter nahmen, geht auch aus der Lebensgeschichte der Verfasser der Moaallakat hervor, von denen Lebid's, Tharafa's und Amru's B. Kelsum bereits Erwähnung geschehen; aber auch Hares B. Hilliset ward an Amru B. Hind, den Mörder Tharafa's, gesendet, um durch dessen Vermittelung den Frieden zwischen den Stämmen Taghlib und Bekr zu stiften. Von Soheir wissen wir zwar nicht, daß er einen König lobte, wohl aber den nicht minder angesehenen Richter der Araber Herim B. Sinan, der zwischen den beiden großen Dichtern el-Aascha und Aalkama das berühmte Urtheil sprach. Amrulkais war selbst König der Beni Kinde; in der Anordnung der Moaallakat scheint er nicht bloß als der größte der vorislamitischen Dichter an die Spitze derselben gesetzt worden zu seyn, sondern auch im Gegensatze mit dem letzten derselben Antaret, dem eigentlichen Dichter der Wüste, dem Sohne der Negerin, um dessen Vaterschaft sich zehn Männer stritten, die aber zuletzt dem Scheddad, dem Bruder des Königs Kais, dem Könige der Beni Aabs, zuerkannt ward. Minderen Einfluß als die Könige der Beni Lachm übten auf arabische Poesie und Poeten die Herrscher der Beni Ghasan, deren letzter, Dschebele B. Eihem, der Zeitgenosse Mohammed's, der bis in das Chalifat Omar's lebte, selbst ein großer Dichter. Die merkwürdigsten Herrscher der Beni Ghasan sind die beiden Hares, deren erster der Große, zu Ende des dritten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, auch der Mordbrenner heißt (wie Amru B. Hind), er heißt auch Hares der ältere, der Sohn von Ebu-Schemr, er

[1]) Die Verse im XCVII. Bande der Jahrbücher S. 60.

[2]) In R.'s H. Nr. 26.

[3]) Aghani unter dem Artikel Hatim eth-Thaij.

erschlug in der Schlacht von Hidschr den König von Hire, Monsir III.; diese Schlacht heißt auch die der Halimet, weil Halimet, die Tochter des Königs, den Kämpen mit der Safrantinctur der Spezereiverkäuferin Menschim die Hände reibend, sie zur Schlacht begeisterte, wovon sich eine gute Anzahl arabischer Sprichwörter herschreibt. Die Mutter des zweiten Hares, des Hinkenden oder Kleinen, war Maria oder Mawijet, die Besitzerin der zwei unschätzbaren Ohrgehänge, deren Schwester Hindol-Honud, d. i. die Hindin der Hindinnen, die Gemahlin Hodschr's, des Fressers der Bitterkeiten. Hodschr, der Dichter, König der Beni Kinde, Vater des Amrulkais, der also sowohl mit den Königen von Ghasan als von Hire verschwägert war, mit den ersten durch die Schwester seiner Frau Hind, mit den zweiten durch Hind, die Gemahlin Monsir's III. Zu Amru, dem Sohne des kleinen oder hinkenden Hares, flüchtete Nabigha ed-Dobjani, nachdem er den Hof Nooman's II., Sohnes Monsir II., meiden gemußt. Der kleine oder hinkende Hares tödtete in der Schlacht am Quelle Obagh den König von Hire Monsir IV. Die zwei Frauen der Dynastie der Beni Ghasan, Mawijet, die Besitzerin der beiden unschätzbaren Ohrgehänge, und Halimet, welche zu der nach ihr genannten Schlacht begeisterte, sind nicht minder poetische Figuren, als die beiden Frauen der Dynastie der Beni Lachm, Motedscherridet, die Gemahlin Nooman's, und die Mutter Monsir III., das himmlische Wasser beigenannt. Am Hofe von Hares dem Hinkenden, dem Sohne Maria's oder Mawijet's, der Besitzerin der beiden unschätzbaren Ohrgehänge, fand auch besonders gute Aufnahme der Dichter Soheir B. Dschenab, welchen der scharfsinnige Forscher der ältesten arabischen Geschichte, Hr. Fresnel, für den ältesten arabischen Dichter hält, wiewohl Andere, wie z. B. die alten Könige der Beni Tobaa, hierauf größeren Anspruch haben. Wenn, wie das Aghani unter dem Artikel Soheir B. Dschenab berichtet, derselbe an dem Hofe Hares II. günstige Aufnahme fand, so lebte er in der Hälfte des vierten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, und da Nabigha ed-Dobjani vom Hofe Nooman's, des Sohnes Monsir's, des Gemahls Motedscherridet's, an den Hof Amru's, des Sohnes von Hares II., flüchtete, so kann jener Nooman, Gemahl der Motedscherridet, kein anderer als Nooman II., Sohn Monsir's II., gewesen seyn, und die Angabe der beiden Scholien der Hamasa ist im offenbaren, von Rückert bemerkten Widerspruche. Eben so großer Widerspruch findet sich aber in den Quellen der arabischen Geschichte, nach welchen Haris der Hinkende den König von Hire Monsir IV. am Quelle Obagh getödtet haben soll, indem nach den chronologischen Angaben de

Sacy's und Eichhorn's zwischen Hares II. (358) und Monsir IV. (583 — 589) dritthalb Jahrhunderte liegen. Es ist also klar, daß Hares, der Sieger der Schlacht von Halimet, nicht Hares II. der Lahme gewesen seyn kann, dessen Regierung de Sacy in's Jahr 358, Eichhorn 353 — 386 ansetzt, während Monsir III. B. Maes-Sema, der in der Schlacht von Halimet fiel, zwei Jahrhunderte später bis 564 regierte, und daß die Chronologie der Könige von Ghasan noch sehr im Argen liegt. Eben so vieles, als wider die obigen chronologischen Angaben, hat die historische Kritik wider das Alter des Dichters Nabigha ed-Dobjani's einzuwenden, welcher der Freund Monachchal's, am Hofe Nooman's II. (493) bis in die Zeit des Propheten und also über anderthalb Jahrhunderte gelebt haben soll. Diese Daten lassen sich mit der historischen Kritik eben so wenig vereinigen, als die obigen chronologischen, ohne daß es deßhalb nothwendig, zwei Nabigha ed-Dobjani anzunehmen, da es nur Einen großen Dichter dieses Namens aus dem Stamme Dobjan, so wie nur Einen Dichter Monachchal aus dem Stamme Jeschkor gab. Ein Anderes ist es mit den Frauen des Namens Hind, von denen in den oben angeführten historischen Angaben allein fünf erscheinen, nämlich Hindol-Honud, die Hindin der Hindinnen, die Gemahlin Hodschr's, des Fressers des Bitterklees; ihre Schwester Hind, auch Mawije oder Marie beigenannt, die Mutter des kleinen Hares; dann Hind, die Tochter Hindol-Honud's, die Gemahlin Monsir's III., des Sohnes des himmlischen Wassers; dann ihre Tochter Hind aus Monsir III., die Mutter der drei Prinzen, Nachfolger Monsir's III.; und endlich Motedscherridet, Gemahlin Nooman's II., des Sohnes Monsir's II. Vielleicht hat den Scholiasten, der die von Monachchal angerufene Hind zur Tochter Monsir's III., des Sohnes des himmlischen Wassers, und zur mütterlichen Tante Nooman's (III.), des Sohnes Monsir's (IV.) macht, historische Kritik geleitet, weil, wenn Nabigha ed-Dobjani, der Freund Monachchal's, unter Nooman III., dem Sohne Monsir's IV. gelebt, sein hohes Alter von zweihundert Jahren wegfiele, und sich seine Lebenszeit mit vernünftiger historischer Kritik wohl vereinen ließe, so, daß Rec. sich sehr geneigt fühlt, mit jener Scholie die ganze Geschichte Monachchal's und Motedscherridet's aus der Zeit Norman's II., des Sohnes Monsir's II., in die Zeit Nooman's III., Sohnes Monsir's IV., zu versetzen. Uebrigens war Hind, die Tochter Monsir's III., nicht, wie die Scholie sagt, die mütterliche Tante Nooman's III., sondern seine Großmutter, indem sie die Mutter Monsir's IV., des Vaters Nooman's III.

Von den drei Dichtern, deren Gedichte denen der Moallakat

von einigen Kunstrichtern gleichgesetzt und in einigen Sammlungen mit denselben zusammengestellt werden, nämlich el=Aascha, Aalkama und Nabigha el=Dobjani ging (nach dem Aghani) el=Aascha als Gesandter an den König von Hire und lobpries den Esweb, den Sohn Monsir's; el=Aascha war (ebenfalls nach dem Aghani) Zeitgenosse Aamir B. Thofeil's, des Dichter Helden der Beni Aamir, und Aalkama's, und bei dem Urtheile vor dem Richterstuhle Herim's, des weisen Richters der Beni Fesare, erscheinen (ebenfalls nach dem Aghani) in dem Prozesse Aamir's B. Thofeil mit Aalkama auch die Dichter el=Aascha und Lebid. Den Richter Herim B. Sinan lobpries Soheir, der Verfasser einer der sieben Moaallakat, der bis in die Zeit des Propheten lebte; der Lobsänger des Propheten, Hasan B. Sabil, war wie Nabigha ed=Dobjani Lobsänger eines der letzten Könige der Beni Ghasan, nämlich Nooman's V., des Sohnes Hares [1]). Nach diesem historischen Ueberblicke der Zeit, in welcher die ältesten und größten Dichter, von denen die Hamasa Verse aufgenommen, lebten, kehren wir wieder zur Uebersetzung Hrn. R.'s zurück. Nr. 108 Bais B. Ssoreim heißt das erste Distichon:

Frag bei Useijid, ob ich nicht für Wa'il brav mich wehrte,
ob ich mir von der Seele nicht gewälzt, was sie beschwerte!

In der Uebersetzung des Recensenten der erste Vers wörtlich:

Frag' den Oseijid, ob gerächet ward Waïl,
Ob meiner Seelenunruh' ward gesetzt ein Ziel [2]).

Hel seerto heißt: ob ich gerächet habe, und nicht: ob ich brav mich wehrte; der zweite Vers heißt wörtlich: ob ich geheilet habe die Seele von ihrer Unruh. Das dritte Distichon bei Rückert:

Bei dem, der aufgerichtet hat des Himmels luftge Bläuen,
schwör ichs, und bei dem Mond der Nacht, dem vollen und dem neuen.

Im Texte steht statt der luftgen Bläuen bloß das Wort sema, d. i. der Himmel oder das Firmament. Im Register kommen noch zwei andere el=Baais vor, nämlich el=Baais B. Horeis und el=Baais von Hanife; diese beiden sind aber ein und derselbe Dichter, aus welchem das Register zwei macht, bloß weil Hr. R. unter Nr. 806 bei el=Baais el=Hanefi die ganze Genealogie desselben el=Baais B. Horeis u. s. w. vernach=

---

[1]) Eichhorn über das Reich Gassan, im sechsten Bande der Fundgruben des Orients, S. 236 und 237.

[2]) Sail Oseijid hel seerto bi Wailin em
hel schefeiton nefso min belbaliha.

läßigt hat. Da wir des zweiten el-Baais hier erwähnt haben, so wollen wir auch sogleich die Uebersetzung desselben vornehmen:

> Im Ritte des Mittags, dessen Glut briet den Ur, da ließ
> ich kochen und braten ein Kamelweibchen gleich dem Straus [1]).

Im Texte kommt eben so wenig von einem Ur als von einem Strauß vor, statt des ersten steht die Waldkuh Meha da, der Strauß ist eine Zugabe Hrn. R.'s, der auch anderswo das Wort aair, d. i. den wilden Esel, bloß der Schallverwandtschaft willen mit dem deutschen Ur als solchen übersetzt. Nr. 128 Beschamet B. Hasn. Das zweite schon oben (S. 33) gerügte Distichon:

> Doch ihre Ehre weiß ich zu verteidigen,
> und die zu kränken, welche sie beleidigen —

lautet in der Uebersetzung des Recensenten:

> Von ihnen wehr' ich ab, was ihrer Ehr' nicht grünt,
> Bei mir ist Kampf, der Anderen zum Beispiel dient.

Das Wort Emsal, das gar vielfache Bedeutung hat, ist hier nicht anders als durch Gleiches mit Gleichem zu übersetzen. Das vierte Distichon:

> Mannbarer Kriegsbraut Söhne sind wir allesammt,
> und unsre Schwerter, unsre Speere sind entflammt.

Der erste Vers heißt wörtlich: mein Volk sind insgesammt die Söhne der Schlacht, der mannbaren [2]), von einer Kriegsbraut kommt nichts vor, wohl aber im Texte des zweiten Verses das Epithet der meschrefischen Schwerter, das, wie schon oben bemerkt worden, fehlt. Das folgende Distichon lautet bei Rückert:

> Den Beni Morra's ist das angestammte Recht,
> die Lanzen an- und abzutränken im Gefecht.

Da Rec. durchaus nicht verstand, was Hr. R. mit dem an- und abtränken der Lanzen gemeint, so sah er zuerst seine Uebersetzung nach, worin es heißt:

> Den Beni Morret bleibt das Recht im Krieg,
> Die Lanzen heben, senken sich zum Sieg —

und er fand seine Uebersetzung dem Texte getreu [3]). Im zweitfolgenden Gedichte Nr. 130: Ob zu Hause der Mann oder

---

[1]) we hadschiretin jeschwa mehaha semumoha
thabachto biha aairanet we ischteweitoha.

[2]) kaumi benul harb el-aawan.

[3]) aall ol-kana we aleihim inhaloha.

auf fernen Strecken, heißt im Texte: Sind deine Männer abwesend oder zugegen?) [1]). Nr. 145 im ersten Distichon der zweite Vers:

und unsre Ehrenspenderin sollst du seyn,

heißt im Texte: denn du wirst von uns geehrt. Der letzte Vers desselben Gedichtes:

und Wunden banden wir beim Sternenschein,

heißt im Texte: und wenn unsre Wunden erleichtert, zogen wir [2]), von einem Sternenschein und Wundenverband ist im Originale nichts zu finden. Zu Nr. 49 werden als Zugaben die Moaallaka Soheir B. Solma's und das Lobgedicht Kaab B. Soheir's auf den Propheten angehängt, worüber, da dieselben im Text und in der Uebersetzung längst bekannt und in der Hamasa nicht enthalten sind, wir nichts weiter zu sagen haben. In Nr. 150 ist wieder die Strophenform beliebt. Nr. 155 Mosellem B. Amru, der Reiter des Pferdes Ssamus; das Gedicht beginnt im Texte: Gott hat mir verweigert zu sterben [3]); dieses übersetzt R. im Optativ: wolle Gott nicht, daß ich sterbe! und zieht denselben in's zweite Distichon hinüber, was im Texte nicht der Fall. Das vierte Distichon lautet bei ihm:

Bin kein Weib, bespangt, mit glatten Schenkeln,
weinend, wenn mein Fuß verstaucht die Enkeln.

Es ist unmöglich, sich größere Willkür zu erlauben, als R. in dieser Uebersetzung gethan, wovon er zum Ueberfluß noch eine Doublette beigibt, in welcher dieses Distichon so lautet:

Ich bin kein Frauenzimmerheld, geschmeidig und zart
von Schenkeln, der weinet, wann sein Thierlein wird lahm.

Man vergleiche zuerst diese beiden Rückert'schen Uebersetzungen; in dem ersten „weint er, wenn sein Fuß verstaucht die Enkel" (soll Aenkel heißen), im zweiten „weint er, wenn sein Thierlein wird lahm;" im ersten also über das Verstauchen seines Fußes, im zweiten über die Lahmheit seines Thierleins; was ist das aber für ein Thierlein? ganz einfach das Kamel (el-Dschemel). In der ersten Uebersetzung desselben Distichons ist er „kein Weib, bespangt, mit glatten Schenkeln," in der zweiten Uebersetzung „kein Frauenzimmerheld, geschmeidig und zart von Schenkeln;" im Texte ist aber weder von einem Weibe, noch von Schen-

[1]) Ghojabon ridschaloke em schohudo.

[2]) we lau chaffet lena el-kelma sereina.

[3]) enni challaho en emute.

keln die Rede, der Commentar sagt ausdrücklich, daß Mohadschdschel einen mit Knöchelringen bekleideten Mann und Sebithessakani einen von magerem Schienbein und nicht von glatten Schenkeln bedeutet; Knöchelringe legt man an das Schienbein, aber nicht an die Schenkel an; wörtlich heißt der zweite Vers: ich weine, wenn das Kamehl fehltritt [1]); in der Uebersetzung des Rec. lautet dieses Distichon:

Um dürre Beine Ringe mir nicht blinken,
Ich wein' aus Ernst wann die Kamele hinken.

Nr. 171:

Tumâdir schied und hat im Feldsch nun ihre Stelle,
ich bin mit dem Gesind hier bei Liwâ und Helle.

Der zweite Vers heißt: die Deinen sind zu Liwa und Hillet [2]); das steinige Feld oder der rauhe Berg (Hasn) im Gebiete der Beni Dhabbet ist ein anderer, als der unter diesem Namen aus Reisebeschreibungen bekannte Ort im arabischen Irak, der aber auch richtig Hille und nicht Helle gesprochen und geschrieben werden sollte. Ehloke heißt die Deinen und nicht das Gesind. Drittes Distichon: Weint denn Tumâdir? Dieß scheint ein Druckfehler, denn im Texte steht: saamet Temadhiro, das heißt: wähnet Tomadhir? Das folgende Distichon beginnt: Du irrst dich! im Texte steht aber: toribet jedakij, deine Hände sollen mit Erde gefüllt seyn! d. i. du mögest begraben seyn! eine arabische Verwünschungsformel oder Betheuerung wie das neugriechische να με θαψεις, du sollst mich begraben! wollte Hr. R. den Sinn dieser Betheuerung kurz fassen, so mußte er Weh dir! und nicht du irrst dich! sagen, was einen ganz verschiedenen Sinn gibt. Wer versteht in R.'s Uebersetzung den Beginn des sechsten Distichons: Wie mancher Einkehr steuert' ich? das arabische we monachi nasiletin kefeito kann nach der Erklärung des Commentars entweder metaphorisch vom hereinbrechenden Unglück oder von den niederstürzenden Lanzen verstanden werden; es heißt: ich genügte dem niederstürzenden Unglück oder den niederstürzenden Speeren; keines von beiden ist aus Hrn. R.'s Uebersetzung, welche noch überdieß den Indicativ in den Interrogativ verwandelt, zu enträthseln.

Den Riß im Stamme stopf ich schnell; und den Gesellen,
wenn er gefrevelt, weiß ich sicher auch zu stellen [3]).

---

[1]) ebkja en jaslaat dschemelo.

[2]) we chloke bil-Liwa fel-Hillet.

[3]) we lakad reebto sail-aaschiret beineha
we keseito dschauciha elleteija welleti.

Das Arabische heißt wörtlich: Ich habe verbessert das Böse des Stammes und genügt zur Abwendung dieses und jenes (Unglücks). Im ersten Vers stopft Hr. R. den Riß im Stamme auf seine Faust, und während der Commentar sehr umständlich erklärt, daß elleüja das Verkleinerungswort von elleti die kleinen, elleti aber die großen Unglücke bedeute, übersetzt Hr. R. abermals auf seine Faust: und den Gesellen, wenn er gefrevelt, weiß ich sicher auch zu stellen. In der Uebersetzung des Rec. lautet dieses Distichon:

Des Stammes Schlimmes wende ich zum Besten,
Genügend Unglück kleinem, wie dem größten.

Nun vergleiche man diese Uebersetzung mit der obigen R.'s und mit dem Texte. Das erste Distichon des nächstfolgenden Gedichtes Nr. 172 lautet bei Rückert:

Wie manch Rosseheer überholt' ich mit ihm,
dem Thier, das im Strecklauf den Boden verschlingt.

In der Uebersetzung des Recensenten:

Mit einem Pferde rannt' ich vor der Reiterschaar,
Das schnell wie Wind vom Streifzug heimgekehret war.

Die Veränderung des Indicativs in den Admirativ ist poetischer als der Text, so wie das Thier, das im Strecklauf den Boden verschlingt, poetischer als das schnelle Pferd, das vom Streifzug heimkehrt; aber dieses ist dem Texte und den Scholien getreu und jenes nicht. Das dritte Distichon lautet in der Uebersetzung des Recensenten:

Das (Pferd), wenn es Anstoß gibt im Zaum, mit Schnelle schwimmt,
Das wie der Felsen hart, mit Jedem auf es nimmt.

In Hrn. Rückert's Uebersetzung:

Wo etwas es hemmt, in die Zäume sich stürzt,
und, straff wie ein Fels, die Ermüdung bezwingt.

Der erste Vers heißt wörtlich: Schwimmend wenn es einen Anstoß gibt im Zaum [1]). Hier ist das poetische Bild des Schwimmens (sebuh) in R.'s Uebersetzung verloren gegangen. Das folgende Distichon in der Uebersetzung des Rec.:

Mit glänzendem Kamel auf Heerden stieß die Schaar,
Als ihr die weite Fläche Schemer's offen war [2]).

Hier fehlen im ersten Verse die glänzenden Kamele (birak), die Heerde (naam) ist sehr unpoetisch zum puren Vieh

---

[1]) sebuhin isa iteredhat fil-inani.

[2]) dofine ala naamin bil birakin
min haiso efdha bihi fu schemir.

herabgewürdigt, und im zweiten Verse fehlt der eigene Name der Steinfläche su-schemir. Im sechsten Distichon verändert Hr. R. den sewkenik, d. i. den Habicht, welchen der Commentar ausdrücklich mit schahin, d. i. Habicht erklärt, ganz unverantwortlich in einen Steinadler, ohne durch irgend einen Grund hiezu befugt zu seyn. Da das folgende Gedicht Nr. 173 nur vier Distichen hat, so mag dasselbe ganz in Hrn. R.'s und des Rec. Uebersetzung hier stehen:

Der Sohn des Aus schwur einen Eid, er wolle mich gefangen
heimbringen zu den Fraun des Zelts, den schönen Glutrührstangen.
Vom Hals der Schaula ließ ich da den Stoß auf ihn ergehen;
wer allen beisteht, darf ja wol sich selber auch beistehen.
Da rief mich Iben Merhub an, der jetzt vergaß sein Grollen.
Ich sprach: Ja Speere sind das Netz, in das wir fallen sollen!
Doch trit nur (sprach ich) links zu mir, und ich will deiner walten,
wo ein Abhalter je den Tod vermocht hat abzuhalten!

In der Uebersetzung des Recensenten:

Es schwor der Sohn des Aus, zu senden mich gefangen
Den schönen Weibern, die entflammen mit Verlangen.
Ich stürmte auf ihn ein mit meiner Schewlet Brust,
Geschützt ist vor dem Tod der Held der schutzbewußt.
Es rief mich an der Sohn Merhubs, mein Feind; ich sprach:
Die Lanzen sind Fallstrick', sie zu vermeiden wach'.
Ich sagte ihm: steh' links, ich werde dir genügen,
Wenn's anders möglich ist, dem Tode obzusiegen.

Im Texte steht nichts von den Frauen des Zeltes, sondern nur ala niswetin, d. i. zu den Weibern oder Frauen, welche das Feuer aufstören, d. i. Rückert's schöne Glutrührstangen. Zu Schewlet hätte wenigstens in einer Note bemerkt werden sollen, daß dieses der Name des Schlachtrosses des Dichters; vom Hals der Schaula ist ganz unrichtig, denn ßadr ist die Brust und nicht der Hals, es handelt sich hier um den Stoß mit der Brust des Pferdes, der so häufig in den Schlachtgedichten der Araber vorkommt, und nicht von dem Stoße, den der Reiter vom Hals des Pferdes ergehen läßt. Da Hr. R. sich die Mühe genommen, diesen vier Distichen eine halbe Seite Einleitung und eine eben so lange Anmerkung beizufügen, so hätte er sich wohl auch die Mühe, wofür ihm der Leser dankbarer gewesen wäre, geben dürfen, nach den Scholien das: ich sagte ihm, steh' links, zu erläutern. Der Platz links, sagt der Commentar, ist der des Beschützten und Beschirmten, der Platz rechts der des Schirmers und Beschützers. Hier ist der Vorzug der rechten Seite vor der linken als Ehrenplatz aus der Natur der Sache erklärt, auf der linken Seite hängt das Schwert, das der Schirmer mit der Rechten zieht, und unter

dessen Schutz sich der linksstehende Beschirmte begibt. Dem Fremden räumt der Sohn der Natur, der Beduine, den Ehrenplatz zur Rechten, nicht nur wenn dieser sein Schirmer und Schützer, sondern wenn er es auch nicht ist, aus Mißtrauen und nöthiger Vorsicht der Selbstvertheidigung ein, weil er im Falle verrätherischen Angriffes vom selben das Schwert frei hat, was nicht der Fall wäre, wenn der Fremde links stände oder säße. Diesen aus der Natur der Sache gegriffenen Ursprung des Vorzugs der rechten Hand für den Schirmer und für den Fremden hat Rec. schon vor fünf und vierzig Jahren in der Gesellschaft von Beduinen und seines Freundes Sir Sidney Smith Hand- und Schwertgreiflich erörtert. Nr. 283 Hoseil B. Sobscheih, das erste Distichon in R.'s Uebersetzung:

> Das weiß der Gau, den ich besucht mit Krieges Morgengruße,
> dort wo wir trafen die von Homs an des Gebirges Fuße.

Jeder Leser muß glauben, daß Homs hier nichts anderes als die syrische Stadt dieses Namens sei; warum hat Hr. R. nicht zu Ehamis ebenfalls wie zu Chawamis (im dritten Distichon) die sehr nöthige Note beigefügt, warum hat er den Ortsnamen von Schoreif ausgelassen? Der Commentar erläutert, daß Ehemis (der Plural von Homs) der Zuname der Beni Aamir B. Ssaßaa sei, demnach lautet die Uebersetzung des Rec.:

> Es weiß der Stamm, daß Morgens ich getroffen
> Die Beni Aamir zu Schoreif auf den Tod *).

Es ist wahr, daß Schoreif im Nedschd, d. i. im Gebirgslande Arabiens liegt; aber der eigene Name hätte auch hier beibehalten und nicht dem Reim zu Liebe mit dem Fuße des Gebirges umschrieben werden sollen. Im dritten Distichon haben Schwert und Speer im Texte nur zwei Epithete, der erste der gerade (mothaarrid) und der gevierte (Kjuub), das zweite das glänzende (su reweak) und das den Helm zerschneidende, und die treue Uebersetzung dieses Distichons ist:

> Mit wohlgeviertem und geradem Speere,
> Mit blankem Schwert, das Helm zu spalten droht.

Statt dessen übersetzt R. schön, aber nichts weniger als getreu:

> Mit einer schlankgeschafteten, festknotigen, geschwungnen,
> und einem scharfen, glänzenden, auf Helmeskamm erklungnen.

Das zweitfolgende Distichon hat Hr. R. ganz ausgelassen, es lautet:

*) lakad aalimel - hajol - mossabbeho enneni
ghadate lakaina bisch - Schoreif el - Ehamisa.

Mit leichtem Bogen aus dem Holz Harim,
Der krümmt sich giftig, wie's die Hand gebot.

Nr. 179 das erste Distichon in Rückert's Uebersetzung:

Zum Tale Kaw gezogen ist Huneide,
und ruht an Quellen auf Maßama's Weide.

Hier hat R., der oben den eigenen Namen von Schoreif in der Uebersetzung ausgelassen, das Nennwort honeidet, welches eine Schaar von hundert oder zweihundert Kamelen bedeutet, unrichtig als eigenen Namen übersetzt und den fragenden Satz, der mit E la, d. i. ist nicht? beginnt, in einen positiven verwandelt. In des Rec. Uebersetzung lautet das Distichon:

Hat der Kamele Schaar sich nicht in's Feld ergossen,
In's weite Feld von Kaww und in Maßama's Flächen?

Das dritte Distichon:

Bei Dhu Firkain, des Tags, wo die Hyäne
vom Stamm Hobeib auf uns geknirscht die Zähne.

Von einer Hyäne kommt in diesem Distichon nicht das Geringste vor, es heißt:

Zu Su Farkain im Kampfe mit Hobeib's Söhnen,
Wo ihre Zähne uns gebrannt (beim Lanzenstechen) *).

Nujubehum jahrokuna heißt: ihre Zähne brannten uns, und keineswegs: die Hyäne hat auf uns geknirscht die Zähne. Wie im ersten Distichon von Nr. 179 der fragende Satz in einen positiven, so ist im ersten Distichon von Nr. 182 der Imperativ des Textes willkürlich in den Interrogativ verwandelt:

Wer sagt's den Benil Hareth an, auf deren Hülf' ich hofft'?
Doch bringt der Wechsellauf der Zeit nach Straffem loses oft.

Das Distichon beginnt mit: ebligh Benil-Haris, d. i. künde den Söhnen Haris. Im folgenden Distichon sind aamam und achwal, d. i. die mütterlichen und väterlichen Oheime, mit Oheim und Vettern übersetzt; die Vettern heißen auf arabisch nicht aamm, sondern Benol-aamm, d. i. die Söhne der Oheime. S. 186:

An hängewammigem, heerdeschirmendem Waldesstier.

Der Waldesstier heißt im Text moaajen, d. i. der Augichte, entweder, wie die Scholie erklärt, von seinen großen Augen, oder weil er schwarz und weiß gefleckt. Hr. R. hat die Leseart moghabeben vorgezogen; dieses erklärt die Scholie mit einem Stier, der ein doppeltes oder hängendes Kinn hat (sewe lehu

*) bi Sifirkain jaume Benu Hobeibin
nujubehumo aleina jahrokuna.

ghabgab) [1]; aus dem mit hängendem Kinne (das double menton der Franzosen) macht Hr. R. einen hängewammigen, d. i. mit hängendem Bauche. Um zu zeigen, wie sehr Hr. R. auf Kosten des Textes Umschreibungen und poetische Verschönerungen im Deutschen liebt, erlauben wir uns wieder einmal ein Gedicht von drei und einem halben Distichon Nr. 183, welches Rückert's Uebersetzung zu vieren erweitert, in derselben und unserer hieher zu setzen, und dann beide mit dem Texte zu vergleichen:

Frühmorgens grüßt der Stamm von Maan mit Heereskraft
den Stamm von Kaiß und seine Knecht' auf Muntehab,
wie auch den Stamm Eßed, mit starker Kriegsmannschaft,
gewaltiger, die nicht zusammen ist gerafft,
nein [2]. stockarabisch, auserlesen, musterhaft,
von denen weint der Sper, wenn man nicht Farb ihm schafft
aus jeder Brustgrub und der Herzen Lebenssaft.

Und in der Uebersetzung des Recensenten:

Am Morgen lärmet Maan die Beni Kais
Und ihre Sklaven zu Monteheb auf,
Die Esed auch zum schweren Zug auf Beute,
Ein leicht beweglicher und reiner Hauf,
Ein rein arab'scher, dessen Speere weinen,
Wenn sie gefärbt nicht durch des Blutes Lauf
Aus der Herzadern und Brustgruben Trauf.

Das zweite Distichon beginnt: Eseden bi gharet, d. i. die Beni Eseb zum Zug auf Beute (el-gharet ist das Französische algarade), das folgende sat hadeb heißt: zum schweren Zug [3], wörtlich wie die Uebersetzung des Rec. lautet; dafür kommt R. angezogen: mit starker Kriegsmannschaft gewaltiger; redschradschet heißt aber keineswegs gewaltig, sondern zitternd, beweglich [4]. Der erste Vers des dritten Distichons [5]) heißt von Wort zu Wort: ein reiner (Haufe) rein vom Araber zum Araber, d. i. wie Rec. es übersetzt hat: ein rein arab'scher; dieses rein arabisch hat R. in einen ganzen Vers ausgedehnt als: rein, stockarabisch, auserlesen, musterhaft; vermuthlich hat er sich diese unstatthafte Ausdehnung erlaubt, um die sieben Verse des Textes auf acht zu erweitern; das rothgefärbt (tochladhab) ist sehr geziert umschrieben mit: wenn man nicht Farb ihm schafft. Nr. 196:

[1]) ghabghab: quod sub mento prominet quasi secundum mentum. Meninski.

[2]) sic soll rein heißen.

[3]) hodb: difficiles, molestae res Fr. lexicon I. 351.

[4]) Mobilis, tremulus, vacillans, derselbe II. 124.

[5]) illa Ssamimen Aareben illa Aareb.

Saad's Töchterchen, bist du mir nicht mehr gut,
weil für den Fuchs ich melkte deine Stut?

Wie ist hier ohne Note zu errathen, daß der Fuchs nicht in der Bedeutung von vulpes, sondern von equus rufus verstanden werden müsse. Da bei anderen Gedichten, wo der Commentar den Titel ergänzt, diese Ergänzung von Hrn. Rückert in den Titel aufgenommen worden ist, so hätte auch bei Nr. 201 der Ueberschrift (der Räuber von Thaij) der Name desselben (Schebib B. Aamru) beigesetzt werden sollen, der Commentar sagt ausdrücklich, daß Aaßa der Name des Pferdes Schebib's sei. Tedschelleleltol-Aafsa heißt: ich bestieg den Aaßa, und nicht, wie R. übersetzt: da ritt ich meinen Stecken; das Reiten auf dem Stecken hätte den sich flüchtenden Räuber schwerlich vor seinen Verfolgern gerettet, wohl aber sein Pferd. Nr. 315 wird der Sauerampfer Hamdh als Bitterklee übersetzt, und im zweiten Verse sind die meschrefischen Schwerter des Textes in einen einfachen Speer verwandelt:

Komm nur heran! dir soll der Sper nichts schuldig bleiben.

Im Texte steht bloß heran! (hellom, das neugriechische δευρο), die meschrefischen Schwerter haben ihre Pflichten [1]. Nr. 207 Wadhdhah [2]. Das zweite Distichon:

Jemanierin, die hier mich besucht, und zeiget
die Reize zum kleinsten, hüllet zum grösten Teile,

ist ganz unrichtig übersetzt; hier ist kein anderer Sinn herauszubringen, als daß das jemenische Weib einige ihrer Reize zeigt, dieselben aber größtentheils verhüllt; im Texte steht: daß sie ihre kleinen Reize zeigt, die großen aber verhüllet; der Commentar zählt zum Ueberflusse die großen und kleinen Schönheiten des Weibes noch auf; diese: das Auge, die Nase, die Zähne, der Mund; jene: das Handgelenke (pericarpium, wo das Armband angelegt wird), der Arm, die Wade und der Schenkel. Nr. 212 ist wieder in Strophenform gegeben, der dritte Vers heißt im Texte: die Lager, wo die Füchse ruhen [3]. Die Füchse (seaalib) verwandelt Hr. R. in einen einzigen Schakal:

Und morgens sprang der Schakal,
wo er des Nachts geruht.

---

[1]) hellomme feennel-meschrefiel-feraidlio.

[2]) Nicht Waddach, denn das arabische h ist kein griechisches χ und deutsches ch, welches nur dem arabischen Buchstaben cha entspricht.

[3]) menasiloho taatelso fih es-seaalibo.

Diese Metamorphose der vielen Füchse in einen einzigen Schakal ist so muthwilliger, als sie nicht einmal vom Reime gefordert ward. Das schöne Gedicht des Motelemmis in Freytags Hamasa S. 323 schneidet Hr. R. entzwei, macht aus dem ersten neun Distichen, in der Uebersetzung zehn, und verwandelt die vier anderen in vier Strophen. Nr. 217:

Mich tadelt um das, was sie gewahret von Heftigkeit
und Strengheit an mir, die Mutter Saad's, und nicht weiß sie was.

Hier wird ganz willkürlich die zweite Person des Originals in die dritte verwandelt, durch diese Willkür geht die Lebendigkeit des Originals verloren. Ma tedra heißt: du weißt es nicht, und nicht: sie weiß nicht was. Das Ende des zweiten Distichons heißt: bitterer als Myrrhe [1]), die Myrrhe wird dem Reime zu Liebe in Colocaß verwandelt. Das dritte Distichon heißt in der Uebersetzung des Rec. dem Sinne des Originals getreu [2]):

Sanftmuth ist Schwäche, Streitsucht bringt Credit,
Wer den nicht hat, vollbringet schweren Ritt.

Merkeb waar ist schweres Lastthier oder schwerer Ritt; man sehe, wie diesen R. durch einen ganzen Vers umschrieben:

Gelindheit ist Schwäche, Streng' erzeugt Scheu, und wo man nicht
dich scheut, setzt man dich auf jeden Gaul, der dir nicht zu Paß.

Was mit dem nicht zu Paß hier gemeint sei, ist nicht einmal klar, nur so viel ist klar, daß der Paßschritt des Pferdes (wenn dieser hier gemeint wird) bloß des Reimes willen da ist. Das vierte Distichon heißt in der Uebersetzung des Rec.:

Ich mache den gerad', der zu geneigt,
Und zäum' ihn, bis sein wahrer Werth sich zeigt.

In Rückert's Uebersetzung:

Den Hals richt' ich jedem grade, der ihn aus Stolz gekrümmt,
und zieh ihn am Nasring, bis er umkehrt zum rechten Maaß.

Ssage fil-meil heißt bloß: was geneigt, und nichts weniger als aus Stolz gekrümmt; der willkürliche Zusatz des Stolzes ist hier so unglücklicher, als der Stolze den Kopf hoch und den Hals steif trägt, und nicht geneigt und gekrümmt. Eben so unrichtig ist der Sinn des folgenden Distichons gegeben:

Und nun, schiltst du mich, so schiltst du einen, der nimmer kargt,
der Ruhm fand, wo Noth ihn traf, und mittheilt, wo er besaß.

Hier ist in der Uebersetzung der Gegensatz ganz vernachläßigt, welchen das in den Scholien angeführte Distichon erläutert:

---

[1]) emerre min es-Ssabr.

[2]) wel fil-leini dhaafon wesch scherafseto heibeton
we men lem joheb johmel ala merkebin waari.

Wenn arm Merrar, so ist er's für sich bloß;
Wenn reich Merrar, ist reich auch sein Genoß.

Der Unrichtigkeit der ganzen Uebersetzung dieses Gedichtes und dem gezwungenen Reime setzt der letzte Vers und Reim die Krone auf:

und durchdringt mit Schweigen, wie ein Schwert schneidend, nimmer laß.

Im Texte ist weder von Schweigen, noch von einem schneidenden Schwerte, noch von Ermüdung die Rede, sondern bloß vom festen Vorsatz des Mannes, der wie glänzendes Schwert fest durchdringt (ssammeme), soreidschi heißen glänzende Schwerter, die Soreidsch verfertigte; Hr. R. scheint die erste Sylbe dieses Wortes für sirr Geheimniß und ssammeme (firmiter sive proposuit) für stumm (statt taub) genommen zu haben, denn vom Schweigen ist in diesem Verse durchaus keine Rede; um den undeutschen Reim laß ist Rec. wenn nicht zu lass, doch wenigstens semilass. Nr. 219 Korad B. Aabad:

Da wo für einen Mann, der zürnt, nicht auch mitzürnen Ritter,
die, wo es heißt: nun reitet ein! einreiten ins Gewitter.

Dieses Distichon heißt wörtlich: wenn mit einem Mann der zürnt, nicht auch zürnen die Reiter, wenn sie nicht aufsitzen, wenn man ihnen sagt: besteiget den Tod [1]). Wo ist im Texte das Gewitter? und wo ist in der Uebersetzung der Tod? Eben so ungetreu ist das folgende Distichon übersetzt:

Und wo nicht Beistand ihm verleiht ein Häuflein Ehrenreicher,
die mutig an den Handel gehn, vor dem sich scheut ein weicher.

Der letzte Vers heißt wörtlich: die Bekämpfer der Widerwärtigkeiten in Dingen, die man scheut [2]); jotehejjebo ist der Passiv, d. i. vor dem man sich scheut, und nicht vor dem sich scheut ein weicher, der Weiche ist bloß des Reimes willen da. Im letzten Distichon heißt: fela tachsol el mewla, demüthige den Schutzfreund nicht; dieß übersetzt R.: darum verlaß den Vetter nie; ein anderes ist demüthigen oder erniedrigen und ein anderes verlassen. Das Ende des Gedichtes heißt im Texte wörtlich: denn bei ihm ist das Brechen und Machen der Geschäfte [3]); dieß lautet bei Rückert:

denn er ist deines Kleides Riß und deines Kleides Flicke.

---

[1]) isa el mer lem taghdhab lehu hine jaghdhabo.
fewares in hile erkebol - maute jerkebu.

[2]) makahimo fil - emer ellesi jotehejjebo

[3]) fe inne bibi tosail - omur we torabo.

Der Commentar sagt ausdrücklich, daß die Metapher vom gebrochenen Pfeil hergenommen, der wieder angeschaftet wird; ein anderes ist ein Pfeil und ein anderes ist ein Kleid, ein anderes ein Riß und ein anderes ein Bruch, ein anderes das Wiederanschaften und ein anderes das Flicken. Diese Einflickerei war so unnöthiger, als das Brechen und Machen der Geschäfte eine im Deutschen eben sowohl als im Arabischen übliche Redensart. In der Uebersetzung des Rec. lautet dieses Distichon:

Demüth'ge nicht den Freund, denn wenn er noch so heftig,
So ist's nur er, der bricht und macht für dich Geschäfte.

Nr. 223 Schobeil von Fesare, in R.'s Uebersetzung:

O weh um die, die sonst zum Kampf ich anrief,
daß sie für mich den starken Arm erhöben.

In der Uebersetzung des Recensenten:

Weh' dem, den ich gefordert zu dem Kampf,
Ich nehm' es mit dem stärksten Arme auf.

Man sieht den ganz verschiedenen Sinn und noch überdieß die Verschiedenheit der Zahl, die im Text die einfache, bei R. die vielfache; wörtlich: weh' dem, den ich aufrufe, er genügt mir, wenn sein Arm auch noch so stark [1]). Im letzten Distichon sind die Wasserbecken des Todes (hijadhol-mewti) von R. mit dem Pfuhl des Todes übersetzt. Nr. 226 el-Erkath B. Raabel:

Er deckte sich mit meines Rosses Bug;
ein Säbel und ein Bogen war genug.

Hier ist abermal die Brust (lebanet) mit Bug übersetzt und das jemenische Schwert des Originals in einen bloßen Säbel verwandelt. Nr. 229 der Bruder des Hosabet in R.'s Uebersetzung:

Wenn je ein andrer Mann gestutzt, und ihm der Mut gewankt,
beim Schirmekampf, daß er der Fahr nicht zuschritt mit Vertrauen;

wörtlich: wenn je einer die Gefahr verschlief bei der Schutzwehr und sich nicht darein begab [2]). Daß in der obigen Uebersetzung durch die Fahr die Gefahr gemeint sei, werden nur wenige Leser errathen, von dem Zuschreiten mit Vertrauen steht nichts im Texte. Nr. 235 el-Hoslul:

Sie rief, und ihre rechte Hand war auf die Brust gezückt.

---

[1]) eja leheſi ala men konto eduu
fe jekfini we saaidoho esch-schedid.

[2]) men kjane akame au chamet hakikateho
indel-hifaſi felem juktim alel-kohami.

Das Arabische heißt: sie sprach's und schlug die Kehle sich mit ihrer rechten Hand [1]). Takul heißt sie sprach und nicht sie rief, nahr heißt die Kehle und nicht die Brust, und fsakk heißt heftig schlagen (percussit vehementer) und nicht zücken. Nr. 338 Keeset in Rückert's Uebersetzung:

Weh übers Volk, das dort sich schaart, beim Anger zu den Wölfen.

Im Texte steht: wehe dem Volke, das sich versammelt zu si es=sid; dieses ist wohl der eigene Name eines Ortes, aus welchem Grunde Hr. R. einen Wolfsanger daraus gemacht, ist dem Rec. nicht erklärlich. Nr. 237 Schobromet B. eth=Thofeil in Rückert's Uebersetzung:

Ja, von Ben Mohris Thür dort ein Gazellchen, das sich schniegelt,
sanft näselnd flüstert, armbespangt, und glatt die Locken striegelt.

In des Recensenten Uebersetzung:

Ich schwör's bei der Gasell' am Thor des Sohns von Mohris,
Bei ihres Armes Band, das glänzend tönt so hell [2]).

Das Getön der Armbänder wird mit dem Nasengetöne der Gaselle verglichen, aber kein Wort steht im Texte von einem Gasellchen, das sich schniegelt und glatt die Locken striegelt. Das letzte Distichon in der Uebersetzung des Rec.:

Stellt euerer Pferde Brust zum Stoß.

Bei Rückert:

wolauf! setzt nur die Ross' in Gang.

akimu fsodurel-chail heißt wörtlich: richtet die Brust euerer Pferde (zum Stoß), was ganz was anderes ist, als die Ross' in Gang setzen. Nr. 242 Elachnes B. Schihab. Hier hat sich Hr. R. die Freiheit genommen, ein Distichon in zwei zu verwandeln, wozu gar keine Nothwendigkeit vorhanden war; in der Uebersetzung des Rec. lautet dieses Distichon:

Von Ibn Hitan's Tochter glänzt die Spur,
Wie zarte Titelzüge auf der Flur [3]).

In Rückert's Uebersetzung:

Doch die Flur, wo Hittan's Tochter eingedrückt die Spuren,
nicht mit dieser Flur vergleichen darf man andre Fluren,
Denn wie ein geschickter Schreiber glänzend rein die Schriften
prägt auf Pergament, so glänzen dort von ihr die Triften.

---

[1]) takulo we Ssakjkjet nahreha bi jemineha.

[2]) le omri le reimou inde babi Ibni Mohrifin
aghanno aleihi el jarekan meschufu.

[3]) fe li-Ibneti Hiththan Ben Kais menafilon
kema nemmaka el-onwan fir-rakki kjatib.

Wenn Hr. R. aus einem Distichon schon zwei machen wollte, so hätte er wenigstens den Sohn des Kais hinzusetzen können, der noch im arabischen Texte steht, statt dem Texte ein dem Uebersetzer ganz eigen angehöriges Distichon einzuweben. Eben so unnöthig, als die Verwebung von Hrn. R.'s eigenen Versen in das arabische Gedicht, war die Zertheilung desselben in drei Theile; bei ihm beginnt das zweite mit dem Distichon:

Eine schöne Zeit verlebt' ich mit leichtfertgen Thoren,
die zu Umgang und Gesellschaft ich mir hatt' erkoren.

In der Uebersetzung des Recensenten:

Ich lebte eine Zeit mit leichten Kunden,
Mit denen Freunde sich leicht abgefunden.

Vor diesem Distichon stehen aber im Originale S. 345 zwei andere Distichen, die von Hrn. R. gar nicht übersetzt worden sind; wenn bei den obigen beiden in der Note bemerkt wird, daß ein Distichon in zwei erweitert worden, um die Vergleichung der Fußstapfen der Geliebten etwas anschaulicher zu machen, so hätte hier wenigstens bemerkt werden sollen, daß zwei Distichen ausgelassen worden; die zwei ausgelassenen Distichen lauten in der Uebersetzung des Recensenten:

Leichtfertiges Kamel ist meiner Freunde Herd,
Kamel, worauf ein Held, der mager wie ein Schwert;
Leichtfertiges Kamel ist meiner Freunde Kreis,
Die sich nicht kümmern um ihres Freund's Geheiß.

Hiezu wäre die Note nothwendig gewesen, daß im Texte nur von zwei Freunden die Rede ist (Chalilei); dieß sind die zwei Freunde oder Genossen, welche von arabischen Dichtern so oft angeredet werden, worüber Mac Guckin Slane in den Noten zu seiner Uebersetzung Ibn Challikjan's schon das Nöthige bemerkt hat; Rec. bemerkt noch hiezu, daß diese zwei Freunde oder Gefährten, die Jedermann hat, nach der arabischen Vorstellungsweise ein Seitenstück zu den zwei Schutzengeln, deren einer zur Rechten, der andere zur Linken, die Handlungen jedes Menschen aufzeichnen, ein Seitenstück zu den zwei Folterengeln Nekir und Monkir, welche den Todten im Grabe ausfragen, ein Seitenstück zu den zwei persischen Genien, welche die Seele über die Brücke Dschinewat begleiten, u. s. w. Nr. 243 Odeil B. el-Farch, sechstes Distichon in R.'s Uebersetzung:

Wir beide rufen ja »Nisâr.« ihm beiderseitge Kinder,
und zwischen uns soll sein im Schwang das Lanzenrohr, der Inder.

Im Texte steht: uns beiden wird zugerufen o Nisar! und zwischen uns beiden ist chath'sche oder ind'sche Lanze; im Texte ist die dritte Person des Passiv (jonadi),

in der Uebersetzung die erste des Activ; von Kindern kommt im Texte nichts vor, wohl aber sind die beiden Lanzen einander gegenüber gestellt, die von Chathth und die von Indien; in der Note wird nach der Scholie bemerkt, daß beide aus Indien kommen, der Schwang ist Rückert'scher Schwank. Im dreizehnten Distichon ist ſsadd, d. i. der harte Fels, dem Reim zu Liebe in einen Fels umschrieben, „wo ihm kein Hälmchen sprießet;" so ist auch das Ende des folgenden Distichons umschrieben, es heißt: dieß ist Abirrung vom Vorsatz [1]); dafür hat Rückert:

das ist der Pfeil, der fehl geht von der Scheibe.

Nr. 244 Aatika, das dritte Distichon heißt nach des Rec. Uebersetzung:

Deß' Führer strahlt im Waffenglanze,
Mit Schilde, Bogen, Helm und Speere [2]).

Dafür übersetzt Rückert:

Mit seinen Speeren, Rüstungen,
mit seiner Ritter Glanzgewichte.

Senewwer ist das Gewaffen überhaupt; Kebsch, der Anführer oder Feldherr, den R. sonst immer mit Leitbock übersetzt, ist hier in einen Ritter verwandelt; Rec. hat schon oben bemerkt, daß der Ritter statt Reiter nicht zuläßig, noch weniger statt Leitbock; das arabische Wort, welches dem europäischen Ritter zunächst kommt, ist Feta, was aber eigentlich Held und Futuwet das Heldenthum heißt. Der erste Vers des zweitfolgenden Distichons heißt wörtlich in des Rec. Uebersetzung:

Dort tödteten den Malik wir gewaltsam.

Den eigenen Namen hat R. ausgelassen, und es heißt bei ihm:

Doch ihren Fürsten schlugen wir.

Nr. 247 und 248 sind wieder in Strophenform gedichtet; im ersten Verse wird das Huhn (el-Farch) in ein Vöglein verwandelt, das Haut nur ist und Knochen. Das vierte Distichon:

Wie er das Haar sich kämmet
auf seiner Scheitel hoch,
Den Bart sich streicht, ich sehe
daran mein Wunder doch.

---

[1]) hafa edh-dhallal aan el kafsdi.

[2]) fihi es-senewwero wel kana.
wel kebscho moltemiou kinaaoho.

Wenn Hr. R. aus einem Distichon schon zwei machen wollte, so hätte er wenigstens den Sohn des Kais hinzusetzen können, der noch im arabischen Texte steht, statt dem Texte ein dem Uebersetzer ganz eigen angehöriges Distichon einzuweben. Eben so unnöthig, als die Verwebung von Hrn. R.'s eigenen Versen in das arabische Gedicht, war die Zertheilung desselben in drei Theile; bei ihm beginnt das zweite mit dem Distichon:

Eine schöne Zeit verlebt' ich mit leichtfertgen Thoren,
die zu Umgang und Gesellschaft ich mir hatt' erkoren.

In der Uebersetzung des Recensenten:

Ich lebte eine Zeit mit leichten Kunden,
Mit denen Freunde sich leicht abgefunden.

Vor diesem Distichon stehen aber im Originale S. 345 zwei andere Distichen, die von Hrn. R. gar nicht übersetzt worden sind; wenn bei den obigen beiden in der Note bemerkt wird, daß ein Distichon in zwei erweitert worden, um die Vergleichung der Fußstapfen der Geliebten etwas anschaulicher zu machen, so hätte hier wenigstens bemerkt werden sollen, daß zwei Distichen ausgelassen worden; die zwei ausgelassenen Distichen lauten in der Uebersetzung des Recensenten:

Leichtfertiges Kamel ist meiner Freunde Herd,
Kamel, worauf ein Held, der mager wie ein Schwert;
Leichtfertiges Kamel ist meiner Freunde Kreis,
Die sich nicht kümmern um ihres Freund's Geheiß.

Hiezu wäre die Note nothwendig gewesen, daß im Texte nur von zwei Freunden die Rede ist (Chalilei); dieß sind die zwei Freunde oder Genossen, welche von arabischen Dichtern so oft angeredet werden, worüber Mac Guckin Slane in den Noten zu seiner Uebersetzung Ibn Challikjan's schon das Nöthige bemerkt hat; Rec. bemerkt noch hiezu, daß diese zwei Freunde oder Gefährten, die Jedermann hat, nach der arabischen Vorstellungsweise ein Seitenstück zu den zwei Schutzengeln, deren einer zur Rechten, der andere zur Linken, die Handlungen jedes Menschen aufzeichnen, ein Seitenstück zu den zwei Folterengeln Nekir und Monkir, welche den Todten im Grabe ausfragen, ein Seitenstück zu den zwei persischen Genien, welche die Seele über die Brücke Dschinewat begleiten, u. s. w. Nr. 243 Odeil B. el-Farch, sechstes Distichon in R.'s Uebersetzung:

Wir beide rufen ja »Nisär.« ihm beiderseitge Kinder,
und zwischen uns soll sein im Schwang das Lanzenrohr, der Inder.

Im Texte steht: uns beiden wird zugerufen o Nisar! und zwischen uns beiden ist chath'sche oder ind'sche Lanze; im Texte ist die dritte Person des Passiv (jonadi),

selben die Namen der arabischen Sternbilder, in welchen der fliegende Adler en-nesr eth-thair, der Aquila unserer Sternenkarten, und en-nesr el-wakii, d. i. der fallende Adler, auf unseren Sternenkarten Vega, d. i. die Leyer [1]). Das folgende vierte Distichon bei Rückert:

Wo irgend das Schicksal die Zähne dir fletscht,
da schau du es herb an, wie dichs angeschaut.

In der Uebersetzung des Recensenten:

Wann dir das Loos einsetzet seine Zähne,
So beiß' und stich es wie's dich beißt und sticht.

Aadhdh heißt beißen und nicht Zähne fletschen, und wieder heißen die Wörter fe esim bihi ma esem nach der Scholie: beiß' es, wie es dich gebissen; R. begnügt sich, das Schicksal die Zähne fletschen zu lassen, und er will bloß, daß man es herb anschaue, während es im Texte beißt, und der Dichter will, daß der Gebissene es wieder beißen soll. Aehnliche Freiheit hat sich der Uebersetzer auch gleich beim ersten Distichon dieses Gedichtes erlaubt, welches dem Texte gemäß in der Uebersetzung des Recensenten so lautet:

Mich opfr' ich Oehmen ausgezeichneten,
Die eingehüllet sind vom Staube dicht [2]).

In Rückert's Uebersetzung:

O Heil meinen Abzeichen-tragenden Rittern,
im Kampfstaube, Vettern und Oheimen traut!

Fida heißt Opfer, die allbekannte Formel, von welcher auch die Handlanger der Assassinen el-fidaijun oder Fidawi, d. i. die sich Opfernden oder die Geopferten genannt worden; die Uebersetzung mit o Heil! ist daher nichts weniger als eine getreue; el-fewaris el-moolemin sind wörtlich ausgezeichnete Reiter, die durch R.'s Uebersetzung zu Abzeichen-tragenden Rittern geadelt werden; chal und aamm, der väterliche und mütterliche Oheim, sind beide Oehme, denn die Vettern heißen Benol-Aam, was schon oben bemerkt worden. Das zweite Distichon in der Uebersetzung des Recensenten:

Sie haben der Verläumder Schand' enthüllet,
Und schwarz vor Schande ist nun ihr Gesicht.

In der Uebersetzung Rückert's:

Sie haben den Schreiern die Mäuler gestopft,
daß ihnen vor Schande der Kopf ist ergraut.

---

[1]) Ideler's Untersuchungen der Sternennamen S. 106. 105. 72. 67.

[2]) fida li fewarisi el moolemine
tahtil-aadschadschedi chali we aamm.

In der Uebersetzung des Recensenten:

Noch seh' ich ihn, wie er das Haar sich waschet,
Wie wundervoll der Wang' entsprießt der Bart [1]).

Es ist ein Unterschied zwischen waschen und kämmen; auf seiner Scheitel hoch ist rein Rückert'scher Zusatz, so wie das Streichen des Bartes, an dem er seine Wunder sieht. Nr. 249 das sechste Distichon in Rückert's Uebersetzung:

Ja, wollt' ich nur, so ging es schon; mir unterm Sattel trabte
solch eine weitgeschenkelte, die leicht den Weg handhabte.

Dieses Distichon klingt, wie so viele andere der Rückert'schen Uebersetzung, ganz räthselhaft. Wer ist die weitgeschenkelte, die unterm Sattel trabt und leicht den Weg handhabt? ist es eine Stute, ist es das Weiblein eines Kamels oder Dromedars? das Räthsel kann nur der Text lösen, der heißt: wenn ich wollte, wär's leicht, ich zöge schnell mit meinem Reitthier, dem weitschenkligen, langhalsigen Kamelweiblein [2]). Aaihem die langhalsige dickköpfige Kamelin steht noch zum Ueberfluß mit Nachweisung der Hamasa in Freytag's Wörterbuch; dieses zur Verständlichkeit für den deutschen Leser so nöthige Hauptwort fehlt ganz in der obigen Uebersetzung, während im Texte keine Sylbe weder von dem Traben unter dem Sattel, noch von der leichten Handhabung des Weges zu finden. Nr. 253 Dschoreibe, das dritte Distichon lautet in der Uebersetzung des Recensenten:

Wann Pferde statt zu wiehern schrei'n wie Adler,
Und wann an ihren Rippen Geißel bricht.

In der Uebersetzung Rückert's:

Es ächzten die Rosse ein Falkengeächze,
wir ritzten mit Stummeln der Peitsch' ihre Haut.

Das arabische: isa el-chailo ssahat ssiah en-nosur heißt: wenn die Pferde schreien mit dem Geschreie der Adler. Hier handelt es sich um kein Geächze und noch weniger um ein Falkengeächze; ssaha heißt (Freytag's Wörterbuch II. 535 clamavit maxima voce) das heftigste Schreien und das Aechzen sind eben so von einander verschieden, als Adler und Falken; nosur sind Adler und keine Falken; wenn es außer den Wörterbüchern noch eines Beweises bedürfte, so liefern den-

[1]) inni leobssiro fi terdschili limmetihi we chaththi
li hajetihi fi chaddihi adscheba.

[2]) le lau (richtiger lew) scheito bilemri josron le kallassat
bi rahili fetlaoſ ſiraain aaihemo.

O welch ein Mann, um deß' Verlust durch Schicksalshand
am Tag von Elbaki der Schmerz entbrannte.

Welcher Leser kann diesen Vers anders verstehen, als daß hier von einem Schlachttage die Rede sei, welcher der Tag von el=Bakii genannt wird; dieß ist aber nicht der Fall, sondern es handelt sich um den Tag des Begräbnisses zu Bakii, welches die Grabstätte von Mekka; die Schicksalshand ist eine Zugabe des Uebersetzers, und im folgenden Distichon dem Reim zu Liebe: dessen Diener rannte, während Mueddebol-Chodam bloß wohlerzogene Diener heißt. Nr. 268 beginnt mit dem Schwur le aamrijin! d. i. bei meinem Leben! Dieß fehlt in der Uebersetzung, dafür wird das folgende Distichon mit Bote, ja! begonnen, das nicht im Texte steht. Da Nr. 271 nur fünf Distichen lang, so sei es erlaubt, hier wieder einmal der Uebersetzung Hrn. R.'s die des Rec. zur Seite zu stellen und dann beide mit dem Texte zu vergleichen; in R.'s Uebersetzung:

Da Lebewohl ein Bruder mir nach dem andern bot,
was hoff ich noch vom Leben, und fürchte noch vom Tod?
Acht, jeder eine Locke an seines Volkes Haupt:
zu geben und zu weigern war mir durch sie erlaubt.
Die Brüder lautrer Treue, deren Verlust mich kränkt;
ist doch aus einzlen Fingern die ganze Hand geschränkt.
O Gott, so muß ich klagen um manches Bruderherz,
von dem man sich gefallen darf lassen Ernst und Scherz;
Dagegen mit Gesellen, die keinen Mann mir stehn,
und die ich leichter misse, bin ich nun wohl versehn.

In der Uebersetzung des Recensenten:

Soll nach meinen Brüdern ich um's Leben flehen?
Oder soll ich klagen über Todeswehen?
Ihrer waren acht, des Stammes Lockenhaare,
Gebend und verweigernd, wie ich's hieß, die Waare,
Brüder waren sie, auf die ich mich gestützet,
Sage was die Hand wohl ohne Finger nützet;
Wahrlich ich gehöre an dem Freund dem reinen,
Der beweisen kann, daß ich ihn muß beweinen,
Bin des Herrn, der mir weder nützt, noch schadet,
Deß' Verlust empfindlich dem, den er begnadet.

Das erste Distichon beginnt, wie in der deutschen Uebersetzung, mit einer Frage, und zwar mit der Fragepartikel E. Das vierte Distichon beginnt mit der Betheuerungsformel le-áamruke, bei R. O Gott! Dagegen wäre nicht viel einzuwenden, wohl aber wider das Bruderherz, wider Ernst und Scherz, wovon kein Wort im Texte*), dem die Uebersetzung des Rec. getreu;

*) le aamruke inni bilchalili ellefi
leho aleije delalon wadschibon le mofedschdschaao.

dasselbe gilt vom folgenden Distichon [1]), aus dem Schutzherrn mewla macht Hr. R. Gesellen, aus dem nichts nützt und nichts schadet (leise nafii wel la dhairi): Gesellen, die keinen Mann mir stehen und die ich leichter misse. Nr. 272 wieder in Strophenform, das zweite Distichon heißt wörtlich: sie sind gegangen mit Jahja, und wenn mir die Geschicke gehorcht hätten, hätte er mich weder Früh noch Abends verlassen [2]); die Geschicke (akdar) hat R. in das Glück verwandelt, von Früh und Spät ist bei ihm keine Rede, so wie im Text nichts davon zu finden, daß ihn von dannen trug ein Fuß. Das dritte Distichon von Nr. 281:

> O walten nicht nach ihrem Fall nun Männer,
> die ohne Beder's Tag nicht würden walten!

Dem Text [3]) getreuer in der Uebersetzung des Recensenten:

> Gibt's nach ihnen nicht nun andre Herren,
> Die es ohne Bedr's Tag nicht wären.

Nr. 295 abermal in erweiternder Strophenform, die dritte:

> Wie menschenfreundlich du den Loßpfeil
> geworfen hast
> Um's Buckelthier, nicht Schulden scheuend
> für deinen Gast!

Diese Strophe lautet in der Uebersetzung des Recensenten dem Texte [4]) getreu:

> Freigebig von Natur mit Loosespfeilen
> Schwertragende Kamele auszutheilen.

Der Commentar erklärt die schwertragenden Kamele als die Schuld, die der Bruder Atiket's gerne von Anderen auf sich nahm; wie ist dieser Sinn in R.'s Strophe zu finden? Nr. 812 das zweite Distichon:

> Der färbet ihre braunen Locken weiß,
> und ihre weißen Angesichte braun.

In der Uebersetzung des Recensenten:

> So daß die schwarzen Haare werden weiß,
> Daß schwarz die weißen Wangen sind zu schauen.

---

[1]) rahu bi Jahja we lau tothawooni
el-akdar lem lebteka we lem terohi.

[2]) we inni bil mewla ellefi leise nafii
we la dhairi fiktanoho le momettaao.

[3]) E la kad sade baadohom ridschalon
we lau la jaumo Bedr lem jesudu.

[4]) sehlil-chalikat meschain bi akdohibi
ila sewatif-sorra hammali eskali.

Die willkürliche Verwandlung des schwarz (sud) in braun ist so weniger zu ertragen, als das weiße Gesicht bei den Arabern immer die Metapher der Ehre und Freude, so wie das schwarze das Symbol der Schande und Trauer. Im letzten Distichon:

Du meinest, Eltern weinen um ihr Kind,
ihr einziges, das sie dem Grab vertraun.

ist der Sinn verfehlt, der Dichter sagt: wenn du Hind und Ramlet weinen sähest, so würdest du nur einziges Geweine von ihnen beiden hören, du würdest glauben, erläutert der Commentar, daß eine Einzige ihr verlornes Kind beweint; Herr Rückert hat das Einzige von den beiden Weinenden auf das Kind übertragen, aus dem einzigen Worte el-fakid, d. i. den verlornen, macht R. neun Wörter: ihr Kind ihr einziges, das sie dem Grab vertraun. Nr. 318 Nihar B. Tewsiaa das erste Distichon in der Uebersetzung des Recensenten:

Ilban! mir war ich selbst genug bis deinen Tod,
Seitdem geht's abwärts, mich befiel die Noth.

In Rückert's Uebersetzung:

Ilbân, ich war ein Mann, der wußte wo aus und ein,
bis mich dein Tod traf; abwärts geht's mit dem Glücke.

Der Text *) heißt: ich war ein Mann, der zu mir selbst seine Zuflucht nahm; dieß übersetzt R. mit: der wußte wo aus und ein. Das folgende Distichon in der Uebersetzung des Recensenten:

Eh' schaut' ich trotzig d'rein in's Menschentreiben,
Gerad und stark Halsadern vorzutreiben.

Istikamol-achdaa heißt das Hervortreiben der Halsadern vor dem Schröpfen; dieß übersetzt R. viel zu frei mit:

Stolz schaut ich in der Gemeinde drein und rücksichtslos,
grad auf mein Ziel, und beugte trotzge Genicke.

In der Note geht Hr. R. wieder von der schon oben gerügten irrigen Vorstellungsweise aus, daß der Hochmüthige den Hals schief trage, während umgekehrt in allen Bildern des Arabers wie des Hebräers der gerade Nacken des Stolzen gebeugt, und nicht die Schiefe desselben gerade gerichtet wird. Diese Vorstellung ist eben so verkehrt und dem Begriffe des Arabers zuwider, als die obige, wo das Grau, die Farbe des Ansehens und der Ehre, von Hrn. R. in die Farbe der Schande verwandelt wird.

*) kad konto imren li dschanibon.

Noch vor zwanzig Jahren legten bei den Audienzen europäischer Gesandten zu Constantinopel die Kämmerer die Hand auf den Nacken des Eingeführten, um den aus Stolz Geraden vor dem Sultan zu beugen. In der Nr. 321 und der Note kommt die Metapher der gebeugten Nacken nicht weniger als dreimal vor. Das letzte Distichon in der Uebersetzung des Recensenten:

Um dich auch weinet einst verhüllt Gesicht,
Doch leider hörest du die Klagen nicht.

Mokannaan la tesmaa heißt wörtlich: verhüllt hörst du nicht; aus hören macht R. sehen, aus der zweiten die dritte Person mit dem schleppenden Zusatze des zweiten Verses:

Ja, jedem kommt sein Tod einst, wo verhüllt um ihn
man weint, und ihm die Kraft erlosch im Blicke.

Nr. 321 wird bei Gelegenheit der Niederlage der Aliden zu Thaff Irik Abulfeda IV. S. 340 und 348 citirt, an beiden Stellen kommt aber nur das Wort Thaff als Rand, Seite, und nicht die Schlacht von Thaff Irak vor, die also wohl auch als die Niederlage der Anhänger Ali's an der Gränze Irak's zu übersetzen seyn dürfte. In Nr. 574 wird Thaff ausdrücklich als der Rand Arabiens gegen Irak erklärt, was hier oder dort hätte bemerkt werden sollen. Nr. 334 musami soll mosasi heißen. Das dritte Distichon:

Söhne Amru's, Gruß dem Orte, wo ihr ruht im Glanze,
Schmuck der Volksversammlung und des Panzers und der Lanze!

Das Wort ham, d. i. Grabstätte, wird hier umschrieben mit: dem Orte, wo ihr ruht im Glanze; die zwei Wörter: dschemalon, nedij werden als Schmuck der Volksversammlung übersetzt, dürften hier aber richtiger mit Schmuck der Freigebigkeit übersetzt worden seyn. Zu Nr. 335 und 336 sind in drei und dreißig Noten aus den Scholien schätzbare Erläuterungen zu dem „sagen- und liederreichen vierzigjährigen Kriege der Bruderstämme Aabs und Dobjan" gegeben. Nr. 349 Ghuweijet. Das dritte Distichon in R.'s Uebersetzung:

Sollt' eines Weibes Abschied rühren mich,
nachdem der Ritter fiel von Dhu Tilál!

Hier ist mehr als Eine Uebersetzungssünde an Weglassung, Zusatz und irriger Bedeutung; vom Abschied steht nichts im Texte, dafür fehlt in der Uebersetzung bi beinin haijati, d. i. mein Lebelang; weiters heißt teruuni wird schrecken? und nicht sollt' rühren? Endlich ist su thilal der Name des Pferdes des Dichters, und der Reiter von su Thilal ist etwas Anderes als der Ritter von su Thilal; es ist aber in der Note

Die willkürliche Verwandlung des schwarz (sud) in braun ist so weniger zu ertragen, als das weiße Gesicht bei den Arabern immer die Metapher der Ehre und Freude, so wie das schwarze das Symbol der Schande und Trauer. Im letzten Distichon:

Du meinest, Eltern weinen um ihr Kind,
ihr einziges, das sie dem Grab vertraun.

ist der Sinn verfehlt, der Dichter sagt: wenn du Hind und Ramlet weinen sähest, so würdest du nur einziges Geweine von ihnen beiden hören, du würdest glauben, erläutert der Commentar, daß eine Einzige ihr verlornes Kind beweint; Herr Rückert hat das Einzige von den beiden Weinenden auf das Kind übertragen, aus dem einzigen Worte el-fakid, d. i. den verlornen, macht R. neun Wörter: ihr Kind ihr einziges, das sie dem Grab vertraun. Nr. 318 Nihar B. Tewsiaa das erste Distichon in der Uebersetzung des Recensenten:

Ilban! mir war ich selbst genug bis deinen Tod,
Seitdem geht's abwärts, mich befiel die Noth.

In Rückert's Uebersetzung:

Ilbân, ich war ein Mann, der wußte wo aus und ein,
bis mich dein Tod traf; abwärts geht's mit dem Glücke.

Der Text *) heißt: ich war ein Mann, der zu mir selbst seine Zuflucht nahm; dieß übersetzt R. mit: der wußte wo aus und ein. Das folgende Distichon in der Uebersetzung des Recensenten:

Eh' schaut' ich trotzig d'rein in's Menschentreiben,
Gerad und stark Halsadern vorzutreiben.

Istikamol-achdaa heißt das Hervortreiben der Halsadern vor dem Schröpfen; dieß übersetzt R. viel zu frei mit:

Stolz schaut ich in der Gemeinde drein und rücksichtslos,
grad auf mein Ziel, und beugte trotzge Genicke.

In der Note geht Hr. R. wieder von der schon oben gerügten irrigen Vorstellungsweise aus, daß der Hochmüthige den Hals schief trage, während umgekehrt in allen Bildern des Arabers wie des Hebräers der gerade Nacken des Stolzen gebeugt, und nicht die Schiefe desselben gerade gerichtet wird. Diese Vorstellung ist eben so verkehrt und dem Begriffe des Arabers zuwider, als die obige, wo das Grau, die Farbe des Ansehens und der Ehre, von Hrn. R. in die Farbe der Schande verwandelt wird.

*) kad konto imren li dschanibon.

Noch vor zwanzig Jahren legten bei den Audienzen europäischer Gesandten zu Constantinopel die Kämmerer die Hand auf den Nacken des Eingeführten, um den aus Stolz Geraden vor dem Sultan zu beugen. In der Nr. 321 und der Note kommt die Metapher der gebeugten Nacken nicht weniger als dreimal vor. Das letzte Distichon in der Uebersetzung des Recensenten:

Um dich auch weinet einst verhüllt Gesicht,
Doch leider hörest du die Klagen nicht.

Mokannaan la tesmaa heißt wörtlich: verhüllt hörst du nicht; aus hören macht R. sehen, aus der zweiten die dritte Person mit dem schleppenden Zusatze des zweiten Verses:

Ja, jedem kommt sein Tod einst, wo verhüllt um ihn
man weint, und ihm die Kraft erlosch im Blicke.

Nr. 321 wird bei Gelegenheit der Niederlage der Aliden zu Thaff Irik Abulfeda IV. S. 340 und 348 citirt, an beiden Stellen kommt aber nur das Wort Thaff als Rand, Seite, und nicht die Schlacht von Thaff Irak vor, die also wohl auch als die Niederlage der Anhänger Ali's an der Gränze Irak's zu übersetzen seyn dürfte. In Nr. 574 wird Thaff ausdrücklich als der Rand Arabiens gegen Irak erklärt, was hier oder dort hätte bemerkt werden sollen. Nr. 334 musami soll mosafi heißen. Das dritte Distichon:

Söhne Amru's, Gruß dem Orte, wo ihr ruht im Glanze,
Schmuck der Volksversammlung und des Panzers und der Lanze!

Das Wort ham, d. i. Grabstätte, wird hier umschrieben mit: dem Orte, wo ihr ruht im Glanze; die zwei Wörter: dschemalon, nedij werden als Schmuck der Volksversammlung übersetzt, dürften hier aber richtiger mit Schmuck der Freigebigkeit übersetzt worden seyn. Zu Nr. 335 und 336 sind in drei und dreißig Noten aus den Scholien schätzbare Erläuterungen zu dem „sagen- und liederreichen vierzigjährigen Kriege der Bruderstämme Aabs und Dobjan" gegeben. Nr. 349 Ghuweijet. Das dritte Distichon in R.'s Uebersetzung:

Sollt' eines Weibes Abschied rühren mich,
nachdem der Ritter fiel von Dhu Tilál!

Hier ist mehr als Eine Uebersetzungssünde an Weglassung, Zusatz und irriger Bedeutung; vom Abschied steht nichts im Texte, dafür fehlt in der Uebersetzung bi beinin haijati, d. i. mein Lebelang; weiters heißt teruuni wird schrecken? und nicht sollt' rühren? Endlich ist su thilal der Name des Pferdes des Dichters, und der Reiter von su Thilal ist etwas Anderes als der Ritter von su Thilal; es ist aber in der Note

nach der Scholie richtig bemerkt, daß ſu Thilal auch der Name eines Ortes (im Lande der Beni Morre). In der Ueberſetzung des Rec. lautet das obige Diſtichon:

Wird ſchrecken mich der Tod, das Weib in meinem Leben,
Da ſich der Reiter ſu Thilal's dem Tod ergeben?

Das zweitfolgende Diſtichon in R.'s Ueberſetzung:

Sie traf, die herrlichen, des Tods Geſchick:
gegrüßt ſei ihre Gruft im Morgenſtral.

Der letzte Vers des arabiſchen Textes ſagt, daß der Dichter ſeinen väterlichen und mütterlichen Oheim zum Opfer bringt [1]); vom väterlichen und mütterlichen Oheim kommt in der Ueberſetzung, vom Gruße der Gruft im Morgenſtral im Texte nichts vor; in getreuerer Ueberſetzung:

Die Hochgeprieſ'nen traf der Tod, ich bringe dar
Zum Frühemahl des Grabs der Oehme Schaar.

Nr. 344 Ibn Aanemet, das Gedicht beginnt ſehr poetiſch mit dem Worte: li Ommil-erdhi weilon, d. i. weh der Mutter Erde! Dieß lautet bei Hrn. R. ſehr proſaiſch: dem Boden ſei Weh! Das vierte Diſtichon in R.'s Ueberſetzung:

Bepackt mit dem Panzerhemd und des Roſſes Sattel,
und ledig daneben tanzt das gepflegte Roß.

Hakibet iſt keineswegs der Sattel, ſondern das auf den hintern Theil des Sattels gelegte Kiſſen [2]), daher das arabiſche Sprichwort: das beſte Sattelkiſſen iſt der Fuß, welches arabiſche gute Fußgänger im Munde führen; im Texte ſteht weder, daß das Roß ledig, noch daß es daneben tanze, die Scholie ſagt bloß von deul, daß es eine Art des Schrittes oder Laufes des Kameles, nicht des Pferdes bedeute, und führt dabei einen Vers des Amrulkais an, der damit den Lauf des Fuchſes bezeichnet; die Ueberſetzung von gepflegt würde richtig ſeyn, wenn im Texte morrebbijet ſtände, es ſteht aber morrebbebet, d. i. mit Robben oder Leckerbiſſen genährt, demnach lautet das Diſtichon in der Ueberſetzung des Recenſenten:

Wie er Panzer auflud hinter'm Sattelkiſſen,
Und Kamel antrieb genährt mit Leckerbiſſen.

Es iſt im Texte nicht vom Pferde, ſondern vom Kamel die Rede. Das letzte Diſtichon in R.'s Ueberſetzung:

Er ſank auf das Bitterholz, und ihm ward kein Kiſſen;
die Stirne von ihm war glatt wie des Erzes Guß.

---

[1]) fiden aammi li mossbahihim we chali.

[2]) Pulvinar in posteriore sellae parte. Freytag's Wörterbuch I. 307.

Im Texte steht el-elat, und die Scholie erklärt dieses Wort als den Namen eines Baumes, auf den sich nicht gut stützen läßt, also ein Strauch, der keinen guten Anhaltspunkt gewährt, und nicht Bitterholz. Dschebinoho seifon Isakilo heißt wörtlich: seine Stirne war blankes (aus der Scheide gezogenes) Schwert, das einfache Schwert wird oben mit Erzes Guß umschrieben; daß diese Umschreibung Schwert bedeuten solle, wird wohl kein Leser errathen, überdieß ist das Bild unrichtig, denn das Erz, wie es aus dem Gusse kommt, ist nicht glatt und blank, sondern erhält diese Eigenschaften erst durch Abfeilen und Glätten der rauhen Oberfläche. Das sechste Distichon lautet ganz unverständlich:

Zu jenen, bei denen Viertel dir ward und Auswahl,
Verfügung und Munterbeute und Ueberschuß.

Verständlicher gewiß in der Uebersetzung des Recensenten:

Dein gehöret Beuteviertel selbst gewähltes,
Was dir aufstößt und der Ueberschuß des Geldes.

Neschithat heißt in Freytag's Wörterbuch: Praeda, quae duci in via obtingit, antequam pervenerint ad primarium hostium locum, dafür hat R. das Wort Munterbeute geschaffen, das ohne die zu dessen Erläuterung hinzugefügte Note wohl Niemand verstehen dürfte. S. 346 Jias B. el-Erett, das zweite Distichon:

Trennung traf von einem werten Freunde dich,
der zu Wol und Weh die Kraft verband in sich.

Der zweite Vers heißt nach der Uebersetzung des Rec., die dem Texte [1]) getreu:

Der bös' im Zorn, doch Zwilling mit dem Guten.

Der Zwilling (tuem) ist bei R. gar nicht zu finden. Das dritte Distichon in R.'s Uebersetzung:

Kirwasch, Sohn der Leila, folgt' und Amer nach,
deren Todestag den Halt der Freude brach.

Der letzte Vers ist eben so unverantwortlich frei übersetzt, als der gerügte des obigen Distichons, er lautet dem Texte [2]) getreu in der Uebersetzung des Recensenten:

An ihrem Todestag war Freude Schmach.

Bei 351 (el-Kolach) hätte wohl aus der Scholie bemerkt werden sollen, daß es drei Dichter dieses Namens gibt, Kolach Ben Hasn B. Dschenab B. Minkar, von dem das Ge-

---

[1]) we kjane kesir esch-scherr lil-chair tremen.

[2]) we kjane es-soruro jaume mata mofemmemen.

dicht 351, dann el-Kolach B. Seid aus den Beni Amru B. Malik und el-Kolach aus den Beni-Anber, den der Dichter Dibel als einen Dichter Baßra's aufführt; der erste war aus dem Stamme der Beni Saad, und von ihm sagt die Scholie ist der (zum Sprichwort gewordene) Vers: ich bin Kolach, der Sohn Dscheaab's, der Sohn von Dschela. Dschela scheint hier nicht eigener Name zu seyn, sondern die Helle zu bedeuten, also ein Lichtfreund; die andere Hälfte dieses berühmten Distichons gibt der Kamus *) unter dem Worte Kolach:

Ich bin Kolach, der Sohn Dschenab's, des Sohnes von Dschele,
Des Hausgeräthes Vater, Leiter der Kamele.

Vom zweiten Kolach B. Seid gibt der Commentar der Hamasa das folgende Distichon:

Es ist nicht gleich, o Seid! Rauchfaß, Juwelenschrein,
Mit Lanzenstoß der Brust in Schlachtenpein.

Vom dritten Kolach aus den Beni Anber gibt der Commentar der Hamasa kein Distichon an, aber mit demselben helfen Dschewheri (welcher es irrig dem ersten Kolach zuschreibt) und der Kamus aus (welcher diesen Irrthum berichtigt):

Ich bin Kolach zu schwören stets bereit;
Mich ekelt nicht, bis ihr nicht ekel seid!

Diese literarhistorische Notiz wäre wichtiger, als so viele andere aus den Scholien genommene Geringfügigkeiten, und so nothwendiger gewesen, als Hr. R. dem Namen des Dichters nicht einmal den seines Vaters beigesetzt hat. Nr. 162 Omm Kais. Wir setzen abermal Hrn. R.'s und unsere Uebersetzung neben einander, und vergleichen dann die beiden mit dem Originale:

Wer ist nun da für Feinde, wann sie nahn mit lautem Trosse,
nachdem Ben Saad dahin ging? wer für hochgenackte Rosse?
Und für den Sammelort, da wo sich Volkshäupter hochgeschätzte
gesammt vereinigten, und er ausbleibende ersetzte.
Da fandest Rat und Hilfe du mit unverworrner Zunge,
wo's Landesschirmung galt, und mit des Herzens kühnem Schwunge.
War irgend eines Mannes Speer erniedrigt und erschlaffet,
Ben Saad doch schwang den seinigen von derbem Holz gestraffet.

In der Uebersetzung des Recensenten:

Wer wird nach Ibn Saad dem Tof' zu stehen wagen,
Dem mageren Kamel und dem mit langem Kragen?
Der Gräber Stäte muß Abwesenden genügen,
Wann sich der Edlen Kreis versammelt zu Feldzügen.
Stets war er bei dem Schutze des Gutes und der Frauen,
Als Wahrmund und als Herz, das ohne Furcht zu schauen,

*) I. S. 556.

Wann Lanze andren Mann's zersplitterte aus Schwäche,
Hob Ibn Saad den Speer, daß stark und tief er steche.

Edh-dhadschadsch ist das Waffengetöse, wofür Hrn. R.'s lauter Troß dem Reime zu Liebe hingehen mag, aber ganz unverantwortlich ist, daß er die mageren langhalsigen Kamele durch einen Machtspruch in hochgenackte Rosse verwandelt. Die Scholie erklärt ausdrücklich dhommer als den Plural von dhamir, was nur gracilis camelus bedeutet; eben so erklärt er el-kud als langhalsige Kamele. Daß die Uebersetzung des zweiten Distichons beim Rec. wörtlich, beweiset der Text [1]). Newafsion-nas, d. i. die Stirnhaare der Menschen, bedeutet, wie der Commentar sagt, die Edelen (el-eschraf) derselben, hat Hr. R. mit hochgeschätzte Volkshäupter, Rec. der Scholie getreu mit Edlen übersetzt. Meschhed hat zwar auch die Bedeutung eines Ortes, wo sich Leute versammeln, aber hier hat es keinen anderen Sinn, als den allergewöhnlichsten der Grabstätte, und die Ersatzmänner Hrn. R.'s erscheinen im Texte gar nicht. Hifaf, was Hr. R. im dritten Distichon mit Landesschirmung übersetzt, bedeutet im Arabischen zunächst den Schutz der Frauen, der Begriff der Landesschirmung ist dem Kopfe des herumziehenden Beduinen fremd; kalb ghair mefuud heißt ein furchtloses Herz, und nicht des Herzens kühner Schwung. Bei dem folgenden Gedichte Nabigha el-Dschaadi's, oder bei den früheren Nabigha's ed-Dobjani und Nabigha's, des Sohnes Aatiket's, wäre doch ein Wort über die verschiedenen Dichter, welche den für einen Dichter so ehrenvollen Namen en-Nabigha, d. i. der aus sich selbst und freiwillig Hervorquellende, führen, und welche zusammen en-Newabigh heißen, an seiner Stelle gewesen; es sind deren acht: 1) Es-sjad B. Moawije ed-Dobjani, 2) Kais B. Abdallah el-Dschaadi, 3) Abdallah B. Macharik esch-scheibani, 4) Jesid B. Aban el-Harisi aus dem Stamme der Beni ed-Dijan, 5) Nabigha B. Lai el-Ghanewi, 6) Haris B. Bekr el-Jerbuui, 7) Haris B. Idwan aus dem Stamme Taghlib; 8) Nabigha el-Idwani aus dem Stamme der Beni Idwan [2]). Von den drei Nabigha, von denen Gedichte in der Hamasa vorkommen, sind die beiden ed-Dobjani und el-Dschaadi zur Genüge bekannt, welchem aber der sechs anderen das Gedicht 295 angehöre, ist schwer zu bestimmen. Dieses letzte ist eines der Gedichte, welche Hr. R. in

---

[1]) we meschhedin kad kefeitel-ghaibine bibi
fi medschmaain min newafsin-nasi meschhudi.

[2]) Kamus II. S. 720.

doppelter Form übersetzt hat; wenigstens eines derselben in der doppelten Form hier mitzutheilen ist des Rec. unerläßliche Pflicht, damit die Leser selbst über das von Hrn. R. dabei beobachtete Verfahren urtheilen können. In der Strophenform (I. 325):

Den Menschen soll nicht wohl bekommen
ihr Waidetag,
Was von Gesind und Vieh sich einer
zueignen mag,
Sohn Atika's, nachdem du zogest
in jenes Land,
Wo Vaters- nicht, noch Mutter-Bruder
dir ist bekannt.
Wie menschenfreundlich du den Loßpfeil
geworfen hast
Um's Buckelthier, nicht Schulden scheuend
für deinen Gast!
Weit trennet zwischen zween Genossen
ein Raum der Erd',
Auf welcher der, und unter welcher
sich der verzehrt.

In der strengeren Form des arabischen Textes (I. 420):

Die Menschen soll freun hinfort das Gras der Waide nicht mehr,
und nicht der Trieb ihres Viehs, und nicht ihr Haus und Gesind!
Nachdem der Sohn Atika's verbannet wohnt auf Emer,
in einem Land, wo von ihm nicht Vetter wohnet noch Kind.
Der von Gemütsart war schlicht, und gern mit loßendem Pfeil
zum Buckelthier trat, und trug Schuldlasten freundlich gesinnt.
Zwei Freunde trennt weit genug die Erde zwischen den zwein,
indeß auf ihr einer weilt, und einer drunter zerrinnt.

Wider die letzte, dem Sinn und der Reimform des Arabischen getreue Uebersetzung ist kritisch wenig einzuwenden, wenn nicht statt verbannet, das nicht im Texte steht, begraben gesetzt worden seyn dürfte, weil, wie die Scholie erläutert, der Bruder des Dichters zu su-Emer, d. i. bei den Wegemeilern, oder nach einer anderen Ueberlieferung zu Ekwa begraben lag; das Buckelthier gibt nicht genau den Sinn des fewated-dora, d. i. der schwerhöckrigen Kamele, und der loßende Pfeil statt des loosenden ist wider die Rechtschreibung gefehlt. Rec. schließt diese Anzeige der Todtenklagen mit dem ersten Distichon des Nr. 364, weil die dadurch herbeigeführte schmerzliche Erinnerung an Meran, wo sein geliebter hoffnungsvoller Sohn im letzten Herbste gestorben, und an Mais, wo er begraben liegt, den Vater das Buch aus der Hand zu legen zwingt:

O wie? nachdem auf Naaf muß der von Mais rasten,
hofft wol ein Sohn des Wegs auf Merran noch zu gasten?

(Schluß folgt.)

Art. II. Istrien und Dalmatien. Briefe und Erinnerungen von Heinrich Stieglitz. Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1845. gr. 8. 284 S.

Der Verfasser dieses, weniger durch die Beschaffenheit der Erlebnisse, als durch Lebendigkeit der Schilderungen und Eigenthümlichkeit der Auffassung interessanten Werkes, beginnt seine Reise von Triest aus, sie in Ragusa vecchia beendend.

Nach vergleichender Darstellung der Eindrücke, welche ein früherer Besuch Triests und ein späterer auf den Verfasser machten, geht er in der ersten Abtheilung zu den Schilderungen von Isola, Capodistria, Pirano, Montona, Pisino, Dignano, Pola, Guarno, Lussin piccolo, Lussin grande, Osero, Cherso, Veglia und Fiume über.

Der Aufenthalt in Triest führt den Verfasser an das Todtenbette Zajotti's, und eine genaue, unparteiische Würdigung dieses ausgezeichneten und dabei vielfach verkannten Staatsmannes möge hier Platz finden. Zajotti war im Jahre 1832, damals bereits Appellationsrath in Venedig, um seines durchdringenden Blicks und seiner bedeutenden Rechtskunde, zugleich auch wohl um seiner unverhohlenen Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich willen an die Spitze der politischen Untersuchungen nach Mailand berufen worden. Bei diesem peinlichen Geschäft, dessen Uebernahme er stets als ein dem Staate dargebrachtes schweres Opfer betrachtet, und das er mit dem ganzen Ernste und der pflichtgetreuen Hingebung seines Wesens übte, hat er einerseits eben so viel Scharfsinn in Entwerfung und Ausführung des Planes der Untersuchung, als Menschlichkeit in Behandlung und Beurtheilung der Angeklagten bekundet. Mit scharfem Auge und nicht selten mit überraschend günstigem Erfolg hat er den geheimsten Triebfedern aufrührerischer Bewegungen beizukommen gesucht, und die Lenker derselben durften allerdings in ihm ihren gefährlichsten Widersacher erblicken; denn es war ihm Angelegenheit, so weit seine Schnellkraft reichte, eine Macht in der Wurzel zu brechen, in der sein klarer, durch keine Illusionen getäuschter Blick nur eine Saat des Unheiles und Verderbens sah. Verlangend nach dem Fortschritt menschlicher Gesittung, erfüllt von Hoffnungen geistiger Entwicklung für das Heil des Ganzen und vornehmlich seines Vaterlandes, dessen Ruhm und Wohlfahrt ihm über Alles galt, auch als Mann noch jugendlich erglühend für jede Bethätigung des Genius, ging er von der Ansicht aus, das Glück der Menschheit könne nur gefördert werden durch ungestörten Fortgang ihrer zugewogenen Geschicke, und ihm schien das heutige Europa der Art, daß in keiner Weise zu bezweifeln sei, es werde die Zeit in ihrem stetigen Fortschreiten diejenigen Güter zur Reife bringen,

die noch etwa vermißt würden. Von diesem Gesichtspunkt aus gewahrte er in jeder Art von Verschwörung oder Auflehnen gegen die bestehende Ordnung nur ein Hemmniß, das der folgerechten Entfaltung bereits vorhandener Keime sich entgegen stellte, weil dadurch Mißtrauen erregt und der überwachenden Macht Veranlassung zu Gegenwirken und unabsehbaren Rückschritten aufgedrungen würde. Von dieser Ansicht ausgehend ist er verfahren auch in jener wahrlich nicht beneidenswerthen Stellung, und hat in seiner Pflichterfüllung, wie Wenige, die schwierige Mitte zu halten gewußt, zwischen ernster eifriger Vertretung des Gesetzes und den Anforderungen edelster Menschlichkeit. Während der ganzen Dauer seines Richteramtes — vom Frühling 1832 bis Ende 1834 — hat er, der sonst so gern Gesellige, nicht Einmal das Theater, nicht Eine erheiternde Gesellschaft besucht: Er könne es nicht über sich gewinnen — erwiderte er seinen, zu dergleichen Zerstreuung ihn auffordernden Lieben — er könne es nicht über sich gewinnen sich zu erlustigen, während ihm zur Untersuchung Uebertragene in Haft sich finden. Sein Eifer in Schützung der Regierung und ihrer Rechte und gleichzeitig sein Menschlichkeitsgefühl ging so weit, daß er keine Beschränkung der Zeit und des Ortes kannte, um den Gang der Untersuchung zu beschleunigen. Und aus dieser ungewöhnlichen Thätigkeit, welcher vornehmlich es zuzuschreiben ist, daß beinahe drei Viertheile der wichtigsten und talentvollsten Angeklagten, die ihm besonders überwiesen waren, in weit kürzerer Zeit der Entscheidung entgegengeführt wurden, als von den übrigen Hülfsarbeitern, hat, weil er ohne Rücksicht auf die eigene Erschöpfung oftmals ein Verhör bis in die späten Stunden der Nacht fortsetzte, und hiezu die Amtswirksamkeit der verschiedenen Behörden mit ungewöhnlicher Energie in Anspruch nahm, ihm leidenschaftlicher Parteihaß nichts als feindselige Erbitterung und Härte angedichtet. Und während bei Bekanntmachung der Strafurtheile die öffentliche Stimme sich eher in Verwunderung aussprach, über das augenfällig geringe Ausmaß der Strafen als in Mißbilligung derselben, während von auswärtigen Journalen — in dieser Hinsicht doch gewiß nicht Partei für! — eine Gegenüberstellung den von Seiten Oesterreichs gegen die Mitglieder der giovine Italia verhängten Urtheile in Vergleich zu denen anderer Regierungen zum lauten Preis der Menschlichkeit des Kaiserstaates sich vernehmen ließ, wurden abermals verläumderische Zungen nicht müde, dem Richter nur gehässige und finstere Absichten zuzuschreiben — zum Theil wohl ausgehend von solchen, die erzürnt, daß Zajotti, ihren Drohbriefen von Gift und Dolch keine Rücksicht gönnend, seine einmal betretene Bahn ruhig und fest nach den Tiefen der Ueberzeugung und dem Gebote

des Gesetzes verfolgte. Andere, Nachplapperer und urtheilslose oder oberflächliche Leser verwechselten dann auch wohl seine Wirksamkeit mit einer früheren, bei weitem aufgeweckteren Periode, die Silvio Pellico in dem vielgelesenen sentimentalen Roman seiner Gefangenschaft mit so bestechlichen Farben und Witt von Dörring mit so viel Aufwand von Beredsamkeit geschildert. Genug, der Mann, der, wo er nur irgend konnte, ohne seiner Pflicht Eintrag zu thun, das Loos der ihm zur Untersuchung Anvertrauten zu erleichtern gesucht, der vermöge eines eben so begeisterten als klaren und ächt juridisch begründeten Vortrags, welcher zugleich den Verstand überzeugte und das Herz für sich gewann, stets auf Strafmilderung hingewirkt durch Hervorheben jugendlicher Unerfahrenheit, einer falsch verstandenen Vaterlandsliebe, der Macht der Verführung u. s. w. wurde vorzugsweise zur Zielscheibe des Parteihasses und der Verläumdung ausersehen. Ging dergleichen aus von Neid und Mißgunst, dann möchte solch ein Charakter leicht sich darüber hinwegsetzen — er, der früher bei freimüthiger Vertheidigung eines verkannten und verunglimpften Edlen selber ausgesprochen: „Mancher Neidhart wird sich erboßen über diese Worte; doch sein Zürnen kann uns wenig kümmern, die wir nächst der Freundschaft der Guten nichts Wünschenswertheres kennen, als die Vergessenheit oder den Haß der Schlechten.“ — Wenn aber Aehnliches ihm begegnete von solchen, denen er in ihrer Haft ein guter Genius gewesen, denen er Trost gebracht und alle mögliche Erleichterung, die er ermuthigt und erhoben durch Gestatten der, dem besonderen Studium eines Jeden angemessenen geistigen Beschäftigung, denen er aus seiner eigenen Bibliothek die gewünschten Bücher dargeboten, und in Ermangelung derselben anderswoher zu verschaffen bemüht gewesen; wenn solche, nachdem sie früher übergeströmt von dankbarer Anerkennung und Verehrung, späterhin, nachdem sie aus der Haft entlassen sein nicht mehr bedurften, es sich angelegen seyn ließen, am heimischen Herde sich zu erhitzen in feuriger Schilderung der fürchterlichen Abenteuer ihrer Gefangenschaft, der Barbarei und Halsstarrigkeit ihrer Richter, der Grausamkeit und Härte ihrer Henker, und so auf Kosten ihres Wohlthäters sich interessant zu machen suchten mit einem erlogenen Heroismus, und zu schmücken mit einem nachgeschaffenen Märtyrthum — wie darf man sich verwundern, wenn auch ein starkes Herz dergleichen schnöden Undank schmerzlich empfunden und manchmal empfindlich gezuckt? — Als Beispiel nur eine Stelle aus seinen Tagebüchern — vom 23. Juni 1835 — „Die Gattin des verhafteten L...... kam gestern nach ihrer Rückkehr von Wien sogleich zu mir, um mir zu danken, weil sie dort erfahren, daß ich väterlich die Sache ihres

Mannes vertreten. Für Einen Erkenntlichen, wie viele Undankbare! Wäre der Vergleich nicht allzuhoch, wie oft dürfte ich versucht seyn zu fragen: „„Ich habe ihrer Zehn gereinigt — wo sind die andern Neun?““ — — Der Wahrheitsliebe zur Ehre muß gestanden werden, daß späterhin nach allmäliger Beruhigung der Leidenschaften und Abdämpfung aufgeregter Parteiansichten die Stimmen der Verläumder immer mehr an Macht verloren, und daß von den Besseren und Einsichtigen Zajotti's edler unbescholtener Charakter immer mehr in seiner Lauterkeit erkannt worden. Da aber bald nach dem Dahinscheiden des Starken, welcher nun nicht mehr sich zu vertheidigen vermochte, aus dem Gehege der Lüge und dem Schlammpfuhl des Neides allerlei Gethier sich wieder hervorgewagt zur Verlästerung des von Vielen laut Gepriesenen, ziemt es wohl, einige Anhaltspunkte hinzustellen, für die, so gern der Stimme der Wahrheit lauschen, und deren Ansichten vielleicht aus Irrthum oder auf Schein beruhender vorgefaßter Meinung hervorgegangen. Solchen sei mitgetheilt, daß einer, der ihm zur Untersuchung Uebergebenen — Fedele Bono, ein Jüngling von 23 Jahren — als er im Gefängniß erkrankte und sich dem Tode nahe fühlte, einen Theil seiner Bibliothek an ihn vermachte, „um der vielen, während einer unglücklichen Periode seines Lebens von ihm empfangenen Wohlthaten willen“ — daß Zajotti aber, bei der Testamentsöffnung eingeladen zur Uebernahme des Vermächtnisses, erklärt, — „er rechne solches der Gesinnung nach als ein Zeichen für die Milde seines Monarchen an, deren Vertreter seyn zu dürfen, er sich erfreue, nicht aber den Gegenstand des Legates für sich“ — — daß ein anderer seiner Inquisiten — Scalini — der nach vollendeter Untersuchung eine Reise in den Orient unternommen, von Aegypten aus geschrieben, er habe Zajotti's Namen als den seines größten Wohlthäters in die größte der Pyramiden eingegraben; daß ferner ein, unter den neueren Autoren Italiens nicht unberühmter Literat, der später bei Erwähnung von Zajotti's bedeutenden Verdiensten um die italienische Literatur öffentlich ausgesprochen, man dürfe seinem Urtheile um so eher glauben, da er in politischen Ansichten nicht zu den Freunden des Gepriesenen gehöre, von seines Gegners großmüthiger Vergebung, ja Verwendung erzählt zu einer Zeit, wo er denselben auf literarischem Felde bitter gekränkt. Es könnte hier auch eine Reihe von Briefen eines in jene Untersuchungen Verwickelten mitgetheilt werden, deren einer anhebt: „Mein Gefängniß ist nicht Gefängniß mehr; der hohe Sinn des edelsten Wohlthäters hat es in ein Studienasyl verwandelt u. s. w.“ — Diesen und ähnlichen Thatsachen stelle man auch nur einen begründeten Zug von Grau-

samkeit und Härte aus Zajotti's Leben gegenüber! — Und wenn seine bereits oben erwähnten Berichte und gerichtlichen Vorträge — von welchen Ohrenzeugen sagen, daß sie als Muster selbst parlamentarischer Beredsamkeit gelten könnten durch die Kraft und Klarheit, mit welcher sie die größte Masse von Ergebnissen und Ansichten zusammenfassend den Mitrichtern die selbstständige Beurtheilung erleichtert, und von denen nur zu bedauern sei, daß sie nicht zur Oeffentlichkeit gelangen — wenn diese überall auf Milderung antragenden Vorträge von Kundigen angesehen werden als die erste Grundlage und gewissermaßen als Vorboten der 1838 verkündeten Amnestie, wie räumt sich das mit euren jüngst im Finstern ausgestreuten Gerüchten, ihr Ritter der Verläumdung und Lüge, als habe Zajotti gegen jenen schönen Akt der Gnade sich geäußert? —

Dieselbe Liebe für Italien, die ihn in Napoleon den Vorbereiter und Erwecker einer leuchtenden Zukunft begrüßen ließ, flößte später, nachdem der überflügelnde Genius von der Weltbühne abgetreten, ihm dauernde Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich ein. Sah er hier auch nicht, wie früher, aller Orten und aus allen Ständen dem Talent die freie Bahn geöffnet, auf welcher er selber bedeutsam würde geglänzt haben, so zog ihn auf der andern Seite das Prinzip unverbrüchlicher Gerechtigkeit und die einfach patriarchalische Sinnesweise des Herrscherstammes und des Verwaltungswesens an, und er betrachtete unter den gegebenen Verhältnissen es als ein besonderes Glück für die nördlichen Staaten Italiens, unter Oesterreichs Obhut gekommen zu seyn. Aus diesem aufrichtigen Anerkennen und dieser Ueberzeugung ist die Vertheidigung der Regierung, die ihn vorzugsweise zu ihrem Anwalt gewählt, hervorgegangen, welche der unermüdlich thätige Mann um dieselbe Zeit, wo er als Richter die Untersuchungen in Mailand geleitet, den Angriffen Heinrich Misley's gegenübergestellt. Er geht die Gesetzgebung, die Civil= und Criminaljustiz, die politischen und Verwaltungsprinzipien, den öffentlichen Unterricht, den Handel, die Auflagen und den bürgerlichen Zustand der italienischen Provinzen des Kaiserstaates in einzelnen Kapiteln durch, und widerlegt Schritt für Schritt die bittern Anschuldigungen des Gegners zugleich mit dem Thatbestand der Gegenwart und den Verheißungen der Zukunft, die sein vorschauender Blick als Keime in dem bereits Vorhandenen vertrauensvoll gewahrte. Den letzteren Gesichtspunkt, die zuversichtliche Vorschau des aus den Saaten der Gerechtigkeit und Ordnung sich folgerecht Entwickelnden sollten diejenigen nicht außer Acht lassen, die jener Darstellung allzu vorwaltendes Hervorheben der Lichtseiten zum Vorwurf machen; die vernichtende Gewalt seiner Worte und der

an manchen Orten zur verzehrenden Flamme sich steigernde Feuereifer seiner Gegenrede wird Keinen verwundern, der Zajotti's für Wahrheit und Recht erglühendes Wesen kannte; es wirkt in ihm die moralische Entrüstung gegenüber einem gleißenden Truggewebe absichtlicher Verunglimpfungen und den Grundsätzen eines raffinirten, keine Mittel scheuenden politischen Fanatismus. Für uns Deutsche besonders interessant ist der Schluß des Ganzen, wo persönlichen Angriffen das Spiegelbild des deutschen Herrschers im Gegensatz zu dem französischen entgegen gehalten wird. Zajotti stellt hier Napoleon in seiner zweimaligen Wiederkehr von Niederlagen (1814 und 1815), zweimal von der noch kurz zuvor ihm enthusiastisch zujauchzenden Nation verlassen, dar, während wir ihm gegenüber nach den so höchst unglücklichen Ergebnissen des opferreichen Jahres 1809 den in die Mitte seines Volks zurückkehrenden deutschen Kaiser mit treuer Anhänglichkeit und Liebe und ungeschwächtem Aufopferungsdrang empfangen sehen — und daran reiht sich, schnöde Verläumdung abweisend, die Frage: „Ist es möglich, daß solch einen Herrscher irgend ein Vorwurf treffen kann?» — Als Ergänzung der Antwort dürften Napoleons eigene Worte (aus Las Cases Memoiren) nicht ungeeignet seyn: — „Hätte der Himmel mich als deutschen Fürsten in die Welt gesetzt, ich hätte, die mannigfachen Krisen unserer Zeit benützend, die dreißig Millionen Deutschen sicherlich zur Einheit geführt.»

Von den folgenden Abschnitten, welche mehr und minder durch genaue Schilderungen, Untersuchungen und Betrachtungen ausgezeichnet sind, ist der interessanteste der über Osero.

Es sind die von Nord nach Süden gegen sechzig Miglien langen, im Mittelpunkt durch eine schmale Landenge verbundenen Inselstreifen Osero und Cherso nebst den umliegenden kleineren Felseilanden keine anderen, als die Brigeiden oder Dianeninseln, von denen Apollonius Rhodius in seiner Argonautica weitläufig handelt, die alle Autoren des Alterthums, Poeten und Prosaiker, welche die Argonautenfahrt berühren, auch spätere Geographen als solche bestätigen, und die von der Zeit der Argofahrer an den Namen der Apsyrtides erhalten. Denn hier war es, und auf der südlichen Hälfte der Insel Osero insbesondere, wo der Tempel der keuschen Göttin stand, bei deren Verehrern der die Raubritter vom goldenen Vließe verfolgende Apsyrtus nebst seinen Kolchern gastliche Aufnahme gefunden; hier, wo der Großcomthur Jason auf Anrathen der Zauberin Medea den Bruder und Schwager geschlachtet und zerstückelt, damit der mit einer größeren Flotte nachsetzende königliche Vater durch den Schmerz und das Einsam-

meln der theuren Ueberreste aufgehalten, den erlauchten Räubern Zeit zu weiterer Flucht gewähre.

Osero — vor Alters Absyrtium, Apsoros, Auxerum, auch Auxeros — die einzige Stadt der Insel, wo noch Denkmale hohen Alterthums, erscheint in Form eines Dreiecks auf der Landenge, welche die gleichnamige Insel mit ihrer Zwillingsschwester Cherso verbindet. An ihrem schmalsten Ende durchstochen, gestattet diese Landenge vermittelst einer durch Thorflügel schleußenartig zum Sperren und zum Oeffnen eingerichteten Zugbrücke den Fahrzeugen des von beiden Seiten herandrängenden Meeres den Durchgang. Der gelehrte Abbate Fortis, der auf seiner Dalmatinerreise um 1770 diese Gegenden besuchte, nimmt die beiden nur durch diesen schmalen Kanal getrennten Schwesterinseln geradezu als eine einzige an. — Augenscheinlich ist, daß sich die Stadt vor Alters um Vieles weiter hin nach Osten auf dem Boden von Cherso ausgebreitet. Darauf deutet schon die mehr und mehr verfallende Cathedrale Santa Maria degli Angeli auf dem östlichen Hügel nahe dem Hafen, mit ihren Särgen und dem rings umgebenden Friedhofe, gewiß einst Mittelpunkt der Stadt. In ihr steht noch ein steinerner Bischofsstuhl, reich verziert, mit arabeskenartigen Thieren und Gewinden, wie sie vornehmlich in Venedig so geschmackvoll einheimisch geworden. Auch wird nach alten Testamentsbestimmungen hier bisweilen noch Messe gelesen. Ueber dem Thor einer andern noch weit mehr verfallenen Kirche gegen Nordost liest man die scharf ausgeprägte Inschrift: „Hanc D. Petro addictam ecclesiam vetustate penitus collapsam Augustinus Gradonicus Episc. Feltrensis Abbas Commendatarius a solo restituit Anno a. Chr. ortu 1625.“ Jetzt bietet sie nur noch die nackten Mauern dar, von Steinhaufen umgeben, zwischen denen, so wie zwischen den Mauern des angränzenden Klosters dell' Abbate di S. Pietro mit seiner grasüberwachsenen verfallenen Cisterne Schafe und Ziegen weiden. In dem Einen noch bestehenden Franziskanerkloster hart am Hafen gegen Nord haust gegenwärtig noch ein Frate. Die Einkünfte der aufgehobenen Kirche San Pietro sind dem Seminarium in Zara, die von S. Maria degli Angeli dem zu Görz zugewendet, mit ausdrücklichem Vorbehalt von Stipendien für Studirende aus Osero. Auch an der Ausdehnung der Mauertrümmer sieht man, wie viel bedeutender dieser Ort einst gewesen. Dazu vielfache Spuren alter Grundvesten ringsher, und in der Stadt selber überall völlig divergirende Richtung alter Haus- und Mauerfundamente von den späteren. Aber auch in ihrem dermaligen Umfang bietet Osero eine nicht geringe Anzahl von Häusern und Kirchen, die eigentlich nur trümmerhaft erhaltene hohle Mauern sind, welche statt der einstmaligen Zim-

mer und Bewohner, Gartenbeete, und in ihrem vor Sturm geschützten Gehege üppig aufstrebende Fruchtbäume umschließen, während die nicht umhegten auf den Bergen und sonst draußen umher von dem hier zur Winterszeit gewaltigen Nordost, der Bora, meist nach Südwest gebogen erscheinen. Niedere Hausdächlein über zertrümmerten Treppenaufgängen, gestützt mit kurzen Säulen — mannigfache Wapen in und außerhalb der Stadtmauer, meist Familienwapen, Restaurationen von venezianischen Prätoren, Avogadoren u. a. m. — hie und da in verlassenen Höfen gestürzte Capitäle. Auch S. Markus' geflügelter Begleiter findet sich von seinem Throne gestürzt und zerbrochen mancher Orten. Sanft herabgehoben, unbeschädigt, aber verlassen, sieht man ihn vor dem östlichen Stadtthore. Eben so steht er unverletzt vor dem westlichen Thore, wo auch die Trümmer des Palastes und Castells der einstmals viel geltenden Familie Drasa, an deren Namen die Oseresen manche Erinnerung eigenmächtigen Schaltens knüpfen. Sinnend weilte ich inmitten der Stadt vor einem verödeten Pallast mit stattlichem Familienwapen. Ueber der Hofthüre, die, zerbrochen und von Reben überrankt, den Eingang bildet in dieß ländlich städtische Quartier, liest man mit großen Lettern scharf in Marmor gehauen: „Amicorum commodo" — und darunter: „Maximae sunt certissimaeque divitiae. Contentum esse" — Das Weitere ist verwittert.

Der Hauptplatz des heutigen Osero, dessen südliche Seite die neuere Cathedrale bildet, enthält noch andere bemerkenswerthe Gebäude, unter denen der westlich gelegene bischöfliche Palast hervorragt, seit Jahren schon verwaist. Dieser Palast datirt aus den Zeiten des heil. Gaudenzius, der hier Bischof war in den Tagen Peters von Amiens, mit welchem er auch Briefe soll gewechselt haben. Damals stand vor allen in Macht und Ansehen die Familie der Drasa's, deren einer, von Liebe entbrannt zu seiner leiblichen Schwester, trotz Sitte und göttlichem Gesetze, dieselbe ehelichen wollte. Der fromme Bischof weigerte seine Einstimmung — aber eines Sonntags, als er eben vom Hochaltar aus den allgemeinen Segen ertheilt, tritt das adelige Geschwisterpaar in die Kirche, mit den Worten: „Questo è il mio marito — Questa è la mia moglie," einander die Hände reichend erklären sie ihre Ehe für geschlossen. Gaudenzius aber mit den Worten: „Ihr seid in dem Segen nicht begriffen!" — spricht Fluch und Bann über sie, und begibt sich nach vollendetem Gottesdienst ruhig in seinen Palast. Wie er auf dem Balkon erscheint, wird auf ihn geschossen von Seiten der gegenüber — da, wo später das Fondaco dei Veneziani — lauernd aufgestellten Drasa's. Aber der Schuß verfehlte ihn, hart an ihm vorüberstreifend und den steinernen

Balkon zertrümmernd, worauf sich dann Gaudenzius auf den Berg Osero zurückzieht. Ueber dem Balkon des bischöflichen Palastes zeigt man noch heut die Stelle, in welche die, dem gottbeschützten Manne zugedachte Steinkugel gedrungen und die in erhabenen Lettern geschriebenen Worte: „Nihil deest timentibus Deum.“ Dieselben Worte liest man unter dem bischöflichen Wapen, links neben jener Stelle; rechts davon ist ein römischer Grabstein eingemauert. —

Würdevoll stellt sich die neue Cathedrale dar. Ihre römische Façade ähnelt der Kirche San Zacharia zu Venedig, so wie die beiden Statuen des heil. Gaudenzius und Nikolaus rechts und links über der Eingangspforte mit ihren länglichen Formen an die Gestalten Vittorias erinnern. Im Chor der Kirche über dem Altar ein von Engeln getragener Marmor-Sarcophag, mit der Inschrift: „Corpus Sancti Gaudentii Epi Auxeres.“ — Darüber zu beiden Seiten: „Reliquiae Sanctorum Martyrum.“ Ein auffallend schönes Altarbild: Die Himmelsjungfrau mit dem Kinde, gekrönt von Engeln; jene mit still beschaulichem Ausdruck; zu beiden Seiten geflügelte Engel als Thronhalter; zu Füßen ein lautenspielender Engel, ganz Bellinisch, nur mit bewegterem, ich möchte sagen etwas irdischerem Ausdruck, als Schlußsäulen zur Rechten und zur Linken S. Gaudenzius und S. Nikolaus, die in Osero Unzertrennlichen, beide im Bischofsornat mit dem Krummstabe; jener trägt die Stadt, dieser Aepfel auf einer goldenen Schüssel; jedem zur Seite ein Mann mit würdevollem Ausdruck; der zur Linken neben Gaudenzius ist unverkennbar Tizians Porträt, in kräftigem Mannesalter, ein Vierziger. Formen, Gewandung, Architektur und Farben, Alles meisterhaft behandelt und harmonisch zum Ganzen stimmend; der Ausdruck voll hohen Adels; die Farbe etwas nachdunkelnd, das Fleisch von besonderer Frische und Lebenswahrheit. Die Oseresen besitzen in diesem trefflichen Altarbilde einen ächten Tizian, wiewohl die von Cherso, die ihren Nachbarn überhaupt wenig gönnen, solches nicht zugeben wollen. Uebrigens war der Bischof von Osero, der es gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts (also gerade um die Zeit, wo Tizian im reifen Mannesalter stand) für die Kirche soll haben anfertigen lassen, ein geborner Veronese. Unter den Grabdenkmalen zeichnet sich ein kostbares Marmormonument aus, mit dem Familienwapen der Drasa's, als Nobili di Osero: —

„Marmoris hac gelidi tegitur sub mole sepultus
Franciscus, patriae fama decusque suae;
Hic triremis obiit rector sub pectore gestans
Perpetuam in Venetos in patriamque fidem;
Nobilium splendor, populi tutela fidelis,
Hinc patriae luget civis uterque patrem. 1523.“

Ueber dem Chorbogen liest man: „Totum in nobis spiritáli (sic) aedificatione completur. A. X. 1797." — Das ist das verhängnißvolle Jahr, in welchem das vierzehnhundertjährige Gebäude der Republik zusammenbrach, nachdem es länger denn sieben Jahrhunderte über diese Inseln geherrscht. Seit diesem Jahre steht auch der mit bedeutenden Quadern aufgeführte Thurm neben der Cathedrale unvollendet.

Der zweite Abschnitt behandelt den Aufenthalt des Verfassers in Dalmatien, und zwar: in Zara, Oreskowitsch, Tommaseo — Fort San Nicolo — Sebenico — Weg nach Spalato — Spalato und Salona, Poglizа, Lesina, Lissa — Curzola — Meleda — Bocche di Cattaro — Oesterreichisch Albanien, Ragusa vecchia und Ragusa.

Die meisten dieser Kapitel enthalten anschauliche Beschreibungen der vom Verfasser besuchten Gegenden und kurze Schilderungen seiner Erlebnisse. Dabei werden Nachrichten und Urtheile über ausgezeichnete Individualitäten mitgetheilt, worunter die über den Literaten Tommaseo die bedeutendsten sind. Aus Spalatro werden Nachrichten über das Grab des ritterlichen Grafen Ernst von Mannsfeld, der in dieser Gegend gestorben und in Spalatro begraben seyn soll, mitgetheilt. Die Stätte seines Todes wird bald Wrakowitz, bald Urakovicz genannt. Nun liegt in Bosnien, unweit der Gränze, ein Ort Urakovicz; auch zeigt die große Karte von Dalmatien im Spalatiner Kreise gegen Bosnien hin zwei Berge, davon der eine Weliki Wranowaz, der andere Mali Wranowaz (der große und der kleine W.) benannt ist; ferner findet sich auf dem Wege zwischen Klissa und Spalatro ein Oertchen Wranitza, scherzweise in diesen Gegenden „Kleinvenedig" genannt. Von dem Platz, wo er begraben, nirgend eine Spur Ein schon in früherer Zeit deßhalb befragter Priester gab zur Antwort, daß, wenn Mannsfeld wirklich in Spalatro bestattet sei, das Grabmal in den damaligen Religionsunruhen und bei dem Hasse gegen alles Ketzerische wahrscheinlich sehr bald zerstört worden. Das venezianische Archiv liefert darüber keine Auskunft. Die Historiker der Republik erwähnen zwar, es habe der Senat einmal die Absicht gehabt, ihn zum Anführer der Landtruppen zu ernennen; da aber dieser Plan in jener aufgeregten Zeit ebenfalls an dem Protestantismus unsers Ritters ohne Furcht scheiterte, so findet sich auch weiter keine Notiz von ihm in irgend einem offiziellen Berichte. Und so bleibt für den edlen Kämpen uns nichts übrig, als ein ideelles Kenotaph an der Stätte, wo seine zerstreuten Gebeine vielleicht unter Römertrümmern und Krämerschutt vermodern, und statt langer Leichenrede ein getreues Angedenken des auf wechselvollen Bahnen überall sich selber gleich-

gebliebenen Wackeren. Es haben andere Feldherren mehr erreicht an äußeren Ehren, lautem Dank, oder Besitz auf dem weiten Gebiete des Weltpopanz Erfolg; aber keiner hat getreuer, fester, tapferer seiner Aufgabe angehangen im Leben und im Tode, als Er, der durch sein Sterben noch sein rühmliches Daseyn ritterlich besiegelt. In seiner abenteuerlichen, nothgedrungen abenteuerlichen Laufbahn, mitten unter neuen Planen und Entwürfen überrascht ihn der Tod, und er stirbt, wie er gelebt, völlig gerüstet, aufrecht stehend — ein herrliches Bild glorreich untergehender Sonne nach heißem Tageslauf.

Sehr zu beachten ist das, was der Verfasser in der Schilderung von Bocche di Cattaro über die österreichische Marine sagt. Alle Bocchesen kommen darin überein, daß sie einen unvertilgbaren Hang zur Zurückgezogenheit und eine angestammte Vorliebe und Geschicklichkeit zur Schiffahrt haben. Letzteres gab ihnen die große Bedeutung für die venezianische Marine, und vielleicht entschiedener noch als in dem übrigen Dalmatien herrscht hier der Glaube und die Zuversicht, wenn der Kaiserstaat nur den Muth habe zu wollen, er könne es, gestützt auf seine Dalmatiner (was in diesem Falle natürlich gleichbedeutend mit „Bocchesen"), getrost mit jeder andern Seemacht aufnehmen. Bedenkt man, daß beinahe die Hälfte aller bedeutenden Kauffahrteischiffe der Monarchie Bocchesen angehören, und daß dieselben mit der größten Geschicklichkeit und stets sich mehrender Erfahrung auf allen Meeren kreuzen, so scheint dies Selbstgefühl nicht ohne Berechtigung.

Es ist gar viel und immer wiederholt die Rede gewesen von dem durch Goethe als beliebtes Bild in die deutsche Literatur eingeführten rothen Faden der englischen Marine. Des weißen Fadens, der das Tauwerk der österreichischen Marine durchzieht, hat bis jetzt noch Niemand Erwähnung gethan; gleichwohl kann sich jeder davon überzeugen, der den Riesensaal der Ankertaufabrikation im Venezianer Arsenal besucht. Es ist dieser Faden, als Symbol einer Seemacht, nur unbedeutend. Aber zum Ankertau, dem sich an Kraft und Dauer keines vergleichen kann, erwächst er, wenn wir, durch alle Verschlingungen und Windungen ihn als Ariadnefaden festhaltend, den Heldensaal im Dome deutscher Sprache und deutscher Gesinnung durchwandeln. Der freudige Glaube, daß unser Culminationspunkt noch vor uns liegt, verschlingt sich in gerechter Zuversicht mit ihm. Oesterreich hat bis jetzt nur gezögert, weil keine Nothwendigkeit vorhanden war, die ihm zu Gebote stehenden Elemente aufzubieten zu entsprechender Hebung auch seines Seewesens; aber mit Nachdruck schützt seine Kriegsmarine jetzt schon seine Handelsschiffe, und ist zu diesem Zweck mehr als genügend. Ein immer innigerer Wie-

deranschluß an das gesammte Deutschland, dessen Vorboten in Millionen Herzen so vertrauensvollen Gegenklang gefunden, wird seine gewaltigen Kräfte auch nach dieser Seite in lebendige Bewegung setzen. Das Arsenal Venedigs wird von neuem in alter Thätigkeit sich regen, die Wälder Istriens, Dalmatiens, und bald auch weiter in das wälderreiche Land hinein, werden ihrer einstmals so erfolgreichen Bestimmung wiederum entsprechen, die Erze der ergiebigen Bergwerke im Herzen Oesterreichs wieder zu bedeutenden Zwecken ausgebeutet, und die trefflichen Häfen des adriatischen Meeres von einer Flotte angefüllt seyn, welche, allen Nationen Achtung gebietend, mit den Schiffen der Donaumündungen in unzerrissener Verbindung steht. Und reicht diese Flotte zu gegenseitigem Schutz und Trutz der gleichbeflaggten deutschen Schwester im Ost- und Nordmeere die Hand, dann ist auch für den ruhmwürdigen Kaiserstaat ein Ziel gewonnen, welches weit führt und glänzendere Erfolge verspricht, als selbst der Besitz der jonischen Inseln gewähren könnte.

Art. III. Tafeln zur Statistik der österreichischen Monarchie für das Jahr 1842. Zusammengestellt von der k. k. Direction der administrativen Statistik. Wien, 1846. Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Das Reich der Wissenschaften ist ein Reich ganz eigenthümlicher Art. Ohne Mißgunst zu erregen oder die Principien des politischen Gleichgewichtssystems gegen sich aufzubringen, erweitert es unaufhörlich seine Gränzen, trägt seine Fahnen in alle Zonen und gewinnt von Jahr zu Jahr an Macht und Behaglichkeit. Seine Producenten und Eroberer sind unter allen Ständen verbreitet, und wenn auch nicht von derselben Sprache und demselben Glaubensbekenntnisse, so ist doch jeder derselben nach Maß seiner Kräfte beflissen, das ihm von der Natur verliehene Pfund zu nützen, und zu dem bereits erworbenen Reichthume an Wahrheiten und Ansichten sein Schärflein beizutragen. Es hat aber dieses heilige Reich der Wissenschaft auch seine hohen Tribunale, welche die Leistungen der Einzelnen nicht nach den engherzigen Interessen der Individuen, sondern nach ihrem inneren Werthe und ihrer Gemeinnützlichkeit zu würdigen wissen; diese bezeichnen und nennen mit Freude die Männer des Verdienstes und tragen ihre Namen in das unvergängliche Denkbuch der edelsten Geschlechter des literarischen Reiches ein.

Seit einem Jahre steht auf den Blättern dieses Denkbuches ein Ereigniß verzeichnet, das eine allgemeine Freude erregt hat. Es ist die erste Veröffentlichung statistischer Tabellen über die öster-

reichische Monarchie, die von der k. k. Direction der Statistik unter Oberleitung des Präsidiums des General-Rechnungs-Directoriums zusammengestellt werden. Wer da meinen möchte, dieser freudigen Empfindung liege eine überspannte Schätzung der Veranlassungsursache zum Grunde, der würde den eigentlichen Standpunct verkennen, von dem aus diese Veröffentlichung beachtet und in ihrer Wichtigkeit gewogen werden muß. Es handelte sich nämlich bei der Frage, ob diese Tafeln der Publicität übergeben werden sollen, nicht um die Verfolgung einer schon betretenen Bahn, nicht um die Wiederholung einer üblichen Maßregel, sondern um die Annahme eines neuen Princips von Seite der österreichischen Staatsverwaltung; um das Oeffnen einer Pforte, aus welcher den Zeitgenossen zum ersten Male umfassendere und authentische Nachrichten über die politischen Zustände Oesterreichs kommen sollten. Einer solchen Neuerung hätte die immer wache Besorgniß oder Mißgunst leicht ein gefährlicher Widersacher werden und behaupten können, daß in dem Festhalten des Zurückhaltungssystems eine Garantie für die Ruhe und freie Wirksamkeit des Staates liege. Glücklicherweise ist die hohe Staatsverwaltung über dergleichen Bedenklichkeiten hinweggegangen, und in eben dieser ihrer Entschließung liegt ein inhaltschwerer Grund zu jener freudigen Bewegung. Indem wir diese Gabe mit dankerfülltem Herzen übernehmen, können wir nicht unterlassen, auch denjenigen hohen Staatsmännern, die für diese Angelegenheit mit Rath und That gewirkt haben, unsere innigste Verehrung und Dankbarkeit zu zollen. Für solche Verdienste um Staat und Wissenschaft hat die Geschichte stets ein treues Gedächtniß bewahrt.

Es läßt sich nicht übersehen, daß die allerhöchste Entschließung, wornach die meisten derjenigen statistischen Daten, die bisher nur für den Dienst im Staate gesammelt worden waren, in der Zukunft durch den Druck bekannt gemacht werden sollen, vorzüglich in einer zweifachen Beziehung von großer Bedeutung sei. In derselben zeigt sich nämlich die erst bemerkte Bereitwilligkeit der hohen Staatsverwaltung, ihre Archive in einem gewissen Umfange der Welt aufzuschließen, zugleich aber auch die damit gegebene Möglichkeit, auf Grundlage amtlicher Erhebungen und Notizen die Vaterlandskunde mit mehr Lust und Glück, als es bisher thunlich war, zu pflegen und zu erweitern. Es sind somit Praxis und Theorie, Staat und Wissenschaft bei dieser neuen Maßregel in gleichem Grade betheiligt, und da beide in steter Wechselwirkung stehen, so können auch die Folgen dieser Anordnung nicht anders als für beide wohlthätig werden. Wird doch die moralische Kraft, die in dem Bewußtseyn einer über ihre Zustände und Interessen

aufgeklärten Nation gelegen ist, nicht besser gefördert, als wenn das Auge selbst, das die Vorsehung ihr zum Wächter und Leiter gestellt hat, dasjenige Licht verbreitet, wodurch irrige Ansichten gehoben, vorgefaßte Meinungen abgelegt und die Herzen der Unterthanen gewonnen werden können!

Was insbesondere die Annahme des Grundsatzes, wodurch sich die österreichische Staatsverwaltung für einen gewissen Grad der Publicität erklärt hat, anbelangt, so liegt darin offenbar ein erhebendes Zeugniß des Vertrauens, womit die Regierung den öffentlichen Wünschen entgegenkam. Nach dem bisher befolgten Systeme wurden die auf officiellen Wegen eingelangten Zahlen und Berichte über die verschiedenen Zweige der Administration nur für den amtlichen Gebrauch zusammengestellt und aufbewahrt; schätzbare Materialien dieser Art liegen schon seit Jahren in den Staatsregistraturen, und was davon ausnahmsweise, in Folge einer besonderen Bewilligung, von Privaten benutzt wurde, betraf entweder nur einzelne Partien des Ganzen, oder ward in den Mittheilungen an gewisse Gränzen und Bedingungen gebunden. Bei Festhalten dieser Norm konnten nur wenige Früchte gezogen werden von dem großen Reichthume an statistischen Daten, die seit zwei Decennien gesammelt worden sind. Erst jetzt ist dieser Schatz auch den weiteren Kreisen gegeben worden, und jeder Freund der Bildung und des Vaterlandes wird darin einen glücklichen Wendepunkt der inneren Verwaltungspolitik Oesterreichs erblicken — vielleicht auch einen holden Vorboten einer noch umfassenderen Gewährung der Materialien.

Kaum waren die vorliegenden Tafeln zu der Statistik der österreichischen Monarchie aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in die Hände des Publikums übergangen, als sich auch schon die öffentliche Stimme hierüber erfreulich vernehmen ließ. Ueberall sieht man darin eine neue Bethätigung der wohlwollenden Absicht der Regierung, die Intelligenz bei ihrem Volke mehr und mehr zu heben, und hier zunächst sichere Grundlagen zur richtigen Würdigung der Gegenwart zu liefern. Ohne Zweifel wird durch diese im Geiste ächter Staatsweisheit liegende Veröffentlichung manche nutzbringende Bestrebung im Gebiete literarischer Thätigkeit angeregt und eine an statistischen Erzeugnissen reichere Zukunft angebahnt. Zugleich setzt die Staatsverwaltung, indem sie die Resultate vieler Anstalten und Anordnungen der Welt vor die Augen legt, diese in den Stand, über den Grad der Zweckmäßigkeit der bestehenden Institute und getroffenen Maßregeln, und somit auch über einen Theil ihrer Wirksamkeit ein richtigeres Urtheil zu fällen.

Derjenige Gewinn, den die Wissenschaft aus dieser Bekanntmachung statistischer Daten ziehen wird, liegt klar am Tage.

Was bisher der fleißigste Sammler statistischer Notizen oft nur aus unsicheren Mittheilungen und zweifelhaften Quellen schöpfen konnte, wird ihm nun von den öffentlichen Behörden in detaillirten Zusammenstellungen und in einem Preise dargeboten, der im Verhältnisse zu dem Umfange und Inhalte des Werkes so gering ist, daß man nicht verkennen kann, es habe bei der Festsetzung desselben nur die Rücksicht auf die möglichste Erleichterung der Anschaffung des Werkes entschieden. Der Boden, auf den diese Saat gebracht wurde, ist nichts weniger als unvorbereitet. Mit Kräften, die in der Jugend geweckt, im Leben geläutert und gestärkt worden sind, wird er das empfangene Gut nach Bedarf zu pflegen und zu nützen wissen, und manches preiswürdige Produkt seiner Schöpfung zur Reife bringen. Auf den Lehrstühlen der Universitäten wird sich nun behaglicher, weil zuverläßiger, über die einheimischen Zustände reden lassen; bei den Sitzungen landwirthschaftlicher Gesellschaften, industrieller und commerzieller Vereine werden grundhaltige Ziffern den Verhandlungen zur sicheren Basis dienen, und selbst bei Rathstischen öffentlicher Behörden werden jene tabellarischen Ausweise, zuweilen vielleicht auch die Deductionen, Vergleichungen und sonstige Betrachtungen, welche einzelne Commentatoren zu den ersteren geliefert haben, willkommen seyn. Denn groß und frei ist das geöffnete Feld, auf dem sich diese und jene Capacität, jede nach Lust und Beruf, den Stoff zu ihrer Bearbeitung wählen, und hierüber ihre Ansichten und Folgerungen äußern kann, die nicht bloß der Theorie einen Zuwachs von Wahrheiten bringen, sondern auch der Praxis manche beachtenswerthe Winke werden können. Je richtiger aber und je allgemeiner die Erkenntniß der einheimischen Verhältnisse wird, desto fester wird auch die Anhänglichkeit an das Vaterland und desto seltener der Mann, der es vorzieht, seine Vorliebe über die Gränzen hinaus nach fremden Ländern zu richten, als sich um das innerhalb der seinigen befindliche Gute zu bekümmern.

Bevor wir auf die specielle Angabe des Inhalts der vorliegenden Tafeln eingehen, sei es noch erlaubt, mit einigen Worten des Instituts selbst zu erwähnen, von welchem die ersteren verfaßt worden sind.

Es konnte natürlich auch bei uns die Ueberzeugung nicht fehlen, daß eine zweckmäßige Leitung der öffentlichen Angelegenheiten und eine gute Wahl der Mittel zur Erreichung gemeinschaftlicher Zwecke durch eine möglichst genaue Kenntniß des jedesmaligen Zustandes des Staates bedingt sei. Diese Kenntniß konnten aber die von den einzelnen Dicasterien über Gegenstände ihres Wirkungskreises gesammelten statistischen Zahlenverhältnisse und Notizen nicht gewähren, theils weil sie nicht allenthalben gehörig

abgeschlossen und für den Bedarf eingerichtet waren, theils auch, weil ihre Benützung durch den Umstand, daß sie in den Acten der verschiedenen Behörden zerstreut und isolirt waren, nicht wenig erschwert, und nur unter Voraussetzung einer ganz genauen Bekanntschaft mit der Geschäftsbehandlung in den einzelnen Collegien möglich ist. Diesem Uebelstande abzuhelfen und den Stoff, aus dem doch so wichtige Folgerungen gezogen und auf diese so manche Maßregeln gegründet werden sollten, für diesen Gebrauch vorbereitet zu erhalten, hat weiland Kaiser Franz I. im Jahre 1829 an das k. k. General-Rechnungs-Directorium den Befehl erlassen, eine Statistik von Oesterreich zu verfassen. Schon das Jahr vorher hatte die eben genannte Hofstelle eine Zusammenstellung statistischer Angaben in nicht weniger als 104 Tafeln dem Kaiser vorgelegt, die mit vielem Wohlgefallen aufgenommen wurde. Diese Erstlinge eines Werkes, dessen Gründung mit manchen Schwierigkeiten verbunden war, kamen unter der speciellen Leitung des Johann Freiherrn von Metzburg, Vicepräsidenten des k. k. General-Rechnungs-Directoriums, zu Stande, eines Mannes, der sich dieser seiner Lieblingsbeschäftigung mit ganzer Seele hingab, und dieselbe mit rastlosem Eifer zu fördern bemüht war. Mit dieser ersten Anlage ward auch schon die Fortdauer und Pflege dieses neuen Geschäftes der Administration gesichert. Denn in dem allerhöchsten Kabinetsschreiben vom 6. April 1829 wurde angeordnet, daß die Ergebnisse aller Verwaltungszweige fortan gesammelt, nach richtigen und klaren Eintheilungsprincipien zusammengestellt, von Jahr zu Jahr nach den eingetretenen Veränderungen berichtigt, erweitert und benutzbar gemacht werden sollen. In Gemäßheit dieser Anordnung wurden auch seitdem diese statistischen Zusammenstellungen nicht nur fortgesetzt, sondern auch vervollständigt und erweitert. Da für jedes Verwaltungsjahr eine abgesonderte Zusammenstellung erfolgt, so liegen mit Einschluß der Tabellen für das Jahr 1842 im Ganzen fünfzehn Jahrgänge zur Benützung bereit, und die noch fehlenden dürften bei den schon weit gediehenen Vorarbeiten in kurzer Zeit fertig werden.

Das erste statistische Bureau in Europa, das bekanntlich in Frankreich zu Anfang des laufenden Jahrhunderts von Chaptal, dem damaligen Minister der inneren Angelegenheiten, gegründet wurde, stand unter dem Ministerium des Inneren, wie denn auch schon früher dieses Ministerium es war, von dem die Veranstaltung getroffen wurde, daß die Verwaltungsbehörden statistische Beschreibungen der einzelnen Departements nach dem von Peuchet entworfenen Muster zu verfassen hatten. Auch das im J. 1805 in Preußen eingerichtete statistische Bureau wurde nach der im Jahre 1809 vorgenommenen neuen Organisation der Staatsverwaltung unter

die Leitung des Ministers des Inneren gestellt, und unter demselben auch nachher erhalten. Daß auch in Oesterreich die politische Geschäftsabtheilung es war, zu deren Attributen die Sammlung und Bereithaltung statistischer Ausweise gehörig betrachtet wurde, erhellet zum Theil aus den unter Kaiser Joseph II. erlassenen Weisungen, wornach Kreisämter und Gubernien mit der Anfertigung statistischer Tabellen beauftragt wurden. Nichts desto weniger bestimmte sich die österreichische Staatsverwaltung in der neueren Zeit für die Zuweisung dieser Arbeit an das k. k. General-Rechnungs-Directorium, bei dem sich, wie bekannt, die Comptabilität und Controle beinahe aller Zweige des Staatsbedarfs concentrirt. Der Beweggrund hierzu lag ohne Zweifel in der eigenthümlichen Stellung und Bestimmung dieser Hofstelle, die den sämmtlichen Hof-, Landes- und Gefällen-Buchhaltungen, mit Ausnahme der ungarischen und siebenbürgischen Landesbuchhaltungen, vorgesetzt ist, durch diese fast mit allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung in Verbindung steht und die erforderlichen Ausweise und Rechnungen beziehen kann. Und um dieser Hofstelle zum Behufe dieser Sammlung auch noch andere Wege zu öffnen, wurde ihr auch die Berechtigung ertheilt, die Mitwirkung anderer Hofbehörden zu jenem Zwecke in Anspruch zu nehmen. So wurde es dem General-Rechnungs-Directorium möglich, ein reichhaltiges statistisches Materiale zu sammeln, ohne daß es nöthig geworden wäre, kostspielige oder mit Belästigungen der Unterthanen verbundene Erhebungen eintreten zu lassen. Die unmittelbare Verwendung des auf diesen Wegen aus allen Provinzen der Monarchie zusammenfließenden Stoffes, seine Sichtung und Anordnung, erfolgt daselbst unter der Oberleitung des Präsidiums dieser Centralstelle von einer eigenen hiezu bestimmten Direction.

So wie bei jeder Anstalt das Daseyn einer tüchtigen, einsichtsvollen Leitung eine der ersten Bedingungen ihres Gedeihens ist, so gewiß auch hier, wo eine große Menge der verschiedenartigsten Daten gesichtet und verständig geordnet werden soll. Unserem statistischen Bureau ist dieses Glück zu Theil geworden. Schon die Gründung desselben ist, wie wir gesehen haben, in die Hände eines Mannes gelegt worden, den ein seltener Eifer für die Sache beseelte, der jedoch schon im Jahre 1839 den Schauplatz seiner irdischen Thätigkeit verlassen mußte. Nicht minder eifrig wurde diese neue Schöpfung fortgesetzt, erweitert und vervollkommnet unter den Bemühungen jener Staatsmänner, die seitdem der Wille des Monarchen auf diesen Posten berufen hatte. Namentlich ist es seit einigen Jahren der Hofrath Czörnig, der als Director dieses Bureau's mit ausnehmender Gewandtheit das schöne Ziel verfolgt, das diesem Institute gesetzt ist.

Der literarischen Welt ist der Hofrath und Director Czörnig nicht unbekannt. Schon seine im Jahre 1829 erschienene topographisch-historisch-statistische Beschreibung von Reichenberg hat die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf diesen geschickten Monographen gelenkt, und nicht minder gefielen die Betrachtungen über den Freihafen von Venedig und den österreichischen Seehandel, die derselbe Verfasser im Jahre 1831 dem Drucke übergab. Die italienischen Skizzen (Mailand, 1838), dann die Darstellung der lombardischen Gemeindeverfassung sind gleichfalls bekannte Produkte dieses beliebten Schriftstellers, und mehrere Zeitschriften und Journale verdanken ihm werthvolle statistische Abhandlungen über einzelne Objecte. Aus allen diesen Arbeiten leuchtet der gründliche Forschungsgeist des Verfassers unverkennbar hervor; auch ist ihm eine anziehende, oft bilderreiche Sprache und eine reine, lichtvolle Darstellung im hohen Grade eigen.

Haben diese Vorläufer auf dem Gebiete der Literatur den Hofrath Czörnig als einen Mann von umfassender Bildung beurkundet, so werden es die von demselben den vorliegenden Tafeln beigefügten Anmerkungen, Berechnungen und Combinationen um so mehr darthun müssen. Die von uns über die einzelnen Rubriken dieser Tabellarstatistik anzustellenden Betrachtungen werden es von selbst zeigen, mit welcher Umsicht und Geschäftskenntniß bei der Abfassung derselben zu Werke gegangen worden; im voraus aber kann man hier nicht unbemerkt lassen, daß der den Tafeln angeschlossene Text, der zum größten Theile aus der Feder des Hofraths Czörnig geflossen ist, einen Schatz von interessanten Reflexionen und Wahrnehmungen enthalte, durch welche die vorausgehenden Zahlengrößen in ihren gegenseitigen Beziehungen ersichtlich gemacht werden, und ihre politische Bedeutung gewinnen. Insbesondere gilt dieß rücksichtlich der industriellen und commerciellen Verhältnisse der Monarchie, die mit besonderer Vorliebe und Gründlichkeit erfaßt und durchgeführt sind. Da es aber gerade diese Partie des Werkes ist, deren Behandlung nicht nur eine auf vieljährige Beobachtungen gegründete Vertrautheit mit dem Gange des Gewerbwesens und Verkehrs voraussetzt, sondern auch viele außeramtliche Erhebungen und Nachforschungen nöthig macht, so erscheinen eben die im Texte gegebenen Nachrichten über den Stand der Industrie und des Handels als eine der ausgezeichnetsten Beigaben des Werkes, und werden der Direction stets zur großen Ehre gereichen.

Bei der Beurtheilung der Zweckmäßigkeit und Zulänglichkeit der vorliegenden Tafeln darf die Rücksicht auf den Zweck, für den dieselben angefertigt und veröffentlicht worden, niemals aus den Augen gelassen werden. Dieser Zweck beruht, wie es in der Vor-

rede zu diesen Tafeln heißt, zunächst darin, den Freunden vaterländischer Forschung möglichst genaue Nachweisungen über die thatsächlichen Grundlagen der Verwaltung und über die Anstalten, Mittel und Erzeugnisse der geistigen und materiellen Kultur des Volkes, in so weit solche Nachweisungen nicht in besondere Gebiete einschlagen, zu gewähren, so wie der Wissenschaft einen aus verläßlichen Quellen geschöpften und gesichteten Stoff zur weiteren Bearbeitung und Behandlung der staats- und volkswirthschaftlichen Zustände der Monarchie darzubieten. War aber dieß der nächste Zweck bei der Veröffentlichung dieses Werkes, so wird man auch in diesem keine vollständige Durchführung der darin vorkommenden Gegenstände erwarten und verlangen können. Für solche ausführliche Behandlungen einzelner Zustände aus dem Staats- und Volksleben sind auch statistische Tafeln an und für sich nicht recht geeignet; auch war es zum Theil gut, den Forschungen auf Grundlage des dargebotenen Stoffes ein freies, unbeirrtes Feld zu lassen, weil zu erwarten ist, daß sich insbesondere diejenigen zur Bearbeitung eines Gegenstandes bewogen finden werden, die diesem letzteren nahe stehen, die entscheidenden Momente hierüber genau beobachten und selbst dem kleinen Detail ihre Aufmerksamkeit zuwenden können. Indessen ist auch schon mancher Theil dieser Statistik von der Direction selbst umständlich und meisterhaft bearbeitet, und es liegt, laut jener Vorrede, in dem Vorsatze dieser Direction, in der Folge einen oder den andern bisher nur übersichtlich angedeuteten Gegenstand einer ausführlichen Behandlung zu unterziehen, und dadurch allmälig die einzelnen Zweige zu einem getreuen Bilde der Monarchie an einander zu reihen.

Das Werk enthält auf 355 Blättern im Ganzen 26 Hauptabtheilungen nebst 10 Provinzial-Uebersichten und einem Anhange über die Marktpreise der Jahre 1841 und 1842. Der bei weitem größere Theil desselben (392 Seiten) ist der Darstellung der Gewerbs-Industrie und des Handels gewidmet; dagegen nehmen die Tafeln über die Grundmacht des Staates nur 7 Blätter ein. Die Ausstattung desselben ist in jeder Beziehung vortrefflich zu nennen.

Der Mann vom Fache kann es nicht über's Herz bringen, bei einem Werke, das er in die Beurtheilung zieht, außer dem Inhalte desselben auch nach der Eintheilung der darin behandelten Objecte zu fragen, und dieß bei einem statistischen Werke um so weniger, als es gerade bei einem solchen seine Schwierigkeiten hat, die vielen und scheinbar heterogenen Daten, die da zusammengestellt werden sollen, zu einer Einheit zu verbinden. Ueberblickt man nun zu diesem Ende das den Tafeln vorgedruckte

Inhaltsverzeichniß, so muß man gestehen, daß daraus das dem Werke zum Grunde gelegte System nicht sogleich in die Augen springt. Denn die Provinzialübersichten und der oben bemerkte Anhang liegen außerhalb dem Kreise des zur Einheit gehörigen Ganzen, und so bleiben dann nur die drei Hauptrubriken: a) Land und Bewohner, b) Kultur, c) Rechtspflege, als die drei Haupttheile des Werkes übrig. Diese stellen aber den Eintheilungsgrund oder den oberen Gesichtspunct, von dem man bei der Anlage des Werkes ausgegangen seyn mag, nicht vollständig heraus. Es ist indessen die Erklärung hievon leicht aufzufinden, und aus der getroffenen Anordnung der behandelten Gegenstände auch leicht auf das System des Ganzen zu schließen. Bei einer Zusammenstellung, die es hauptsächlich mit numerischen Angaben zu thun hat, können die rein beschreibenden Partien des statistischen Gemäldes nicht alle behandelt werden, und insbesondere mußten hier aus diesem Grunde die Darstellung der Verfassung, des Wirkungskreises der Verwaltungsorgane, der auswärtigen Verhältnisse und andere Abtheilungen ausgeschlossen bleiben. Ueberdieß hat die hohe Staatsverwaltung die Veröffentlichung des finanziellen und militärischen Zustandes der Monarchie noch nicht genehmigt. Ergänzt man sich nun das Schema in der Art, daß die Abhandlung der Verfassung einen Haupttheil für sich bilden, und die Rubrik „Rechtspflege" als ein Zweig der öffentlichen Administration überhaupt in die Hauptabtheilung der Staatsverwaltung aufgenommen wird, so kann man gar nicht zweifeln, daß dasjenige System, welches den statistischen Stoff in die drei oder vier Hauptpartien: Grundmacht, Kultur, Verfassung und Verwaltung einreiht, und das auch seiner Einfachheit und Vollständigkeit wegen die meisten Stimmen für sich hat, auch bei dem ursprünglichen Entwurfe zu dieser Tabellarstatistik aufgefaßt und angenommen wurde.

Das Land und die Bewohner.

Die beiden Elemente der Grundmacht eines Staates, nämlich das Land und die Bewohner desselben, waren von jeher anziehende Gegenstände zu Beschreibungen aller Art. Dieselben bieten auch wirklich so viele Seiten zu Betrachtungen und Schilderungen dar, und lassen einen so großen Spielraum im Auffassen und Darstellen zu, daß es vielleicht nirgends als gerade bei diesen so nothwendig erscheint, den Statistiker auf den ihm besonders vorgezeichneten Pfad zu erinnern, der offenbar nicht jener des Geographen und nicht jener des Ethnographen seyn soll. Nicht selten hat sich schon manche Abhandlung für eine statistische angekündigt, die doch mehr die Farbe eines begeisterten Landschafts-

malers als die eines Statistikers an sich trug. Auf einen solchen Abweg konnte das vorliegende Werk nicht gerathen, weil es von eben diesen Gegenständen, die den Schriftstellern ein so weites Feld darbieten, nur mittelst Ziffern spricht, und diese Sprache sehr kurz und bündig ist. Aber vielleicht ist bei dieser nicht minder trockenen als bündigen Sprache die Wagschale wieder zu leicht geblieben, und statt zu viel, zu wenig gegeben worden? Diese Frage findet in den nächstfolgenden Bemerkungen auch ihre Beantwortung.

In den früheren Jahrgängen dieser Tabellarstatistik wurde die Gesammtgröße der Monarchie mit 11,595 österr. oder 12,120 geographischen Quadratmeilen angegeben; die erste Tafel des vorliegenden Werkes gibt sie mit 11,577 österr. oder 12,104 geogr. Q. M. an, was eine Differenz von 18 österr. Q. M. beträgt. In Bezug auf das Ganze ist diese Differenz offenbar nur eine unerhebliche; etwas größer sind die Unterschiede zwischen den älteren und neuen Angaben in Betreff der Größe der einzelnen Provinzen und der Unterabtheilungen dieser letzteren, insbesondere bei Siebenbürgen. So weit die Abänderung der früheren Daten auf Grundlage der neuen Catastralvermessung geschah, muß man dieselbe als eine wichtige Correctur ansehen, wie dieß namentlich bei den Größen über Oesterreich ob und unter der Enns, Steiermark, Kärnthen und Krain, Dalmatien, Mähren und Schlesien der Fall ist, in welchen Ländern die Aufnahmen zum Behufe des stabilen Catasters bereits vollendet sind.

Der Flächenraum von Tirol und Vorarlberg (mit 500 österr. oder 522 geogr. Q. M.), von der Lombardie (mit 375 österr. oder 392 geogr. Q. M.) und vom Venetianischen (mit 414 österr. oder 433 geogr. Q. M.) ist nach den topographischen Karten des k. k. General-Quartiermeisterstabes berechnet. Hinsichtlich des Königreichs Ungarn wurden die schon im vorigen Jahrhunderte von dem General-Quartiermeisterstabe bewerkstelligten trigonometrischen Aufnahmen dieses Königreichs einer neuen Berechnung unterzogen, woraus sich ein Flächenraum von 3962 österr. oder 4143 geogr. Q. M. ergab, während Lipszky mit Benutzung derselben Unterlagen 4181 geogr. Q. M. zum Resultat erhielt. Die Größen über den Flächenraum von Siebenbürgen und dessen Bestandtheile sind gleichfalls das Ergebniß einer Berichtigung der älteren Angaben, vorgenommen von dem Feldmarschall-Lieutenant Lenk von Treuenfeld auf Grundlage einer Militäraufnahme, und verzeichnet auf einer nur im Manuscripte vorhandenen Karte. Mit Benützung dieser berichtigten Angaben, dann der bekannten Straßenkarte der Monarchie stellte sich das Areale von Siebenbürgen, nach Abzug von 100 österr. Q. M. für die siebenbürgische Militärgränze, auf 954 österr. oder 998 geogr. Q. M. dar.

Es ist klar, daß auch in Bezug auf diese Länder, bei welchen wegen Abgang neuer Vermessungen die älteren Quellen benutzt werden mußten, hierzu diejenigen gewählt wurden, welche die meiste Verläßlichkeit für sich haben, und von einem Amte herrühren, in dessen Wirkungskreis die Vermessung und Mappirung des Landes gehört, und das schon die schönsten Proben seines genauen Vorgangs in derlei Arbeiten gegeben hat. Hierbei bleibt aber doch noch immer zu wünschen, daß auch über diese Bestandtheile des Kaiserstaates bald eine neue Vermessung schreite, und noch zuverläßigere Kunde über die Größe ihrer Parzellen bringe.

Bei Gelegenheit der Rechtfertigung, die darüber geführt wird, daß die größeren Landgemeinden des lombardisch-venetianischen Königreichs in die Rubrik der Marktflecken aufgenommen worden sind, obgleich die letztere Benennung in Italien nicht dasselbe wie in den deutschen Provinzen bedeute, wird auch Mehreres über die Verfassung der italienischen Gemeinden angeführt, wofür man dem Verfasser Dank wissen wird. Schon im Jahre 1843 hat der Hofrath Czörnig über diesen für die politische Welt interessanten Gegenstand ein Werk veröffentlicht, worin über die Entstehung, Ausbildung, den Verfall und die Wiederherstellung dieser Gemeindeverfassungen die wichtigsten Nachrichten gegeben werden. Hier wird nur des Hauptunterschiedes erwähnt, wornach in einigen Gemeinden die Vertretung der Gemeinde und die Entscheidung in Communalangelegenheiten der Versammlung aller Grundbesitzer oder dem sogenannten Convocato, in anderen hingegen nur einem aus den Grundbesitzern und dem Gewerbstande gewählten Gemeinderathe, Consiglio comunale, übertragen ist. In den ersteren hat immer eine Deputation von drei Mitgliedern die Gemeindeverwaltung, in den letzteren entweder eine solche Deputation allein, oder mit einem ihr zur Seite stehenden Gemeindeamte, oder endlich statt einer solchen Deputation eine vollständig organisirte, aus einem Podestà und mehreren Assessoren bestehende Municipalcongregation. Gegenwärtig gibt es in der Lombardie 11 königliche und 2 Municipalstädte, im Venetianischen 9 königliche und 8 Municipalstädte mit einer vollständig organisirten Municipalcongregation; 58 Gemeinden in der Lombardie, 6 Municipalstädte und 82 andere Gemeinden im Venetianischen, die einen Gemeinderath mit einem stabilen Gemeindeamte, dann 410 Gemeinden in der Lombardie und 462 im Venetianischen, die nur einen Gemeinderath; endlich 1760 Gemeinden in der Lombardie und 247 Gemeinden im Venetianischen, die allein ein Convocato haben.

Es sind, wie bekannt, außer der Angabe des Flächenraums noch andere Merkwürdigkeiten des Staatsgebietes statistisch wichtig, von denen hier keine Erwähnung geschieht. Allein dieselben [illegible]llen mehr der Beschreibung als der Zählung zu, und nur einige

derselben, wie die Länge der einzelnen Gränzstrecken, die der Ströme und Flüsse, die Elevation des Landes und mehrere andere ließen sich auch tabellarisch und in Zahlen, die gleichfalls aus amtlichen Erhebungen bekannt sind, nachweisen.

Die nächstfolgenden Tafeln geben die absolute und relative Bevölkerung der einzelnen Gebietstheile, die Zahl der Wohnorte, Häuser und Familien, dann die Religionsverschiedenheit der Bewohner an. Darnach hatten im Anfange des Jahres 1842 die deutschen, böhmischen und galizischen Provinzen, dann Dalmatien zusammen 17,171,955, das lombardisch-venetianische Königreich 4,803,289, somit alle nicht ungarischen Länder 21,975,244 Einwohner. Es sind jedoch diese Angaben nur bei dem lombardisch-venetianischen Königreiche, bei Dalmatien, Tirol und dem Gebiete des Freihafens von Triest aus einer im Jahre 1842 zu Stande gebrachten Volkszählung geschöpft; in den anderen nicht ungarischen Provinzen mußte, weil daselbst die Conscription nur von drei zu drei Jahren vorgenommen wird, und die letzte im Jahre 1840 Statt fand, die Volksmenge für das Jahr 1842 auf die Grundlage der Zählung vom Jahre 1840 durch das Hinzurechnen des in den Jahren 1840 und 1841 entstandenen Ueberschusses der Geburten über die Sterbefälle aufgefunden werden. Die Bevölkerung von Ungarn und Siebenbürgen, wo Volkszählungen nicht eingeführt sind, konnte nur auf dem Wege der Wahrscheinlichkeitsrechnungen ermittelt werden, und diese gaben für Ungarn die Zahl von 10,500,000 und für Siebenbürgen die Zahl von 2,108,405 Einwohner. Fügt man diesen Zahlen auch noch die Volksmenge der Militärgränze, die damals 1,220,503 Seelen betrug, hinzu, so zeigt sich für alle ungarischen Länder eine Population von 13,828,908 und für die gesammte Monarchie von 35,804,152 Individuen mit Einschluß des Militärs.

Die Anmerkungen, welche diese Bevölkerungslisten begleiten, geben Rechenschaft über den Vorgang, nach welchem die Volkszahl von Ungarn und Siebenbürgen annäherungsweise bestimmt wurde. Der Hofrath Czörnig hat über diesen Gegenstand in dem österreichischen Archiv für Geschichte, Erdbeschreibung, Staatenkunde, Kunst und Literatur (Jahrgang 1832. Nr. 142 u. f. w.) sorgfältige Berechnungen angestellt, und hiebei die in dem politisch-geographisch-historischen Werke von Nagy aufgeführten Daten zum Grunde gelegt. Eine bessere Basis, als diese minder genauen Notizen des eben genannten Schriftstellers waren, ist für die Ermittelung der vorliegenden Resultate gewählt und benützt worden, und zwar für Ungarn die von dem katholischen und unirten Clerus, dann von den protestantischen Superintendenten geführten

Zählungen der Angehörigen ihres Kirchsprengels, deren Ergebniß in den Diöcesan-Schematismen zu finden ist. Obgleich auch bei diesen auf eine Vollständigkeit der Aufnahme nicht zu rechnen ist, so dürften dieselben doch noch als die verläßlichsten Quellen oder Hülfsmittel für diese Berechnung anzusehen seyn. Wenn man nun erfährt, daß sich auf diesem Wege der Ermittelung für Ungarn eine Volksmenge von 10½ Millionen Menschen herausstellt, während in den früheren Jahrgängen dieses tabellarischen Werkes für dieses Königreich schon 12 Millionen Bewohner angeführt wurden, so hat man allen Grund zu fragen, welche von diesen beiden Angaben einen höheren Grad von Wahrscheinlichkeit für sich habe. Wir stehen keinen Augenblick an, die neuere, um anderthalb Millionen geringere Angabe als diejenige anzunehmen, die der Wirklichkeit am nächsten kommt. Denn wenn man sich für die größere Zahl von 12 Millionen Seelen, die schon für das Jahr 1830 angegeben wurde, erklären sollte, so müßte man die Voraussetzung als richtig anerkennen, daß die Population von Ungarn durch einen Zeitraum von 32 Jahren (von 1787 bis 1830) ununterbrochen jährlich um ein ganzes Procent zugenommen habe; eine Voraussetzung, wobei die Kehrseite der Sache übersehen wird. Diese letztere besteht aber in den ungünstigen Einflüssen, die sich in einer so langen Periode in der Vermehrung des Menschengeschlechtes geltend zu machen pflegen, zu welchen in Ungarn insbesondere die Türkenkriege der vorderen Zeiten und die Folgen derselben, später auch die Cholera gehören. — Rücksichtlich des Glaubensbekenntnisses werden unter den Bewohnern Oesterreichs 24,874,139 Katholiken, 3,504,431 unirte, 2,954,975 nicht unirte Griechen, 3,244,788 Protestanten und 668,900 Juden unterschieden, so wie es aus den amtlichen Erhebungen, für Ungarn und Siebenbürgen aber aus den Angaben der Diöcesan-Schematismen hervorgeht.

Für das statistische Gemälde des Volkes werden noch mehrere andere Angaben, als die über die Volkszahl und die Religionsverschiedenheit der Bewohner, erfordert, die jedoch in diesen Tafeln nicht zu finden sind. Die relative Bevölkerung der Provinzen und ihrer politischen Unterabtheilungen kommt in den Provinzialübersichten am Schlusse des Werkes vor; aber die Nachweisung der Völker nach Abstammung und Sprache, der Stärke der einzelnen Stände und ihres numerischen Verhältnisses gegen einander, der Abtheilungen der Unterthanen nach ihrer Beschäftigung und nach andern derlei Angaben machen keinen Bestandtheil des Inhalts dieser Tafeln. Man darf aber hier nicht vergessen, daß in diesem Werke nur eine stoffliche Zusammenstellung in so weit gegeben werden wollte, als die vorhandenen Mittel ausreichen.

Nun weiß aber Jedermann, der die für die officielle Volkszählung vorgezeichneten Listen kennt, daß in denselben auf die Eintragung mehrerer für die Völkerkunde wichtiger Daten nicht Bedacht genommen, und daß es also auch nicht möglich sei, aus diesen Quellen eine vollständige Kenntniß der hieher gehörigen Verhältnisse zu schöpfen.

Die Tafeln über die Trauungen, Geburten und Sterbefälle enthalten Angaben, die schon durch die periodischen Blätter bekannt gemacht worden sind. Dieselben sind aber hier in einer schönen Uebersicht vorgelegt und werden zu Vergleichungen mit gleichartigen Daten der früheren Jahre gut benutzt werden können. Für Ungarn liegt auch aus dieser Rubrik nichts vor.

Die Kultur.

Ist man mit den Merkwürdigkeiten des Staatsgebietes und seiner Bewohner bekannt geworden, so frägt man gerne gleich nach der Form, unter welcher die letzteren zu einer Gesammtheit, zu einem Volke, vereinigt sind, um daraus gleich ersehen zu können, wie die oberste Gewalt gestellt sei, um die Staatszwecke zu fördern und zu sichern. Denn aus der Völker- und Staatengeschichte weiß man, daß auch der kräftigste Menschenschlag unter den günstigsten klimatischen und Bodenverhältnissen doch nur ein mattes Leben führen, und in der Benützung der Schätze, die ihm die Natur gegeben, und in der Entwickelung seiner geistigen Anlagen auch deßhalb zurückbleiben kann, weil ihm eine verständige, wohlwollende obere Leitung fehlt. In dem vorliegenden Werke konnte indessen einer Schilderung der Verfassung kein Blatt gewidmet werden, weil seine Tafeln mehr zur Aufnahme der wandelbaren als der stabilen Daten bestimmt sind. Höchstens ließe sich eine nach den Hauptkategorien der öffentlichen Verwaltung geordnete Skizze der Verwaltungsbehörden mit Angabe der Stärke ihres Personalstandes geben, die das Gute hätte, daß man gleich im Anfange eine totale Uebersicht des gesammten Staatsorganismus erlangen würde. So weit es die politische Unterabtheilung der einzelnen Gouvernementsgebiete betrifft, so ist diese theils aus der Tafel über den Flächeninhalt, theils aus den Provinzialübersichten zu entnehmen.

Die Nachweisungen über die zahlreichen Objecte, die hier als Kulturanstalten oder Kulturzustände einbezogen sind, nehmen nicht weniger als 298 Folioblätter ein, von welchen einige eine erstaunliche Menge von Daten fassen. Dieselben sind hier unter den Abtheilungen: Clerus, Lehr-, Erziehungs- und Bildungsanstalten, Sanitäts-, Wohlthätigkeits- und Versorgungsanstalten, Sparkassen, Feuer-

versicherungs-Institute, dann Urproduction, Gewerbswesen, Handel, Straßen- und Wasserbau, Eisenbahnen, Dampfschiffahrt und die Nationalbank dargestellt. Ein überaus reichhaltiges Gebiet von den wichtigsten Interessen der Gesellschaft! In Bezug auf einige Partien dieser Hauptabtheilung des vorliegenden Werkes kann man mit vollem Rechte behaupten, daß sie mit einer Vollständigkeit, Gründlichkeit und Umsicht bearbeitet sind, wie sie kaum ein anderes bisher publicirtes Werk dieses Faches aufzuweisen hat.

Man sieht die Kultur eines Volkes mit Grund als die Frucht an, welche die Gesundheit und Stärke des bürgerlichen Lebensbaumes am sichersten erkennen läßt. Ist nämlich in diesem ein freier, ungestörter Umlauf gesunder Kräfte vorhanden, so kann man mit Zuversicht auf schöne Blüthen und reichliche Ernten an materiellen und geistlichen Gütern rechnen. Eben deßhalb gibt auch eine treue statistische Schilderung der zu dieser Abtheilung gehörigen Gegenstände das beste Zeugniß von den gemachten Fortschritten einer Nation und den sichersten Maßstab des öffentlichen Wohles ab. Daß hierbei die geistige Entwickelung und sittliche Bildung obenan stehe, ist eine allgemein anerkannte Sache, und wenn dieselbe auch nicht körperlich gewogen und gemessen werden kann, so gibt sie doch hinlängliche Kunde und Beweise ihres Daseyns im öffentlichen wie im Privatleben, die sich in Beschreibungen und Nachweisungen ersichtlich machen lassen.

Anlangend die zahlreichen, für die religiös-sittliche Bildung und Erbauung bestehenden Anstalten und Einrichtungen, so geben die vorliegenden Tafeln die Zahl derselben nach den verschiedenen Religionssystemen, den Ertrag des Religionsfondes und, jedoch nicht vollständig, auch den der Pfarreien, Stifte und Klöster — alles provinzenweise — an.

Die katholische Kirche, zu welcher sich bei uns zehn Procente der gesammten Bevölkerung bekennen, hat, mit Einschluß des armenischen Erzbischofs in Galizien, 13 Erzbischöfe, 60 Bisthümer und 41,375 Sekularkleriker, wobei auch die schon zum Ersatz bestimmten theologischen Seminaristen mitbegriffen sind. Es ergibt sich somit im großen Durchschnitt ein Geistlicher für 600 Glaubensgenossen dieser Kirche. Nach den einzelnen Gebietstheilen zeigt sich jedoch in diesem Verhältnisse eine nicht geringe Verschiedenheit. Denn wenn in den deutschen, böhmischen und galizischen Provinzen zusammen im Durchschnitte ein Kleriker auf 808 Katholiken entfällt, kommt im lombardisch-venetianischen Königreiche, das mit Ausnahme von etwa 9000 Individuen durchaus von Katholiken bewohnt ist, schon auf 282 Bewohner ein Geistlicher. Für Ungarn ist die katholische Säkulargeistlichkeit

sammt Nachwuchs mit 6358 Individuen angesetzt, wornach auf 1013 Glaubensgenossen dieser Kirche ein Geistlicher zu rechnen ist; ein Verhältniß, das im Vergleiche mit jenem in den deutschen Ländern auffallend gering ist, und dieß um so mehr, als der katholische Clerus in Ungarn zu dem am besten dotirten zählt. Unter diesen ungarischen Geistlichen befinden sich 226 Domherren, was den vierten Theil aller in der Monarchie auf 950 gezählten Geistlichen dieser Classe ausmacht, und bedeutend geringer ist, als die Zahl der Domherren in dem fünfmal kleineren lombardisch-venetianischen Königreiche, wo 386 Domherren leben.

An Stiften und Klöstern waren im Jahre 1842 in dem ganzen Kaiserstaate 875 mit 14,513 Mitgliedern, darunter 738 Mönchsklöster mit 10,677 Mönchen, Laienbrüdern und Novizen, und 137 Nonnenklöster mit 3836 Chorfrauen, Laienschwestern und Novizen. Von jener Gesammtzahl kamen auf die deutschen, böhmischen und galizischen Provinzen 433 Klöster mit 7934 Ordensmitgliedern, auf das lombardisch-venetianische Königreich 87 Klöster mit 1450 Mitgliedern, auf die ungarischen Länder 276 Klöster mit 371 Mitgliedern und 70 Klöster mit 485 Individuen auf Dalmatien. Bei Vergleichung dieser Zahlen mit der Bevölkerung der zugehörigen Provinzen zeigt sich, daß Tirol dasjenige Land der Monarchie sei, wo das Klosterleben die meisten Anhänger findet und die größte Ausdehnung hat. Es kommt daselbst schon auf 523 Bewohner ein Klostermitglied, während das dießfällige Verhältniß selbst in dem lombardisch-venetianischen Königreiche nur wie 1 zu 1907, in Böhmen wie 1 zu 3169 und in der ganzen Monarchie wie 1 zu 2432 steht. Gegen das Jahr 1834, wo man im Ganzen 821 Klöster zählte, haben sich diese um 54 vermehrt. Die Jesuiten haben bereits 8, die Redemtoristen 7 Klöster, jene 323, diese 129 Mitglieder.

Es lebt jedoch ein nicht unbedeutender Theil der männlichen Klostergeistlichen nicht im Kloster selbst, sondern ist außerhalb desselben an den Pfarreien, Wirthschaften, Bildungsanstalten, einigen Verwaltungsämtern und anderen Beschäftigungen verwendet, was namentlich bei den Orden der Augustiner, Benedictiner, Prämonstratenser und Cistercienser am meisten der Fall ist, wogegen die barmherzigen Brüder, Mechitaristen, Redemtoristen und Terzianer nur in ihren Klöstern leben. Von den 183 Mitgliedern des Ordens der regulirten Chorherren, von welchen mehrere in wissenschaftlichen Fächern beschäftigt sind, waren nur 79, und von den Kreuzherren, deren es 80 gab, nur 25 im Kloster selbst.

In den Anmerkungen zu der Tafel über den Clerus kommt die Notiz vor, daß im Jahre 1842 in den deutschen und slawischen

Provinzen 90 Personen von der katholischen zu der akatholischen, dagegen 906 Personen von der akatholischen zu der katholischen Religion übergetreten sind. Daraus dürfte vielleicht Mancher auf das Daseyn eines regen und ausgebreiteten Bekehrungseifers von Seite der katholischen Geistlichkeit folgern wollen, allein er würde die Beweise dafür kaum aufbringen. In den meisten Fällen dieser Art dürften individuelle Ansichten und subjective Motive der Uebergetretenen mehr als jeder äußere Einfluß zu diesem Schritte geführt haben.

Die für die Erziehung und Bildung in Oesterreich bestehenden Anstalten sind hier nach Provinzen und dann in übersichtlichen Zusammenstellungen mit vielem Detail angeführt und mit werthvollen Anmerkungen versehen.

Die Reihe dieser Anstalten ist mit den Universitäten, deren Zahl, Besetzung, der Größe ihres Besuches und Aufwandes eröffnet. Es werden an den neun österreichischen Hochschulen 419 Professoren und Supplenten, dann 13,214 Studierende (mit Ausschluß derjenigen, welche die nicht obligaten Fächer besuchen) nachgewiesen, von welchen letzteren 446 mit Stipendien, deren Gesammtbetrag über 33,000 fl. steht, betheilt sind. Zu diesen neun Universitäten haben die Ereignisse unserer Tage noch eine zehnte, die Jagellon'sche zu Krakau, gebracht. Sie hatte bis jetzt an ihren vier Fakultäten 25 Professoren und nicht mehr als 150 bis 200 Studierende, wie es denn in einem so kleinen, von drei Großmächten eingeschlossenen Freistaate nicht anders zu erwarten war. In ihrem jetzigen Anschlusse an die große Monarchie dürfte sie sich bald eines zahlreicheren Besuches erfreuen. Nach ihrer Einrichtung hat sie viel Gleichartigkeit mit den älteren österreichischen Hochschulen; denn auch ihre Professoren wurden bisher nicht auf die Honorare der Studierenden angewiesen, sondern aus dem Universitätsfonde besoldet; die Ordnung und die Zeit, in welcher die Gegenstände gelehrt werden sollen, waren vorgeschrieben, und Semestralprüfungen waren eingeführt. Auch kam diese Universität schon in ihrer vorigen Stellung mit den österreichischen zuweilen dadurch in Geschäftsberührung, daß sie die schriftlichen Ausarbeitungen der Concurrenten um eine philosophische oder medicinische Lehrkanzel an eine österreichische Hochschule zur Einholung eines vorläufigen Gutachtens über den Werth derselben einzuschicken pflegte.

Am zahlreichsten besucht ist die Universität zu Wien, an welcher im J. 1842 bei den obligaten Fächern 3156, und mit Einrechnung derjenigen, die für die nicht obligaten Lehrgegenstände eingeschrieben waren, 5395 Studierende gezählt wurden. Im Vergleiche mit dem Jahre 1817, in dem hier nur 1103 Studie-

rende immatrikulirt waren, zeigt das Jahr 1842 eine Steigerung von 100 auf 286, während die Bevölkerung dieser Haupt- und Residenzstadt in demselben Zeitraume nur um 40 pCt. gestiegen ist. Diese Erscheinung hat jedoch mehrere, leicht begreifliche Gründe für sich. Schon der große Beamten- und Bürgerstand, der hier domicilirt, trägt hierzu nicht wenig bei, da die Söhne dieser beiden Stände in der Regel an den höheren Studien Antheil nehmen; dann aber zieht theils die vielseitige Gelegenheit zur Ausbildung, theils die Hoffnung auf leichtere Unterkunft viele Jünglinge aus allen, selbst den entferntesten Theilen des Kaiserstaates hieher, wo nicht nur über die meisten Lehrzweige des wissenschaftlichen Gebietes ordentliche oder außerordentliche Vorträge abgehalten, sondern auch die reichhaltigsten literarischen Hülfsmittel dargeboten werden. Auch ist das Daseyn vieler unteren und höheren Behörden und Beamten, bei welchen der Jüngling nach Beendigung seiner Studien die praktische Laufbahn antreten kann, so wie für den Mediciner das Daseyn großer Hospitäler, trefflicher Wachspräparate und anderer Bildungsmittel ein mächtiger Beweggrund, seine Studien hier zu machen. — Für Prag gibt eine Vergleichung jener beiden Jahre in der hier besprochenen Beziehung ein noch auffallenderes Resultat. Im Jahre 1817 waren dort 789, im Jahre 1842 hingegen 2400 Studierende, welche Zahlen sich zu einander wie 100 zu 304 verhalten.

Dieser Zudrang der Musensöhne zu den größeren Universitäten des Reiches hat in der neueren Zeit das Gerücht und den Glauben entstehen gemacht, als könnte es bei dem Umstande, daß die kleineren Universitäten an der Zahl ihrer Zuhörer mehr oder weniger verlieren, vielleicht gerathener gefunden werden, die letzteren aufzuheben, um nicht viele Auslagen für wenige Akademiker zu machen. Allein für diesen Beweggrund findet man in den Ergebnissen des Jahres 1842 keinen genügenden Anhaltspunkt und keine Stütze. Denn von dem Aufwande, den die Universität erfordert, ergeben sich im Durchschnitt für Einen Studierenden in Olmütz 53 oder 54, und in Gratz sogar nur 28 fl., während in Wien diese Quote sich im Durchschnitt auf 60 fl. herausstellt. Nur in Innsbruck gibt eine solche Repartition des Aufwandes für die Erhaltung der dortigen Universität auf die Anzahl der Studierenden einen Betrag von 66 fl. für Einen Akademiker. Im Ganzen aber entfällt in den nicht ungarischen Provinzen, deren acht Universitäten eine Ausgabe von 572,925 fl. verursachten, ein Betrag von 43 fl. auf Einen Studierenden.

Die weiteren Nachweisungen betreffen den Stand der höheren Special- und Kunstschulen, Akademien, Lyceen, theologischen und philosophischen Lehranstalten, Gymnasien und Volksschulen.

In den Anmerkungen, welche die Tafeln über diese Bildungs-Institute begleiten, kommen mehrere wichtige Aufklärungen vor, darunter namentlich diejenigen, die sich auf die Gymnasialverfassung des lombardisch-venetianischen Königreichs beziehen, wo, wie bekannt, in dieser Hinsicht so mancherlei Eigenthümlichkeiten anzutreffen sind. Nicht minder wichtig und dankenswerth ist die Angabe über die Zahl der Privatstudierenden nach den einzelnen Provinzen, aus welcher sich ersehen läßt, daß das lombardisch-venetianische Königreich in den Gymnasien doppelt so viele Privatisten hat, als die übrigen nicht ungarischen Länder zusammengenommen, jenes nämlich 2667, diese 1114 Gymnasiasten. Es kommt dieß von der in Italien so verbreiteten Sitte her, die Kinder in Erziehungsanstalten, wo sie gewöhnlich auch gleich den Privatunterricht erhalten, zu unterbringen; eine Sitte, die von der Vorliebe der Wohlhabenden für den ländlichen Aufenthalt, der sie einen großen Theil des Jahres vom Orte der öffentlichen Lehranstalten entfernt hält, nicht wenig begünstigt und erhalten wird.

Einen reichlichen Stoff zu Betrachtungen und wichtigen Vergleichungen bieten die Angaben über die Volksschulen und den Besuch derselben dar. Und gerade hier, bei den, die Grundlage jeder geistigen Ausbildung abgebenden Elementarschulen, wird es, wenn man nicht an der Oberfläche bleiben, sondern mehr in die Tiefe der Sache eingehen will, nothwendig, die numerischen Angaben in ihrem Verhältnisse zu einander und zu anderen Elementen des bürgerlichen Zustandes kennen zu lernen. Hiefür ist in den, dieser Tafel angeschlossenen Anmerkungen trefflich vorgearbeitet worden. Denn mit Sorgfalt ist in denselben zusammengestellt, wie sich solche Schulen nach der Sprache, in welcher daselbst gelehrt wird, vertheilen; in welchem Verhältnisse dieselben zu den Ortschaften, dann die Schüler zu den schulfähigen, aber die Schule nicht besuchenden Kindern stehen. Es zeigt sich, daß von den 20,293 Elementarschulen, die in Oesterreich (ohne Ungarn) im Jahre 1842 gezählt wurden, 6108 italienische, 6417 deutsche, 4496 slavische, 1102 ungarische, 529 wallachische, 1 griechische und 1636 gemischte Schulen waren. Im Durchschnitt kommen 2 lehrende Individuen auf eine Schule.

In der Regel sind es nur kleinere, im Gebirge zerstreute Ortschaften, welche einer Schule noch entbehren. In Oesterreich ob und unter der Enns ist jede Ortschaft mit einer Volksschule versehen, und in Tirol fehlt eine solche nur in einer Ortschaft und in wenigen Weilern, die jedoch zusammen nur 31 schulfähige Kinder umfassen. Böhmen hat 8 Ortschaften mit 138 schulfähigen Kindern, Mähren und Schlesien 37 Ortschaften mit 1015 Kin-

dern, die ohne Schule sind. Die Zahl der Ortschaften ohne Schule steigt in Dalmatien auf 77, in Steiermark auf 2329, in Galizien auf 5717, im Küstenlande auf 295, und im lombardisch-venetianischen Königreiche auf 1968. — Aus der Beziehung der schulfähigen zu der schulbesuchenden Jugend ergibt sich, daß in den meisten Provinzen die größere Mehrzahl der Kinder den Elementarunterricht erhalte, nur Illyrien, Dalmatien, Italien, Galizien, Siebenbürgen und die Militärgränze stehen hierin noch zurück. In einem Reiche wie Oesterreich, wo eine so große Nationalverschiedenheit und mit dieser auch eine große Ungleichheit in dem Grade des geistigen Lebens dieser Völkerstämme zu Hause ist, können solche Abstände in den Mitteln für die Verbreitung der intellectuellen Bildung nicht sehr befremden. Schon wegen der ungleich verlebten Vergangenheit konnten die einzelnen Nationen und ihre Zweige keinen gleich vorbereiteten Boden, keine gleiche Empfänglichkeit für die Güter des Geistes erlangen, und insbesondere wurde es aus diesem Grunde in den deutschen Provinzen viel leichter, für die Herstellung der nöthigen Schulen zu wirken, als in Galizien und Dalmatien, wo noch gar Vieles nachzuholen war.

Die Tafel über die Erziehungsanstalten führt sowohl die öffentlichen als die Privatinstitute dieser Art (Convicte, Seminarien, Akademien, Waisenhäuser, Pensionate ꝛc.) an, und dieß überall nach dem Unterschiede, ob dieselben nur für die männliche oder nur für die weibliche Jugend, oder für beide Geschlechter zugleich, dann ob die für die männliche Jugend bestehenden zur Ertheilung der allgemeinen oder einer besonderen Bildung bestimmt sind. Darnach gibt es nicht weniger als 432 öffentliche und 136 Privaterziehungsanstalten, darunter 336 für die männliche, 208 für die weibliche Jugend, und 24 für beide Geschlechter. In allen diesen Instituten waren 32,083 Zöglinge (darunter 8529 weibliche), und von diesen in den öffentlichen Anstalten nicht weniger als 16,767 unentgeltlich aufgenommen. Es verhielten sich die männlichen Zöglinge zu den weiblichen wie 276 zu 100. Die meisten Erziehungsanstalten für die weibliche Jugend allein befinden sich bei den Ursulinerinnen, englischen Fräulein, Benedictinerinnen, barmherzigen Schwestern und in anderen Nonnenklöstern. Die Kinderbewahranstalten sind in jener Zählung nicht mitbegriffen; an diesen hatte Oesterreich bereits 106, die meisten in der Lombardie (23), in Böhmen (12), in Oesterreich unter der Enns (8) und Venedig (12). Der Wetteifer, der für die Errichtung solcher Asyle entstanden war, hat seitdem nicht nachgelassen; man sieht Gemeinden und Private bemüht, durch Stiftungen, Beiträge und Sammlungen die nöthigen Fonds zu solchen Anstalten zusammen zu bringen.

Unter den „Bildungsanstalten" werden hier die gelehrten Gesellschaften, Akademien und Vereine zur Förderung der Kunst und Wissenschaft begriffen. Ohne jene im Königreiche Ungarn beträgt die Zahl derselben 75, von welchen 20 die Pflege der Tonkunst und 16 die Hebung der Landwirthschaft zum Gegenstande ihrer Bestrebungen gemacht haben. Die Auslagen für diese Vereine fallen den Mitgliedern derselben oder ihrem eigenen Fonde zur Last; der Staat unterhält nur die Akademie der bildenden Künste in Wien, die Institute der Wissenschaften zu Mailand und Venedig, dann die Akademien der Künste in eben diesen beiden italienischen Hauptstädten. Von den 28,567 Mitgliedern, die allen diesen Vereinen angehörten, waren die meisten für die Künste und den Ackerbau wirkend, nämlich 10,591 und 9460, während die Anstalten für die wissenschaftliche allgemeine und besondere Bildung nur 2800 Mitglieder zählten.

Die nächstfolgenden vier Tafeln über die Sanitäts- und Wohlthätigkeitsanstalten, Versorgungsinstitute, Sparkassen und Feuerversicherungsanstalten gehören zwar ihrer Bestimmung und Natur nach dem polizeilichen Gebiete an, dessen Leitung zum Theil von anderen Gesichtspunkten und Principien ausgehen muß, als jene der intellectuellen Bildung; dieselben sind hier jedoch nach hergebrachter Ordnung unter die Kulturanstalten überhaupt aufgenommen. Im weiteren Sinne des Wortes sind freilich alle Anstalten und Einrichtungen im Staate, die Staatsverfassung selbst, als Produkte der vereinten Kraftäußerung, zu den Kulturanstalten zu rechnen.

Ueber die Zweckmäßigkeit der Organisirung des österreichischen Medicinalwesens liegen der Welt schon anderweitige Proben vor. Hier findet man angeführt, daß der Staat allein 440 Civilärzte und 357 Civilwundärzte unterhalte, die in der Monarchie (Ungarn ausgenommen) nach Bedarf vertheilt, für die Sanitäts- und Medicinalangelegenheiten zu wirken haben. Es waren derselben im Jahre 1842 um 53 mehr als im Jahre 1837, und um 105 mehr als im Jahre 1830. Ueberdieß befinden sich noch in den Heilanstalten 450 Aerzte und 273 Wundärzte, und mit Einrechnung der Privatärzte im Ganzen (Ungarn abgerechnet) 4855 Aerzte, 5639 Wundärzte und 15167 Hebammen, ohne die Militärärzte. Auf die Bevölkerung bezogen ergibt sich ein Arzt auf 5121 und ein Wundarzt auf 4497 Bewohner. — Das Impfungsgeschäft geht den geregelten Gang fort, ohne an Umfang zugenommen zu haben; denn noch 10 Jahre früher (im J. 1832) ist ein Sechstheil der Kinder, die noch nicht geblattert haben, ungeimpft geblieben, wie im Jahre 1842. Und dieß gilt doch nur in Betreff der deutschen, slawischen und italienischen

Provinzen; denn wie weit dieses Schutzmittel gegen die natürlichen Blattern in den ungarischen Ländern benützt worden sei, läßt sich aus Mangel an Daten auch für dieses Jahr nicht bestimmen. Der Aufwand, den das Impfgeschäft dem Staate verursachte, war 102,785 fl. groß, um 17,348 fl. geringer als zehn Jahre vorher.

Am wohlthätigsten zeigt sich die Fürsorge für die Gesundheit und das Leben der Staatsbürger in denjenigen Anstalten, die für die ärztliche Behandlung und Pflege der Erkrankten unterhalten werden. Bei uns ist dieser Theil des Medicinalwesens schon seit langer Zeit ein Gegenstand der zunehmenden Sorgfalt gewesen, und es erregt ein dankbares Gefühl, wenn man bei der Gegenhaltung der vorliegenden Angaben über die Anzahl der Krankenhäuser mit jenen der früheren Jahre eine nicht geringe Zunahme solcher Anstalten wahrnimmt. Im Jahre 1832 zählte man derselben 264, im Jahre 1842 aber 294 in allen nicht ungarischen Provinzen. Der Aufwand der in denselben verpflegten Kranken betrug 2,328,998 fl. — Bei den Instituten für Gemüthskranke, deren es im Jahre 1842 im Ganzen 36 gab, ist zwar eine Verminderung um 1 eingetreten, allein die Zahl der in denselben aufgenommenen Individuen ist größer geworden. Auch dießmal verdient bemerkt zu werden, daß das lombardisch-venetianische Königreich allein 23 Irrenhäuser habe, während für die übrigen nicht ungarischen Provinzen nur 13 bestehen, und wenn es auch wahr ist, daß die italienischen Häuser dieser Art kleiner sind, als die der übrigen Provinzen, so übersteigt doch die Zahl der in denselben untergebrachten Kranken im Ganzen jene der übrigen Irrenhäuser, denn in den ersteren waren 2818, in den letzteren 2452 Gemüthskranke. Nach diesen Zahlen allein beurtheilt, kommt in Italien ein Irrsinniger auf 1824, in den deutschen und slawischen Provinzen hingegen einer auf 6934 Einwohner, was jedoch schon deßhalb, weil ein Theil über das Ganze nicht entscheiden kann, weder zu einem Vergleiche der einzelnen Provinzen in Hinsicht auf die Zahl solcher Kranken dienen kann, noch überhaupt beurtheilen läßt, ob und in welchem Grade die vorhandenen Irrenhäuser dem Bedürfnisse der Provinzen, in denen sie bestehen, entsprechen. Dalmatien hat noch keine Irrenanstalt erhalten.

Geheime Gebärhäuser finden wir in allen nicht ungarischen Provinzen 34 an der Zahl, und hiervon 13 im Venetianischen und 8 in der Lombardie. Das Jahr 1832 hatte zwar um 5 Gebärhäuser mehr auszuweisen, nichts desto weniger war die Zahl der Betten um 335 und die der aufgenommenen Schwangeren um 4865 im Jahre 1842 größer als vor zehn Jahren.

Im Durchschnitt kostete von den 12,458 aufgenommenen Schwangeren im lombardisch-venetianischen Königreiche Eine 21 fl. 24 kr., in den deutschen und slawischen Ländern aber nur 9 fl. 34 kr. für die Pflege und Unterkunft.

Aus diesen Häusern kamen auch die meisten Pfleglinge den Findelhäusern zu, deren es in der Monarchie, ohne Ungarn, 34 gab, mit 22,409 Kindern, die im Hause, und 68,748 Kindern, die außer dem Hause bei den Pflegeältern erhalten wurden. Im Vergleiche mit der Zahl der Findelkinder des Jahres 1832 zeigt sich im Jahre 1842 eine Zunahme von 15 Procent; die Bevölkerung hat aber mittlerweile nur um 8 Procent zugenommen.

Als Wohlthätigkeitsanstalten im engeren Sinne werden hier die Versorgungs- und Armeninstitute angeführt. Je mannigfaltiger die Beschäftigungen und je entwickelter die geselligen Verhältnisse der Menschen werden, desto mehr wird auch das Armenwesen die Regierungen und Völker in Anspruch nehmen, wenn nicht aus der Kluft, die sich im Gefolge der ungleichen Gütervertheilung zwischen großen Kapitalisten und isolirten Arbeitern einzustellen pflegt, gefährliche Stürme für das Gemeinwesen heraufsteigen sollen. Die christliche Liebe unserer Vorfahren hat uns viele wohlthätige Stiftungen und milde Anstalten für die Nothleidenden übermacht; zu diesen neue hinzuzufügen oder die bestehenden zu erweitern ist ohne Zweifel eine der edelsten Aufgaben unserer auf Errichtung von Monumenten anderer Art ohnehin sehr bedachten Zeit. Vor 15 Jahren (1832) zählte Oesterreich (ohne Ungarn) 1302 Versorgungshäuser und 6178 Armeninstitute, in deren ersteren 26,684 Personen mit einem Aufwande von 1,184,744 fl. untergebracht, und von den letzteren 2,331,103 fl. an 453,330 Individuen vertheilt worden waren. Im Jahre 1842 kommt eine nicht geringe Vermehrung der Armeninstitute, dagegen eine unbedeutende Verminderung der Versorgungshäuser vor, ohne daß jedoch bei den letzteren weniger Personen als im Jahre 1832 Unterkunft oder Versorgung gefunden hätten. Denn die vorliegenden Tafeln weisen aus: 1297 Versorgungshäuser mit 27,036 und 6590 Armeninstitute mit 511,330 Individuen. Im Durchschnitt stellt sich der Aufwand in den ersteren auf 56 fl. 37 kr., in den letzteren auf 5 fl. 4 kr. pr. Kopf.

Eine andere Art von Versorgungsanstalten, welche der Armenpflege sehr zu Statten kommt, ist diejenige, die auf den Grund periodischer Beiträge der Mitglieder gebaut ist. Von dieser Art werden in den vorliegenden Tafeln das allgemeine Witwen- und Waisenpensionsinstitut, die allgemeine Ver-

sorgungsanstalt und die allgemeine wechselseitige Capitalien- und Rentenversicherungsanstalt nach ihrem Bestande und den Ergebnissen ihrer Gebahrung nachgewiesen. Es gibt aber solcher Anstalten noch mehrere, sowohl allgemeine, für alle oder doch für mehrere Klassen der Staatsbürger, als auch besondere, für bestimmte Stände oder Gewerbsgenossen. Das erste jener Institute kam im Jahre 1823, also zu einer Zeit in's Leben, als schon mehrere seines Gleichen zu Wien, Ofen, Olmütz und Prag mehrjährige Erfahrungen über die Brauchbarkeit ihrer Grundlagen gemacht hatten, die dem neuen Unternehmen zur Lehre dienen konnten. Es hatte ursprünglich die Pensionen auf 600, 300 und 150 fl. festgestellt, und, um die Theilnahme an der Anstalt zu erleichtern und zu begünstigen, und bei größerer Theilnahme um so leichter auf eine Ausgleichung ungewöhnlicher Ausfälle rechnen zu können, die Beiträge der Mitglieder verhältnißmäßig gering gehalten. Die Folge hiervon war, daß auf diese Art der zur Deckung jener Pensionsbeträge erforderliche Fond nicht aufgebracht werden konnte, und man sich im Jahre 1824 genöthigt sah, nicht nur die Pensionen auf 400, 300 und 100 herabzusetzen, sondern auch auf einige Jahre die Aufnahme neuer Mitglieder einzustellen. Dieser Reform verdankt das Institut seinen gegenwärtigen aufrechten Zustand, der geeignet ist, die Wohlthaten, die dasselbe seiner Bestimmung nach gewähren soll, für die Zukunft zu sichern. Im Jahre 1842, dem zwanzigsten Lebensjahre dieses Instituts, zählte man 1965 Mitglieder und 842 Pensionisten, wogegen vor jener Reform schon 2176 Mitglieder und nur 187 Pensionisten waren. Im Jahre 1842 haben die Ausgaben 75, im Jahre 1838 aber 68 Procent der jährlichen Einnahme hinweggenommen.

Die allgemeine Versorgungsanstalt in Wien ist bereits 22 Jahre in Wirksamkeit, und es gibt eben so viele Jahresgesellschaften als es Jahrgänge ihres Bestehens gibt. Rücksichtlich einer jeden der 18 Jahresgesellschaften, die vom Beginne der Anstalt an bis in das Jahr 1842 gebildet worden sind, weiset die vorliegende Tafel die Ergebnisse des Gründungsjahres, dann die des Jahres 1842 nach, wodurch man in Stand gesetzt wird, den Abstand der Größe der Dividende des Eintrittsjahres und jener des Jahres 1842 zu ersehen, nicht aber auch, den Gesammtbetrag der bis dahin von jeder Klasse bereits bezogenen Dividenden zu erfahren, was um so mehr zu bedauern ist, als gerade der letztere erst den wahren Maßstab zur Beurtheilung der Vortheile, die den Theilnehmern aus der Anstalt zufließen, und hiermit auch zur Beurtheilung der Gemeinnützigkeit dieses Instituts an die Hand geben kann. Daß indessen die Theilnahme an

dieser Versorgungsanstalt fortwährend gleich groß ist, zeigt sich an der Anzahl der Mitglieder, die im Jahre 1842 derselben neu beigetreten sind, in welchem Jahre 9510 theilweise und 377 volle Einlagen gemacht worden sind, somit mehr als in jedem vorausgegangenen Jahre, mit Ausnahme der Jahre 1838 bis 1840, wo die Einlagen jährlich über 10,000 gestiegen waren. Heut zu Tage, wo die Erwartungen, die man ursprünglich von dieser Anstalt gefaßt hatte, auf ihr wahres Maß zurückgekommen sind, ist diese fortwährende Bethätigung der Theilnahme an derselben immerhin erfreulich, indem sie den Beweis liefert, daß die eigene Fürsorge, sich oder den Seinigen eine dauernde Rente zu erkaufen, ungeschmälert wirksam ist, wodurch manche Ersparnisse, die sonst versplittert worden wären, für die Zukunft gemacht werden.

Zu den schönen Früchten des anhaltenden Friedens, der überhaupt die Blüthezeit der geselligen Verhältnisse ist, gehören auch die Sparkassen und die Feuerversicherungsanstalten.

Mit Sparkassen sind die meisten der nicht ungarischen Länder versehen, nur Galizien, das Land ob der Enns, Mähren und das illyrische Küstenland participirten, aus Mangel einer eigenen Sparkasse, an irgend einer der anderen Provinzen. In allen vierzehn Sparkassen jener Gebietstheile hat das eingelegte Kapital im Laufe des Jahres 1842 um mehr als 4 Millionen Gulden zugenommen, und betrug am Schlusse jenes Jahres 42,868,049 fl. Dasselbe war 190,856 Parteien angehörig, von denen, bei gleicher Vertheilung, jede einen Betrag von 365 fl. anzusprechen hätte. Jeder Menschenfreund wird diesen Anstalten ein festes, sicheres Wirken und Gedeihen von Herzen wünschen müssen, und wird aus den vorliegenden Tafeln mit Freude bemerken können, daß der zur Sicherung der Einlagen bestimmte Fond oder das eigenthümliche Sparkassenvermögen im Zunehmen, und in jenem Jahre bei allen jenen Kassen bereits auf 2,367,314 fl. gebracht worden sei, was einen Verlust von 5½ Procent der Einlagen decken kann. Die Wohlthat, die insbesondere der unteren, arbeitenden Volksklasse durch die Ermöglichung einer fruchtbringenden Anlegung kleiner Ersparnisse zu Theil wird, gehört nicht unter diejenigen, mit welchen viel Gerede und Gepränge gemacht wird; allein sie dringt dadurch, daß sie zur Sparsamkeit, Ordnungsliebe und zum Fleiße aneifert, in die tiefsten Verhältnisse des bürgerlichen Lebens ein, und stiftet Gutes ohne Maß. Daß der Geschäftsumfang der ersten Sparkasse zu Wien größer als jener der übrigen Sparkassen zusammengenommen ist, darf schon deßhalb nicht befremden, weil dieser Platz im Centralpunkte des Verkehrs gelegen, die meiste Gelegenheit zur vortheilhaften Benützung der Einlagen darbietet. Im Jahre 1842 war die

eingelegte Summe daselbst auf 22,149,319 fl. gekommen, und das eigenthümliche Sparkassevermögen betrug 1,341,200 fl., das zu jener Einlagssumme beinahe in gleichem Verhältnisse wie der Reservefond aller jener vierzehn Sparkassen zusammengenommen zu ihren Gesammteinlagen steht. Seitdem ist jenes Vermögen der Wiener Sparkasse nach der im Jahre 1847 gelegten Rechnung bis auf 2,026,094 fl. gestiegen.

Auch die Feuerversicherungsanstalten sind Kinder der neueren Zeit, sowohl die wechselseitigen als auch die auf feste Prämien. Bei den ersteren hat sich die Zahl der Theilnehmer, der versicherten Gebäude, dann der Einlagswerth der letzteren gegen das Jahr 1830 ansehnlich vermehrt, vorzüglich aber bei der Tiroler und mährisch-schlesischen Assecuranzanstalt. Nur bei der böhmischen erhält sich der schon vor mehreren Jahren verminderte Stand fort, der gegen das Jahr 1830 um nicht weniger als 30,857 Parteien, 50,395 Gebäude und 3,800,000 fl. Einlagswerth geringer ist. Die ausgeschriebenen Beitragsquoten waren auch dießmal wieder am geringsten in Tirol; die größten Beiträge mußte hingegen die niederösterreichische Anstalt fordern.

Die physische Kultur umfaßt die unabsehbaren Reiche der Urproduktion, des Gewerbwesens und des Handels.

So lange die physischen Kräfte allein die Mittel für die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse aus dem großen Naturfonde holten, war ihre Wirkung immer nur unbedeutend und geringfügig. Als aber die geistige Thätigkeit, ordnend und leitend, sich mit der physischen Kraft verbunden, da erschloß sich freigebiger das Füllhorn mit seinen mannigfaltigen Gaben. Heut zu Tage, wo in allen Gebieten des intellectuellen und physischen Lebens eine endlose Bewegung wahrzunehmen ist, sind es nun auch vorzüglich jene drei Güterquellen, die eine ungeheure Regsamkeit unterhalten, und nach Maß und Intensität der letzteren die Wohlfahrt der Staaten mehr oder weniger begründen, erhöhen und sichern.

Ueber den Zustand der landwirthschaftlichen Produktion nach ihren verschiedenen Zweigen wird man bei dem Umfange und der Verschiedenartigkeit unseres Territoriums und der ungleichen Bewirthschaftung wohl nicht früher eine vollständigere, richtige Kunde erlangen können, als bis die für den Ackerbau und die Landeskunde in mehreren Provinzen bestehenden Vereine hierüber genauere Erfahrungen gesammelt, und unter Benützung der aus amtlichen Messungen, Schätzungen und sonstigen Erhebungen hervorgegangenen Daten über diesen Gegenstand eine specielle Beschreibung dieser Produktion geliefert haben werden. Zum Theil ist dieß schon wirklich geschehen, und erst

neuerlich auch in derjenigen Zusammenstellung, die, auf Grundlage der von den Filialen der steiermärkischen Landwirthschaftsgesellschaft von Dr. Hlubek verfaßt, als Festgabe an die Mitglieder der zehnten Versammlung der deutschen Forst- und Landwirthe zu Gratz 1846 vertheilt wurde. So weit es die amtlichen Erhebungen, die zu einer solchen Schilderung nöthig sind, anbelangt, so werden diese in den vorliegenden Tafeln in den Hauptresultaten dargeboten. Dieselben beziehen sich auf das productive Flächenmaß der Aecker, Reisfelder, Weingärten, Wiesen und Gärten, Weiden, Waldungen, Oliven-, Lorbeer- und Kastanienwälder, auf den Naturalertrag dieser kultivirten Oberflächen, der zugleich nach den Marktdurchschnittspreisen zu Gelde veranschlagt angegeben wird, und auf den Viehstand der einzelnen Provinzen. Die Angaben über den Ertrag an Naturprodukten der Landwirthschaft beruhen auf amtlichen Erhebungen für das Jahr 1842, und nur dort, wo diese für das genannte Jahr theilweise fehlten, auf denjenigen Schätzungen, die zum Behufe des Katasters früher Statt gefunden haben; für Ungarn und Siebenbürgen aber fehlt es an diesen und an jenen.

Das produktive Flächenmaß konnte bei Oesterreich ob und unter der Enns, Steiermark, Kärnthen und Krain, Küstenland, Böhmen, Mähren und Schlesien, dann Dalmatien schon nach den Resultaten der neuen Katastralvermessung angegeben werden. Es beträgt in allen diesen Ländern 10,624,565 n. ö. Joche an Ackerland, 310,284 Joche Weinland, 3,498,376 Joche Wiesen und Gärten, 5,170,743 Joche Weiden, 13,917,305 Joche Waldungen, im Ganzen 33,521,273, und mit Einschluß der Olivenwälder vom Küstenlande und von Dalmatien, dann der Lorbeer- und Kastanienwälder vom Küstenlande 33,[illegible]81,932 n. ö. Joche, was bei diesem Ländercomplex noch über 11,969,000 Joche oder 1250 geogr. Q. M. übrig läßt, die von Wohnungen, Flüssen, Seen, Morästen, Wegen und unkultivirten Strecken eingenommen sind. In den italienischen Provinzen ist dies Verhältniß der kultivirten zu der unkultivirten Oberfläche günstiger, als in den erst bezeichneten Provinzen im Ganzen; denn von den 7,891,125 n. ö. Jochen, welche die Area derselben darstellen, sind 6,251,523 Joche der landwirthschaftlichen Benützung angehörig, und es bleiben somit nur 1,639,602 Joche oder 171 Q. M. davon ausgeschlossen, was nur 20 Procent der gesammten Oberfläche dieser Provinzen beträgt, während in jenen Ländern der gleichnamige Antheil auf 27 Procent steht. Dalmatien, das sonst als ein an unfruchtbaren Strecken stark betheiligtes Land beschrieben wurde, zeigt nach den vorliegenden Angaben nur etwa 3 Procent unbebautes Land, wogegen Oesterreich ob der Enns auf 100 Q. M. schon 12 Q. M. unproduktive Gründe hat.

Gibt man zu dem produktiven Flächenmaße jener Provinzen noch das derjenigen Gebietstheile, die bisher noch nicht katastrirt worden sind (das von Ungarn und Siebenbürgen nach Schätzungen ermittelt), hinzu, so stellt sich das gesammte produktive Flächenmaß auf 98,092,941 Joche oder 10,255 geogr. Q. M. dar, und es bleiben 1849 Q. M. als unproduktiver Boden. Es sind somit fünf Sechstheile des Staatsgebietes als Acker-, Wiesen-, Weide-, Garten- oder Waldgrund benützt. Bei dem Umstande, daß drei Hauptgebirgssysteme die Monarchie durchziehen und einen großen Theil der Bodenoberfläche inne haben, kann dieses Verhältniß der benutzten zu der unbenutzten Area immerhin als ein Zeichen von Betriebsamkeit der Landbesitzer angesehen werden. In Frankreich ist dieses Verhältniß freilich noch günstiger; der ökonomisch unbenutzte Theil des Bodens beträgt dort nur ein Neuntel des Ganzen.

Auf dieser Area producirt Oesterreich in Jahren mittlerer Fruchtbarkeit 280 Millionen n. ö. Metzen Getreide (mit Einschluß von Haidekorn, Mais, Hirse), wobei das Königreich Ungarn allein mit 108 Millionen Metzen veranschlagt ist. Würde hiervon nichts für die Bier-, Branntwein- und Stärkmehlerzeugung, für die Fütterung des Viehes verwendet, und nichts ausgeführt werden, so käme, nach Abschlag des Samenkorns, im Durchschnitt ein Quantum von mehr als 6 Metzen Getreide auf ein Individuum der Bevölkerung. — An Reis wird, wenn man dasjenige, was davon in den ungarischen Ländern erfechset wird, außer Acht läßt, im lombardisch-venetianischen Königreiche und im Küstenlande über 854,000 Centner gewonnen, was bei dem großen Anwerth und Verbrauch dieser Frucht in und außer Italien fortwährend noch unzulänglich ist, den ganzen inneren Bedarf zu decken; daher sehen wir auch im Jahre 1842, wie dieß in den früheren Jahren regelmäßig der Fall war, in den Zolllisten eine namhafte Mehreinfuhr verzeichnet (63,978 Ctr.). — Nicht so ist es bei dem Hopfen, dessen Anbau sich vorzüglich Böhmen und Mähren angelegen seyn lassen. Die Hopfenfechsung des Jahres 1842 war, ohne Einbeziehung der Erträgnisse der ungarischen Hopfengärten, 43,532 Centner groß; die Einfuhr betrug damals nur 2,026 Centner, die Ausfuhr hingegen 15,826 Ctr. Es blieb somit noch immer so viel Hopfen im Lande, daß man, wenn auf einen Eimer Bier ein halbes Pfund Hopfen gerechnet wird, für mehr als 6 Millionen Eimer Bier die erforderliche Würze hatte. — Dagegen zeigen die über die Oelgewinnung gelieferten Nachweisungen im Vergleiche mit den über die Ein- und Ausfuhr an Oel in den Zollregistern enthaltenen Angaben desselben Jahres eine im Gebiete der vaterländischen Oekonomie

unerfreuliche Seite. Es wurden nämlich in den nicht ungarischen Provinzen 387,794 Centner Oliven-, Nuß-, Lein- und Rübsamenöl erzeugt, davon 177,628 Centner an Leinöl und 103,493 Ctr. an Olivenöl, und es wurden, nach Abzug der gleichnamigen Ausfuhr, noch 276,907 Ctr. eingeführt.

Der jährliche Holzertrag ist auf 29,871,483 Klafter berechnet, was für ein Joch Waldgrundes im Durchschnitt neun Zehntel Klafter Holz gibt. In Mähren und Schlesien, in Steiermark, in der Lombardie fällt mehr, in Galizien, Tirol und Venedig dagegen weniger auf ein Joch Waldgrund aus, als jenes Durchschnittsquantum besagt. Wenn man bedenkt, daß ein Drittheil der gesammten produktiven Oberfläche der Waldwirthschaft gewidmet ist, so sollte man nicht zweifeln, daß durch eine zweckmäßige, den Lokalverhältnissen angemessene Forstkultur die Besorgnisse vor Holzmangel leicht behoben werden können. Für diesen Zweck muß man daher sehnlichst wünschen, daß der in mehreren Provinzen noch im Schwung bestehende sogenannte kahle Abtrieb des Waldes ohne künstliche Besamung und Pflege, der den Holzertrag am meisten beeinträchtigt, vermindert oder abgestellt werde.

Die Wiesen, Weiden und Gärten nehmen einen Flächenraum von 24,146,875 Joche ein, wovon jedoch die größere Hälfte (über 12½ Million) auf das Weideland kommt. Dieser letztere Umstand erklärt es, warum von jener ganzen Fläche doch nur 215 Millionen Centner Heu als Fechsung gerechnet werden können. In den höheren Alpenländern liefert indessen die da übliche Eggartenwirthschaft, wobei der Acker nach einem zwei- oder dreijährigen Körneranbau einige Jahre hindurch als Wiese benutzt wird, einen bedeutenden Beitrag zu der Grasfechsung dieser Länder. In eben diesen Provinzen ist zwar das Verhältniß des Wiesen- und Weidelandes zu dem Ackerlande sehr günstig, wie namentlich in Tirol (10 zu 2), Steiermark (wie 10 zu 6) und Kärnthen; aber gerade hier schlägt auch die Weide am meisten vor. Die glänzende Partie dieses landwirthschaftlichen Zweiges ist in den italienischen Provinzen anzutreffen, die auf einem Flächenraume von 1,903,826 Joch, wovon ungefähr die eine Hälfte als Wiese behandelt wird, über 19 Millionen Centner Heu erzeugen. Der üppige Graswuchs in den Provinzen Mailand, Lodi und Pavia ist der augenfällige Beweis, welchen Segen eine wohlverstandene Bewässerung der Wiesen im Gefolge hat.

Vergleicht man den Viehstand des Jahres 1842 mit jenem des Jahres 1832, so findet man im Ganzen nur eine geringe Zunahme desselben. Diese Zunahme betrug nämlich in den nicht ungarischen Provinzen und der Militärgränze im Ganzen

bei Pferden 10, beim Hornvieh über 5 und bei Schafen über 23 Procent, was bei allen diesen Thiergattungen, insbesondere aber, in Anbetracht des ausgedehnten Graslandes, bei dem Horn- und Schafviehe keine großen Fortschritte in der Viehzucht anzeigt. Die Tafel gibt für das Jahr 1842 in den oben genannten Provinzen 1,449,824 Pferde, 6,329,001 Stück Hornvieh und 8,285,000 Schafe an; rücksichtlich des Königreichs Ungarn und des Großfürstenthums Siebenbürgen fehlen alle amtliche Erhebungen hierüber.

In Tirol, Oesterreich ob der Enns, Steiermark und Kärnthen, wo ein bedeutender Theil der Bodenfläche wegen seiner hohen Lage nur als Weide oder Trift nutzbar ist, wird das Rindvieh weniger als Mittel zum Betriebe des Ackerbaues, als vielmehr als Zweck an sich gezogen. Diese Provinzen sind es auch, bei welchen man eben deßhalb den größten Viehstand dieser Gattung erwarten sollte. Nichts desto weniger haben dieselben auf ihren 1646 Quadratmeilen 1,489,042 Stück Hornvieh, während die lombardisch-venetianischen Provinzen auf 825 Q. M. 797,828 Stück zählen, so daß auf eine Quadratmeile dort 904, hier 967 (in der Lombardie sogar 1057) Stück Hornvieh entfallen. In Italien weiß der Fleiß der Landwirthe bei dem günstigen Klima des Landes auf einer verhältnißmäßig kleineren Fläche mehr Futterkräuter zu erzeugen, als auf der größeren, minder ergiebigen und in der Regel sich selbst überlassenen Alpenweide erlangt werden kann. Auch haben jene Länder bei ihrer Viehzucht das Gute, daß der erzeugte Dünger für die Landwirthschaft gesammelt und verwendet werden kann; in den höheren Alpenländern hingegen, wo das Vieh ungefähr 3 Monate des Jahres auf den Alpen gehalten wird, geht der um diese Zeit entfallende Dünger in der Benutzung verloren. Hier wie dort ist die Zahl der Kühe größer als jene der Stiere und der Ochsen, ein Beweis, daß es bei dieser Thiergattung vorzüglich auf die Milch- und Fettnutzung abgesehen ist; auffallend ist dieses Uebergewicht an Kühen insbesondere in Tirol und im Lande ob der Enns.

Die oben ausgedrückte Zunahme der Pferde ist eine recht erfreuliche Erscheinung, da es dadurch bereits möglich geworden ist, den gewöhnlichen Bedarf an Pferden für das Militär im Lande selbst zu befriedigen. Die Zolllisten des Jahres 1842 zeigen in der Einfuhr ungefähr eben so viele Pferde wie in der Ausfuhr. Es bewähren sich hier augenscheinlich die Wirkungen jener Unterstützungen, welche die Staatsverwaltung diesem landwirthschaftlichen Zweige aus ökonomischen und politischen Rücksichten theils durch Unterhaltung landesfürstlicher Gestüte, theils durch das Beschälwesen angedeihen ließ. In den Beschäl- und Remontirungs-

Departements waren 1874 Beschäler, 2371 Füllen und 1412 Zuchtstuten, überhaupt 7894 ärarische Pferde unterhalten worden. Von den im Jahre 1841 in den verschiedenen Belegstationen ausgestellten 1815 Beschälern wurden 96,551 Stuten, welche Privaten angehörten, belegt, und von diesen Stuten sind, so weit die Erhebungen darüber vorliegen, 46,363 Füllen erhalten worden.

Der Reichthum an Mineralien, die der Schooß unseres Territoriums birgt, hat daselbst auch schon in alten Zeiten einen lohnenden Bergbau unterhalten. Die späteren Jahrhunderte blieben hierin nicht zurück. Wenn auch die Ausbeute bei einigen der einst berühmt gewordenen Werke sich sehr vermindert, ja selbst das Aufgeben dieser oder jener Unternehmung herbeigeführt hatte, so ist doch das Erträgniß des Bergbaues im Ganzen eben so groß, ja noch größer als vorher, und zu der Vorliebe für diese Beschäftigung kam mit den Fortschritten der Metallurgie auch eine bessere Einsicht und eine kluge Bewirthschaftung hinzu. Hierüber enthalten die vorliegenden Tafeln über den Bergbau der Monarchie neue Belege.

In diesen Tafeln findet man Nachweisungen nicht nur über die im Jahre 1842 gewonnene Menge an edlen und unedlen Metallen, sondern auch über die der wichtigeren Erdarten, Salze und brennbaren Fossilien. Stein- und Sud-, so wie auch Meersalz sind von dieser Nachweisung ausgeschlossen, weil dieselben in Bezug auf Leitung und Erträgniß in der Praxis nicht zu der Montanverwaltung gehören. Die Art, in welcher diese Uebersichten der bergmännischen Erzeugnisse verfaßt sind, wird sicher einen allgemeinen Beifall finden, und die Masse von Notizen, die darin und in den Anmerkungen mitgetheilt werden, muß einen Monographen der österreichischen Bergwerke glücklich machen. Eine zweckmäßige Einrichtung erhielten diese Tafeln insbesondere noch dadurch, daß die Privaterzeugung abgesondert von der Aerarialerzeugung sowohl provinzenweise als auch nach den einzelnen Werken und Unternehmungen ersichtlich gemacht worden ist.

An Gold wurden in jenem Jahre 6213 und an Silber 97,329 Mark, somit um 1158 Mark Gold und 1887 Mark Silber mehr als im Jahre 1832 gewonnen. Auch in Kupfer, Zink, Bleierzen, Verkaufs- und Reichblei übertrifft die Ausbeute des Jahres 1842 jene des Jahres 1832. Die Eisenwerke haben insbesondere 2,314,567 Ctr. Roh- und 336,065 Ctr. Gußeisen geliefert, während im J. 1832 nur 1,455,308 Ctr. Roh- und 151,796 Ctr. Gußeisen gewonnen wurden, was einen Unterschied von mehr als einer Million Centner Eisen ausmacht.

Die Aerarialerzeugung hält in Betreff der edlen Metalle der Privaterzeugung im Ganzen der Menge nach das Gleichgewicht;

das Erzeugniß von 2973 Ctr. Quecksilber kommt dagegen bis auf 59 Ctr., die in Steiermark, Illyrien und Siebenbürgen von Privaten aufgebracht worden sind, ganz von Aerarialwerken her. An der Gesammtausbeute von Kupfer ist die Aerarialerzeugung mit mehr als dem vierten Theile, und bei jener an Verkaufs- und Reichblei mit mehr als der Hälfte betheiligt. Zu den $2^6/_{10}$ Millionen Centner Eisen haben die unter der Montanverwaltung stehenden Werke 590,000 Centner beigetragen.

Ueber die Steinkohlengewinnung ist den numerischen Ausweisen eine ausführliche Abhandlung beigegeben, die eine von dem Custos des k. k. Mineralienkabinets, Herrn Partsch, gelieferte geognostische Skizze der Monarchie mit Rücksicht auf die steinkohlenführenden Formationen als Einleitung zu ihrer Darstellung vorausschickt. Laut dieser Skizze sind in der Centralkette unserer Alpen organische Ueberreste und daher auch Steinkohlen nicht anzutreffen; nur in einigen Thalmulden ihres Gebietes kommen nicht unbedeutende Ablagerungen von Braunkohlen vor. In der Schieferkette, welche zunächst an der Nordseite der Centralkette hinläuft, wurden bisher nur unbedeutende Lager von Kohlenstoff aufgefunden; eben so sind in der nördlichen Kalkalpenkette wenige, in der südlichen nur in Istrien und bei Sebenico in Dalmatien fossile Brennstoffe bekannt geworden. Auch das Sandsteingebilde, die äußerste Kette des Alpengebirges, enthält nur an einigen Punkten Schwarzkohlen. Ueberhaupt ist die eigentliche Steinkohlenformation in dem ganzen Alpengebirge nicht zu finden. Ein Gleiches gilt auch von den Karpathen. Denn die Sandsteingebilde, aus welchen die Hauptmassen derselben bestehen, haben bisher eben so wenig wie jene der Alpen bedeutendere Ablagerungen von fossilem Brennstoff entdecken lassen, und auch in den in diesen Sandsteingebilden zerstreuten verschiedenartigen Felsgebilden hat man noch keine Steinkohlen angetroffen. Die eigentliche und die reichste Steinkohlenformation trifft man in dem Pilsener und Rakonitzer Kreise von Böhmen an; so wie auch das Gebilde des rothen Sandsteins im Kaurzimer und Budweiser Kreise daselbst, dann in mehreren Distrikten von Mähren und Schlesien mehr oder weniger mächtige Ablagerungen von Steinkohlen enthält.

Sieht man auf das Flach- und Hügelland der Monarchie, das dem tertiären und Diluvialgebilde angehört, und in der lombardisch-venetianischen, dann in der galizischen Ebene, endlich in dem großen Kessellande, das zwischen den Alpen, Karpathen und böhmisch-mährischen Gebirgssystemen gelegen ist, sich darstellt; so findet man nur in dem letzteren sehr bedeutende Braunkohlenlager, insbesondere im Lande ob der Enns und in dem Wienerbecken, und es dürften solche auch weiter in dem großen ungari-

schen Becken vorhanden seyn, obgleich sie dort bisher noch nicht aufgedeckt sind. Noch mehr ist das Tertiärbecken im nordwestlichen Böhmen, das die Kreise Leitmeritz, Saaz und Elbogen einnimmt, mit Braunkohlen versehen, die daselbst auch fleißig zu Tage gefördert werden.

Die im Jahre 1842 aufgebrachte Menge von Stein- und Braunkohlen betrug in den nicht ungarischen Provinzen 10,025,411 Centner, und kann mit der Ausbeute in Ungarn und Siebenbürgen mindestens auf 12 Millionen Ctr. angeschlagen werden. Im Vergleiche mit jener vom Jahre 1822 stieg die Kohlenerzeugung um 7½ Millionen Ctr., eine Wirkung der erhöhten Holzpreise, der vermehrten Industrie und der besseren Transportmittel. Diese Umstände werden je länger je mehr dahin wirken, daß der reiche Schatz von Steinkohlen, wovon ein großer Theil noch gar nicht in Anbau genommen ist, einer immer ausgedehnteren Benützung zugeführt werde, was dann wieder auf andere Produktionen, insbesondere auf eine größere Gewinnung des Eisens, vortheilhaft einwirken wird. — Die in den Tafeln enthaltenen speziellen Nachweisungen über die Ausbeute der einzelnen Gruben und Bezirke sind ganz geeignet, ein richtiges Bild von dem unberechenbaren Vorrathe von Mineralkohlen und dem Umfange des darauf umgehenden Bergbaues zu verschaffen.

In der Gesammtmasse von 10 Millionen Centner Steinkohlen befinden sich, nach dem geognostischen Maßstabe beurtheilt, 5,235,930 Ctr. Stein- und 4,789,479 Ctr. Braunkohlen. Offenbar ist die Menge der ausgebeuteten Braunkohlen in einem viel ungünstigeren Verhältnisse zu der großen Ausbreitung und Mächtigkeit der Braunkohlenflötze, als jene der Stein- oder Schwarzkohlen zu der vorhandenen Steinkohlenformation, die nur in dem nordöstlichen und nordwestlichen Böhmen, in einem schmalen Streifen westlich von Brünn, an der Gränze von Mähren und Schlesien und im südlichen Ungarn in der Gegend von Fünfkirchen vorgefunden wird, während die Braunkohlengruppe fast in allen Provinzen vorkommt und einen großen Flächenraum einnimmt. Die meisten Mineralkohlen fördert das Königreich Böhmen zu Tage; es lieferte zu jener Gesammtmenge beinahe die Hälfte sowohl an Schwarz- als Braunkohlen. Unter den im Betriebe stehenden Steinkohlenwerken kommt das von Polnisch-Ostrau in Schlesien, als das größte der Monarchie, mit 782,099 Ctr. jährlicher Ausbeute vor; unter den auf Braunkohlen arbeitenden Werken ist wieder die Kohlengrube zu Thallern in Oesterreich unter der Enns mit 393,384 Ctr. Ausbeute die beträchtlichste.

Prof. Springer.

(Der Schluß folgt.)

Art. IV. Grundriß der griechischen Literatur mit einem vergleichenden Ueberblick der römischen. Von G. Bernhardy. Zweiter Theil: Geschichte der griechischen Poesie. Halle, 1845.

(Schluß.)

Der vierte Theil dieser Geschichte, der der dramatischen Poesie, ist vermöge des großen Stoffs bei weitem der ausführlichste. Er besteht aus zwei Theilen. A. Geschichte der tragischen Poesie (557 — 888). B. Geschichte der komischen Poesie (888 — 1019).

Eine sehr reiche und erschöpfende Uebersicht ist hier von der tragischen Poesie gegeben. Sie zerfällt in folgende Abschnitte: „Aeußere Geschichte der Tragödie von den Ursprüngen bis zu den letzten Versuchen," 559 — 617. „Aeußere Verfassung der Tragödie, ihres Haushaltes und ihrer Kunst," 617 — 671. „Innere Verfassung der Tragödie, ihrer Oekonomie, ihres Ideenkreises und ihrer Formen," 671 — 714. Endlich „Formale Darstellung und Gliederung der Tragödie," 714 — 740. Dann erst folgt, womit Andere vielleicht ihrer Aufgabe zu genügen geglaubt hätten, die „Charakteristik der drei tragischen Meister," 740 — 888.

Der Name der Tragödie wird aus dem Opfer des τράγος erklärt, während welches der Dithyrambus von dem kyklischen Chor, der eben darum auch τραγικὸς hieß, abgesungen wurde. Mithin war der Dithyrambus identisch mit der sogenannten lyrischen Tragödie, wenigstens gelang es bisher noch nicht, ihr einen besonderen Inhalt und eine von jenem verschiedene Form zuzuweisen. Daß der Chor des Dithyrambus aus Satyren bestand, ist nach der von Arion getroffenen Einrichtung nicht zu bezweifeln, auch stimmt damit Aristoteles Poet. IV. 17, 18 überein. Mit dem Verfasser, der Zenob. V. 40 herbeizieht, an Präludien, welche Satyren vor dem Beginne des Chorgesangs aufgeführt hätten, zu denken, scheint wenig rathsam; Zenobius meint wohl nicht solche naturalistische Vorspiele, sondern wirklich das Schlußstück der Tetralogie, und für προεισάγειν wäre dann παρεισάγειν zu lesen. Thespis machte, wie bekannt, den ersten Versuch, diese Tragödie dramatisch zu gestalten, indem er den Koryphäus des dithyrambischen Reigens zum Hypokriten erhob, was Bernhardy's Ansicht ist, oder, wie C. F. Hermann annimmt, indem er den Koryphäus mit einem besonderen Schauspieler sich unterreden ließ. Da man vermuthen darf, daß Thespis in Folge jener Abänderung auch die dithyrambische Aufstellung des Chors nicht mehr beibehalten habe, so ist auch schwerlich dem Verf. zuzugestehen, daß derselbe Dichter „den erzählenden Chorführer auf einen erhöhten Platz im Theater stellte, nachdem der kyklische Chor bereits in

Athen fixirt und gleichsam städtisch geworden war.» Von den weitern Stufen, welche die jugendliche Kunst vor Aeschylus erstieg, sind besonders die Phönissen des Phrynichus merkwürdig, in denen hier nur ein doppelter Chor, der der königlichen Räthe und der der Sidonierinnen, angenommen wird; anders Droysen (Kieler Philol. Studien 1841, p. 43). Das Verdienst des Aeschylus um ideale wie scenische Begründung des attischen Dramas erhält hierauf eine umfassende Darstellung. Es wird nachgewiesen, wie ihn und die Nachfolger nicht nur die eigene Richtung, sondern auch die ihrer Zeit bestimmte; die Uebergänge des Zeitgeistes finden gleichsam ihren Widerschein in der Anlage der Tragödie und dem Verhältnisse ihrer lyrischen und dialogischen Theile, nicht nur, wie sich von selbst versteht, in den darin ausgedrückten und ausgesprochenen Ideen. Hier begegnen wir einer merkwürdigen Notiz über Aristarchus, den Tegeaten aus Suidas, er habe zuerst die Dramen εἰς τὸ νῦν αὐτῶν μῆκος gebracht, wornach Sophokles den Ruhm, die richtigere Vertheilung eingeführt zu haben, an einen ziemlich obscuren Zeitgenossen abgeben müßte. Nicht sehr deutlich bezieht jene Worte B. auf „eine praktische Disposition chorischer und dialogischer Partieen.» Ein etwas vages Princip nimmt er für die Aeschylische Trilogie an, wo er sagt: „Solchen Analysen schwebte durchweg die Orestie vor» (solcher nämlich, wie bei G. Hermann Opusc. VII. 193); „aber schon die Trilogie, worin die Supplices standen, läßt den Gang einer ideellen Verwicklung nicht erwarten, und diejenige Reihe, deren Mittelstück und Schwerpunkt die Perser waren, besaß am ersten und dritten Stück eben nur einen Vorgrund und ein Nachspiel, oder Einleitung und Beschluß, wodurch ein mythischer Rückhalt auf historischem Boden heraustrat, und im Bewußtseyn der Zeitgenossen eine doppelte Bewährung empfangen sollte. Sehr unähnliche Momente, welche bald die Tiefen der sittlichen Idee, bald die Stufen eines weit ausgebreiteten Mythos, bald auch den ästhetischen Kreis eines dramatischen Gedichts mit Seiten- und Hauptgebäuden aufrollten, sind also Quellen der ihrem Wesen nach höchst mannigfaltigen Trilogieen des Aeschylus gewesen.» Was jedoch die Trilogie der Schutzflehenden betrifft, so hat neuerdings Welcker den wahrscheinlichen, sehr bündigen Zusammenhang derselben dargelegt (Rh. Mus. 1846, p. 481). Die Perser ließen freilich als historisches Drama keinen so strengen Plan zu, können aber eben deßhalb nur für eine Ausnahme gelten. Die dem Geiste des Aeschylus zusagende Form, geeignet zu epischer Ausbreitung und lyrischer Durchdringung, mußte Sophokles, wenn er eine lebendigere Haltung des Dramas beabsichtigte, aufgeben. Wahrscheinlich trat er mit seinem vielbesprochenen δρᾶμα

πρὸς δρᾶμα ἀγωνίζεσθαι gleich zu Anfang seines poetischen Wirkens hervor; daraus ist so viel zu folgern erlaubt, daß Sophokles zum Wettkampf keine drei unter einander verbundene Stücke schrieb; die weitern Consequenzen dieses Verfahrens bleiben allerdings räthselhaft, und es hilft wenig, mit dem Verf. an eine „Neuerung in mäßigem Umfang“ zu glauben, wie z. B. Boeckh den Dichter nur an den Lennaen mit Einzelstücken auftreten läßt, also entweder von dem Hauptfeste ausschließt oder an diesem ihn von seinem eigenen Brauche dispensirt. Neben Aeschylus und Sophokles scheinen die übrigen Tragiker bereits bei den Zeitgenossen keinen großen Anklang gefunden zu haben, und erhalten deßhalb schon hier eine abschließende Beurtheilung, mit ihnen auch die spätern Dichter dieser Gattung, welche der Periode der attischen Ochlokratie angehören. Den Einfluß derselben auf Geist und Form des Dramas erörtert ein trefflicher Abschnitt p. 585 — 587, welcher zum Stimmführer seiner Zeit, dem Euripides, überleitet. Andere, auch Agathon, vermochten ihr Publikum nur vorübergehend zu fesseln. Als eigenthümliche Erscheinung wird der Anagnostiker Chäremon bezeichnet; seine Methode, bloß auf die Unterhaltung von Zuhörern hinzuarbeiten, ist ein deutlicher Beweis vom Verfall der Kunst; lebendiges Schaffen war längst in Nachahmung der Alten, in bloße Manier übergegangen, wovon für uns der Rhesus als Beispiel dienen kann. Indem B. gebührend hervorhebt, wie viel wir auf diesem Gebiete Welckers tief eingehender Charakteristik verdanken, wodurch „poetische Figuren, die sich in beträchtlicher Anzahl, aber ohne bestimmte Schätzung überall aufdrängen, nunmehr in einer Gesammtheit scharf zusammentreten, und aufhören für bloß zufällige Namen zu gelten;“ kann er nur das Bedenken nicht unterdrücken, ob die Schilderung vieler Dichter untergeordneten Ranges nicht zu günstig sei (590); wenigstens dürfe die Komödie nicht für den gleichen Flor der Tragödie in spätern Epochen zeugen. Wenn jene länger eine gewisse Frische der Erfindung behielt, so lag die Ursache davon im Stoff, welchen die Wandelbarkeit des häuslichen Lebens darbot, während das mythische Element sich mehr und mehr abnutzen und der daran geknüpfte Ideenkreis früh versiegen mußte; zugleich war die alternde Tragödie durch die nimmer ruhende Parodie der Komiker genirt und durch den prosaischen Ton der Gegenwart gelähmt. Auch die Vortrefflichkeit der sogenannten tragischen Pleias, die sich meistens in Alexandria, doch nicht dort allein, hervorthut, wird gegen Welcker in Ermangelung zureichender Proben bezweifelt. Dabei bestand jedoch die Schauspielkunst, durch Alexanders und seiner Nachfolger glänzende Freigebigkeit gehoben, in bedeutender Virtuosität fort, und fand, was

ebenfalls dem Aufkommen neuer dichterischer Talente hinderlich war, in den Meisterwerken des Sophokles und mehr noch des Euripides den ergiebigsten Stoff. Selbst in der Kaiserzeit waren Aufführungen derselben häufig, und mit Unrecht wird von manchen Gelehrten, denen sich auch B. anschließt, die Vorstellung ganzer Werke in Zweifel gezogen (p. 616). Nur die Chöre scheinen weggefallen oder vielleicht mit musikalischen Zwischenspielen vertauscht worden zu seyn. Zu einer richtigen Auffassung dieses Gegenstandes kann die Stelle des Philostratischen Nero dienen (338, 33), wo der tragödirende Kaiser gegen den Epirotes, mit dem er um den Preis kämpft, seine Schauspieler, d. h. doch wohl den Actor secundarum und tertiarum partium, anrücken läßt; diese Erzählung wird zugleich eine andere Stelle erklären, welche von Welcker (Gr. Trag. 1289) für die entgegengesetzte Behauptung benützt worden ist, Phil. V. S. 269, 4: dort regiert der byzantinische Clemens, natürlich unterstützt von seinen Histrionen als Protagonist, und sein Rivale konnte an den Pythien nur in derselben Eigenschaft auftreten. Man vergleiche bei demselben Schriftsteller noch V. A. 88, 5. V. S. 229, 3.

Der Abschnitt über die äußere Verfassung des Theaters ist, bei der geringern Wichtigkeit derselben für die Literaturgeschichte, auch nicht mit gleicher Sorgfalt behandelt. Manche gangbare Mißverständnisse sind zwar hier beseitigt, wie wenn noch neulich A. W. Schlegel die Existenz der Konistra in dem Theater läugnete, oder O. Müller den Koryphäus auf die Thymele treten ließ, statt diese hinter das Gerüst, welches im engern Sinne des Worts die Orchestra war, zu setzen. Bekanntlich hat G. Hermann diese Punkte zuerst aufgehellt, sowohl in der Recension der Müller'schen Ausgabe von Aeschylus Eumeniden, als auch und ausführlicher in der Beurtheilung von Streck's Werk: „das altgriechische Theatergebäude" (in der N. Jenaer Allg. Lit. Zeitung 1843, p. 595 sqq.), welche letztere unser Verf. übersehen haben mag, da sie nicht einmal im Nachtrag verzeichnet wird. Manches konnte er daraus berichtigen, z. B. die Unterscheidung des Koryphäus von dem μέσος ἀριστεροῦ, der mit jenem identisch ist, und die der Nachricht bei Pollux IV, 129 geradezu widersprechende Angabe, daß der Chor, wenn er in der Fronte von fünfen aufzog, ζυγά, und wenn in der von dreien, στοῖχοι gebildet habe. Sehr sonderbar heißt es p. 620: „Orchestische Bewegungen scheint ein mittlerer Mann auf dem linken Flügel geleitet zu haben, einige der untergeordneten Choreuten wichen versteckt in die Tiefe zurück, gleichsam als nebenherlaufende Masse" rc. Die mittlern liefen gewiß nicht, wie „Pflastertreter," neben her, und wenn sie auch minder bedeutend, darf man sie sich doch nicht so verächtlich denken,

als sie hier geschildert werden, sonst hätte sie der Dichter von der feierlichen Vorstellung ausschließen müssen. In Betreff der Bühne ist es ein Mißverständniß, daß durch die mittlere Thüre des Palastes hohe Personen eintreten, „während die Nebenthüren denen gehörten, welche entweder aus der Fremde oder aus der Stadt kamen und tiefer im Rang standen," denn diese mußten aus den Parasfenien hervorkommen. Da die Perspektive in der antiken Malerei sich fast nur auf das Theater beschränkte, mag es Jemand Wunder nehmen, hier zu lesen (p. 620), daß man ebenda gänzlich darauf verzichtet habe. Eine ganz falsche Vorstellung hat der Verfasser von den Periakten, er verwechselt sie nämlich mit dem Ekkyklama und meint, mittelst ihrer sei „die Scenenwand theilweise oder vollständig nach beiden Seiten auseinander gewichen, und habe entweder ein inneres Gemach blicken lassen oder einen neuen Hintergrund eröffnet, Wald oder entlegene Küste." Daher auch zu αἱ περίακτοι nicht μηχαναί, sondern θύραι supplirt werden soll. — Die Aufstellung eines Choregen in jeder Phyle für alle musischen Agone desselben Festes nimmt B., wenn auch mit einigem Bedenken, an; erwägt man aber, daß der tragische Chor allein schon 2000 — 3000 Drachmen kostete und nicht einmal der kostspieligste war, so zeigen sich für sämmtliche Leistungen, wenn sie Einer übernahm, zu starke Ausgaben, als daß man nicht zugeben sollte, jeder Gattung sei ihr eigener Chorege zugetheilt worden, wie z. B. der Redner Andocides (Plut. Vit. X orr. 835, b) den Dithyrambenchor ausstattete und Demosthenes (adv. Mid. 520) nur für die Auleten zu sorgen hatte. Die Kosten des Ganzen wären noch sehr gesteigert worden, hätte ihm in der Tragödie die Versorgung von 48 Choristen, welche in die vier Stücke der Tetralogie sich vertheilen mußten, obgelegen. Was gegen diese Vergrößerung des Chorpersonals, die O. Müller zuerst in seiner Ausgabe der Eumeniden aufstellte, zu sagen ist, hat G. Hermann sehr einleuchtend auseinander gesetzt, ohne jedoch B. davon zu überzeugen, der sich mehr der Müller'schen Ansicht zuneigt. Man begreift nicht, was mit dem Zusatze gemeint ist: „Uebrigens besitzt diese antiquarische Frage nur in Bezug auf die weit wichtigere, niemals zu erschöpfende, wie und nach welchem Princip die einzelnen Choreuten sich in die Chorlieder theilten, einigen Werth," da diese Untersuchung davon, ob dieselben Leute oder immer andere in den vier Dramen die Chöre vortrugen, ganz unabhängig ist; konnte doch, jene Hypothese zugegeben, in dem einzelnen Stück nur ein Viertel jener dithyrambischen Pentekontas thätig seyn.

Der folgende Abschnitt handelt von den Schauspielern, deren Einfluß auf die tragische Literatur groß seyn mußte, denn

als ihre Kunst zur Ausbildung gelangt war, sah sich der Dichter stets veranlaßt, das darstellende Individuum zu berücksichtigen und für es zu schreiben; später ordneten die Schauspieler sich die Tragiker ganz unter und machten sie zu Dienern ihrer Praxis; sodann war selbst der Text der ältern Werke durch ihre Willkür gefährdet, was etwas pomphaft so ausgedrückt ist: „Da sie über eine Menge gediegener oder gefälliger Sentenzen, über eine Fülle der Phraseologie und ähnliche Wendungen jeder Stylart geboten, da sie bald auch die Fähigkeiten nachzudichten erwarben und mit Leichtigkeit die gangbarsten Themen variirten: so schlichen unwillkürlich viele Interpolationen der Schauspieler in die Dramen, durch Reminiscenzen aus andern Stücken oder Tragikern, durch pathetische Veränderungen und Zugaben, besonders in einem durch Manier so zugänglichen und verführerischen Dichter, wie Euripides.» Einem solchen Verfahren suchte Lykurgus durch ein Gesetz zu begegnen, welches die Schauspieler verpflichtete, sich streng an ein von Staatswegen beglaubigtes und im Metroon niedergelegtes Original der drei größten Tragiker zu binden, vgl. Plut. l. c. 841 f. Wyttenbach's Verbesserung παρ' αὐτὰς muß sich an der etwas verdorbenen Stelle dem aufmerksamen Leser wie von selbst darbieten; behält man aber γὰρ bei, so ist der Ausdruck des Gesetzes verfehlt, der eine solche Motivirung nicht verträgt, wir schreiben daher καὶ οὐκ ἐξεῖναι παρ' αὐτὰς ὑποκρίνεσθαι. Was W. selbst mit Benützung einer ganz unähnlichen Stelle vorschlägt (Dem. d. cor. 315): τοῦ δ' ὑποκρ. οὐκ ἐξεῖναι παρ' αὐτὰς ὑποκρ. ist schon deßwegen bedenklich, weil so dem vorhergehenden παραναγιγνώσκειν das Objekt entzogen wird; er deutet es auf eine Revision des Originals, das doch ein für allemal feststehen mußte. Daran, daß ein Schreiber verpflichtet wurde, bei der Aufführung nachzulesen, darf man keinen Anstoß nehmen. Uebrigens spricht W. diesem Gesetze einen genügenden Erfolg ab, weil in Aristoteles' Zeit die Schauspieler bald mehr als die Dichter zu bedeuten gehabt hätten; wobei der große Unterschied zwischen den Mitlebenden und jenen verehrten Klassikern übersehen ist. Dieser überwiegende Einfluß darf aber immer nur von dem Protagonisten verstanden werden, zu welchem die beiden Andern in ein ganz abhängiges Verhältniß gesetzt waren. Mit Bezug auf diese kleine Zahl sagt B.: „Schon der nur schmale Raum der Scene, worauf sie entweder für sich (ὀκρίβας) oder im Gespäch zum Chor gewandt (ὑποσκήνιον) agirten, dieses sobenannte λογεῖον verrieth in seiner äußern Einrichtung, daß wenige Personen in gemäßigter Bewegung und ohne sonderliches Getümmel beabsichtigt wurden.» Man möchte wohl wissen, woher jene seltsame Distinktion geflossen ist, in der überdieß das ὑποσκήνιον eine unerhörte Bedeutung

erhält. Von dem selten zugezogenen vierten Schauspieler ist G. Hermann's treffender Verbesserung der Stelle bei Pollux IV. 110 noch eine unklare Vorstellung gegeben, „daß eine drinnen oder hinter der Bühne einfallende Stimme als beiläufige Leistung des Choregen ein Parachoregem abgab.“ Es sollte heißen „im Paraskenion,“ denn Parachoregemen sind Nebenchöre, wie am Schluß der Eumeniden. Eumelus in der Alcestis soll gar einem der hintersten Choreuten zugefallen seyn. Ungenau ist auch die Angabe (p. 642), daß die drei Schauspieler dem Dichter durch das Loos zugetheilt wurden, da dieses nur über den Protagonisten entschied, die zwei andern hatten sich, wie der Verf. selbst weiterhin bemerkt, jenem verdungen. Es wäre freilich die dreifache Verloosung aus dem Artikel νέμησις ὑποκριτῶν bei Hesychius zu belegen, wenn man vergäße, daß nicht mehr als je drei Tragiker Stücke aufführten. Den Zusatz dort: ὧν ὁ νικήσας εἰς τοὐπιὸν ἀκρίτως παρελαμβάνετο, bezog T. Hemsterhuis auf den siegenden Dichter, und schrieb demnach παρελάμβανε, worin sowohl andere Gelehrte, als auch B. hier und in der Note zu dem gleichlautenden Artikel des Suidas ihm widersprechen. Deutet man aber den Sieg so, daß er nicht von einem der Tragiker verstanden wird, so entsteht die Frage, wie neben dem Wettkampf der Poeten auch noch einer der Protagonisten bestehen konnte, oder soll der Ausdruck auf die glücklich bestandene Prüfung der Protagonisten gehen, die sich doch schon längst bewährt haben mußten? Dagegen ist die Auszeichnung, daß ein mit Beifall beehrter Dichter seinen Protagonisten selbst wählen durfte (ἀκρίτως = sine sortitione, weist Hemsterhuis nach zu Lucian Tim. 51), billig und daher auch sehr wahrscheinlich; wer noch keinen Sieg errungen hatte, mußte sich gefallen lassen, daß das Loos ihm den Schauspieler zuwies. Die Wortstellung endlich darf bei solchen Lexikographen nicht entscheiden, wo die Sache selbst auf den wahren Sinn der Notiz führt. Die Existenz eines ὑποβολεύς, der einer vorübergehenden Verwirrung oder Vergeßlichkeit der Schauspieler zu Hülfe kommen konnte, gibt B. ganz auf und sieht in den Worten des Plutarch (praec. pol. 813, e) nur eine Anspielung auf den Phonaskos, von welchem derselbe in der Vit. Tib. Gracch. 2 spricht. Doch diese, in Bezug auf die Uebungen der Stimme sehr wichtige Stelle kann gegen den Gebrauch des Souffleurs nichts entscheiden. Der Einfluß, welchen das attische Publikum auf Dichter und Schauspieler ausübte, ist gut geschildert, und in dem §. 9, der überschrieben ist: „Aufführung der Dramen, Theatertage, Siege der Dichter,“ besonders das über die Satyrstücke Gesagte auszuzeichnen. Diese Gattung, auf ein ziemlich enges Material beschränkt, mußte ihren Glanz verlieren, sobald die Komödie sich ausgebildet

hatte, daher Euripides auf den Ausweg fiel, dem vierten Stück seiner Tetralogien einen minder tragischen Charakter durch Beimischung von heitern Auftritten zu geben; er gründete auf diese Weise unser Schauspiel. Wiederholten Aufführungen desselben Dramas scheint nach Witzschl's gründlicher Abhandlung (Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1840, Nr. 135, 136) nie in der Tragödie die Diaskeue vorausgegangen zu seyn, die Zeugnisse der Alten beschränken sich bloß auf einige Komödien, daher ist wohl nicht an eine hier als Beispiel angeführte Diaskeue der Perser zu denken, aber auch eine zweite Ausgabe der Frösche wird mit Unrecht angenommen, da diese mit dem größten Beifalle aufgenommene Komödie keiner Ueberarbeitung bedurfte, um auch bei der zweiten Vorstellung zu gefallen. Zu den Theatertagen muß, wenn etwas an der Nachricht bei Plutarch ist (Vit. X, orr. 841, f), ein neuer durch Lykurg an den Chytren hinzugekommen seyn, indem da die Schauspieler der Komödie um den Preis kämpften. Eine „Leseprobe der Dichter" zu vermuthen erlaubt die Stelle nicht.

Unter die bessern Partieen des Buchs gehört der nun folgende Abschnitt „über die innere Verfassung der Tragödie." Epos und Lyrik werden als Vorarbeiten für das Drama betrachtet, die der Dichter benützt, ohne ihre Form beizubehalten; seine Schöpfung war eine ganz neue, reichhaltig an Ideen und überschaulicher als das Epos durch einen bündigen Organismus, festes Verschlingen der Interessen und Enthaltsamkeit im Gebrauch der Zahl von Personen und Begebenheiten, deren Menge so sehr dazu dient, den Reiz des Epos zu erhöhen; die Handlung selbst durfte sich im Drama nicht wie dort in behaglicher Breite entwickeln, sondern nur ihre innerlichen Momente hervorkehren; das verlangte die dramatische Einheit. Diese liegt aber im Gegensatz zweier sich widersprechender, durch bestimmte Personen vertretener Richtungen, dadurch entsteht die tragische Spannung, welche zur Lösung des Knotens hindrängt; in der Darstellung dieses im Mythus gegebenen, in den Charakteren ausgedrückten Kampfes konnte sich die Kunst des Tragikers zeigen. Die Charaktere müssen durch den Gang der Handlung sich mehr und mehr offenbaren, nicht umgekehrt diese nur ein Mittel seyn, um jene in's Licht zu setzen; diesem von der Natur des Dramas vorgeschriebenen Gesetze entsprechen die beiden ältern Dichter der Gattung, von deren Charakteren etwas übertrieben hier behauptet wird, sie seien „nichts anderes als ideale Typen, Abstracte von geschlossenem positivem Gehalt und gewissermaßen unwandelbaren Masken." An der idealen Haltung Sophokleischer Charaktere wird man eben so wenig zweifeln, als an ihrer feinen psychologischen Entfaltung, nur

drängt sich diese nicht, wie bei Euripides, zum Nachtheil des dramatischen Baues hervor. Faßt man den Geist Sophokleischer Charakteristik gehörig auf, so wird man bei seinen Gestalten die „subjektiven Tiefen der Innerlichkeit“ nicht vermissen; und mag auch Euripides erst seinen Personen einen „psychologischen Gehalt“ verliehen haben, so fehlt doch eben darum, weil er eine zu individuelle Darstellung des Zeitgeistes gab, seinen Charakteren „der substanzielle Werth, die tragischen Personen sind nur Werkzeuge der pathetischen Erscheinung.“ Um nun eine Dramatik voll geistiger und gemüthlicher Anregung zu begründen, besaßen die Griechen den geeignetsten Stoff an ihrer Mythenfülle. Wie die Mythen durch ihren feststehenden und bekannten Inhalt den Dichter in seinem Werke leiteten und seinen Gang bedingten, blieb andrerseits auch der Einfluß der dramatischen Bearbeitung auf sie nicht aus, besonders wenn das Epos sie noch nicht ganz entwickelt hatte; der Tragiker erhob Manches weniger Gekannte zu höherer Bedeutung und Geltung, und gestaltete Bekanntes nach seinen Zwecken. Vermittelst ihrer konnte er unter dem Scheine einer bloß objektiven Schilderung die Erlebnisse der Mitwelt und deren Geist darstellen. Bei Aeschylus ist eine solche Beziehung unter andern in den Eumeniden nicht zu verkennen, und Euripides war noch mehr als seine Vorgänger darauf angewiesen, in die Lebensfragen einzugehen, welche die Mitwelt beschäftigten, und eine Lösung derselben in dem anmuthigen Gewande der Dichtung zu versuchen. Er hat die größte Anzahl von Mythen umfaßt und sah sich zu mancherlei Aenderungen nicht nur durch die oben bemerkten Motive, sondern auch durch die vorausgegangene Benützung früherer Tragiker veranlaßt. Der Unterschied zwischen Epos und Drama, die Definition des letzteren, seine Einheiten, Charaktere und Mythen hat B. meistens nach der Poetik des Aristoteles (c. 7) behandelt, dabei aber Einiges nicht ganz im Sinne jener Theorie genommen, z. B. wenn er die πρᾶξις σπουδαία erklärt als „eine Handlung, die sittlicher Natur und Würde sei, im Gegensatze von physischen Begebenheiten des Epos.“ Von diesem Gegensatze ist bei Aristoteles nichts zu finden, wohl aber von einem andern, nämlich zu der Komödie, die eine μιμησις φαυλοτέρων kurz vorher genannt wird. Größer ist das Mißverständniß, wornach die Auffassung Goethe's von der Reinigung durch Mitleid und Furcht auf den Verlauf der Tragödie selbst, statt auf die Erschütterung des Zuschauers bezogen ist, und als unzweifelhaft der Satz gilt, daß „der Philosoph vom Drama geläuterte Einsichten, nicht moralische Besserung begehre.“ Allerdings verlangt Aristoteles auch diese, wie Spengel nachgewiesen hat in der Abhandlung über Aristoteles' Poetik, vgl. Schriften der philosophisch-philologischen

Klasse der königl. baierischen Akademie der Wissenschaften, Bd. II. p. 227 sqq. Wie der Vorrath von Mythen von den Tragikern verwendet wurde, lernt man am besten aus Welckers trefflicher Zusammenstellung, welche hier auch nach Verdienst anerkannt wird. B. vermißt „nur noch ein summarisches Gemälde der tragischen Mythologie selbst, wie solche von den epischen und melischen Grundlagen her durch Variationen und Erweiterungen jeder Art sich der Bildung der Dichter und ihrer Zeiten anpassen lernte.“ Aber diese Schilderung wäre gewiß nicht unterblieben, wenn bei dem Zustande der Quellen sie überhaupt möglich wäre, und Welcker nicht ebenfalls wüßte, „daß die Zeit der Tragödie und mithin die darauf gegründete Abstufung der Mythen größtentheils unbekannt ist.“

In das eben angedeutete Thema geht der Verfasser nun tiefer ein. Der folgende Abschnitt ist nämlich überschrieben: „Zweck, Plan und Motive der Tragödie.“ Es war verkehrt, bei den dramatischen Dichtern eine einseitige Tendenz, sei es nun, den Zuschauern mittelst der dramatischen Form eine ethische Belehrung angedeihen zu lassen oder ihnen nur eine flüchtige Unterhaltung zu gewähren, voraus zu setzen, wohl aber fanden die Tragiker in den Schicksalen des Vaterlandes und seinem innern Leben mannigfaltige Anregung zu poetischen Ideen und ihrer kunstgerechten Gestaltung. Sie durften die Gegenwart nicht unmittelbar darstellen, und waren somit an den Stoff gewiesen, dessen wir bereits gedachten, in dessen weitem Bereiche es nicht zu schwer war, verwandte Situationen aufzufinden. Die reiche Summe von Lebenserfahrung, welche der dramatische Künstler so zu verarbeiten hatte, mußte nun von einem obersten Gesichtspunkte aus übersehen werden, B. nennt ihn „einen philosophirenden, doch frei von philosophischer Form und noch weniger aus philosophischen Studien hervorgerufen,“ wovon aber die Tragödie des Euripides und seiner Nachahmer auszunehmen ist. Von jenem Gesichtspunkte aus als einem Centrum müssen sich die ewigen Gesetze des menschlichen Lebens in klarer Anschauung zeigen, und die Erkenntniß derselben aus dem Kampfe der Gegensätze sich entwickeln. So ist die Tragödie zugleich der erste Versuch einer Philosophie der Geschichte, welchen anzustellen die Attiker durch ihre schnell herangediehene Größe ganz besonders berufen waren. Die wunderbare Besiegung barbarischer Uebermacht erfüllte die Nation mit dem Bewußtseyn göttlichen Waltens und einer gerechten Nemesis; mit der reinern Vorstellung von der Gottheit ergab sich auch die Nothwendigkeit, die minder geläuterten Elemente der populären Mythologie zu prüfen. Die Sprecher solcher Richtung und dadurch die Erzieher ihres Volks sind aber die Tragiker, welche in

Fragen der Religion, Politik und Ethik einzudringen gleichsam verpflichtet waren. Alles Zufällige beseitigend suchten sie den Zusammenhang zu begreifen, der zwischen menschlichem Thun und göttlicher Fügung besteht, wornach das Geschick des Menschen wesentlich durch den Gebrauch, den er von seiner Freiheit macht, bedingt ist. In dieser Ideensphäre bewegt sich vorzugsweise Aeschylus, während Sophokles, der schönen Zeit angehörig, in der die edelsten Kräfte zu harmonischem Zusammenwirken im Leben des Staates wie der Kunst vereinigt waren, mehr Anlaß fand, die Gegensätze individuellen Strebens und das Aufgehen des beschränkten Eigenwillens in der Erkenntniß eines höheren Gesetzes darzustellen, das Zeitalter, welches er vertritt, macht noch den ehrwürdigen Eindruck der Objektivität, aber dieser verschwindet bald unter dem revolutionären Streben der Ochlokratie. Ihr Bild führt uns Euripides vor Augen, er schildert die Richtung, welche mehr reflektirend und das positive Element der Religion theilweise aufgebend, die Gränzen individueller Berechtigung nicht mehr zu ziehen vermag. Mit dem Vorherrschen der Leidenschaften in der Tragödie ist ein symmetrisches Gliedern der Gegensätze, wie man es bei Sophokles findet, unmöglich geworden, die Auflösung des Knotens hängt von der psychologischen Kombination des Dichters ab, und da sein eigener Skepticismus in ihm selber zu keinem beruhigenden Abschluß gelangte, mußte dieser auch seinen Dramen oft fehlen. Indem er den Gang der Leidenschaft darstellte und sie allein wirken ließ, hob er die Idee des Schicksals auf, in deren Darstellung bereits Sophokles, mehr beschäftigt „mit den Fragen und Verwicklungen in menschlichen Kreisen und den Anfechtungen, in welche die menschliche Natur durch Eigenmacht geräth," weniger sich vertiefte als Aeschylus, der es liebt, die Fortsetzung der Schuld in den Geschlechtern zu verfolgen. Treffend ist hierüber der Ausspruch des Verfassers: „Wie eine Kette des Uebels von Hand zu Hand gehen und den Schein der Verpflanzung erzeugen könne, weil die Menschen, die ein Werkzeug göttlicher Rache seyn sollten, in blinder Leidenschaft eine heilige Pflicht verletzen und deßhalb neue Strafen heranziehen, bis alle Forderungen der Gerechtigkeit befriedigt sind, lehrt am schönsten die weise Komposition der Orestie" (p. 714).

Hierauf folgt die Erörterung über die „formale Darstellung und Gliederung der Tragödie." Die Formen des tragischen Vortrags zerfallen in zwei Gebiete, das sprachliche und rhythmische. Die attischen Meister prägten das Ueberkommene selbstständig nach neuern Principien aus und wurden dadurch die Begründer des Atticismus, der sich weiterhin verschiedenartig und den Objekten gemäß modificirte. Die Tragödie selbst mußte, um ihrem Gegen-

stand zu genügen, von Anfang an einen ungemeinen Ton anstimmen, welchen nur die verständigste und besonnenste Auswahl der stylistischen Mittel vor der Kritik parodirender Komiker schützen konnte. Bei Aeschylus war eine solche Sprache, der das Bildliche den erhabenen und kühnen Charakter aufdrückte, vermöge seiner Persönlichkeit und Sinnesart natürlich; bei Sophokles bemerkt man allenthalben das wohl erwogene Ebenmaß und die bestimmte Absicht, die Handlung durch den Ton des Dialogs zu beleben. Ihm gilt vorzüglich die Bemerkung: „Die Verfassung des Dialogs zu finden, welcher zwischen den Gegensätzen des Naturalismus und des künstlich verschlungenen Periodenbaues eine Mitte sucht — und diesen flüssigen Dialog durch ein akustisches Hülfsmittel, die Versifikation zu begränzen, welche durch Wohllaut und Leichtigkeit den Gedanken auf seine Lichtpunkte heben soll, dafür sind die größten Anstrengungen nöthig gewesen“ (p. 721). Der Styl des Euripides trägt in seiner Faßlichkeit, Leichtigkeit und Vermeidung des Bildlichen schon den Charakter einer Zeit, die durch rhetorische und philosophische Studien von der Poesie sich entfernte. Aus dieser Vergleichung ergeben sich für die Repräsentanten des tragischen Styls so große Unterschiede, daß die Schwierigkeit, einen allgemeinen Begriff von tragischem Styl zu fassen, einleuchtet. — Die rhythmische Komposition der Tragödie beruht auf dem organischen Vereine dreier Künste, der Poesie, Musik und Orchestik, welchen zuerst Euripides auflockerte, und damit den Anfang zur Trennung jener Künste machte, deren Nachtheil hier streng gerügt wird. Ueber die Musik des Dramas urtheilt B. richtig, sie sei nothwendig dem Text in der Art untergeordnet gewesen, daß er durch sie nicht verdunkelt würde, da seine Auffassung an sich schon durch Gedankentiefe schwierig war. Sie muß eine Art Recitativ (nur nicht „Choral,“ wie p. 725 steht) gewesen seyn, „ein syllabischer Gesang in der materiellen Abwägung der Sylben nach festen Maßen und Werthen, welche nur den Begriff einer langen und kurzen Zeit voraussetzte.“ Sonderbar klingt der Zusatz: „mit Unterordnung der dazwischen liegenden Intervalle.“ Einzelne Bestimmungen sind auch in diesem Abschnitt ungenau. So soll καταλογή und παρακαταλογή, d. h. die ziemlich seltene Einmischung einzelner Pyrrhichien oder Proceleusmatiker, „der an Konversation gränzende Vortrag des Recitativs“ seyn, eher kann man solche Stelle mit dem tempo rubato in unserer Musik vergleichen. Die dochmischen Verse werden dem hochpathetischen Styl des ὄρθιος νόμος zugewiesen. Dabei ist wahrscheinlich G. Hermann (Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1833, p. 273) mißverstanden, wo übrigens die Stelle Aesch. Ag. 1153 ed. Dinds. ausdrücklich von einer solchen Interpretation

geschützt wird. Wenn es p. 726 heißt: „Ungeachtet der Leichtigkeit, in nicht gleichartige Rhythmen (durch μεταβολαί) überzugehen und die Manieren des melodischen Vortrags zu versuchen, enthielt sich die Tragödie doch des Chromas, weil seine Weichlichkeit und Oberflächlichkeit mit der ernsten moralischen Wirkung streiten mußte," muß es befremden, das Chroma mit dem Rhythmus in Verbindung gebracht zu sehen, und daß es als oberflächlich verworfen wird; nur weil es zu künstlich war und weichlich klang, schloß seinen Gebrauch die Tragödie vor Agathon aus. In der Schilderung der Metrik bei den Tragikern ist namentlich der Satz zu bestreiten, daß Aeschylus seine Nachfolger an genialer Erfindsamkeit übertreffe, denn Sophokles ist ihm eben darin vorzuziehen. Desto gelungener möchten wir die vergleichende Skizze über den Chor nennen. Darnach gibt Aeschylus ihm zwar fast überall einen verschiedenen Platz, doch mit Ausnahme des Prometheus jedesmal in der Weise, daß er mithandelt oder wenigstens Partei nimmt; dagegen Sophokles den Chor von der eigentlichen Handlung dispensirt und in eine möglichst unparteiische Mitte rückt, ohne ihm einen zu hohen Standpunkt anzuweisen, wodurch er dem Gedanken des Dichters der Katastrophe voraneilend ausspräche; er durfte also nicht, wie A. W. Schlegel meinte, „der idealisirte Zuschauer" seyn. Für Euripides war der Chor schon lästige Zuthat geworden, er bedient sich desselben meistens nur, um seine eigenen Reflexionen an den Tag zu bringen oder durch „malerische und mythologische Beiwerke" den Zwischenakt auszufüllen. Zum klaren Ausdruck des lyrischen Textes war nicht nur, wie schon bemerkt wurde, eine höchst einfache Musik erforderlich; auch diese durfte in der Regel nur von einzelnen Choreuten oder kleinen Gruppen des Chors vorgetragen werden, was theils aus den systematischen Theilen, in welche die Strophe zerfällt, theils aus der kommatischen Satzbildung und dem Sinne wie der Form einzelner Sätze, theils aus dem Charakter der gewählten Metra hervorgeht. Unter letztere sind die Dochmien zu zählen, schwerlich die mit angeführten Glykoneen. Die Untersuchung über dieses schwierige Problem ist noch nicht weit genug gediehen, um Behauptungen aufzustellen, wie die ist, daß die Stasima „dem getheilten Chore einer aus dem Ganzen erlesenen Gruppe angehörten," der zu Folge niemals ein solches Stück unter sämmtliche Choreuten vertheilt worden wäre; oder wenn B. meint, „die Epoden der Tragödien könnten, wenn man auf ihren Inhalt sieht, bloß einzelnen Sängern zugekommen seyn." Der Satz ist richtig, wenn man ihn von den lyrischen Schlußworten der Dramen versteht, soll aber das auf Strophe und Antistrophe folgende Stück damit bezeichnet seyn, so ist kein Grund

vorhanden, was von einigen Epoden, wie Aesch. Ag. 375 (vgl. G. Hermann Elem. D. M. 727) gilt, auf alle auszudehnen.

Nach dieser reich ausgestatteten Uebersicht, die gar Vieles zur Charakteristik der einzelnen Meister Gehörige im Voraus gibt, und dadurch dieses an seiner Stelle als Wiederholung erscheinen läßt, treten nun Aeschylus, Sophokles und Euripides in besonderer Schilderung auf, dargestellt in ihrem Leben, ihrer Kunst und ihren Dichtungen.

Da nach den schwachen Versuchen der Vorgänger das Drama bei Aeschylus in allen seinen wesentlichen Bestandtheilen fertig ist, vermißt man leider in den Quellen der Literaturgeschichte eine Auskunft darüber, in welcher Folge er diese Höhe tragischer Kunst erstieg; die uns erhaltenen Werke erreichen lange nicht den Anfang seiner poetischen Laufbahn. Bewunderswerth ist seine Erfindsamkeit, welche die großartigsten Formen schuf, bewunderswerther noch die Macht seines Genies, das in alle Tiefen der menschlichen Natur drang, die reinsten Ideen von dem göttlichen Wesen faßte, und diese mit einer Gewalt des Wortes und Eigenthümlichkeit der Phantasie, wie es keinem Spätern gelang, kund gab. Die nur von ihm angewandte Form der Trilogie war einem so schöpferischen und reichen Geiste besonders angemessen, ihm entsprach sie mehr als der poetischen Gattung überhaupt. Für diese war die Handlung, wie sie in der Aeschylischen Trilogie erscheint, noch zu wenig entwickelt; die Charaktere, zwar in grandiösen Zügen entworfen, zeigten sich noch zu sehr abgeschlossen und nicht genug in gegenseitige Einwirkung gesetzt; der Chor, als der ursprünglichste Bestandtheil des Drama, behält eine überwiegende Bedeutung und Ausdehnung. — Ueber jedes Stück folgt nun eine Analyse. Zuerst eine sehr ausführliche über den Prometheus, der so viele stark differirende Deutungen erfahren hat. Die seinige spricht der Verfasser in den Worten aus: „Der bis zum Aeußersten fortgeschrittene Gegensatz forderte wie in den Eumeniden einen Vertrag, einen Uebergang aus dem unbedingten menschlichen Streben zu den vom höchsten Ordner gebotenen sittlichen Schranken.“ Gegen die Ansicht, welche hier eine Berichtigung des Hesiodeischen Mythus erkannte, wird eingewendet, daß Aeschylus „niemals die Widersprüche der poetischen oder volksthümlichen Götterlehre zu sichten liebte,“ was bei seiner aufgeklärten Denkungsart kaum glaublich ist. In der Orestia sieht B. „das vollkommenste Bild einer Trilogie, einer dreitheiligen und in scharfen Kontrasten gegliederten Idee, deren Ziel und Endpunkt nicht aus dem innern und nothwendigen Verlauf der Dialektik, aus dem freien Entschluß und der vernünftigen That hervorgeht, sondern durch ein außerordentliches Eingreifen und einen

Vertrag göttlicher Mächte festgesetzt wird, indem sie zum Heile der Gesellschaft da vermitteln, wo Menschen die fortwuchernde, durch den rohen Prozeß des Naturrechtes gesteigerte Schuld nicht tilgen können.» Zu wenig Werth legt der Verf. auf die Hiketiden, wenn er darin künstlerischen Gehalt vermißt, den Styl breit und nüchtern findet, und daher geneigt ist, diesem Drama eine frühere Entstehungszeit zuzuweisen, wo Aeschylus noch in seiner Entwicklung begriffen war; gegen welchen Tadel bereits Welcker in seiner oben angeführten Abhandlung gesprochen hat.

Das persönliche Verhältniß des Sophokles zu seinem Vorgänger ist unklar; bei dem durchaus verschiedenen Organismus seiner Werke, welchen er gleich bei seinem ersten Auftreten dem Aeschyliſchen entgegenstellte, kann man sich schwer mit der Angabe befreunden, daß Aeschylus sein Lehrer gewesen sei, mag er auch alle nur möglichen Vortheile, die ein solcher Bahnbrecher gewährte, mit größter Sorgfalt und Einsicht benutzt haben. Sein Verhältniß zu Euripides werden wir uns wohl nicht so feindlich zu denken haben, wie Aristophanes in den Fröschen es zeichnet; es wäre ein Verkennen dichterischer und insbesondere der dem Komiker eigenen Licenz, wollte man mit Fritzsche Folgerungen aus Aristoph. Ran. 763 ziehen. Die Trauer des Sophokles über den Tod des Rivalen würde eine solche Annahme widerlegen, wenn jene Erzählung nicht aus manchen Gründen als unwahrscheinlich zu übergehen wäre. Man hat an eine Verwechslung mit Aeschylus gedacht, vgl. G. Hermann Opusc. V, 203. Wichtiger als diese persönlichen wahren oder auch nur ersonnenen Differenzen sind die poetischen Unterschiede zwischen Sophokles und seinen Mitarbeitern am herrlichen Bau der attischen Tragödie. Sophokles stellt „den plastischen Standpunkt seiner Zeitgenossen" dar, „welche von der schroffen, aber durch Alterthümlichkeit geheiligten Symmetrie und massenhaften Breite zur abgerundeten Eleganz, zur schönen Gruppirung und gefälligen Würde übergingen." Der „geradlinigen Richtung des Entwurfs entsagend" führte er die verflochtene Tragödie ein, in welcher die Gegensätze der Charaktere eine lebendige spannungsvolle Handlung hervorbringen; nur wird jenen bei aller Anerkennung doch der Vorwurf wiederholt gemacht, daß sie nicht aufhörten Symbole von Tugendbegriffen ohne subjektive Vertiefung zu seyn, ja daß sie mehrmals an die „plastische Geschlossenheit und Kälte des Marmors" erinnerten. Der dramatische Conflict zielt in den Sophokleischen Dramen stets auf Herstellung der Harmonie hin, auf ein Gleichgewicht der sittlichen Mächte, „dessen Hüterin die häufig zu spät begriffene Gottheit ist." Trefflich ist die Bemerkung, daß die Harmonie zwischen den Gefühlen und Stimmungen, die der Kon-

kraft der Situationen erregt, und dem letzten poetischen Zwecke niemals gestört wird, und so wird man auch das über die Form Gesagte, namentlich über den Wortgehalt, der mehr verbirgt, als dem ersten Blick wahrnehmbar ist, sehr bezeichnend finden. Sophokles hat seine Studien auf diesem Gebiete selbst charakterisirt in einem wichtigen Ausspruch, den uns Plutarch erhalten hat, Mor. p. 79, b. Dort muß das πικρὸν καὶ κατάτεχνον τῆς αὐτοῦ κατασκευῆς auf den Styl des Sophokles selbst bezogen werden, nicht, wie B. glaubt, „auf die Schroffheit und Symmetrie des Aeschylus in seiner Oekonomie;“ indem er sich von der seinem dramatischen Systeme unangemessenen Schwere des Aeschylischen Styles losmachte, gerieth er erst auf einen herben und künstlichen Ausdruck, bis es ihm gelang, den gemüthlichen und ethischen Ton zu finden, den die noch erhaltenen Werke alle zeigen. Bei Plutarch scheint übrigens gelesen werden zu müssen: ἐς τὸ τρίτον ἤδη τῆς λ. μεταβαλεῖν εἶδος. Ueber den Chor des Dichters bemüht sich der Verf. das Urtheil des Aristoteles zu berichtigen, indem er ihm nicht zugesteht, was Poet. 18 aufgestellt wird, daß er mitwirke (συναγωνίζεσθαι). Indeß steigert sich doch hie und da in den Sophokleischen Dramen die gemüthliche Theilnahme des Chors bis zu einer Art Handlung, wie z. B. im Ajas, wo er den Helden aufsucht; überdieß muß man nicht vergessen, daß der Kunstrichter das Verfahren des belobten Tragikers dem des Euripides gegenüberstellt. Die Behauptung, daß die mäßige Anzahl der Fragmente keinen sichern Schluß auf den Gang und Gehalt der verlornen Stücke gestatten, findet ihre Widerlegung in Welcker's meisterhafter Herstellung. Unter den erhaltenen Dramen wird Antigone zuerst vorgeführt als das wahrscheinlichste älteste derselben, welches wegen seiner hohen Vollendung wohl das ihm hier ertheilte Prädikat, es dürfe als „Kanon der antiken Tragödie“ gelten, verdient. Die Summe desselben wird in den Worten gegeben: „Jeder Konflikt zwischen substanziellen Mächten des Lebens beruht auf Irrthum, wenn gleich er aus der reinsten Gesinnung entspringt, und führt zum Unheil aller streitenden Theile; doch dem Staate und selbst dem leidenschaftlichen Eigenwillen seines Oberhauptes steht ein besseres Recht zur Seite als dem Einzelnen, der, ohne seine Befugnisse zu messen, aus eigenmächtigem Streben entgegentritt, und durch seine Willkür eine schwer zu büßende Schuld übernimmt; drum sei Besonnenheit und vernünftiges Maß der Gipfel menschlicher Glückseligkeit.“ Hierin ist doch nicht ganz der Gedanke des Dichters wieder zu erkennen; schwerlich glaubte dieser dem Kreon in dem frevelhaften Befehl ein höheres Recht zuzutheilen, als der heroischen Jungfrau, die durch keine Gefahr von der Erfüllung der heiligsten

Pflicht sich abschrecken läßt. Im ersten Oedipus offenbart sich die völlige Schwäche menschlicher Bemühungen gegenüber dem Schicksale, welches die Strafe der Leidenschaft und des frevelhaften Leichtsinns an dem Geschlechte der Labdakiden durch seine eigenen Glieder vollziehen ließ. Diese Betrachtung muß das Gefühl beschwichtigen, wenn es sich gegen die vernunftlose Härte des gräßlichsten Geschicks empört. Daß in der Person des Oedipus Perikles geschildert sei, wird nach G. Hermann's Vorgang bezweifelt; die sehr verschiedenen Vorstellungen A. W. Schlegel's, O. Müller's und Thudichum's über die tragische Idee des Stücks erhalten hier eine einsichtsvolle Prüfung. Bei Ajas ist im Wesentlichen Welcker's, bei der Elektra Thudichum's Analyse befolgt. Unrecht geschieht den Trachinerinnen, die ein unausgeführtes Werk der späten Lebensjahre genannt werden. Der Plan soll schlaff, der Styl weich und farblos seyn, und bereits zur Manier neigen. Süvern's schöne und begeisterte Darstellung ist dabei unbeachtet geblieben. Für die Ansicht, daß Sophokles in seiner letzten Zeit sich habe gehen lassen, dürfen die wenigen Unregelmäßigkeiten im Philoktet nicht in Anschlag kommen. Oedipus auf Kolonos gehört nach der Ansicht des Verf. in eine frühere Epoche.

Ein eigener Zufall entzieht uns die Einsicht in die Erstlinge des Euripides, von ihm wie von den Vorgängern fehlen die Erzeugnisse der ersten zwanzig Jahre. Doch so viel steht chronologisch fest, daß nicht erst Prodikus und Anaxagoras erscheinen mußten, um den Athleten in eine geistige Richtung zu lenken. Obgleich er in Vielem mit dem Nationalismus stimmte, der seine Zeit bewegte, und sein Einfluß auf sie bedeutend war und immer zunahm, gelang es ihm doch nur selten, die Gunst der Zuschauer im Wettkampf zu gewinnen. Seinem Publikum gegenüber nahm er also keineswegs eine so nachgiebige und um jeden Preis Beifall suchende Position ein, wie geringschätzende Kritiker uns glauben machen wollen. Sieht man auf den Einfluß, den er auf die Nation, die Mitarbeiter und Nachahmer in der Tragödie, auf die ältere Komödie, selbst Aristophanes nicht ausgenommen, mehr aber noch auf die jüngere, die ihm den, auf Intriguen und künstliche Täuschung gebauten Plan ablernte, gehabt hat, welche Vortheile aus seiner Lektüre die plastische Kunst, die Philosophie und Rhetorik zog, wie er den Römern vorzugsweise gefiel, und bis in die spätern griechischen Zeiten einen mittlern Grad von Kultur befestigen half; erwägt man dieses alles, so muß man ihn gewiß zu den bedeutendsten Erscheinungen griechischer Literatur zählen, mag er auch als Künstler weit hinter Sophokles zurückstehen. Es war ihm nicht möglich, wenn er seinem durch Gesinnung und Naturgabe vorgeschriebenen Berufe folgte, zur Weise der Aelteren

umzukehren, was Aristophanes ihm zumuthet; darum konnte er auch auf solche Kritik nicht eingehen, was seine heutigen Tadler zu übersehen scheinen. Sein Plan trieb ihn, die Menschen zu bilden, wie sie sind. In dem Leben des Dichters ist es ein eigener Kontrast, daß er zurückgezogen von aller thätigen Theilnahme am Staat doch für sein Wohl die wärmste Sympathie zeigt und in seinen Stücken so deutlich ausspricht, daß selbst der rein poetische Eindruck darunter leidet. Ein neues Element seiner Dichtung ist die philosophische Reflexion über die Sinnen- und Geisterwelt und ihren Zusammenhang, am meisten angeregt durch Anaxagoras; dadurch, daß Euripides die Sätze philosophischer Denker in ein poetisches Gewand kleidete, verschaffte er ihnen eine größere Anerkennung, als im Zusammenhang des Systems möglich war. Wir erinnern hier an ein Dogma, das in der neuesten Schule einen Wiederhall gefunden hat. Ζεὺς νοῦς βροτῶν (Troad. 882). Merkwürdig ist, daß diese freigeistigen Aussprüche in den Augen der Athener nicht strafbar erschienen. Wohlbekannt mit Sokrates, konnte er doch weder hinsichtlich des physischen, noch des dialektischen Elements sehr mit ihm harmoniren, da er letzteres nicht in der Weise üben mochte, wie Sokrates, und dieser ersteres ganz ablehnte. Indem aber Euripides die Götter in physische Begriffe des Anaxagorischen Systems auflöste, begann für ihn die Schwierigkeit, eine sittliche Weltordnung festzuhalten, und aus den hiemit aufsteigenden Zweifeln trat als Surrogat für den frommen Glauben der frühern Zeit die gefaßte Resignation in den Wechsel menschlicher Dinge. In Verbindung mit diesen Neuerungen in der dem Drama zu Grund liegenden Gedankenwelt stand auch eine wesentliche Umgestaltung des Styls. Da wir die frühern Werke des Tragikers nicht mehr vergleichen können, ist nicht zu bestimmen, was er von den Sophisten, die bekanntlich zuerst eine wissenschaftliche Methodik des Denkens und Redens bei den Athenern begründeten, angenommen hat, und worin er ihnen als eigenthümlicher Denker und Redekünstler begegnete. Gewiß ist, daß sie ein regeres Leben in die politischen und gerichtlichen Verhandlungen brachten, und sehr bald auch die Bühne diesen Einfluß empfand und eristische Scenen häufiger wurden. Daher die Anwendung ähnlicher Formen; der Styl der Tragödie mußte zwischen dem Tone des gemeinen Lebens und der höhern Poesie eine Mitte treffen, die Lebendigkeit der Phantasie einer scharfsinnigen Beweisführung Platz machen. Von ihm sagt der Verfasser mit treffender Charakteristik: „Dieser so durchaus vermittelnde Styl, körnig, präzis, korrekt, in lockeren Sätzen, in behenden Kola, mit der natürlichsten Wortstellung hinschreitend, ist wegen seiner anscheinenden Leichtigkeit, namentlich in der reichen und überaus

fließenden Phraseologie vom Alterthume nicht bloß bewundert, selbst von den Gegnern anerkannt, sondern auch bis zur Täuschung in Tragödien und Komödien kopirt, häufig verflacht worden. Weniger bedeutend sind die Chorlieder als der Dialog; doch auch dieser wird in den spätern Jahren immer schlaffer und geschwätziger, die Metrik sinkt von löblicher Strenge zuletzt zu großer Zerflossenheit herab. Die Tendenz des Euripides findet B. in dem Bestreben, das Endliche mit den ewigen Principien auf dem Boden des Pathos zu versöhnen und durch reine Vernunftgründe Beides zu vermitteln. In Ermangelung eines festen religiösen Glaubens zeigt sich dieses Resultat nicht immer als zulänglich; wie in dem Zeitgeiste selbst, so lag auch in der Darstellung seines beredtesten Wortführers der Charakter eines ungelösten Zwiespaltes. Nach jener Richtung mußte die Wahl des Mythus, die Anlage der Handlung, die Zeichnung der Personen ausfallen; er mußte viele schon gebrauchte Stoffe umformen und nach neuen suchen, die zur Darstellung seiner Ideen geeignet schienen, besonders die Gegensätze der Leidenschaften darboten, welche zu einem intriguevollen Plane sich vereinigen ließen. Aus diesem Verfahren gingen manche Fehler hervor, als: Schwächlichkeit der Personen oder zu sehr in's Extrem getriebene Schlechtigkeit, Zerfallen der Begebenheiten statt ihrer Verknüpfung zu innerlicher Einheit, Verschwendung der tragischen Mittel. Dem ungeachtet ist sein Beispiel in der Abfassung der verflochtenen Tragödie als Muster vielfältig befolgt worden, man fühlte sich angezogen von der gemüthlichen Auffassung des Familienlebens und der romantischen Darstellung der Liebe. Bei dem Bestreben, die Leidenschaften in starke Conflicte zu bringen und in die Höhe zu treiben, gelang es ihm oft nicht, eine genügende Auflösung herbeizuführen, daher die gewöhnliche Abhülfe durch den deus ex machina; die Nothwendigkeit, im Mythus zu jenem Behufe Vieles abzuändern, veranlaßte den kunstlosen Prolog, dessen Bestimmung es war, den Zuschauern eine Uebersicht zu gewähren. Der Chor tritt zwar, wie schon bemerkt wurde, sehr zurück, um dem Dialog möglichst großen Spielraum zu lassen; doch ist auch hier weniger ein „straffes und präcises" Zusammenwirken zu bemerken, als ein Aufbieten aller Triebfedern des Pathos.

Von den zahlreichen Dramen des Euripides haben wir manche, die durch ihren Inhalt, wie ihre Bearbeitung äußerst anziehend seyn mußten, verloren; der Verf. erklärt sich die Erhaltung der noch vorliegenden nicht bloß als ein Spiel des Zufalls, sondern aus der Neigung der Byzantiner, „welche, wie sonst, ein stoffmäßiges Interesse zur Richtschnur nahmen, und die paradoxeren, aber geistvolleren Themen zurückdrängten." Diese

werden nun in der herkömmlichen Reihenfolge aufgeführt und beurtheilt, wobei Orestes am schlechtesten wegkömmt: „Es ist schwer, diesen 1700 Versen, welche sich in einem wüsten Cyklus von Abenteuern bewegen oder vielmehr eine Caricatur mythischer Figuren abgeben, die durch einen schlaffen Dialog allen Nachdruck einbüßen, und nicht einmal auf eine spekulative Frage gelegentlich eingehen, ein Interesse abzugewinnen.“ Desto höher werden Medea und Hippolytus gestellt, als die einzigen Tragödien, welche die Dramaturgen des Euripides in ihrem Glanze und in den wesentlichsten Principien zur Anschauung bringen. Die Ausstellungen, die man ehedem an der Alcestis machte, sind durch die Notiz aus den Didaskalien, daß dieses Stück den vierten Platz in der Tetralogie einnahm, und hiedurch den Rang eines Satyrdramas mit seinen Licenzen gewann, beseitigt; den komischen Gehalt desselben hat neuerdings Köchly in seiner pikanten Weise aufgedeckt (vgl. Literärisches Taschenbuch von Prutz, 1846, p. 362). Der Andromache sollen tiefe Ideen und ein beruhigender Schluß, den Hiketiden eine organisirte Handlung abgehen. Iphigenia in Aulis, ein Drama voll der größten Schönheiten, ist in schlimmer Verfassung „gemischt aus alten ächten und aus jüngern bisweilen geflickten und ärmlichen Beständen“ uns überliefert. Dem Tragiker bleibt nach dieser Darstellung als Eigenthum nur wenig, „einige Entwürfe und leicht ausgeführte Umrisse.“ Räthselhaft ist immerhin diese massenhafte Corruption, die schwerlich je durch bessere Hülfsmittel gehoben wird. In Betreff der Troaden ist übergangen, daß dieses Stück Firnhaber als eine schwache Wiederholung der Hekuba dargestellt hat (Rhein. Mus. 1842, p. 222). Von demselben Kenner des Euripides lasen wir kürzlich eine Vergleichung der Herakliden mit den Hiketiden des Aeschylus, worin ebenfalls dem Dichter der Vorwurf zu starker Benützung des schon Dagewesenen gemacht wird. Im Kyklopen glaubt B. mehr den idyllischen Ton des Pastorale, als den kecken Zusammenstoß zweier unvereinbarer Welten zu vernehmen, und hebt sehr die Bacchen hervor, an welchen er jedoch die Schwäche der Charaktere und Läßigkeit der Form nicht verkennt. Eine billige Beurtheilung wird den übrigen Stücken, Iphigenia in Tauris, Ion, Herkules und Elektra zu Theil. Mit Recht spricht endlich der Verf. den Rhesus dem Euripides ab, „da ihm alles mangelt, was die Kunst und Oekonomie, die spekulative Tendenz und den Styl jenes Dichters bezeichnet; es soll demnach nicht einmal einem Euripideer gehören, aber auch keinem Alexandriner, sondern auf der Gränze zwischen antiker und alexandrinischer Dichtung von einem fleißigen, aber wenig begabten Poeten abgefaßt seyn. Gegen die Stimmen, welche ein Werk des So-

phokles oder Studien nach Aeschylus darin erkennen wollten, bemerkt B., daß jeder Anflug der alten plastischen Tragödie darin fehle. Zum Schluß gibt er eine Uebersicht der Euripideischen Literatur, worin besonders das Verdienst der alexandrinischen Exegeten, die den Dichter als feine Aesthetiker beurtheilten, gewürdigt, und die Licenz beliebiger Abänderungen und Zusätze, welche bei Euripides Leser und Schauspieler sich mehr als bei den andern Dramatikern genommen zu haben scheinen, besprochen wird.

Der zweite Theil der „Geschichte der dramatischen Poesie" unter B: „Geschichte der komischen Poesie" mußte, da nur **ein** Meister der Gattung uns geblieben ist, um Vieles kürzer ausfallen. Zuerst werden die Versuche und Leistungen der Dorier im Lustspiele als Vorbereitungen der attischen Komödie behandelt. Sie waren in ihren Anfängen selbst dem gelehrten Alterthume wenig bekannt; ausgegangen von dem bäuerischen Spiele der ländlichen Verehrer des Dionysos konnten sie nicht so bald eine künstlichere und literärische Existenz erringen. Die Stelle, welche B. der dorischen Komödie überhaupt zuweist, daß sie nur als Vorschule der attischen gelten dürfe, paßt mehr für die megarische Posse, als für die tiefen und geistvollen Schöpfungen des Epicharmus, welche an innerm Gehalt schwerlich denen der Attiker nachstanden. Nach einer allgemeinen Uebersicht werden vier Arten der dorischen Komödie aufgeführt und besonders geschildert: a) die der Peloponnesier, b) die der Megarer, c) die der Sikelioten, d) die der Italioten. Die erste ging nicht über die pantomimischen Darstellungen der Deikeliktai und Brylliktai hinaus; die zweite gelangte bis zu einer persönlichen Charakteristik ohne poetischen Plan, aber durch scharfen Spott und possierliche Einfälle belustigend. Die Athener befriedigte dieser Styl, von welchem eine Probe der Megarenser bei Aristophanes Ach. 738 (*Μεγαρικὰ τις μαχανὰ*) abgibt, in die Länge nicht (vgl. Aristoph. Vesp. 57); die Komödie der Sikelioten begann zwar auch mit Jamben (Aristoxenus von Selinus), war aber in ihrer Ausbildung für ein Publikum bestimmt, welches viel höhere Ansprüche machen durfte als die stammverwandten Lakonen und Megarer; mit dessen Zurücktreten verschwand die Gattung selbst. Wenigstens ist daraus, daß fürstliche Kunstliebe nicht länger die Ausübung dieser Art von Komödie, welche einem ungebildeten Theater wenig zusagen konnte, unterstützte, wohl eher der Stillstand derselben zu erklären, als weil sie „nur ein Werk ungeschulter Künstler war." In diesem Sinne deutet allerdings der Verf. das dem Epicharmus bei Horaz (Ars Poet. 58) beigelegte properare auf „rasches Durchspielen," und dieß soll seinen Grund gehabt haben im „Mangel an statarischer, mit feiner Arbeit gepaarter Gründlichkeit." So wird die

Comoedia stataria in einen falschen Gegensatz mit der motoria gebracht. Jenes Eilen konnte beiden Gattungen gemein seyn und in einem raschen Vorführen von mancherlei Situationen liegen, wenn andere minder begabte Poeten bei einem und demselben Thema länger verweilten. Darum muß es dem Epicharmus weder an „Vertiefung der Charakteristik," noch an kunstvoller Anlage gemangelt haben; andrerseits ist damit ein gewaltsames Drängen zum Ziel, „weil die Erfindung nur einen beschränkten Rahmen verträgt," kaum vereinbar, da ja die Kritiker, welche Horaz anführt, den Plautus nur loben wollen, indem sie ihn mit dem sicilischen Komiker zusammenstellen. Muster für die attische Komödie war die sicilische für die Wahl dramatischer Stoffe durch das μύθους καὶ λόγους ποιεῖν, was jene von dieser entlehnte nach dem Zeugnisse des Aristoteles VI. 5. Gewagt ist die Behauptung, die Dorier jener Landschaft hätten nichts von dialektischer, aus Kritik und Gesellschaft entsprossener Kunst besessen, sondern nur viele Gewandtheit im naiven sprudelnden Zwiegespräch; wenigstens scheinen ihr die Beispiele eines Gorgias Tisias und Korax nicht günstig zu seyn. Wir wissen nur, daß unter der Herrschaft der Tyrannen von Syrakus das politische Element von der Komödie nothwendig ausgeschlossen blieb, und dadurch von Anfang an für den Chor kein Platz da war; daß ferner die rhythmische Form mit einer gewissen Bequemlichkeit gehandhabt wurde, welche die römische Nachbildung gern beibehielt; endlich daß eine höchst sinnreiche Parodie des Mythus und der damals bekannten philosophischen Systeme ihr den Beifall des Plato gewann. Von der Komödie des Epicharmus war der Mimus des Sophron gewissermaßen eine Fortsetzung, aber für ein größeres Publikum dem Inhalte und der Form nach berechnet; für seine Trefflichkeit bürgt die Aufmerksamkeit, welche auch ihm Plato schenkte, und die Benützung von Theokrit. — Weniger noch als von der sicilischen Komödie ist von der italischen geblieben, in welcher mimische Scenen mit solchen wechselten, die mehr dramatisch geordnet waren, und als Hilarotragödie das Trauerspiel parodirten, während die Mimen eine Caricatur des gemeinen Lebens waren, nicht ohne Beimischung ethischer Sprüche, daher die Bezeichnung ihrer Verfasser als Ethologen und Aretalogen, obwohl sie von Seiten ihres Gegenstandes eher verdienten κιναιδολόγοι, ἀναισχυντογράφοι, γελωτοποιοὶ und selbst θαυματοποιοὶ zu heißen. Dieses Potpourri von Mimus und Parodie vermuthet B. in den Stücken der sogenannten Phlyakographen Rhinthon und Sopater. Tarent war ein Hauptsitz dieser dramatischen Gattung. Es folgt ein Anhang: Künstliche Fortsetzungen der dorischen Komik, wiederum Parodie der Tragödie und des Epos, ohne die Bestimmung für

die Bühne zu haben; der Art sind die Gastronomie des Hegemon und Archestratus, die Sillen des Timon und die in jonischen Versen abgefaßten Cinaeden des Sotades. In den Sillen, als einer „Polemik sowohl wider Personen als gegen Thorheiten und lächerliche Schattenseiten der menschlichen Natur," nähert sich die griechische Dichtung der römischen Satyre noch am meisten, es war aber auch eine Form, die wenig Anklang bei der Nation fand. Zu den genannten Dichtern kömmt noch Matron, Alexander der Aetolier und der im Verhältniß späte Philistion hinzu. Ein anderer Sprosse der dorischen Dichtung ist die bukolische Poesie, die uns für die großen Verluste auf diesem Gebiete schadlos halten muß. Wahrscheinlich herzuleiten aus sicilischen Volksliedern, den Wechselgesängen der Bukolisten in Tyndaris und Syrakus, erhielt sie erst durch Theokrit eine kunstmäßige Fassung. Seine Idyllen sind Bilder des Volkslebens und machen die größere Anzahl seines literärischen Nachlasses aus, indem die eilf ersten Stücke der Sammlung und die Nummern 14, 15, 21 dazu gehören; ihnen nähern sich wenigstens 12, 19, 20, 23, 29. Enkomien sind 16 und 17; kleine epische Gedichte, in welchen aber der descriptive Charakter vorherrscht, 22, 24, 25, 26; ein Hymenäus 18. Jenen reizenden Dichtungen liegt der musikalische Charakter des Volkslieds zu Grund, woran sie durch den Wechselgesang, die häufig wiederkehrenden Refrains eben sowohl erinnern, als durch die treffliche Mimik und Auffassung des naiven und offenen Sinnes der Hirten und Landleute. Im Gegensatze zur Sentimentalität neuerer Idyllendichter und der Allegorie Virgil's ist Theokrit durchaus objektiv, bei ihm nimmt man nichts von krankhafter Neigung zum Landleben wahr, noch von der rhetorischen Affektation, an der seine Nachfolger Bion und Moschus mitunter leiden. Seine kleine Welt zieht er „mit gutem Verstande in einen knappen Rahmen, durch Kürze und bescheidene Begränzung sichert er vor Ermüdung; das lebhafte Gespräch und die mannigfaltige Gestaltung der Situationen, wodurch die Natur reich und voll wird, lassen uns stets einen dramatischen Plan anschauen." Ueber Theokrit's Leben ist wenig bekannt; daß er, wie hier angenommen wird, bei Ptolemäus Philadelphus eine freundliche Behandlung gefunden, bezweifelt A. Th. H. Fritzsche in seiner Abhandlung De poetis Graecorum bucolicis, Gissae 1844, p. 7. Diese Schrift und Adert's Théocrite, Genève 1843, durften im literärischen Nachtrag nicht fehlen.

Die Geschichte der attischen Komödie geht in zwei Haupttheile auseinander, die der alten, und die der mittlern und neuern Komödie. Nach den ersten Versuchen eines Chionides und Magnes entfernte sich zuerst Krates (der hier im Widerspruch mit

Meineke Fragm. Com. I, 59 dem Kratinus vorangeht) von der noch wenig dramatischen ἰαμβικὴ ἰδέα, und gab seinen Stücken einen poetischen Organismus. Obgleich durch aristokratische Censur gehemmt, gewann die Komödie doch wachsenden Beifall, namentlich hob Kratinus ihre Bedeutung durch glänzende Genialität und archilochischen Geist, den er durch Anmuth und Feinheit des Styls zu mildern wußte; ihm folgten Hermippus und Telekleides. Den reichsten Stoff und die höchste Blüthe gewährte ihr aber die Zeit nach Perikles, in welcher eine allgemeine Anarchie jede geistiger Bewegung gesetzte Schranke aufhob, zugleich aber auch in dem bunten Spiel der durch sie aufgeregten Interessen ein reiches Material dem Dichter zuführte, der es verstand, die vielfältigen Widersprüche und Verkehrtheiten in eine frappante und phantastische Verbindung zu bringen. Der durch die Gunst eines solchen Zeitalters üppig gediehene Flor der Dichtart nahm zusehends ab, als dem Unglück des Staates Verarmung der Bürger und der Druck der Oligarchie nachfolgte. „Sie wandelte sich," sagt der Verf., „unmerklich in ein zahmes Lustspiel um, und mit dem Ende des peloponnesischen Krieges hatte die alte Komödie in Form, Objekt und Tendenzen ihre Bahn völlig durchlaufen." Hierauf gibt er eine anziehende, nur etwas kurzgehaltene Schilderung von 39 Dichtern der alten Komödie außer Aristophanes. Ehe wir zu diesem gelangen, wird noch die Verfassung dieser so eigenthümlichen Gattung des Lustspiels erörtert. Ihr für uns fremdartigster Bestandtheil, die Parabase, soll von „jenem Zeitpunkt herrühren, als der Chor seinen persönlichen Spott einem willfährigen Publikum gegenüber auszusprechen und ihn mit kleinen feierlichen, wiewohl nicht zu ernst gestimmten Liedern zu mischen pflegte." Es ist aber sehr zu bezweifeln, daß diese künstliche Form der dramatisch gegliederten Komödie vorherging. Mit dem Bestehen dieser hing übrigens auch das der Parabase zusammen, die nicht immer in ihrer vollständigen Composition erscheint, die Frösche ermangeln sogar des Haupttheils, was wir noch nicht mit dem Verf. als einen Beweis von Verflachung betrachten möchten. Außer der Parabase erhielt sich der Chor immer in strenger Beziehung auf das Sujet. Neu, wie es scheint, und wahr ist die hier vorgetragene Ansicht vom Chor: „In ihm und in seiner symbolischen Maske verhüllten sie den innersten Gedanken des Stücks, aber mit den Kontrasten und neuen Wendungen, welche das Drama durchlief, verließ er den eingeschränkten Platz seiner angenommenen Person, und läuterte sich immer heller vom Wahne der mithandelnden Partei, bis er fast unmerklich verwandelt oder offen überwunden (Ach. Nub. Vesp.) zum Standort des Dichters selber aufstieg, und mit wachsender Befriedigung das sittliche Bewußtseyn desselben aussprach." Im Styl hielten sich die Komiker an

den Ton des Volks und benützten auch die Tragödie, welche in ihrer spätern Epoche die Poesie mit der Umgangssprache vermittelte. Zugleich diente sie ihnen, wenn sie in pomphaften Ton und falsches Pathos verfiel, als guter Stoff zu starken Kontrasten. Ihrer Idee und Tendenz nach stellt sich die Komödie dar als ein „edles Pamphlet, welches das Gesammtleben des Staates in einem einzelnen bedeutenden Moment beleuchtet, wovon das Allgemeine zu gleicher Zeit sich abspiegelt." Sie ist bedingt durch eine bewegungsvolle Gegenwart; Alles, was diese Widersinniges aufweisen kann, zieht sie mit patriotischem Interesse in ihren Kreis, durch kecke Phantasterei und frazzenhafte Zeichnung charakterisirt sie den Geist der Mitwelt. Durch diese Methode ist sie berechtigt, die menschliche Natur selbst in thierischer Sinnlichkeit zu enthüllen. Jeder Schein absichtlicher Zurechtweisung wird im Laufe des kühnen, keine Convenienz anerkennenden Spiels vermieden, „der Ernst verbirgt sich unter lächerlichen Reflexen und wird zwischen den Zeilen gelesen." Die Charakteristik des einzigen erhaltenen griechischen Komikers geht eigentlich in der allgemeinen der alten Komödie selbst auf, da diese nur aus jenem abstrahirt werden kann. An seiner patriotischen Gesinnung ist nicht zu zweifeln, wohl aber daran, daß er wirklich auf die Wiederkehr der guten alten Zeit gehofft und gemeint habe, daß „sein Zeitalter bloß an vorübergehender Verderbniß (?) litte und kränkle, nicht von unheilbaren Schäden untergraben und im Uebergang zu neuen Formen befangen sei." Daß der stylistische Glanz am reinsten in den frühern Stücken erscheine und nach den Vögeln immer mehr an Schwung und Sorgfalt verliere, ist nicht zuzugeben; auch nicht, daß die Ritter einen großen Fortschritt in der komischen Technik vor den Acharnern zeigen. Ansprechend ist nach so vielen bald verdammenden bald lossprechenden Urtheilen die Darstellung der Wolken: „Er kannte und schilderte das äußere Wesen des Mannes, welches jedem Athener offen vor Augen lag, aus alltäglicher Erfahrung, seine Philosophie hingegen blieb ihm gleich der übrigen Spekulation verschlossen und gleichgültig. Aber mit nicht gemeinem Scharfsinn hatte er die Bedeutung des Sokrates, seinen kritischen Gegensatz zum antiken Staate, seinen Verkehr mit reformirenden Geistern, insbesondere seinen tiefen Einfluß auf die Jugend anerkannt und beobachtet; Sokrates war auch der einzige, der im gewöhnlichen Leben, wie Euripides auf dem Theater, die neue Richtung vor dem ungelehrten Publikum aussprach. Deßhalb wählt er ihn zum Symbol und Sprecher des modernen Prinzips." Die frühern Deutungen und Beurtheilungen der Wolken mustert eine ausführliche Note. In den Wespen ist der Uebergang des Philokleon „in ein menschliches, an guter Sitte erfrischtes Wesen" nicht im Sinn des Dichters aufgefaßt,

der vielmehr die Tölpeleien eines alten Spießbürgers, welcher plötzlich in die elegante Gesellschaft versetzt sich nicht zu benehmen weiß, aufs Ergötzlichste schildert. Die Thesmophoriazusen sollen zwar von Euripides und Agathons Verspottung ausgehen, im Wesentlichen aber unter dieser Hülle den Sittenverderb des weiblichen Geschlechtes in Athen aufdecken; umgekehrt dient die Schilderung weiblicher Ausgelassenheit und Ueppigkeit der Parodie des Euripides zur Folie. Das Urtheil über die Frösche überrascht durch Vorwürfe einer nicht bündigen und strengen Arbeit, zu lang ausgesponnener Eingangsscenen, eines läßigen und breiten Dialogs; die Annahme, daß Schauspieler einige Verse, z. B. vs. 15 und 1431, eingeschoben hätten, kann bei genauerer Betrachtung derselben nicht bestehen. Aristophanes erlebte, wie mehrere Dichter derselben Gattung, noch die faktische Auflösung der alten Komödie, und schrieb schon im Sinne der sogenannten mittleren. Diese theilt die Halbheit der Generation, unter der sie bestand; von dem Staatsleben konnte sie weniger Stoff entnehmen, als von den Schätzen der tragischen Literatur, welche allseitig, im Einzelnen wie in dem ganzen Verlaufe jener Werke parodirt wurde (vgl. Athen. 482). In den Fragmenten ist eine gewisse Ausführlichkeit des Styls zu bemerken. Zu phantastischer Ausstattung und Erfindung ließ die prosaische und ärmliche Gegenwart es nicht kommen, doch ist die Gattung noch fern von der allgemeinen Haltung der neuern Komödie. Die Note führt einige gute Charakteristiken desselben aus Xenoph. R. Ath. II, 18 Platonius, Athenaeus und den Anonymus de comoedia an. Die ungemeine Fruchtbarkeit dieser Poeten, z. B. des Alexis, welcher 245, und des Antiphanes, welcher 260 Stücke geschrieben hat, mag wohl mit ihrer künstlerischen Strenge in umgekehrtem Verhältnisse gestanden haben. Sieben und dreißig Dichter werden hier aufgezählt. Die neuere Komödie gilt nicht als eigenthümliche Stufe der komischen Dichtung, sondern nur als eine Redaktion der mittleren. Der Uebergang war bei dem Ausbleiben des Politischen leicht gemacht, das parodische Element mußte immer weniger genießbar werden, je stärker man es verbrauchte und je geringer die Zahl derer wurde, die solche Anspielungen verstanden und liebten. Etwas zu ungünstig scheint das Urtheil über die Sprache in den Komödien der letzten Epoche: sie soll einfarbig seyn, auf ein kleines Register herabgestimmt, unvermögend, über die Konversation und Einfachheit des gemeinen Lebens hinauszugehen, weßhalb sie manche schlechte, fehlerhafte, sogar plebejische Formen von unreiner Herkunft zulasse. Schwerlich war der Styl eines Menander so reizlos, und um die Einförmigkeit des Tones zu verurtheilen müßte uns doch wenigstens ein Drama ganz erhalten seyn. Dagegen wird die Oekonomie der Stücke, die wir

doch auch nicht mehr zu erkennen im Stande sind, und die Wahl ihrer Sujets gelobt, ferner die Charakterzeichnung und philosophische Betrachtungsweise. Von Euripides eigneten sich die Dichter dieser Periode sowohl die ethische Darstellung als die Kunst des Intriguenspiels an, von ihm entlehnen sie auch die Anwendung der Liebschaften als Mittelpunkt der Intrigue. Gut ist das Verhältniß dieser Komiker zu ihren römischen Nachahmern aufgefaßt, namentlich die Bemerkung wichtig, daß die Letztern bei dem noch unverbildeten Sinne der Römer wenig Gebrauch von den Lebensansichten der Griechen, ihrem Indifferentismus und Unglauben machen durften, wodurch die Charaktere wesentlich verändert wurden, und viel von der Feinheit des Originals verloren ging.

Der fünfte Haupttheil dieses Werks (§. 124 a) ist überschrieben: „Poesie des alexandrinischen Zeitalters" (1019—1066). Die Bezeichnung einer sehr großen Mannigfaltigkeit von poetischen Bestrebungen innerhalb des Zeitraums von drei Jahrhunderten vor und eben so viel nach Christi Geburt soll sich aber nicht unter den eigentlichen Begriff alexandrinischer Gelehrsamkeit befassen lassen. Warum nicht, da Alexandria doch der Mittelpunkt aller gelehrten Bildung war? Und wie diese Stadt mit ihren reichen Hülfsmitteln der Sammelplatz für jede Art von geistiger Kultur wurde, so begegneten sich alle Dichter in einer Tendenz, nämlich der, die Ergebnisse der Wissenschaft durch die populäre Form der Poesie einem größern Publikum vorzuführen. Also ist das didaktische Gedicht die den Alexandrinern eigenthümliche Gattung, in welcher noch etwas zu leisten war, nachdem die Versuche auf höhern Gebieten, dem Epos und Drama sich zu bewegen, keinen besondern Erfolg gehabt hatten. Diese Ansicht sprach bestimmt und scharf Kallimachus, noch eigens durch die Polemik gegen Apollonius dazu veranlaßt, aus; er erkannte, daß die gelehrte Poesie nur für die Bearbeitung von Themen mäßigen Umfangs genüge, und ihr Verdienst weniger in Erfindung und Anlage, als in Verfeinerung des Styls bestehen könne. Er gab den Ton nicht nur in der Wahl der Objekte und Formen an, sondern wurde auch im Styl der Führer der Spätern bis zum Nonnus herunter. Die Hauptzweige dieser künstlichen Dichtungsart dem Gegenstande nach sind Mythographie und Naturbeschreibung, welche beide zugleich von Manchen, wie Alexander Aetolus, Eratosthenes und Nikander kultivirt wurden; auf erstere Seite neigten sich ausschließlich Kallimachus, Rhinnus, Euphorion, Apollodorus, Parthenius; tief unter diesen scheinen die Epiker der Kaiserzeit gestanden zu seyn, in welcher das physikalische Lehrgedicht an Marcellus, Oppianus, Dionysius, Manetho und andern mittelmäßige Bearbeiter fand. Vorbild auf diesem Felde war des Aratus Werk, dem ein ähnliches von Alexander Aetolus

folgte, deßgleichen von Hegesianax, Lasus und Hermippos, ohne jenes erreichen zu können. Bei vielen Partien dieses Haupttheils konnte der Verf. an Meineke's Analecta Alexandrina eine treffliche Vorarbeit benützen, besonders für Euphorion, Rhianus, Alexander Aetolus und Parthenius. Der begabteste unter ihnen scheint Rhinnus gewesen zu seyn, dessen Werth Meineke keineswegs bloß in „massenhafte Gelehrsamkeit setzt; die p. 181 aus den Anal. angeführte Stelle, der V. eine weitere Beziehung gibt, geht nur auf die weniger berühmten unter seinen ethnographischen Poemen. Daß Rhinnus bei der Abfassung der Messeniaka die historische Treue nicht verletzt habe, wird daraus bewiesen, daß Pausanias ihn als Quelle braucht; vielmehr mußte man urtheilen, der Perieget sei hier einer dichterischen und nur auf der Volkssage ruhenden Darstellung gefolgt, da historische Forschung jenes fast mythische Zeitalter nicht erreichen konnte. Bei Euphorion erscheinen die Zweifel an der Autorschaft des Hippokratischen Lexikons als wenig gegründet, und was den homonymen Chersonesiten betrifft, so verdient die von Meineke im Anhang ausgesprochene Vermuthung, daß Hephästion eher aus Strabo, als umgekehrt dieser aus jenem korrigirt werden müsse, also Euphronius an die Stelle des Euphorion trete, aller Wahrscheinlichkeit nach den Vorzug. Ueber den Beifall, welchen Tiberius den genannten Dichtern schenkte (in seinen jüngern Jahren mag er die persönliche Bekanntschaft des Parthenius gemacht haben), steht die Ansicht p. 1038 mit einer frühern p. 403 im Widerspruch. Das Motiv, von dem erotisch-lasciven Charakter in manchen ihrer Werke hergenommen, ist vermuthlich das wahre, und wird an letzterer Stelle zugegeben, während dort das Erotische als ein sehr beschränktes, zum Theil untergeordnetes Moment gilt, welches also nicht vermochte, die Aufmerksamkeit des Kaisers anzuziehen. Die Reihe der Alexandriner schließt Babrius ab, dessen anmuthige Fabeln nach Verdienst gewürdigt werden; sein muthmaßliches Zeitalter soll in den Anfang unserer Aera fallen.

Als Anhang behandelt §. 124 b die griechische Anthologie (1054 — 1066), und führt in treffender Skizze die Dichter auf, welche sich dabei betheiligt haben, deßgleichen die Sammler der verschiedenen Στέφανοι, die von Meleager bis auf Maximus Planudes bemüht waren, das ihrem Geschmacke nach Vorzüglichste zusammenzustellen. Endlich fallen dem sechsten Haupttheile die für uns nur subsidiarisch wichtigen, alles poetischen Gehaltes und Ausdrucks baren Byzantiner Georg Pisides, Theodorus Prodromus, Johannes Tzetzes, Manuel Philes und Georg Lapithes zu (1066 — 1072).

Heidelberg. ——— Kayser.

Art. V. Hebräisches Wurzelwörterbuch, nebst drei Anhängen über die Bildung der Quadrilitern, Erklärung der Fremdwörter im Hebräischen, und über das Verhältniß des ägyptischen Sprachstammes zum semitischen, von Dr. Ernst Meier, Privatdocenten an der Universität zu Tübingen. Mannheim, Verlag von Friedr. Bassermann, 1845. 8.

Die Methode der Sprachforschung kann eine doppelte, eine empirische und rationale seyn. Die empirische Methode beschränkt sich auf das gegebene Sprachmaterial; sie sucht die Erscheinungen der Sprache richtig und vollständig aufzufassen und in einer wohlgeordneten Uebersicht darzustellen; während die rationale Methode über das Gegebene hinausgeht, und bemüht ist, sowohl durch Erforschung des Ganges, den der menschliche Geist in der Bildung der, der Sprache zum Grunde liegenden Vorstellungen nahm, als auch durch Beobachtung der Thätigkeit der Sprachwerkzeuge in der Verkörperung der Vorstellungen zu Wörtern, zu zeigen, wie eine bestimmte Sprache im Laufe der Zeit zu dem organischen Ganzen sich entwickelte, das, als Fertiges, Gegebenes, vor uns liegt. Der Natur der Sache zufolge muß die empirische Sprachforschung der rationalen vorausgehen; denn soll ich mit Sicherheit den Entwicklungsgang der Sprache verfolgen können, so müssen mir zuvörderst ihre Erscheinungen klar und vollständig vor Augen liegen. Soll aber die Sprachforschung sich zur Wissenschaft erheben, so kann sie nicht bei dem empirischen Elemente stehen bleiben; sie wird dieses vielmehr als Grundlage betrachten, worauf sie erst das wissenschaftliche Sprachgebäude aufführt. Die rationale Behandlung der Sprachen, so wie alles andern empirischen Wissens überhaupt, ist größtentheils ein Erzeugniß der neuern Zeiten; unsre Vorfahren hatten die Aufgabe, die Thatsachen in Geschichte, Naturwissenschaft und Sprachen zu sammeln und zu sichten; wofür wir ihnen, wenn sie es redlich thaten, zu aufrichtigem Danke verpflichtet sind; statt, wie dieß von mehreren Neuern geschieht, mit vornehmem Blicke auf sie herabzusehen. Als Repräsentanten der empirischen Behandlung der hebräischen Sprache in den neuern Zeiten können wir den verewigten Dr. Gesenius nennen, der sowohl auf dem Gebiete der Grammatik, als auch auf dem der Lexikographie bemüht war, die vorliegenden Spracherscheinungen so rein und vollständig als möglich aufzufassen und in klarer Uebersicht darzustellen; wodurch er sich um das Studium der hebräischen Sprache bleibende Verdienste erworben hat. Einen glücklichen Anfang der rationalen Behandlung der hebräischen Grammatik machte im Jahre 1827 Dr. Heinr. Aug. Ewald durch seine kritische Grammatik der hebräischen Sprache, welche Methode er seither in mehreren Ausgaben

seiner Grammatik vervollkommnete, ohne dadurch Gesenius grammatische Lehrbücher außer Gebrauch zu setzen, welche sich dem Anfänger besonders durch ihre klare, faßliche Darstellung empfehlen. Dieselbe rationale Methode hat jüngst Dr. Ernst Meier auf die hebräische Lexikographie angewendet, und das Resultat seiner Forschungen in seinem hebräischen Wurzelwörterbuche niedergelegt, welches der Gegenstand der gegenwärtigen Anzeige ist.

Der Verfasser dieses Werkes stellte sich bei seiner Arbeit vorzüglich eine dreifache Aufgabe: I. wollte er am Hebräischen die Bahn und Methode nachweisen, welche das Semitische überhaupt in der Bildung seiner Wurzeln und Grundwörter eingeschlagen, und damit zugleich das lebendige Princip, den unterscheidenden Charakter dieses Sprachbaues möglichst genau und sicher bestimmen. Aus der Nachweisung des Princips, das diese Sprachen erzeugte, sollte sich II. ergeben, ob und in wie fern von wirklicher Stammverwandtschaft entweder mit dem Indogermanischen, oder mit den alten ost- und nordafrikanischen Sprachen (den ägyptischen) die Rede seyn könne. III. Wollte er die Grundanschauungen der Wurzelwörter, so wie den Zusammenhang zwischen den Lauten und ihrer Bedeutung ermitteln, und den Weg, den der im Wort verkörperte Gedanke von seinem nackten Ursprunge an bis zu seiner vollen Entwickelung im Lebenslauf der Sprache durchwandert hat, wieder auffinden.

I. In Ansehung der ersten dieser Aufgaben geht der Verf. von der allerdings richtigen Ansicht aus, daß die Wurzeln des Hebräischen, so wie die aller andern bekannten Sprachen, ursprünglich einsylbig gewesen. Bei dieser Ansicht boten sich zunächst zwei Fragen zur Beantwortung dar: 1) Wo denn, da die semitischen Stammwörter gegenwärtig aus drei Consonanten bestehen, die eigentliche Wurzel ihren Sitz habe? Den Ursprung und die Bedeutung des dritten Radicals leitet der Verf. aus dem Begriffe des Perfectums ab. Bekanntlich sind die semitischen Verbalstämme Perfecte, also nicht reine Wurzeln; denn קָטַל heißt nicht tödten überhaupt, sondern er hat getödtet. Woher nun der Begriff des Perfectums? Ohne Zweifel von dem dritten Radical, der durch Reduplication, wie dieß in den indogermanischen Sprachen der Fall ist, bei der Bildung des Perfectums zur ursprünglichen einfachen Wurzel hinzugekommen ist. Diese Reduplication beschränkt sich in den semitischen Sprachen aber nicht bloß auf die Wiederholung des ersten Wurzelconsonanten am Anfange, wie in ח־כם, ע־גם, sondern derselbe erste Consonant wird auch am Ende der Wurzel wiederholt, so in נת־ן, שמ־ש, was auch mit dem zweiten der Fall ist, wie in חל־ל, כת־ת Aus dieser Bildung

des Perfectums durch Reduplication am Anfang und am Ende ergibt sich auch die Beantwortung der ersten Frage, wo die eigentliche Wurzel ihren Sitz habe. Da nämlich die Erweiterung der Wurzel sowohl am Anfang als auch zu Ende Statt haben kann, während der mittlere Wurzelconsonant unveränderlich bleibt, so wird dieser auch als Träger der Wurzel zu betrachten seyn; wodurch zugleich auch die Betonung der zweiten Sylbe im hebräischen Perfectum erklärt wird.

II. Aus der Lösung der ersten Aufgabe ergab sich dem Verf. für die zweite das Resultat, daß das Altägyptische mit dem semitischen Sprachstamme ursprünglich in keiner Verwandtschaft gestanden. Denn „alle Sprachen lassen sich auf zwei Grundprincipe der Bildung zurückführen. Entweder sind sie flectirend, haben wahrhaft grammatische Form, oder sind sie flexionslos, einsylbig, und ohne feste Unterscheidung zwischen Verbum und Nomen.“ Zu den letztern Sprachen gehört das Altägyptische, das einen durchaus flexionslosen Charakter trägt, und durch Zusammensetzung und äußerlich angehängte Partikeln den Mangel an Ableitungssylben und grammatischen Formen zu ersetzen sucht. Da nun das Semitische offenbar zu den flectirenden Sprachen gehört, so entfernt es sich eben durch diese Grundrichtung so sehr vom Aegyptischen, als es sich durch sie an das Indogermanische anschließt. Außer diesem allgemeinen Charakter der Flexion stimmt das Semitische auch in folgenden Puncten mit den indogermanischen Sprachen überein: 1) Das Semitische bildet das Perfect, wie das Indogermanische durch Reduplication; 2) das Personalpronomen hat sich in beiden Sprachstämmen im Perfect an den Stamm hinten angeschlossen, und ist mit demselben zu einer untrennbaren Einheit verwachsen; 3) das semitische Verbum hat nur zwei Zeitformen, Perfect und Imperfect; von derselben einfachen Unterscheidung der vollendeten und unvollendeten Handlung ging auch das Indogermanische aus, wiewohl es nicht dabei stehen geblieben ist; 4) die Grundelemente des Semitischen, die Verbalwurzeln, deren Zahl aber kaum zwanzig übersteigt, lassen sich auch im Indogermanischen nachweisen; eben so sind auch die einfachsten Pronomina beiden Sprachstämmen gemein; 5) auch in der Fähigkeit, durch innere Umänderung der Wörter, und zwar durch innern Vocalwechsel grammatische Beziehungen anzudeuten, stimmt das Semitische mit den indogermanischen Sprachen überein. Trotz dieser ursprünglich gemeinsamen Grundlage des Semitischen und Indogermanischen haben doch beide Sprachstämme in ihrer weitern Entwickelung einen wesentlich verschiedenen Wortbau aufgeführt, so daß das Semitische keineswegs als eine Schwester des Indogermanischen angesehen werden darf. Der Unterschied

beider besteht hauptsächlich in Folgendem: 1) Keine Wurzel endet im Semitischen mit einem Vocale, was doch im Indogermanischen häufig der Fall ist. 2) Weder die Wurzeln, noch die Perfectstämme können im Semitischen wie im Indogermanischen mit untrennbaren Präpositionen zusammengesetzt werden. 3) Im Indogermanischen sind alle Ableitungssylben am Ende mit dem Worte verwachsen, während diese Bildungslaute im Semitischen meist vorn hinzutreten und deßwegen weniger innig mit dem Worte verschmelzen. 4) Die ganze Satzordnung im Semitischen besteht in einem einfachen, kunstlosen Neben- und Nacheinander, unterscheidet sich also wesentlich von der gedankenvollen Unterordnung und Periodisirung des indogermanischen Stammes.

III. Bei der dritten Aufgabe, welche die Grundbedeutungen der Wurzelwörter und den Zusammenhang zwischen den Lauten und ihrer Bedeutung nachweisen sollte, geht der Verf. von der Ansicht aus, daß bei der Bildung der Sprache nicht ein willkürliches Feststellen gewisser Laute für gewisse Vorstellungen Statt finden konnte; daß vielmehr jede menschliche Lautäußerung, wenn sie andern Menschen verständlich werden sollte, ursprünglich etwas Allgemeines, einen innerlich nothwendigen Zusammenhang des Wortlautes und der Bedeutsamkeit ausdrücken mußte; so daß jedes Ohr durch die articulirten Töne denselben Eindruck erhielt, den der Sprechende in seiner Seele hatte. Nach dieser Ansicht stellt der Verf. die Resultate seiner hieher gehörigen Forschungen unter folgende Hauptpuncte zusammen: 1) Die Erzeugung des Wortes ist ein schöpferischer Act des Geistes, und nichts weniger als eine Schallnachahmung. Nur darf man sich dieses uranfängliche Schaffen des Geistes nicht als ein eigentlich bewußtes, überlegtes vorstellen; vielmehr entsteht durch die Thätigkeit der Phantasie eine Anschauung oder ein Bild in der Seele, das gleichsam unwillkürlich im Laute sich abbildet und objectivirt. Daraus geht hervor, daß die Grundbedeutung eines Wurzelwortes weder eine abstracte, der bildlichen Hülle völlig entkleidete, noch eine rein äußerliche, bloß sinnliche, folglich geistlose seyn könne. 2) Die Grundanschauung und Grundbedeutung einer Wurzel haftet im Semitischen wesentlich an dem Schlußconsonanten, und alle Grundanschauungen lassen sich auf zwei zurückführen, nämlich die der Scheidung und Trennung, und die der Verbindung und des Zusammenfassens. Diese Grundanschauungen bezeichnen aber nicht bloß äußere, sinnliche Thätigkeiten, ein räumliches Trennen oder Verbinden, sondern es drückt sich in ihnen auch die Grundform des erwachenden Bewußtseyns aus; denn alle Thätigkeit des Geistes ist entweder trennender oder verknüpfender Natur. 3) Der verdoppelte Wurzelconsonant, der die Stämme bildet, hat nur

eine Flexionsbedeutung, und zwar die, den Perfectbegriff auszudrücken. 4) Wie das Verbum noch immer die Seele des Satzes ist, so muß es auch der ursprüngliche Redetheil bei der Spracherzeugung gewesen seyn. Es gibt keine ursprünglichen Substantiva oder Nominalwurzeln. Neben den Verbalwurzeln findet indeß ursprünglich noch eine zweite Klasse von Wurzelwörtern Statt, welche die Kraft enthalten, die Vorstellungen der Thätigkeit dem Raume und der Zeit nach zu begränzen, und schon hiernach kein selbstständiges Leben haben, d. h. nicht ohne die Verba denkbar sind. Man kann sie Demonstrativ- oder Deutewurzeln nennen, und sie sind die Grundlage aller Pronomina.

Nachdem wir die Ansichten des Verfassers so treu als möglich und größtentheils mit seinen Worten dargestellt haben, lassen wir einige kritische Bemerkungen folgen, wobei wir es nicht nöthig finden, uns an die vom Verf. befolgte Ordnung zu halten.

I. Der Verf. behauptet, daß das Verbum der ursprüngliche Redetheil bei der Spracherzeugung gewesen seyn müsse, und daß es keine ursprünglichen Substantiva oder Nominalwurzeln gebe. Mit dieser Behauptung können wir nicht einverstanden seyn; wir sind vielmehr der Meinung, daß die Sprachbildung eben so gut von Nominal- als von Verbalwurzeln ausgegangen sei; in wiefern dem die Sprache schaffenden Menschen ursprünglich nicht minder ein Seyn, das Element des Nomens, als ein Thätigseyn, wovon das Verbum ausging, sich darbot. Wenn gleich in der Natur und dem Begriffe nach allem Seyn ein Werden, also ein Thätigseyn vorausgeht, so ist dieß doch in der Anschauung des sinnlichen, die Sprache bildenden Menschen nicht immer der Fall. Dieser faßt das Seyn, wie es sich ihm darbietet, als ein Fertiges auf, ohne zu reflectiren, wie es das, was es ist, geworden; wovon er in den meisten Fällen gar keine Vorstellung hat. Da nun das Seyn durch gewisse Eigenschaften oder Merkmale, die aber eben so gut ruhend als thätig gedacht werden können, sich ankündigt, so wird das besondere Hervortreten dieses oder jenes Merkmals auch einen besondern Einfluß auf die Anschauung, mithin auch auf die Benennung des Seyns oder des seienden Gegenstandes äußern. Daß die Sprache auf diesem Wege sich bildete, beweisen die sogenannten Onomatopoetika, bei denen es am Tage liegt, daß eine hervortretende Eigenschaft des Gegenstandes die Benennung desselben erzeugte. Zwar ist der Verf. den Onomatopoeticis nicht hold, indem er (S. XXXIII) behauptet, daß die Erzeugung des Wortes nichts weniger als eine Schallnachahmung sei. Indeß gibt er (S. XXXV) doch wieder zu, daß es hie und da in den Sprachen Klangwörter gebe, die mechanischen oder bestialischen Tönen äußerlich nachgebildet seien; doch mit der Ein-

schränkung, daß er im Hebräischen kein einziges Wort der Art entdecken könne. Wir sind der Meinung, daß es im Hebräischen wie in jeder andern Sprache auch schallnachahmende Wörter gebe. Oder sollte das Hebräische רָשַׁשׁ, רָצַץ, reißen, brechen, entsprechend dem griechischen ῥήσσω und deutschen Reißen, nicht den Schall nachahmen, der durch das Zerreißen oder Zerbrechen eines Gegenstandes hervorgebracht wird? Eben so ist צָפַף, צִפְצֵף pipen, zirpen, nach Art gewisser Vögel, offenbar Nachahmung des Naturlautes, wiewohl der Verf. (S. 204) es durchaus nicht zugeben will. Daß ferner stark hervortretende Eigenschaften eines Seyns oder Gegenstandes auch ruhend seyn, mithin auch von solchen die Namen der Dinge ausgehen können, bedarf nicht erst erwiesen zu werden. Dahin gehören die Eigenschaften, die sich auf Form und Gestalt, Farbe, Schwere, Härte u. s. w. beziehen, von welchen ohne Zweifel mehrere Gegenstände ihren Namen erhalten haben. Aus diesen Bemerkungen dürfte sich ergeben, daß die sich entwickelnde Sprache eben so gut von Nominalwurzeln, d. h. solchen, die zur Bezeichnung eines ruhenden, abgeschlossenen Seyns, als von Verbalwurzeln, die zur Bezeichnung eines fortschreitenden Thätigseyns dienten, ausgegangen sei.

II. Wenn der Verf. von der Ansicht ausgeht, daß die Wurzelwörter des Semitischen, so wie jeder andern Sprache, ursprünglich einsylbig waren, so müssen wir ihm vollkommen Recht geben; wenn er aber daraus die Folgerung zieht, daß der dritte Consonant in den semitischen Zeitwörtern nicht zur Wurzel gehöre, diese mithin ursprünglich bloß aus zwei Consonanten, in Verbindung mit einem Vocale, bestanden, so gestehen wir, die Nothwendigkeit dieser Folgerung nicht zu begreifen. Können denn drei Consonanten, in Verbindung mit einem Vocale, nicht zu einer Sylbe zusammengefaßt werden? Ist dieß nicht gerade mit dem Perfectum des Zeitwortes im Syrischen, dem einfachsten Zweige des semitischen Sprachstammes, der Fall? Wenn im Arabischen die drei Consonanten des Zeitwortes mit drei Vocalen gesprochen, also in drei Sylben getheilt werden, قَتَلَ, wenn dieselben Consonanten im Hebräischen mit zwei Vocalen in Verbindung stehen, also zwei Sylben bilden, קָטַל, so werden sie im Syrischen und Chaldäischen mit Hülfe eines einzigen Vocales zu einer Sylbe verbunden ܩܛܠ. Daß Wurzeln von drei Consonanten nicht zu den unmöglichen Dingen gehören, mag uns ein Blick auf die Bildung der indogermanischen Sprachen, und insbesondere des Sanskrit, dessen Verwandtschaft mit dem semitischen

Sprachstamme der Verf. selbst zugibt, belehren. Außer dem Gesetze der Einsylbigkeit, bemerkt schon Bopp in seiner kritischen Grammatik der Sanskrit-Sprache, sind die Wurzeln des Sanskrit in ihrem Bau keiner weitern Beschränkung durch Buchstabenzahl unterworfen. Es gibt Wurzeln, die aus einem bloßen Vocal bestehen, wie इ, ἴ—ω, e—o, gehen; andere verbinden einen Consonanten mit einem Vocale, so दा, δό—ω, geben, अद् ed—o, essen; andere haben zwei Consonanten und einen Vocal, विद् εἴδ—ω, vid-eo, wissen, erkennen; andere drei, ja vier Consonanten mit einem Vocale, so बन्ध्, bind—en, स्कन्द्. scand—o, springen, steigen. In dem Semitischen gibt es nun zwar keine Wurzeln, die aus einem bloßen Vocale, oder aus der Verbindung eines Consonanten mit einem Vocale beständen; indem die Vocale in den semitischen Sprachen im Verhältnisse zu den Consonanten überhaupt eine sehr untergeordnete Rolle spielen, und mehr nur zur grammatischen Bildung, als zur ursprünglichen Constitution der Wörter dienen. Aber so wie es Wurzeln von zwei Consonanten und einem Vocale gibt, welche sich besonders in den einfachen Nominalstämmen אָב Vater, אֵם Mutter, אָח Bruder, יָד Hand u. s. w. zeigen, eben so gut kann es Wurzeln von drei Consonanten mit einem Vocale geben, wie die indogermanischen Sprachen lehren; wenigstens kann der Charakter der Einsylbigkeit, welcher den Wurzeln zukommt, keinen Beweis gegen die Zusammensetzung semitischer Wurzeln aus drei Consonanten und einem Vocale abgeben.

III. Indem der Verf. den dritten Consonanten der hebräischen Zeitwörter nicht zur Wurzel rechnet, räumt er ihm bloß eine Flexionsbedeutung ein; so daß der Begriff des Perfectums durch denselben bezeichnet würde. Wie also im Sanskrit, im Griechischen und Lateinischen der Begriff des Perfectums durch Wiederholung eines Wurzelbuchstaben oder die sogenannte Reduplication bezeichnet wird, also soll dieß auch in dem Semitischen der Fall seyn; jedoch mit dem Unterschiede, daß in den semitischen Sprachen die Reduplication sowohl zu Anfang des Wortes durch Wiederholung des ersten Wurzelconsonanten, als auch am Ende durch Wiederholung des ersten oder zweiten Wurzelconsonanten Statt finden könne; während in dem Sanskrit, Griechischen und Lateinischen die Reduplication bloß am Anfang durch Wiederholung des ersten Wurzelconsonanten oder der Wurzelsylbe geschieht. Es mag schon befremden, daß der Verf. gegen die

Analogie der indogermanischen Sprachen, in deren Bildung sich doch eine größere Freiheit und Mannigfaltigkeit als im Semitischen offenbart, in dem Letztern die Reduplication nicht bloß am Anfang, sondern auch zu Ende des Wortes eintreten läßt. Noch mehr aber befremdet die Willkür, mit welcher der Verf. bei der Durchführung seiner Hypothese verfährt, um die angenommene Reduplication überall nachzuweisen. Es ist bekannt, daß sowohl im Sanskrit als auch im Griechischen bei der Reduplication der zu wiederholende Wurzelconsonant gewissen Veränderungen unterworfen ist; so geht eine Adspirate in die entsprechende Tenuis, ein Guttural in den entsprechenden Palatal über. Daher wird aus धा setzen, geben, दधा, aus θέω, τέθεικα, aus क्रम् gehen, चक्रम् u. s. w. Aehnliche Veränderungen der Buchstaben kommen auch in den semitischen Sprachen vor; besonders aber werden Buchstaben eines und desselben Organs häufig mit einander verwechselt. Aber diese Verwechselung hat ihre Schranken, über welche der Verf., um seine Reduplication nachzuweisen, nur zu oft hinauszuschweifen scheint. Ein Beispiel mag unserer Behauptung zur Rechtfertigung dienen. Das Zeitwort אָדַם roth seyn, führt der Verf. auf die Wurzel אד verbinden, zurück, und läßt den dritten Consonanten durch Wiederholung des ersten am Ende entstehen; sonach wäre aus אד zunächst אדא, und aus diesem dann durch Uebergang des Gutturals א in den Labialen מ, אָדַם entstanden. Zwar sucht der Verf. S. 230 die Möglichkeit, daß Kehllaute in Lippenlaute übergehen können, sowohl aus den indogermanischen Sprachen als auch aus dem Semitischen zu erweisen; aber weder findet sich unter den von ihm aus dem Semitischen angeführten Beispielen eines, das den Uebergang des א in מ erwiese, noch ist uns ein solches bekannt; daher wir um so mehr zweifeln, daß seine Ableitung von אדם die richtige sei, als auch die bekannte Bedeutung des Wortes von der von ihm angenommenen Grundbedeutung des Verbindens sich nicht ohne Zwang ableiten läßt. Natürlicher dürfte wohl die Ansicht früherer Sprachforscher, eines Bochart, J. D. Michaelis und Gesenius seyn, welche אדם mit דָּם Blut, in Verbindung bringen, und das א als prosthetisch betrachten; wiewohl der Verf. sich ausdrücklich gegen diese Ableitung erklärt, indem er דם mit דב in Verbindung setzt, und die ursprüngliche Bedeutung des Wortes in dem Begriffe des Fließens findet. Doch auch abgesehen von der Willkür, mit welcher der Verf. bei der Reduplication die heterogensten Consonanten in einander übergehen läßt, bietet sich bei der Annahme, daß der dritte Consonant zur Bildung des Perfectums zur Wurzel

getreten sei, noch die Frage dar, warum dieser Consonant auch in jenen Temporibus und Modis erscheine, in welchen der Begriff des Perfectums nicht Statt findet? In den indogermanischen Sprachen fällt die Reduplication in allen jenen Temporibus und Modis weg, welche nicht zur Bezeichnung des Perfectbegriffes dienen; warum sollte dieß im Semitischen nicht auch der Fall seyn, wenn im Perfectum wirklich eine Reduplication Statt hätte? Mit größerem Rechte dürfte demnach der Begriff des Perfectums in den semitischen Sprachen von den Vocalen, mit denen die Wurzelconsonanten gesprochen werden, abzuleiten seyn; so wie auch mittelst der Vocale, ohne irgend eine Veränderung der Consonanten das Intransitivym vom Transitivum, das Passivum vom Activum unterschieden wird; so رَفَعَ er hat erhöht, رَفُعَ er ist hoch gewesen, und رُفِعَ er ist erhöht worden, u. s. w. Treffend bemerkte schon Bopp in seiner vergleichenden Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen u. s. w., Bd. I. S. 108: „Eine semitische Wurzel ist unaussprechbar, weil man, indem man ihr Vocale gibt, sich schon zu einer speciellen grammatischen Form hinneigt, und nicht mehr bloßes Eigenthum der über alle Grammatik erhabenen Wurzel vor sich hat.“ Wir sind also der Meinung, daß es im Semitischen allerdings auch Verbalwurzeln von zwei Consonanten gebe, wofür besonders die sogenannten Verba geminantia ע״ע sprechen dürften; daß aber weder aus dem Gesetze der Einsylbigkeit der Wurzeln, noch aus der Bezeichnung des Perfectbegriffes folge, daß es nicht auch Verbalwurzeln von drei Consonanten geben sollte.

IV. Wenn der Verf. behauptet, daß alle Anschauungen, welche den Wurzeln zum Grunde liegen, sich auf zwei zurückführen ließen, nämlich die der Scheidung und Trennung und die der Verbindung und des Zusammenfassens, so mag man ihm von dem Standpuncte des die Thätigkeit des menschlichen Geistes analysirenden und unter allgemeine Gesetze subsumirenden Philosophen wohl Recht geben; nur folgt daraus nicht, daß der sinnliche Mensch bei der Bildung der Sprache nur von jenen beiden allgemeinen Anschauungen ausgegangen sei. Es ist daher ein Irrthum, wenn der Verf. allen Wurzeln eine von jenen beiden Vorstellungen des Scheidens und Verbindens als ursprüngliche Bedeutung zum Grunde legen will. Der sinnliche Mensch geht in seiner Thätigkeit nicht von allgemeinen Begriffen aus; er haftet vielmehr am Besondern, das sich ihm eben darbietet; denn um im Besondern das Allgemeine zu finden, und jenes unter diesem

zusammenzufassen, bedarf es einer Abstraction und Reflexion, deren der sinnliche Mensch nicht fähig ist. Wenn daher die Anschauung des Brechens, Zerbrechens bezeichnet werden sollte, so dachte der sinnliche Mensch gewiß nicht an ein Zusammenbringen, welchen Begriff der Verf. als ursprüngliche Bedeutung dem Worte שָׁבַר zum Grunde legen will. Denn einerseits ist der Begriff des Zusammenbringens ein zu weiter und allgemeiner, als daß die besondere Erscheinung des Brechens denselben in dem anschauenden Individuum erzeugt oder geweckt haben sollte; andrerseits dürfte das Brechen dem sinnlichen Menschen eher als ein Auseinanderbringen, denn als ein Zusammenbringen, Zusammenbiegen erscheinen, durch welchen letztern Begriff der Verf. das Zusammenbringen und Brechen zu vermitteln sucht. Sollte es nicht viel natürlicher seyn, das Wort שָׁבַר als ein Onomatopoeticum zu betrachten, das durch Nachahmung des Schalles, den ein brechender Körper erzeugt, gebildet würde. Denn versucht man die drei Consonanten שבר ohne bestimmten Vocal auszusprechen, so wird man finden, daß sie vollkommen dem Schalle, den ein brechender Körper erzeugt, entsprechen. Uebrigens ist es jedenfalls ein höchst schwieriges Unternehmen, die Grundbedeutung der Wurzelwörter nachweisen zu wollen; denn um zu zeigen, welche Vorstellung diesen oder jenen Sprachlaut erzeugte, müßten wir einerseits in die Vorstellungsweise des sinnlichen, die Sprache bildenden Menschen vollkommen eingehen können; andrerseits müßten wir uns auch unter den Himmelsstrich und in die ganze Umgebung jener Menschen versetzen, durch welche diese oder jene Sprache gebildet wurde; da die Umgebungen des Menschen nicht bloß auf seine Vorstellungsweise, sondern auch auf seine Sprachwerkzeuge einen unläugbaren Einfluß äußern. Daß aber das eine eben so schwierig als das andere sei, darf nicht erst erwiesen werden.

Noch müssen wir einen Blick auf die drei Anhänge werfen, welche dem Buche beigegeben sind. Der erste handelt von der Bildung der Quadrilitern, der zweite von den Fremdwörtern im Hebräischen, und der dritte von dem Verhältnisse des ägyptischen zum semitischen Sprachstamme. Was die Bildung der Quadrilitern betrifft, so findet sich bei den frühern Grammatikern und Lexikographen die Ansicht, daß mehrere derselben durch Zusammensetzung aus zwei, dem Laute und der Bedeutung nach mit einander verwandten dreibuchstäbigen Wurzeln entstanden seien. So soll z. B. חֶרְמֵשׁ die Sichel, aus den beiden Wurzeln חָרַם abschneiden, und חָרַשׁ einschneiden, so gebildet seyn, daß den zwei ersten, beiden Wurzeln gemeinsamen Consonanten חר, der dritte ver-

schiedene Consonant beider Wurzeln ט und ש beigefügt worden sei, nach dem Schema abc und abd = abcd. Eine solche Ableitung der Quadrilitern verwirft der Verfasser durchaus, und behauptet, daß jede Vergrößerung der Stämme nicht durch äußere Agglutinirung oder Einschaltung, sondern durch Verdoppelung und Anschwellung des lebendigen Stammes selbst bewirkt worden sei. Die gesammte Bildung der Quadrilitern bringt er nun unter sechs Hauptklassen: I. Quadrilitern durch Wiederholung der einsylbigen Wurzeln gebildet; so פרפר فَرْفَرَ brechen. II. Wiederholung des letzten Radicals des Triliterums, und zwar a) ohne Aufhebung des Gleichlautes; so شَمْلَلَ schnell seyn; b) mit Aufhebung des Gleichlautes; so רַפְסֹד statt רַפְסֹם Floß; nach Andern zusammengesetzt aus רפס = رَمَثٌ Floß, und dem synonymen אַסְדָּא, also gleichsam Floßkahn. III. Wiederholung des ersten Radicals nach dem zweiten, und zwar a) ohne Aufhebung des Gleichlautes; so זַרְזִיף starker Regenguß, von זָרַף strömen; b) mit Aufhebung des Gleichlautes; so قُشْحُبٌ dick, statt قُشْقُبٌ von قَسُبَ hart seyn, גִּבְעֹל statt גִּבְגֹּל Blüthenknospe, von גבל nach Andern zusammengesetzt aus גָּבִיעַ Kelch und ܡܘ ܨܡ Knospe. IV. Wiederholung des ersten Radicals des Triliterums am Anfange; so شَشْقَلَ Geld verfälschen, von شَقَلَ Geld abwägen. Diese Bildungsart des Quadriliterums ist, wie der Verf. annimmt, aus einer vollständigen Wiederholung der beiden Radicalen zusammengeschmolzen; daher das Hebräische עַכָּבִישׁ Spinne, statt כַּבְכָּבִישׁ, von כבש. V. Wiederholung des zweiten Radicals nach dem dritten; so חֲסַפְסַם gerinnen, von חסף. VI. Eine bedeutende Anzahl von Quadrilitern hat sich endlich auch aus der Pluralform der Trilitern gebildet, indem von den beiden mittlern gleichtönenden Consonanten die erste in einen verwandten Laut überging; so כִּרְסֵם verwüsten, statt כִּסֵּם, von כסם. — Mit der Ansicht des Verf., daß die Quadrilitern in den semitischen Sprachen nicht durch Zusammenschmelzung verwandter dreibuchstäbiger Stämme, sondern durch Anschwellung eines und desselben Stammes sich gebildet haben, sind wir im Ganzen einverstanden; es

entspricht jene Ansicht durchaus dem Entwicklungsgange der semitischen Sprachen, welche nicht, gleich den indogermanischen, durch Zusammensetzung verschiedener Wörter, sondern durch fortgehende Entfaltung und Erweiterung der Stämme den größten Theil ihres Materials gewonnen haben. Im Einzelnen ließen sich besonders gegen manche harte und unzuläßige Buchstabenverwechselungen, so wie gegen das Bestreben des Verf., offenbar fremde Wörter dem semitischen Sprachstamm anzueignen, Einwendungen machen. Wir begnügen uns indeß bloß an einem Worte zu zeigen, daß das erwähnte Bestreben des Verf. nicht immer von glücklichem Erfolge begleitet sei. Der Verf. sucht das im zweiten Buche der Chronik vorkommende כַּרְמִיל, Karmesin, vom Hebräischen כָּמַר, zusammengezogen, dunkel seyn, abzuleiten. Aus der Pialform כִּמֵּל soll sich zunächst durch Verwandlung des מ in ר, כַּרְמֶל und daraus כַּרְמִיל das Röthliche, die Scharlachfarbe, gebildet haben. Diese Ableitung widerspricht zuvörderst dem allgemeinen Gesetze der Buchstabenverwechselung; demzufolge, um die Aussprache zu erleichtern, in der Regel die härtern Buchstaben in weichere übergehen; daher eher zu erwarten stände, daß aus כַּרְמֶל, כִּמֵּל, als umgekehrt jenes aus diesem hervorgegangen wäre. Dann dient auch der Umstand, daß in den ältern Büchern, dem Pentateuch und Jesaia, תּוֹלַעַת und שָׁנִי statt כַּרְמִיל steht, zum Beweise, daß das letztere Wort nicht ursprüngliches Eigenthum der hebräischen Sprache, sondern erst später in dieselbe eingedrungen sei. Endlich ist auch der Begriff des vom Verf. angenommenen Stammwortes כמר, zusammengezogen, dunkel seyn, viel zu weit, als daß sich davon auf natürliche Weise die Karmesinfarbe ableiten ließe. Es bleibt daher noch immer die von Loosbach (Archiv für morgenländische Literatur, Th. II. S. 305) aufgestellte Ansicht, daß כַּרְמִיל aus dem Persischen کرم Wurm, und آل glänzendroth, entstanden sei, die wahrscheinlichere. Entsprechend dem Persischen کرم findet sich im Sanskrit कृमि krimi, was mit dem Lateinischen vermis und deutschen Wurm wahrscheinlich dasselbe ist. Sonach wäre כַּרְמִיל für ein indogermanisches und nicht für ein semitisches Wort zu halten.

Im zweiten Anhange, der eine Erklärung der Fremdwörter im Hebräischen enthält, ist uns aufgefallen, daß der Verf. das bei Daniel III. 5, 10, 15 vorkommende סוּמְפֹּנְיָה, Sackpfeife, Dudelsack, nicht als das Griechische συμφωνία gelten lassen will;

wiewohl er selbst ungewiß ist, von welchem semitischen Stamme das Wort abzuleiten sei. Zuvörderst sucht er dasselbe auf das Nennwort סָפַן = צָפַן zusammenziehen, überziehen, bedecken, zurückzuführen. Davon das Arabische صُفْنٌ صُفُنٌ lederner Sack oder Schlauch, so wie die Hebräische Steigerungsform סִפֹּן Schlauch, mit dem Adjectiv סִפֹּנִי = סִיפֹנִי, und im Status emphaticus סִיפֹנְיָא, das Schlauchartige. Aus dem verdoppelten p in סִפֹּנִי hat sich noch eine andere Form des Wortes סְמְפֹּנִי = סוּמְפֹּנִי, ein schlauch- oder sackartiges Instrument, gebildet. Indeß dünkt diese Ableitung dem Verf. selbst nicht wahrscheinlich; er findet es daher rathsamer, von סוּף Schilf, Rohr, auszugehen. Davon stammt dann zunächst סִיפֹן das Rohrartige, die Rohrpfeife, und weiter die übrigen Formen. Eine Bestätigung dieser Ableitung glaubt er auch in dem Koptischen σηφε, σηβι, zu finden, das von dem Hebräischen סוּף zunächst auch Rohr, dann aber auch die Flöte bedeutet. — Aber es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß das Hebräische סוּמְפֹּנְיָא dasselbe mit dem Griechischen συμφωνία sei, und der Grund, den der Verf. gegen die Identität beider Wörter von der abweichenden Bedeutung derselben entlehnt, läßt sich leicht durch Unterscheidung des frühern und spätern Sprachgebrauchs entkräften. Nach dem frühern griechischen und lateinischen Sprachgebrauch bezeichnet symphonia ein Concert von mehreren Stimmen oder Instrumenten, doch nach dem spätern Sprachgebrauch ein einzelnes Instrument, das Servius in seinem Commentar zu Virgil's Aeneis, l. XI. 27 durch tibia obliqua erklärt; dagegen Isidor in seinen Originibus III. 21 als eine Art von Trommel beschreibt, wenn er sagt: Symphonia vulgo appellatur lignum cavum ex utraque parte pelle tensa, quam virgulis hinc et inde musici feriunt, fitque ex ea concordia gravis et acuti suavissimus cantus. Mag nun Isidor's Beschreibung richtig seyn oder nicht, so geht daraus doch so viel hervor, daß Symphonia nach dem spätern Sprachgebrauch ein eigenes musikalisches Instrument bezeichnete, in welcher Bedeutung das Wort mit dem Hebräischen סוּמְפֹּנְיָא allerdings übereinstimmt.

In dem dritten Anhange, der das Verhältniß des ägyptischen zum semitischen Sprachstamme erörtert, gelangt der Verf. zum Resultate, daß das Aegyptische von dem Semitischen wesent-

lich verschieden sei. Dieses Resultat beruht auf folgenden Gründen: I. Die Bildung des Verbums unterscheidet sich im Aegyptischen und Semitischen wesentlich dadurch, daß in dem Letztern die Veränderungen durch Flexion, in dem Erstern aber durch Zusammensetzung, durch Präfixe und Suffixe geschehen, wobei die Wurzel in der Regel unverändert bleibt. Zwar beruht auch im Semitischen die Bildung des Verbums ursprünglich auf Verbindung der Personalpronomina mit der Wurzel; aber diese Pronomina sind mit der Wurzel so zusammengeschmolzen, daß sie kaum mehr erkennbar oder trennbar sind; während sie im Aegyptischen bald mit der Wurzel verbunden, bald davon getrennt erscheinen: z. B. hôn befehlen, mit angesetztem a, ahôn er befahl, welches Präfix aber von der Wurzel getrennt wird, sobald ein besonderes Subject hinzutritt, z. B. a Moyses hôn, Mose befahl. II. Das Semitische kennt keine auf einen Vocal endende Wurzel, während solche im Aegyptischen sehr gewöhnlich sind, so ci, i, gehen; o, seyn, me, lieben. III. Im Semitischen finden sich, mit Ausnahme einiger nomina propria, keine zusammengesetzten Wörter; während das Aegyptische, so wie die indogermanischen Sprachen, auch Composita bildet; so nebëi, Familienvater, von nêb Herr und eï Haus, also Herr des Hauses. Diese Zusammensetzung erstreckt sich sogar auf die Zeitwörter; so sekmoon schöpfen, von sek ziehen und moon Wasser. — Bei aller Verschiedenheit, welche sich in dem Bau des Aegyptischen und Semitischen ausspricht, haben beide Sprachen doch auch eine bedeutende Anzahl von Wörtern mit einander gemein, welche Erscheinung nothwendig auf eine uralte Mischung (oder besser Berührung) beider Volksstämme hindeutet. — Wenn wir mit diesen Ansichten über das Verhältniß des Aegyptischen zu dem Semitischen größtentheils einverstanden sind, so sehen wir dagegen nicht ein, mit welchem Rechte der Verf. die meisten der dem Aegyptischen und Semitischen gemeinsamen Wörter aus dem Semitischen ableiten will. Wenn z. B. das Aegyptische goi Schiff von dem Hebräischen צִי abgeleitet wird, so läßt sich umgekehrt mit demselben Rechte behaupten, daß das Hebräische צִי von dem Aegyptischen goi stamme, und das um so mehr, als die hebräischen Lexikographen über die Ableitung des hebräischen Wortes selbst nicht im Reinen sind. Denn nach Einigen soll es von der Wurzel צָיָה oder צָוָה trocken seyn, stammen, weil nämlich das Schiff mitten in den Fluthen einen trockenen Ort darbiete; nach Andern von נָצָה fliegen, statt נְצִי, weil das Schiff durch die Fluthen fliege; nach Andern endlich von צָוָה stellen, errichten, statt צְוִי; von welchen Etymologien die eine so

unsicher als die andere ist. Dazu kommt, daß die Aegyptier den Begriff des Schiffes, mithin auch die Benennung desselben, nicht erst von den Semiten zu entlehnen brauchten; indem ihnen der Nil und das mittelländische Meer eben so gut als der Euphrat, Tiger und das Meer den Semiten, Veranlassung zur Erfindung der Schiffe geben mochten. Man sieht also nicht ein, wenn ja eines von beiden Wörtern von dem andern abgeleitet werden soll, warum das Aegyptische von dem Hebräischen, und nicht umgekehrt dieses von jenem abstammen sollte. Nicht glücklicher ist der Verf. in dem Versuche, die ägyptischen Götternamen aus dem Semitischen abzuleiten. Er gesteht zwar selbst, daß die Religion der Aegyptier ganz im afrikanischen Boden wurzele, und daß vielleicht nirgends klimatische Verhältnisse so sehr auf den Geist eingewirkt, und ihm ein locales Gepräge gegeben hätten, als gerade in Aegypten. Nichts desto weniger sollen die Semiten auch auf die religiösen Ansichten der Aegyptier einen bedeutenden Einfluß gehabt haben; so zwar, daß selbst die Namen der vorzüglichsten Götter Aegyptens aus dem Semitischen entlehnt seien. So soll der ägyptische Mondgott Pioh (zusammengesetzt aus ioh Mond, und dem männlichen Artikel p) dem Hebräischen יָה = יהוה entsprechen. Dieses stammt nämlich von der Wurzel הוה, welche, dem Verf. zufolge, mit יפה schön seyn, und יפע glänzen, verwandt ist; sonach bezeichnet יהוה eigentlich den Glänzenden, oder Lichtgott. Da nun der ägyptische Mondgott auch ein Lichtgott ist, so soll er derselbe mit dem Hebräischen יָה, mithin sammt diesem von der Wurzel הוה oder יפה abzuleiten seyn. Bei einem solchen etymologischen Verfahren läßt sich Alles aus Allem ohne Schwierigkeit ableiten.

Wenn wir nun, dem Gesagten zufolge, auch nicht immer mit den Ansichten des Verf. einverstanden sind, so können wir doch nicht bergen, daß in dem angezeigten Werke Fleiß, Sprachkenntnisse und Scharfsinn unverkennbar sich aussprechen. Bei der sichtbaren Vorliebe des Verf. für lexikographische Untersuchungen würden wir ihm rathen, nach diesen Vorarbeiten an die Bearbeitung eines vollständigen hebräischen Wörterbuches zu gehen, jedoch mit der Vorsicht, sich mehr auf historischem Grund und Boden zu halten, als in das Gebiet der Hypothesen auszuschweifen.

Wenrich.

Art. VI. J. J. von Littrow's vermischte Schriften. Herausgegeben von C. L. von Littrow, Director der Sternwarte zu Wien, Ritter v. Danebr. u. s. w. Drei Bände. Stuttgart, Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung, 1846. I. 555 S., II. 558 S., III. 647 S. gr. 8. Mit Porträt und Kupfertaf.

Die Jahrbücher der Literatur sehen sich dieser Sammlung gegenüber in einem besondern Verhältnisse. Der Verf., ein vieljähriger Mitarbeiter des Institutes, hat demselben durch eine Reihe von Aufsätzen, welche zu den Zierden der Jahrbücher gehörten, ein Denkmal gesetzt, — und nun hat das Institut die Aufgabe, ihm dankbar wieder ein Denkmal zu setzen, — und zwar, zum Theile, aus denselben Materialien.

Jetzt, da Jeglicher schreibt, und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern, und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit selt'ner Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich . . . . über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch Andere wieder darüber meinen, und immer
So in's Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze?...
(Goethe, Epist. I.)

Wir werden diesem Selbstvorwurfe vielleicht durch die Art der kritischen Behandlung der vor uns liegenden Sammlung zu begegnen im Stande seyn; allein noch ein anderer Gesichtspunkt scheint die Besprechung derselben wünschenswerth zu machen, und macht sie wenigstens dem gegenwärtig Besprechenden angenehm. Dieser ist: das Verhältniß des Gesammtcharakters, der sich in diesen Arbeiten Littrow's ausspricht, zu dem Gesammtcharakter (oder Nichtcharakter) der literarischen Gegenwart. Der Charakter der erstern nämlich besteht vor Allem darin — daß sie einen Charakter haben und zeigen, — was bekanntlich von der letztern nicht immer zu rühmen ist. Diesen Charakter zu umzeichnen soll für's Erste meine Aufgabe seyn.

Der Geist, der uns aus diesen Schriften wohlthuend anweht, — wohlthuend wie eine Frühlingsluft in der Treibhausatmosphäre der Salons — ist der Geist, welcher die deutsche Literatur in ihrer schönsten Periode, im letzten Jahrzehend des verflossenen Jahrhunderts belebte, und ihr einen kräftigen, leider nur zu kurzen Aufschwung gab. Er zeigt sich uns hier in Formen und Stoffen, die gerade für unsere Zeit die zugänglichsten sind und am meisten Interesse haben: es ist das Walten der reinen Gesinnung und des ernsten Gedankens in den Interessen des realsten Lebens. Littrow's Bildung fiel in jene gelobte Zeit. Eine lebhafte, reine Theilnahme an jeder geistigen Regsamkeit hatte sich aller bessern Kräfte bemächtigt; er theilte das allgemeine Streben. Den mathematischen Studien durch Hauptberuf gewidmet, die

ihm für immer die unschätzbare Gabe eines consequenten und nüchternen Denkens sicherten, wendete er sich gleichzeitig im ästhetischen Sinne dem griechischen Alterthume zu (s. d. Biographie); woraus eine glückliche Harmonie hervorging, die das reale und ideelle Element der Bildung, mit einem leisen Uebergewichte des ersteren, verschmolz. Ein Mathematiker, ein Realist, durch unvertilgbare frühe Jugend-Eindrücke von Liebe und Achtung für die ewigen Vorbilder des Schönen durchdrungen, — welche erfreuliche Erscheinung! — Vielfache Versuche in den verschiedensten Fächern, in der Periode der Unschlüssigkeit vor der Berufswahl (s. d. Biographie) fügten jener Verbindung eine gewisse Versatilität und Mehrseitigkeit hinzu, einen Grad von Polyhistorismus, der geeignet ist, einen helleren und freieren Blick in die verschiedenen Bereiche menschlichen Strebens zu gestatten, und der vorzugsweise zum populären Schriftsteller befähigt. Ein solcher, im besten Sinne des Wortes, ist uns denn auch bekanntlich in Littrow entstanden; ein Verdienst, welches vornehmthuende Flachheit beiweitem nicht sattsam zu würdigen versteht. Echt populär ist nicht der Schriftsteller, der sich mit Redensarten hilft, wo er die Sache nicht versteht; auch jener nicht, der ein oberflächliches Wissen in encyklopädischer Halbheit, die Weisheit der Jahrtausende im Taschenformat à la portée du monde überliefert; noch jener, der dem unvorbereiteten großen Publikum die Labyrinthe des Forschens leichtsinnig öffnet und die innern Kämpfe des Strebens der schadenfrohen Neugierde preis gibt, — sondern nur der, welcher die letzten Ergebnisse, die alles Forschen und Wissen endlich für das Leben und Handeln abwirft, erkennt, sammelt, prüft, sichtet, und mit praktischem Geiste und Talente zum Gemeingute Aller macht. Ein solcher war Littrow, und dieß ist vorzüglich sein Berührungspunkt mit der Gegenwart, der diese Tendenz bei der riesenhaft anschwellenden Masse des Stoffes besonders willkommen und förderlich ist. Nimmt man hinzu, daß jene Mehrseitigkeit des Wissens und dieser Trieb, es zu verbreiten und zu fructificiren, in Littrow durch die Einheit seines sittlichen und rechtlichen Charakters verbunden, getragen und geleitet wurden, so erscheint der Werth einer solchen Popularität in seiner ganzen Bedeutung; und wie sehr wäre die Wiederkehr eines solchen Mannes einer Zeit zu wünschen, wo Alles sich in den Vorgrund drängt, Alles die Sprache der Wahrheit lügt, mit Verheißungen des Fortschrittes täuscht; eines Mannes, der uns mit schlichter Offenheit sagte: Hier, Freunde, glaubt und hört, denn hier ist Wahrheit! hier aber hüthet Euch oder spart doch die Zeit, — denn hier ist Lüge oder doch zweckloses illusorisches Streben! — So stellt sich uns Littrow's Charakter als literarischer

im Allgemeinen dar; so müssen wir ihn anerkennen, wenn er auch von gewissen Beschränkungen nicht frei geblieben ist, die immer die Beigabe eines autodidaktischen Erwerbes sind; ich meine die, den Selbstdenkern meistens eigene Schroffheit und Unnachsichtlichkeit, besonders in Urtheilen über solche Dinge, die zunächst mit ihren Charaktermaximen in Conflict treten; eine Härte, die manchmal selbst einseitig und ungerecht machen kann. Dagegen gibt es kein besseres Mittel, als: sie nicht zu theilen. Wenn z. B. Littrow gegen die damalige deutsche Philosophie manchmal unbillig erscheint und mit dem Bade das Kind ausschüttet, so bedenke man, daß im Wesentlichen mit seinem Urtheile jetzt die ganze Zeit übereinstimmt, daß der Erfolg es gerechtfertigt hat, und daß es seinem Verstande Ehre machte, schon damals heller gesehen zu haben als die vom Schwindel ergriffene Mehrzahl. So repräsentirt uns denn Littrow in seinem literarischen Charakter die Eigenschaften, die uns am meisten noth thun: Ehrlichkeit und Liberalität der Gesinnung, Gesundheit und Nüchternheit des Verstandes, Reinheit des Geschmacks, Männlichkeit und Klarheit. Er erinnert in diesen Eigenschaften an den englichen Literaturcharakter, der ihm auch wirklich vorzugsweise zusagte; wie er denn zur Besprechung allgemeiner Literaturzustände drei englische Werke (Babbage, Israeli, Cunningham) gewählt hat. Ehre genug, daß — im Vorbeigehen sei es zu sagen erlaubt — in Oesterreich dieser Charakter sich zu wiederholen fand; daß wir uns, in andern Fächern ähnlicher Leistungen, in der Dramaturgie eines Schreivogel erinnern dürfen. Mögen wir ein solches Verdienst zu würdigen wissen, es zu behalten, zu vermehren streben!

Wie der Mann, so seine Schriften. Damit wäre im Allgemeinsten die vorliegende Sammlung charakterisirt. Theils aus selbstständigen Aufsätzen über mannichfache Gegenstände, theils aus Beurtheilungen bedeutender Werke des verschiedenartigsten Inhaltes bestehend, gewährt sie ein sehr vielartiges Interesse. Man fühlt sich mit innigem Vergnügen jene schöne Zeit des allgemeinen Aufschwunges wissenschaftlicher und künstlerischer Begeisterung vor die Seele zurückgerufen, und gewinnt einen Standpunkt, von welchem aus man die Hauptrichtungen und die vorragendsten Erscheinungen jener Epoche im Ganzen überblicken kann. Man genießt dieses Ueberblickes gleichsam durch das Auge eines unbefangenen, durch klaren Verstand unsere Gegenwart anticipirenden Mitgenossen jener Vergangenheit; man fühlt sich belehrt, zu eigener Betrachtung angeregt, unterhalten, und immer in guter, sittlicher, rechtlicher und verständiger Gesellschaft, — während man sich nur zu oft bei moderner Lectüre in einen sehr gemischten, müßigen, zerstreuten Gasthaus- oder Kaffee-Klubb,

oder in die langweilige Blasirtheit des Salons versetzt sieht; Freuden, die man haben kann, ohne Bücher zu kaufen, — wie denn auch die Bücher, seitdem sie dieses Kolorit angenommen haben, immer mehr an Ansehen verlieren und immer weniger gekauft werden. Die Art und Weise von Littrow's Kritiken entspricht ganz den geschilderten Grundsätzen. Sie sind eigentlich: pragmatische Geschichte. Die betreffenden Werke werden ausführlich und doch succinct in ihrem wesentlichen Inhalte treu und vollständig dargelegt; es wird ein berichtigender Bericht über sie erstattet; und nur selten, wo es Littrow seiner nun einmal festgesetzten und entschiedenen Denkart, die dann immer mit der Gesinnung zusammenhängt, schuldig zu seyn glaubt, erlaubt er sich, auch ohne genaueres Referat, ein verneinendes Urtheil, eine satyrisch abfertigende Darstellung (z. B. bei Wagner und Feßler). Durch eine solche rechtliche und synoptische Kritik gewinnt die vorliegende Sammlung den Werth einer kleinen Handbibliothek der wichtigsten wissenschaftlichen Erscheinungen jener Epoche. Wir aber können den löblichen Grundsatz des Verf. nicht lebendiger anerkennen und passender ehren, als dadurch, daß wir ihn bei dieser Anzeige der Schriften des Verf. gleichfalls anwenden.

Zum Verständnisse also der angeführten Eigenschaften wird es zuvörderst wünschenswerth seyn, einen berichtenden Auszug aus der Biographie Littrow's mitzutheilen. Denn das Leben eines Mannes ist und bleibt der Schlüssel zu seinen Werken. Die Biographie ist von der Hand des Herausgebers dieser Schriften, des Sohnes des Verewigten. Es bedurfte für sie des vorgesetzten Motto's nicht: hic interim liber, honori Agricolae, soceri mei destinatus, professione pietatis aut laudatus erit aut excusatus (Tacit. Agric. vit.). Sie ist ganz so geschrieben, wie es sich für das Verhältniß eignet, und wie sie der theilnehmende Leser nur immer wünschen konnte. Es wird gerade so viel Detail gegeben als nöthig ist, ein bestimmtes Charakterbild aufzubauen, und nicht so viel um die Theilnahme zu ermüden. Die Pietät, sei sie nun familiaris oder humana, ist dem Biographen unerläßlich, wenn er die innern Vorzüge eines tüchtigen Menschen erkennen und schildern soll; sie hindert auch in dieser Biographie durchaus nicht das Wahrheits-Pflichtgefühl; und könnte das anders seyn? wäre sie sonst Pietät? — Dazu kommen, da nur ein kurzer Zeitraum das hier geschilderte Leben von unserm Leben trennt, und jenes doch schon unbefangen als abgelaufene Geschichte dargestellt werden darf, manche unmittelbare Berührungen mit Interessen und Ereignissen, die noch lebendig sind, die noch durch so frische Symbole der Vergangenheit gefördert werden können; und so bildet diese Biographie zwar der Räumlichkeit, aber keineswegs dem

Werthe nach die letzte Partie des Ganzen. Ich muß mich hier mit den äußersten Umrissen begnügen, um zu ihrer Lectüre anzuregen.

Joseph Johann von Littrow ward zu Bischof-Teinitz, einem deutsch-böhmischen Städtchen, am 13. März 1781 in derselben Stunde geboren, als Herschel den Planeten Uranus entdeckte (559). Nach fast beständiger Kränklichkeit in seinen ersten Lebensjahren kräftigte seine Gesundheit sich so sehr, daß die erste bedeutende Krankheit seines spätern Lebens auch seine letzte war. Fünf Jahre alt bezog er die Schule seiner Geburtsstadt. Früh schon zog er Bücher den jugendlichen Spielen vor. Nach Vollendung des ersten Schulunterrichtes bemächtigen sich Religionszweifel des erwachenden Geistes; fast durch drei Jahre raubte ihm eine tiefe Melancholie allen Genuß des froheſten Lebensalters. Am Gymnasium zu Prag (1794) wendete sich seine Liebe und Thätigkeit dem Studium der Alten zu, und jene unselige Gemüthszersplitterung verschwand. Auch an der Universität daselbst (1799) setzte Littrow diese Studien mit Vorliebe fort, und so bietet sich uns hier ein neuer Beleg, daß es kein glücklicheres Element für die erste geistige Entwicklung gibt. Proben, die der Biograph aus einer von Littrow und seinen jungen Kollegen damals herausgegebenen Zeitschrift (561) mittheilt, bewähren diese Bemerkung. Sie zeigen von Verstand, Geschmack und einer unverdorbenen Empfindung. Hier rundete sich aber das Ganze seiner Bildung zu der Gestalt, die ihm dann eigen blieb; zu den ästhetischen Studien gesellten sich mathematische; er ergriff sie mit Eifer und Vorliebe, und so entschied sich seine künftige Laufbahn. Für diesesmal hatte Littrow noch eine kurze militärische mitzumachen: er trat mit den meisten seiner Journal-Mitarbeiter in ein von Erzherzog Karl gegründetes militärisches Corps ein, das sich freilich schon nach neun Monaten mit dem Friedensschlusse auflöste und seine jungen Krieger den friedlichen Studien zurückgab (1801). Wie der gesammten deutschen Literatur in jener Periode, so erging es auch unserm Freunde. Nach den Aufregungen eines, mit ideellen Interessen gekämpften Kampfes verloren sich Beide in die Friedensgefilde der Naturphilosophie, die sich damals eben flügelweit aufthaten, um uns mit all unsern Hoffnungen, Wünschen und Träumen aufzunehmen. Und wie derselben Literatur, ein paar Jahre später, so erging es auch unserm Freunde, — zur Ehre seines Verstandes bald genug. Sie wurden beide gewahr, daß der Zauberschlüssel, den man ihnen mit großen Verheißungen gereicht hatte, — leere Paläste aufschloß. Unmuthig wandten sie sich ab, — und es bleibt nur, wie Börne meinte, die Frage übrig, ob sie gut gethan, auch den Schlüssel wegzuwerfen? . . . Littrow hatte sich nun der Reihe nach in der Rechtsgelehrsamkeit,

Medicin und Theologie versucht, ohne in ihnen einen archimedischen Punkt für seinen Hebel zu finden. Er wählte, um sich zu einem solchen vorerst selbst völlig erziehen zu können, für einige Jahre den Beruf eines Erziehers (1803—?). Nach manchen krampfhaften Bewegungen des Geistes, wie des Gemüthes, die in solchen Gährungsepochen keinem bessern Menschen erlassen werden, fand sich endlich der gewünschte Ruhepunkt. Ein glücklicher Zufall führte Littrow mit dem Direktor der Realschulen, J. Hall, zusammen. Dieser bestimmte seine Richtung zur Astronomie (568). Mit ganzer Kraft warf sich von da an Littrow auf dieses Studium. Er besuchte die Wiener Sternwarte und wohnte im Hause der als kenntnißreichen Freundin der Sternkunde bekannten Baronin Matt. Bald darauf, nach Schlesien zurückgekehrt, schrieb er (1807) die ersten astronomischen Briefe an P. Triesnecker. Am 19. November desselben Jahres wurde er zum Professor der Astronomie und höhern Mathematik an der Universität zu Krakau ernannt. Ein Jahr später vermählte er sich, — und so war denn seine Lebensbahn abgesteckt und ihr Kreis geschlossen. Littrows Ehe war glücklich. Fünf seiner Söhne leben noch. Doch blieb auch dieses Glück nicht ungetrübt. Das französisch-polnische Heer rückte (1809) in Krakau ein, und ihm folgten alle Drangsale, die den Krieg begleiten. Littrows Lage ward so mißlich, daß ein entschiedener Schritt gethan werden mußte. Sein Verdienst war glücklicher Weise bereits anerkannt; es fehlte nicht an Anerbietungen. Littrow nahm die von Seite Rußlands an, und reiste am 19. Jänner 1810 von Krakau ab, um die Professur der Astronomie an der Universität zu Kasan anzutreten (572). Die sechs Jahre, die er hier verlebte, scheinen die gehaltvollsten seines Lebens gewesen zu seyn. Eine seinen Wünschen und Kräften gemäße Thätigkeit, in Verhältnissen des Kampfes bewährt, durch Anerkennung befriedigt, verband sich mit der Ruhe häuslichen Behagens, und, wenn gleich Littrow sich allmälich wieder in seine Heimat zurücksehnte, so blieb ihm der Aufenthalt in Kasan doch stets der liebste Kreis der Erinnerung. Aber er nahm diese nicht nur mit, er hinterließ sie auch. Die Gründung einer Sternwarte, die Früchte seines öffentlichen und selbst seines Privatunterrichtes (er hatte eine Privat-Erziehungsanstalt unternommen), und seine Mitwirkung zur Aufnahme der Volksbildung in Rußland, als er zur damaligen großen Schulkommission berufen ward, sichern sein Andenken in jenem Reiche. Im Sommer des J. 1816 verließ er es, um einer Berufung nach Ofen zu folgen. Leider stellte sich hier ein greller Contrast heraus, der vielleicht für die Folge jene russischen Erinnerungen verschönte. Konflikte mit widrigen Lokalverhältnissen und mit dem starren, ausschließ-

lichen Charakter eines Kollegen vergällten den Aufenthalt in Ofen, der, als Exil auf einem 70 Klafter über der Donau erhöhten, steilen, nackten Felsen, im Sommer unter Schlangen, im Winter unter Füchsen und Wölfen, vom Biographen (584) freilich nicht einladend geschildert wird. Im Jahre 1817 starb Triesnecker in Wien, und, nach einem fast zweijährigen Harren, während welchem jene Mißverhältnisse sich auf's Höchste gesteigert hatten, schlug für Littrow die Stunde der Erlösung. Am 15. September 1819 trat er das Amt eines Direktors an der Sternwarte zu Wien an. Hier war denn seinem Wirken und seinen Wünschen eine bleibende Stätte geboten; er nahm keine weitere Berufung mehr an, und lebte sein übriges Leben der Wissenschaft und den Seinen. Was er hier leistete und wie er unter uns anerkannt wurde, ist uns Allen noch in zu lebendigem Angedenken, um einer Erzählung zu bedürfen. Wenn von einem wissenschaftlichen Leben Wien's die Rede seyn soll, so muß Littrow genannt werden, — wenn man wissenschaftliche Charaktere sucht, die ihm Halt und Richtung geben konnten, so fällt auf Littrow der Blick; — leider sammelt sich jetzt unsere Erinnerung bloß in den Wunsch, ihn noch zu besitzen! Die literarischen Zustände, für die er sich bildete, denen er vor allem frommen konnte, scheinen sich jetzt erst heranbewegen zu wollen, — da wir ihn vermissen. Als Schriftsteller gehört Littrow eigentlich uns an; seine wichtigsten, astronomischen Arbeiten, die seinen Ruhm, und die vielen gemeinfaßlichen Schriften, die seinen Ruf vorzüglich begründeten und verbreiteten, gingen von hier aus; und die letztern bezeichnen ganz eigentlich die Mission, die schöne und segenreiche Mission, welche Oesterreich, seiner Eigenthümlichkeit und Bildung gemäß, dem übrigen Deutschland gegenüber, übernehmen zu können und zu sollen scheint. Der gesunde Sinn des Oesterreichers hat über den idealen Flügen der Vernunft noch nicht die Rechte des praktischen Verstandes, über den Klügeleien des Verstandes noch nicht die Ansprüche des Gefühles aufgegeben; ihm hat die papierne Welt noch nicht die lebendige verdrängt. „Die Deutschen — sagte Einer ihrer ersten Schriftsteller — haben ein besonderes Talent für das Halbgahre.“ Welche schöne Aufgabe, es gahr zu machen! die nahrhaften Elemente, die wirklich vorhanden sind, auch wo man sie am wenigsten vermuthen sollte, genießbar und gedeihlich zu machen! wie erfreulich, wenn sie unserm Vaterlande vorbehalten, wenn sie von ihm gelöst würde!

In diesem Sinne hat Littrow gewirkt. In diesem Sinne fand sein Wirken Anerkennung. Auszeichnungen mancher Art und freudenreiche Erfolge verschönerten die zweite Hälfte seines Lebens und halfen ihm vielleicht manches herbe Ereigniß, manchen Wi-

derspruch seines Innern gegen die Fügungen der Außenwelt, manchen schweren Verlust, wie den dreier Kinder, seiner Gattin (1833), seines von ihm hoch verehrten Freundes Jacquin (1839), ungebeugter übertragen. Mehrere kleine Reisen, veranlaßt durch die lebhafte Theilnahme an den jährlichen Versammlungen der deutschen Naturforscher, bei denen seine Persönlichkeit eben so vortheilhaft für ihn als für das Institut wirkte, erheiterten seine Spätjahre. Die bei diesen Anlässen gehaltenen Reden, so wie die mancherlei bezeichnenden Züge und Anekdoten, besonders aber die höchst anziehenden Fragmente aus Familienbriefen, die der Biograph einschaltet, sind die dankenswertheste Zugabe, und runden erst das Charakterbild, das er hinstellt, vollständig und befriedigend ab.

Einer der Hauptgedanken, welche Littrow längst, besonders aber noch in seinen letzten Lebensjahren beschäftigten, war: die Gründung einer Akademie der Wissenschaften. Gewiß waren Wenige so berufen, wie Er, in einer so folgenreichen Angelegenheit ihr Wort mit abzugeben. Ihm gebührt und bleibt das Verdienst, Einer von Jenen gewesen zu seyn, welche seit Leibnitz diesen Gedanken für unser Wien zuerst mit Muth und Umsicht in's Leben zu rufen versuchten; Vorschläge gemacht zu haben, die, was auch gegen Einzelnes derselben zu sagen seyn möchte, zu den Grundsteinen jedes künftigen Baues gehören. In diesem Sinne gehört Littrow unter die Gründer der Wiener Akademie, und sein Name darf in den künftigen Annalen ihrer Geschichte nicht fehlen. Seine Ansichten über diesen Gegenstand liegen zum Theile in den Aufsätzen über die russische Akademie und Unterrichtsanstalten vor (II. 391 u. f.). Die Biographie gibt aber eine nähere Auskunft, die um des gegenwärtigen Interesses willen hier mitgetheilt werden mag. Leitende Grundsätze waren Littrow in dieser Sache: unabhängige Stellung jedes einzelnen Mitgliedes in ökonomischer Beziehung (bloß in dieser?) — und: Freiheit der Anstalt von büreaukratischem Einflusse (bloß von diesem?). Noch Eines wäre hier nicht zu vergessen, als Bedingung, ohne welche Beides nur negativen Werth behält: sorgfältigste Wahl der Mitglieder, als höchstes Ehrenziel beglaubigter Verdienste, — wenn nicht die Staatsausgabe eine unverantwortliche Verschwendung und die Freiheit ein eben so unverantwortliches Privilegium werden soll; und noch Eines, als leitendes Gestirn der Fahrt: Einheit und Organismus im wissenschaftlichen Wirken überhaupt, — wenn nicht die Schiffer nach allen Weltgegenden sich zerstreuen und — scheitern oder doch festsitzen sollen. — In einem Gutachten, das Littrow im J. 1838 als Dekan der philosophischen Fakultät abgab, machte er für Wien folgende Vorschläge: Vertretung der

sämmtlichen Wissenschaften mit Ausschluß der sogenannten Fakultätsstudien; zwölf ordentliche Mitglieder mit 2000 fl. jährlichen Gehaltes; sechs Adjuncten mit der Hälfte dieses Gehaltes; zwei Kanzlisten, jeder mit 500 fl.; eine Zulage von 1000 fl. für den zum Sekretär gewählten Akademiker; 2000 fl. zur Bestreitung der Korrespondenz; 4000 fl. für den Druck der Memoiren und das Honorar der Arbeiten der korrespondirenden Mitglieder; 500 fl. zu zwei jährlichen Preisen; also: laufende Gesammtauslage 39,000 fl. Zur Deckung derselben wies er, nach dem Beispiele ähnlicher Einrichtungen in Rußland und Würtemberg, auf die in Oesterreich erscheinenden Kalender hin, und berechnete, daß ihr Monopol oder ihre Stempelerhöhung eine mehr als hinreichende Quelle biete. Die Stellen eines Präsidenten und Vicepräsidenten wünschte er ganz weggelassen oder als unbesoldete Ehrenämter behandelt. So Manches sich gegen diese Vorschläge einwenden lassen dürfte, so waren sie in Littrow durch die reinsten und nur im Interesse der Sache gedachten Motive begründet; er gab das Gutachten ab, schwieg, überließ die noch unreifen Keime der Zukunft, und zog sich auch beharrlich von allen Privatversuchen zu ähnlichen Zwecken zurück.

Seine rastlosen Bestrebungen hatten ihn mit sichtbarer Schnelligkeit altern gemacht. Wiederholte Körperleiden stellten sich ein, und endeten in der Nacht vom 29. auf den 30. November des J. 1840 sein an Verdiensten reiches Leben. „Sonne, Moment, Sterne," waren seine letzten, kaum verständlichen Traumworte (627).

Um die vorliegenden Schriften Littrows nach ihrem innerlichen Charakter zu übersehen, ist es am zweckmäßigsten, sie nach ihrem Inhalte zu ordnen. Sie bestehen aus selbstständigen Aufsätzen und Beurtheilungen fremder, durchaus bedeutender Werke. Die letzteren beziehen sich auf Naturwissenschaft überhaupt (die größte Zahl), Astronomie und Mathematik, Philosophie, Geographie und Statistik, Industrie und Technik, wissenschaftliche Zustände im Allgemeinen, Geschichte und Biographieen. Nach dieser Ordnung wollen wir sie dem künftigen Leser vorblättern, um ihm die Wahl zu erleichtern. Etwaige Bemerkungen, die kein Leser, wie ihn Littrow wünschte, unterdrückt, sollen keine Kritik vorstellen, höchstens eine veranlassen; und auch das nicht, denn über Ansichten gibt es keine Kritik, sondern nur einen Austausch. Diese Art literarischen Verkehrs ist ein Läuterungsprozeß; es bleibt zuletzt doch ein regulinischer Rückstand.

Die selbstständigen Aufsätze (I.) beginnen mit einer eben so anziehenden als instructiven Schilderung Rußlands, die in der

Form einzelner Skizzen von den klimatischen und ethnographischen bis zu den sozialen und ethischen Zuständen eines merkwürdigen Reiches eine lebendige Vorstellung gewährt. Es sind Mittheilungen eines treuen Beobachters, denen sich ohne eigene Erfahrung nichts nehmen und geben läßt, und die, wenn gleich die Lichtseite vorwaltet, wozu die Biographie den Schlüssel enthält, doch überall das Gepräge der Wahrheitsliebe haben. Wie sehr verkennt dasjenige Publikum, das in solchen Schilderungen immer nur die Satyre und den Tadel sucht, ihren eigentlichen Zweck! nur wer das Licht in den menschlichen Zuständen erblickt und wieder gibt, gibt das Positive in ihnen und vermag wieder ein Positives zu erzeugen. Der Schatten bildet sich von selbst dazu. Leser der verschiedensten Intentionen, der Arzt, der Psycholog, der Oekonom, der Politiker werden in diesen Blättern manchen, vielleicht hier nicht gesuchten, Aufschluß finden. Schilderungen des Brandes von Kasan im J. 1815 und des im Mittelalter über Rußland eingebrochenen schwarzen Todes, des Propheten der Cholera, schließen sich als Nachträge diesen Bildern an. Die übrigen Aufsätze sprechen theils in einem sehr glücklich populären Tone über Gegenstände, die eines solchen Tones am wenigsten fähig schienen, den Geist, theils in einem sittlich-gemüthlichen das Herz an. Zu den ersten gehören Bemerkungen über die Denkmäler Denderah's, über das Nordlicht und den Winter, über einen Mangel in unserer Zeitrechnung u. a., zu den letztern eine lebhafte Schilderung einer gelungenen Staaroperation. Von allgemeinem Interesse dürften auch die Grundsätze seyn, welche Littrow über die Zwecke, Errichtung und Verwaltung der Witwen-Institute (I. 205) aufstellt. Er verdient hier nicht nur als Mathematiker, sondern auch als praktisch Erfahrener volles Vertrauen; denn er hatte selbst an der in Wien gegründeten allgemeinen Witwen- und Waisen-Versorgungsanstalt theilgenommen, und unter mannichfachen Kämpfen und Widersprüchen seinen Ueberzeugungen allmälich Geltung, ja Autorität verschafft (III. 594 u. f.). Den Zweck solcher Institute spricht er dahin aus: daß alle Witwen der Gesellschaft bis auf die letzte in dem Maße versorgt werden müssen, daß, wenn diese letzte stirbt, das ganze Versorgungskapital verzehrt seyn muß. Als Grundlage gibt er eine auf den Mortalitäts-Calcül berechnete Tabelle (I. 212), die ihm zugleich ein Prüfungsstein für alle Witwenvereine ist. Aus ihr geht hervor: daß beim Eintritte eines jeden Ehepaares zwei Fragen zu stellen sind: wie alt ist der Mann, wie alt die Frau? Anstalten, die auf das Alter der Frau nicht Rücksicht nehmen, sind nichts werth (216). Eben so Anstalten, die bei der zweiten Ehe die Pension fortgewähren. Hier hört aller Calcül auf; der Boden schwankt, auf dem die Anstalt

gebaut ist. Eben so unzuläßig ist endlich die Aufnahme der Kinder in solche Anstalten (218). Eine solche Vermischung der Prinzipien einer Witwen- mit denen einer Waisenanstalt untergräbt beide (ebend.). Möchten ähnliche Institute diese Winke beherzigen!

Die naturwissenschaftlichen Werke, welche Littrow in einem raisonnirenden Auszuge ausführlich bespricht, sind folgende; zur allgemeinen Naturwissenschaft und auf unorganische Welt bezüglich: Whewell's history of inductive sciences (III.), Brewster's natürliche Magie (I), Garthe, über den Heiligenschein (I), Petzhold, Geologie (II.), Sommerville, physikalische Wissenschaften (II.), Herschel, preliminary discourse und on Light (II.), Schübler über den Mondeinfluß (II.), Cuvier, die Naturwissenschaften (III.) und Arago's Aufsätze (III.); — im organischen Gebiete: Quetelet, über den Menschen (II.), Volkmann, über den Gesichtsinn (III.), Treviranus, das organische Leben (III.), Schultze's mikroskopische Untersuchungen (III.). — Die Ansicht, welche Littrow bei Anlaß dieser reichhaltigen und vielseitigen Darstellungen im Ganzen repräsentirt, ist die seit Baco von Verulam, mit wenigen Ausnahmen, bei Behandlung der Naturwissenschaften allgemein angenommene: Erfahrung und Induction. Er hält sich an die gegenwärtig als die legitime anerkannte Gestalt wissenschaftlicher Ueberlieferung, jedoch nicht ohne prüfende Kritik im Einzelnen, und sucht dabei, wo es irgend thunlich scheint, die Bestimmtheit der sogenannten exacten Wissenschaften, weßhalb er der möglichsten Anwendung der Ziffern und des Calcül's günstig gesinnt ist. Da nun eine solche Methode weit mehr Anwendung in den Bezirken der unorganischen als der organischen Welt findet, so sind auch Littrow's Zusätze und Bemerkungen in jenem Kreise bedeutender als in diesem. Dagegen tritt auch in letzterem ein Verhältniß ein, welches sehr erfreulich und geistig förderlich erscheint. Es ist eine bei Betrachtung der organischen Naturen kaum entbehrliche, teleologische Rücksicht und ein überhaupt höherer, theils ästhetischer, theils sittlicher Sinn, der ihr erst wahrhaft menschlichen Werth verleiht. Diesen Sinn verdankt Littrow theils der erwähnten glücklichen Grundlage humanistischer Bildung, theils — und vorzüglich — seinem innern Charakter; und möge bei diesem Anlasse den Zeitgenossen das zur Paradoxie gewordene oder vergessene Wort wiederholt werden: auch die Naturforschung, wie alles wissenschaftliche Streben, fordert ein Gewissen, eine Gesinnung, ohne die sie vergebens Vollendung anstrebt! — Glücklicherweise kommt die Naturforschung, im Ganzen und Großen betrieben, dieser Forderung auf halbem Wege selbst entgegen. Sie nährt, ja sie weckt, wo es irgend zu nähren und zu wecken ist, das ästhetische, wie das moralische Gefühl. „Es gibt eine Seite

des Studiums der Natur, die den höheren Sinn des Menschen in Anspruch nimmt (III. 82).» Nicht im Einzelnen, nicht in dem, was die Griechen Parergon genannt haben, suche man Alexander von Humboldt's Verdienst. Er ist ein schöner Geist und will als solcher aufgefaßt seyn. Mag er immerhin manchmal im Sehen, manchmal im Schließen getäuscht worden seyn — und wer ward es nicht? — er sieht nicht mit Reptilaugen, sondern mit denen des Adlers, wie Büffon und Goethe sahen; er zeichnet nach seiner wirklichen Vogelperspektive die großen Contouren des Erdlebens, die man niemals in der Studierstube, nach dem mikroskopischen Detail oder nach der speculativen Hypothese wird zeichnen können; und die Zeichnungsfehler im Einzelnen werden hier den Kenner der Natur so wenig irre machen, als die des Cornelius den Kenner der künstlerischen Komposition, und die des irdischen Lebens den Kenner — wenn es einen gäbe — vom Plane des Weltganzen im göttlichen Geiste. — In demselben Sinne war auch Littrow, wenn gleich das Materiale der Erfahrung als unentbehrlichen Stoff mit Recht voraussetzend und vor Allem wichtig haltend, von der Nothwendigkeit des geistigen Sonderns und Zusammenfassens, besonders heutzutage, wo dieses Materiale sich bis zur Verwirrung anhäuft, vollkommen überzeugt. (Man sehe die Bemerkungen zu Treviranus, III. 81, und Cuvier, III. 145.) Allein eine in der Redlichkeit seines Charakters begründete Furcht vor den Erschleichungen der Speculation, vor den Schwindeleien der Phantasie, machte seine Schritte auf diesem Wege oft allzu behutsam. Daher seine nicht immer gerechte Abwürdigung dessen, was man in Deutschland Naturphilosophie nannte; die sich selbst so nennenden Naturphilosophen hatten durch ihre Escamotagen jene Abwürdigung oft verdient, und ihre Verallgemeinung leider entschuldigt. Allein man vergesse nie, daß die eigentliche Philosophie der Naturforschung es nur mit den letzten Gründen der Phänomene zu thun hat; erst von da ausgeht, wo die Erfahrung Anker wirft. Hier ist sie unentbehrlich; denn wie will der Mensch sich helfen, als nur mit dem Kompaß, der ihm in der Kraft seines Geistes mitgegeben ward? welchen andern Maßstab soll er, kann er anlegen, als sich selbst, der „das Maß der Dinge» ist? oder soll er in diese Grenzregionen gar nicht vordringen? nicht vordringen wollen? ja, wenn er anders könnte! wer nicht muß, thut allerdings besser, zu Hause zu bleiben. — Aber indem man die Würde dieser Speculation als Begränzung anerkennt, läßt man sie an ihrem Orte unangefochten, und muß sie nicht anwenden wollen, wo sie nicht nöthig ist, wo es noch zu erfahren gibt. Man muß nicht Hasen mit Kanonen schießen wollen, d. h. die nächsten Gründe, das Wie, ver-

säumen, um Erscheinungen aus den fernsten, dem Warum, zu erklären. Einen Schnupfen aus dem Gesetze der Polarität zu erklären ist eben so thöricht, als es unvorsichtig wäre, das Gesetz der Polarität und mit ihm die Philosophie der Natur überhaupt zu verneinen. Das wollte denn auch Littrow nicht, und diese Bemerkungen gehen nur dahin, bei Anlaß einer seiner Eigenheiten, die gerade mit der Tendenz der Gegenwart zusammentrifft, vor gewissen Consequenzen zu warnen. — So viel über diesen Abschnitt; daß in sein Detail hier nicht eingegangen werden kann, versteht sich von selbst. Es versteht sich noch mehr von der zweiten Abtheilung, die ich nur den Männern des Faches anzuempfehlen habe, welches auch Littrow's eigentliches Fach war. Sie enthält Referate über: Beer's und Mädler's Mondkarte (II.) und Selenographie (II.), Herschel's treatise on Astronomy (II.), Whewell's Astronomy (III.), Pontécoulant Astronomie (III.), Hugenii exercitationes mathematicae (III.), Libri histoire des sciences mathématiques en Italie (III.). Nur den Herausgeber glaube ich ihrentwegen in Schutz nehmen zu müssen. Es möchte scheinen, daß Arbeiten in einem so streng abgeschlossenen Fache aus einer für das gesammte gebildete Publikum bestimmten Sammlung besser weggeblieben wären. Es scheint aber auch nur so. Gerade hier zeigt sich Littrow's ausgezeichnetes Talent für ächte Popularität; gerade hier beweist es sich wieder, daß man das am klarsten und am anziehendsten darzulegen fähig ist, was man am besten versteht, was man am gründlichsten durchdacht hat. Jeder Leser, der für Wissenschaft im Ganzen Interesse fühlt, wird diese Aufsätze, namentlich die vortrefflich auseinandergesetzte Geschichte der Verhandlungen zwischen Huygens und Leibnitz (III.) — und wäre es auch nur aus dem geschichtlichen und psychologischen Gesichtspunkte — mit der größten Befriedigung lesen.

An diese Abtheilungen schließen sich die drei Beurtheilungen, welche in den Kreis der eigentlich so genannten philosophischen Wissenschaften gehören; über: J. J. Wagner's Organon (I.), Rapp's Erziehungslehre Platon's (II.), und Ritter's Geschichte der Philosophie (III.). Hier verhält sich der Verf. mehr als Dilettant, und die Aufsätze regen mehr zu eigenem Urtheilen an, als daß sie es zu entscheiden geeignet wären. Abgesehen von der erwähnten völligen Negation der naturphilosophischen Speculation, aus der das erste jener Bücher hervorgegangen ist, und dem mehr geschichtlichen als systematischen Inhalte der beiden letztern, bietet auch der Beurtheiler kein Gedankenganzes, an das man einen prüfenden Maßstab legen könnte. Er hält sich außerhalb des Terrain's, referirt mit möglichster Klarheit und Unbefangenheit im Sinne eines gebildeten Eklektizismus, und ist, was seinem rechts-

lichen Gefühle Ehre macht, überall sichtlich bemüht, die Ansprüche des gesunden Menschenverstandes und der Sittlichkeit zu wahren, und diese Leuchte an jeden Winkel, vor jede Ritze hinzuhalten, aus denen ihm irgend ein verdächtiges Dämmerlicht hervorzulocken scheint. Gehen nun gleich die höchst ehrenhaften Ansprüche des gesunden Menschenverstandes eben nicht weiter — als seine Kräfte reichen, nicht auf Probleme, die er sich gar nicht aufzugeben findet — urtheilt er gleich, einem Platon, einem Aristoteles, einem Marc Aurel gegenüber, manchmal so, daß diese Männer wohl nur mit einem Lächeln hätten antworten können, — so laßt uns doch nicht verkennen, daß alle Dinge und Ansichten einen unbedingten und einen bedingten Werth haben. Einen unbedingten hat der Grundsatz: den reinen Menschensinn vor den Täuschungen der Dialektik bewahren zu wollen; und der redliche Zweifler steht gewiß dem Throne der ewigen Wahrheit näher als der unredliche Dogmatiker. Einen bedingten Werth hat die Vertheidigung des gesunden Menschenverstandes zu einer Zeit, wo sich — unter den Philosophen — Niemand mehr auf ihn beruft; wo nach dem wachsenden Verhältnisse ihrer Entfernung von ihm die Bedeutung philosophischer Ansichten berechnet wird. Und wenn man unsere Zeit mit der vorhergangenen Epoche zusammenhält, — kann man sie als eine solche verkennen? Kant, „der Zermalmer," hatte Recht, den Appell Mendelsohn's an jene Instanz mit Achtung aber Entschiedenheit zurückzuweisen; aber wenn er die Schüler Hegel's erlebt hätte . . . mit welchem Blicke würde er Mendelsohn die Hand gedrückt haben! Auch Littrow glaubte, daß mit der Naturphilosophie der letzte Kopf der Hydra gefallen sei; er triumphirte über die Wiederkehr einer reineren Naturforschung; — laßt uns auch ihm über's Grab hinüber im Geiste die Hand drücken!

Der Abschnitt zur Geographie und Statistik enthält besonders schätzenswerthe und mannichfach belehrende Auszüge. Besprochen werden: Lessing, Reise nach Norwegen (I.), Parrot, Reise zum Ararat (II.), Balbi, Abrégé de Géographie, Bilancia politica und Essai statistique (III.). Die Reisebeschreibungen — Werke, welche einem Kant, Lichtenberg u. s. f. die reichste Vorrathskammer des Bildungsstoffes waren, welche, wenn die Verbindungswege und mit ihnen die gleiche Form der Bildung sich mit der begonnenen Schnelligkeit über die Erde verbreiten, bald den mythisch-poetischen Werth der Geschichten Herodot's haben werden, liest man hier fast eben so angenehm, und die statistischen Arbeiten mit eben dem Gewinne, als in den Originalen. Man sucht doch eigentlich bei beiden mehr das Neue und die Resultate, als das Detail. Jene spricht der Verf. aus, und theilt von diesem gerade genug mit, um sie zu begründen.

Noch förderlicher erweist sich diese Methode bei der Anzeige von Werken, welche Industrie und Technik betreffen. Als solche erscheinen: Babbage, Fabrik- und Maschinenwesen (I.), und Poppe's Geschichte der Erfindungen (II.). Eine perpetuirliche Fortsetzung des letzteren Unternehmens in dem Umfange, welche der von Littrow hier vorgelegte Ueberblick vorzeichnet, würde höchst verdienstlich seyn und, mit derselben kritischen Wahrheitsliebe bearbeitet, einen integrirenden Theil der jetzigen Weltgeschichte liefern. Der Mensch hat seine Werke allgemach an die Stelle seiner selbst gesetzt; vielleicht daß diese Epoche erst in sich vollendet werden muß, bis die Weltgeschichte wieder, wie sie es in einer frühern Epoche ihres Umschwunges war, zur Menschengeschichte wird!

Wissenschaftliche Zustände überhaupt, öffentliches Unterrichtswesen u. s. f. sind bei Anlaß folgender Werke besprochen: Babbage, decline of sciences (I.), Israeli, curiosities of literature (II.), Cunningham, british literature (II.), Organisation der Akademie der Wissenschaften in Petersburg (II.), Krusenstern, instruction publique de la Russie (II.), Bericht über Rußland's Unterrichtsanstalten (II.), Ruhnkenii epistolae (III.). Man sieht, daß diese Werke vorzugsweise England und Rußland betreffen. In Einem Blicke, wie ich sie hier zusammengestellt habe, überschaut, veranlassen sie zu den interessantesten Parallelen und Folgerungen. Diese chemische Ineinanderlösung werdender und absterbender Bildungszustände, die mechanische Beimischung unlösbarer Bestandtheile, dieses Gähren und Verdampfen im Großen, — welche Krystallisazionen wird es liefern? . . . Hier kommen denn auch Littrow's schon erwähnte Ansichten über Akademien zur Sprache. Möchte sich doch auch neben der theoretischen Entscheidung: welche Wissenschaften durch sie wahrhaft gefördert werden können und welche nicht, — einer Entscheidung, die so schwer nicht seyn dürfte, — irgend ein wissenschaftlicher und zugleich mit den betreffenden Versuchen vertrauter Kopf die Aufgabe historisch setzen; zu entwickeln: was haben Akademien der Wissenschaft bisher nachweisbar genützt? worin waren sie fördernd? worin gleichgiltig? worin etwa hinderlich? . . . Herder hat etwas Aehnliches versucht; allein er spricht vorzugsweise von den Akademien unter Ludwig XIV.; und Herder besaß wohl die Eine zu solchen Arbeiten erforderliche Eigenschaft im höchsten Grade: den weiten, zusammenfassenden Blick, die bejahende, allem Fortschritte warm huldigende Gesinnung, — minder die andere: strenge, ausscheidende Bestimmtheit, zu entscheiden: worauf es ankommt, zu verneinen, was nun einmal verneint werden muß. Eine solche Arbeit, wie ich sie hier vorschlage, würde einem rührigen Talente

unserer Zeit- und Landesgenossen bei der jetzt zu organisirenden Wiener Akademie gewiß den Dank nicht fehlen lassen.

Die Geschichte betrifft nur ein einziges von Littrow besprochenes Werk: Der historische Atlas von Le Sage (I.). — Desto bedeutsamer sind die nicht sowohl besprochenen als von ihm in einem kritischen Auszuge neu gegebenen Biographien. Sie bilden eine der anziehendsten Partien des Ganzen. Knebel (I.), Wolf (I.), Newton (I.), Jean Paul (I.) werden hier vorgeführt, die Darstellung ihrer Biographen gleichsam im Schmelztiegel der Prüfung geläutert und so die wahren Geister der Männer heraufbeschworen. Nur gegen Feßler (III.) ist Littrow nicht ganz so gerecht, als er es sonst zu seyn strebt. Er geht schon von vorne herein mit einer gewissen Ironie zu Werke. Sie mag durch die vorangegangene Kenntniß der Schriften Feßler's und durch die Ansicht, die der Biograph von ihnen faßte, veranlaßt, vielleicht selbst begründet seyn, — gerechtfertigt ist sie dadurch nicht. Ein anderes ist Kritik, ein anderes Biographie; die Werke des Menschen mag der Mensch mit der Sonde seiner Erkenntniß immerhin, ohne Schonung und Rücksicht prüfen, — über sein Leben lasse er Jenen richten, dessen Auge allein es in seinen Tiefen, in seinem Ganzen übersieht! Selbst aus der unbilligen Schilderung, die hier von Feßler's Leben gegeben wird, kann sich jeder billige Leser, der eines tiefern Blickes in das menschliche Gemüth und in den Zusammenhang der Dinge fähig ist, ohne Zwang die wahre Geschichte dieses Lebens herauslesen; kann sich die Zustände eines rastlos gährenden, nach Größe und Gewißheit ringenden Geistes, bei einem weichen, verletzbaren Naturelle, ausmalen, dessen Streben erst durch Mauern eines Klosters, dann durch Schulzwang, dann durch Täuschungen menschlicher Veranstaltungen, menschlicher Forschung, menschlicher Pläne, endlich durch die schmerzlicheren der eigenen schmeichlerischen Phantasie von einem Ziele vor der Fahrt, durch die Sirenenstimme der Sophistik und den unaufhörlichen Kampf mit den Dämonen in der eigenen Brust: den Leidenschaften und der sich verkennenden Selbstsucht, — durch's ganze Leben hin erschwert, verleidet, zuletzt in sich selbst erstickt, und unter Schmerzen, die kein Zuschauer wahrnimmt — langsam verkohlt wird! . . . Also: Achtung für jedes Streben eines Mannes, Mitleid für seinen Irrthum, — aber keinen Spott für seine Leiden! Ruhe Feßler's Asche . . . und wäre diese kurze Biographie lieber aus der Sammlung weggeblieben! Es begreift sich übrigens sehr gut, wie dem geraden, einfachen, hellen und kräftigen Sinne Littrow's der schwankende, excentrische, düstre, endlich in Weichheit zerfließende Feßler's widerstehen mußte. Wie

würde Jener von Diesem beurtheilt worden seyn? und so mögen wir denn uns Alle gegenseitig um Duldung ersuchen.

Um so befriedigender sind die übrigen Biographien; und jeder Freund der Wissenschaft wird mit dem lebhaftesten Interesse aus den gedrängten aber charakteristischen Skizzen die Bilder des wackern Knebel und des liebenswürdigen Jean Paul, und mit ihnen die Zustände eines unvergeßlichen deutschen Dichter- und Lebenskreises, so wie die scharf ausgeprägte eigenthümliche Gestalt Wolf's, neben der festen, gediegenen des ehrwürdigen Newton sich vergegenwärtigen.

Zuletzt aber kehrt das Auge immer wieder auf den Darsteller zurück, und ein Blick auf das Ganze, das er vor uns ausbreitete, bestätigt die allgemeinen Ansichten und Hoffnungen, die der Eingang dieser Zeilen aussprach. Das Vaterland wird sie rechtfertigen, und Oesterreich, welches am längsten von den Staaten der europäischen Bildung in der Periode der Unschuld verweilte, wird, wie der einzelne Mensch in einem solchen Falle, auch am längsten die Gesundheit und Kraft in sich bewahren, welche dem Zersetzungsprozesse widersteht. Wenn die gesammte Literatur in Gefahr schweben wird, ihres Binde-Elementes beraubt, in zerstreute Trümmer eines nicht mehr übersehbaren Stoffes, in vergebliche Bemühungen einer längst geschwächten, einer erschöpften Kraft sich aufzulösen, wenn, von tausend drängenden Interessen des Lebens absorbirt, das Publikum den höhern aber leisen Ansprüchen der Wissenschaft und Kunst nicht mehr zugänglich seyn wird, — wird vielleicht der noch nicht ausgebeutete, noch nicht verdorrte Boden unseres Vaterlandes die Keime einer frischen und fröhlichen Wiedergeburt in sich aufnehmen und zu kräftigen Schößlingen emportreiben. Helle, nüchterne Köpfe für die Wissenschaft, warme, fühlende Herzen für die Kunst (nicht wie es so oft umgekehrt vorkommt: Hitze in der Wissenschaft und Kälte in der Kunst), — das sind die Bedingungen, unter welchen jene Keime reifen können. So lange man noch Grillparzer's lebendige Geschöpfe als solche erkennt und ihnen lebendig entgegenfühlt, — so lange man noch, wie der Verfasser des vorliegenden Nachlasses, mit gerechtem Unwillen, oder wie es dem Naturell des Oesterreichers noch mehr zusagt, mit harmlosem Scherze die Arroganz einer dünkelhaften Leerheit beantwortet, — sind jene Hoffnungen nicht aufzugeben.

Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Art. VII. Die Nürnberger Dichterschule, Harsdörfer, Klaj, Birken. Beitrag zur deutschen Literatur und Kulturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts. — Von Julius Tittmann. Göttingen, Druck und Verlag der Dieterich'schen Buchhandlung. 1847. 8. 252 S.

Der durch seine Schriften über deutsche Literatur und Kulturgeschichte bekannte Verfasser bezeichnet in der Vorrede zum vorstehenden, in vielfacher Beziehung ausgezeichneten Werke die Tendenz desselben folgendermaßen: „Die gegenwärtige Monographie sucht ihre Berechtigung neben ähnlichen Werken vorzüglich darin, daß uns die ersten Regungen einer geistigen Thätigkeit, sei es in Wissenschaft oder Kunst, für den Historiker interessanter zu seyn scheinen, als selbst die Zeiten, wo dieselben zu reicher Blüthe gediehen sind. Der kritische Beurtheiler fühlt sich vielleicht durch die Frische des drängenden Strebens angesprochen, wie es sich in solchen Anfängen kund gibt. Daß diese Bestrebungen hier auf ein geselliges Leben in geschlossenem Kreise hinweisen, setzt uns in den Stand, zugleich einige nicht unwichtige Beiträge zur Geschichte der Kultur des Jahrhunderts zu geben."

„Nachdem die Nürnberger Dichter lange das Unglück gehabt hatten, bei Seite gesetzt und mißachtet zu werden, hat man in der neuesten Zeit wenigstens anerkannt, daß sie die Ersten waren, welche von der ersten schlesischen Schule in wesentlich verschiedener Richtung sich trennten. Wir möchten ihr Andenken jetzt vollständiger und gerechter erneuern, als dieß bisher geschehen ist."

So werden wir mitten in das poetische Treiben der ersten Blumenhirten an der Pegnitz gestellt, und die Dichtungen derselben, von ihren theoretischen Ansichten ausgehend, werden durch die verschiedenen Gattungen nach dem Entwicklungsgange, welcher denselben durch die Poetik des Kreises angewiesen wird, vorübergeführt.

Das erste Kapitel handelt nach der allgemeinen Darstellung der künstlerischen Verhältnisse jener Zeit von der Poetik der Nürnberger Schule insbesondere. Sie entwickelte sich durch die treue Pflege deutscher Fürsten. Sie erbauten den Herd eines regern Lebens, dessen Wirkungen, theils unmittelbar, theils vermittelnd und maßgebend, so bedeutend gewesen sind. Jenes Leben begann 1617, mit der Stiftung der ersten deutschen Gesellschaft.

Als einst der Weimar'sche Hofmeister Kaspar von Teutleben in einer Versammlung deutscher Fürsten, wo außer den Brüdern Johann Ernst, Friedrich und Wilhelm von Sachsen-Weimar, Ludwig und Johann Kasimir von Anhalt zugegen waren, der italienischen Akademien erwähnte, wurde die Stiftung einer ähnlichen Gesellschaft beschlossen. Er rühmte von jenen, „daß sie zur

Reizung der Tugend, Erhaltung guten Vertrauens und wohlanständiger Sitten, aber absonderlich zur Ausübung der Muttersprache gestiftet seien.» Nachdem man Ludwig von Anhalt, einen gelehrten Herrn und Aeltesten unter den Anwesenden, zum Oberhaupt gewählt hatle, war die Gesellschaft constituirt.

Bald sah sich der Verein in reicher Wirksamkeit. Schon nach einigen Jahren rief sein Beispiel in verschiedenen Theilen Deutschlands eine Anzahl literarischer Kreise ins Leben, welche von längerer oder kürzerer Dauer, von größerer oder geringerer Bedeutung, sich jenem durch gleiche Richtung des Strebens anschlossen, und durch concentrische Verbindung mit demselben auch unter einander im Zusammenhange standen. Dieses aber war auch gerade die Stellung, welche die fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmorden einnehmen wollte, und die ihrer innern Organisation gemäß ihr recht eigentlich gebührte; eine Stellung, durch welche sie für die gesammte deutsche Bildung des Jahrhunderts von außerordentlicher Wichtigkeit geworden ist. Sie hat niemals bloß eine gelehrte Akademie seyn wollen; ihre Absicht war nicht allein regsame Kräfte zu gemeinsamer Arbeit zusammenzuschließen, sondern sie kündigte sich auch als einen ritterlichen Orden an, welcher die Aufnahme als den Lohn eines tüchtigen Strebens für deutsche Art, Kunst und Wissenschaft erscheinen ließ. Wenn auch eines der Hauptstatute in dem Gesetzbuche der Gesellschaft die wissenschaftliche Seite ihrer Tendenz bestimmte: „die Muttersprache in ihrem gründlichen Wesen und rechten Verstande, ohne Einmischung fremder Wörter im Reden, Schreiben, in Gedichten zu erhalten und auszuüben," so bezeichnete man ihren höchsten Zweck doch stets als auf die Veredlung des sittlichen und socialen Lebens gerichtet. Ueberall sprach sich der deutsche Ernst, im Gegensatz zu der rein ästhetischen Ansicht der Italiener, aus. Man schloß sich ausdrücklich an die Reihe älterer geistlicher und weltlicher Ritterorden an, und umgab sich mit allem Glanze äußerer Formen, welche man in jenen vorfand.

So kam es, daß alle übrigen deutschen Gesellschaften auf den Palmorden als ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt hinwiesen. Johann Rist erklärte ausdrücklich, bei der Gründung des Elbschwanordens habe er die Absicht gehabt, „daß aus solchen, gleichsam wie aus einem Pflanzgarten, ein und anderes geschicktes und würdiges Mitglied genommen, und nach Abgang der alten und gelehrten fruchtbringenden Gesellschafter in den höchst belobten, durchlauchtigsten Palmenorden möchte versetzt werden.»

Von dieser Seite aus lassen sich auch die deutschthümlichen und poetischen Bestrebungen, welche die Stadt **Nürnberg** in

jener Zeit als den Sitz eines zahlreichen Dichterkreises erscheinen lassen, an jene fürstliche Akademie anknüpfen.

In Hans Sachs und Jakob Ayrer hatte jene noch gleiche Rechte mit der Kunstpoesie; ja in den Schulen der Meistersänger und den Improvisationen der Spruchsprecher ging sie noch lange, unbekümmert um ihre vornehme Schwester, ihren gemüthlichen und harmlosen Gang, während diese doch schon einen vollständigen Sieg über sie davongetragen hatte. Dieser Sieg wurde durch Georg Philipp Harsdörfer um die Mitte des Jahrhunderts entschieden.

Einem der Geschlechter angehörend, aus welchem vorzugsweise die vordersten Stellen der Republik besetzt wurden, reich genug, um nach der Weise junger Nürnberger Patricier über den engen reichsstädtischen Gesichtskreis hinaus durch Reisen seine Kenntniß der Welt und der Menschen auszudehnen, von keinem literarischen Hilfsmittel ausgeschlossen, verstand er bald das Glänzende seiner äußern Lage durch einen bedeutenden schriftstellerischen Ruhm zu erhöhen. In einem Alter von 27 Jahren trat er mit einer Uebersetzung der Diana Loredano's auf (1634). Aber erst acht Jahre später, nach einer Reihe kleiner lateinischer Schriften, gewann seine Thätigkeit die Richtung, welche von nun an für sein ganzes Leben bezeichnend blieb. Im Jahre 1642 erschienen die ersten Theile eines größern, encyklopädischen Werkes, der Gesprächspiele, und darin zugleich die ersten Proben von Harsdörfers deutschen Poesien. Inhalt und Form bezeichnen schon hier das bunteste Wissen und eine polypragmatische Weise des Wirkens, durch welche es ihm möglich wurde, während des Laufes eines nicht eben langen Lebens und unter der Geschäftslast städtischer Aemter über fünfzig Bände des verschiedensten Inhalts erscheinen zu lassen. Die außerordentliche Gelehrsamkeit, welche man in jenem Werke bewunderte, seine Dichtungen, die große Liebe zum Vaterlande und zu vaterländischer Sitte und Sprache, die sich darin aussprach, die feine weltmännische Bildung, die der Verfasser beurkundete, erregten die allgemeinste Aufmerksamkeit. Der Grund zu seinem Ruhme war gelegt. Deutschland war nun stolz auf ihn, Fürsten hielten ihn werth, und selbst im Ausland, für einen Deutschen damals eine seltene Ehre, war der Name Harsdörfer's rühmlich bekannt.

Die Zwecke der fruchtbringenden Gesellschaft, welche ihn zu ihren ausgezeichnetsten Mitgliedern zählte, hatte Harsdörfer mit ganzer Seele zu den seinigen gemacht. Auf seinen Reisen war er mit Sprache und Dichtung unserer Nachbarn vertraut geworden. So mußte es ihn betrüben, wie sein Vaterland, das er doch in andern Dingen mit wohlverdientem Ruhme geschmückt sah, gerade

her nur mit langsamem Gange nachzufolgen vermochte. Er mußte hören, wie fremde Dichter sich rühmten, sie hätten die Leiter, auf der sie den Parnaß erstiegen, nach sich gezogen, um es den Deutschen unmöglich zu machen, ihnen zu folgen. — Sein Aufenthalt in Italien hatte ihn gelehrt, auf welche Weise man sich dort im weitesten Kreise für die Angelegenheit der Sprache und Poesie interessirte. Wie er nun den höchsten Zweck des Palmordens, als Basis aller neu erwachten Bestrebungen dieser Art im großen Ganzen erkannte und einsah, daß derselbe für die Ausarbeitung des Einzelnen weder genüge noch auch bestimmt sei, mußte ihm der Gedanke sehr nahe liegen, auch in seiner Vaterstadt eine Akademie entstehen zu lassen, wie er sie fast in jeder bedeutenden Stadt Italiens gesehen, wie man sie überdieß schon in Straßburg versucht hatte. Dazu war dem Manne die fruchtbringende Gesellschaft örtlich zu fern; ihn verlangte in unmittelbarer Nähe nach einem bewegtern und frischern geselligen Leben, nach einer mehr ästhetisch erregten Umgebung, wie er dieselbe, über den alltäglichen Verkehr und die langgewohnte conventionelle Weise erhoben, in jenen Akademien sah. Ihnen hatte er manchen Genuß und vielseitige Anregung zu danken gehabt. Wovon er in seinen Schriften die erste Kunde in Deutschland verbreitet hatte, das wollte er nun auch verwirklicht sehen.

Aber die Ausführung eines vielleicht lange gehegten Planes war doch so leicht nicht. Es kam darauf an, Männer zu finden, welche sich der Sache mit gleicher Liebe annahmen; aber Harsdörfer fand in seiner Nähe nur eigentliche Fachgelehrte, meist Theologen, denen die Poesie, wenigstens die deutsche, fern lag, oder die sich, wie die Dillherr, Saubert, Vogel, ausschließlich der geistlichen Dichtung zuwandten. Ueberdieß mochte Alter und Stand bei Jenen den Eintritt in eine solche Gesellschaft, wenigstens damals noch, nicht passend erscheinen lassen.

Um so erwünschter mußte für Harsdörfer die Bekanntschaft mit einem jungen Manne seyn, der im Jahre 1644 von Wittenberg, aus der Schule Buchners, schon als gekrönter Poet nach Nürnberg kam. Dieser war Johann Klaj, aus Meißen. Aeußere Stellung, die Art und Weise der Studien, der ganze Bildungsgang, selbst das Alter der Beiden waren durchaus verschieden. Aber eben diese Verschiedenheit bei einem gemeinsamen Bande, dem Interesse für die Poesie, begünstigte in Widerspruch und Ergänzung einen reichen geistigen Verkehr, der sich bald zu einem engen Freundschaftsbund gestaltete. Jetzt wurde auch der Plan zur Gründung einer poetischen Gesellschaft wieder aufgenommen, und die Beiden machten noch in demselben Jahre, die weitere Ausdehnung der Zukunft überlassend, den Anfang.

Die Schilderungen jenes höchst charakteristischen ersten Anfanges durch den Verfasser und der ihnen folgenden Darstellungen und Untersuchungen der Harsdörfer und Birken'schen Bestrebungen und Erfolge sind von seltenem Interesse.

Das zweite Kapitel handelt von der Schäferpoesie und den ihr verwandten Gattungen — das dritte von der lyrischen — das vierte von der dramatischen Poesie, und das fünfte und letzte des Buches von der metrischen Kunst, der Sprache und dem Ausdruck. Ueberall ist bei der streng objectiven Haltung, welche der Verfasser absichtlich gewählt hat, Alles klar, anschaulich, erschöpfend dargestellt. Von besonderer Wichtigkeit ist das vierte Kapitel, obgleich der Verfasser bemerkt, daß die enge gezogenen Gränzen seiner Arbeit ein näheres Eingehen auf den Stand des Drama's um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ausschlöße.

Das neue poetische Treiben in Nürnberg, welches überdieß von den unmittelbaren Schrecknissen des Krieges unberührt blieb, war der Wiederbelebung des Schauspiels günstig. Nachdem die geistlichen Aufführungen den weltlichen, in den Zeiten des Volz, Hans Sachs, Ayrer, hatten weichen müssen, finden wir jetzt beide Arten in friedlicher Gemeinschaft neben einander.

Die beiden Poetiken der Schule wußten auch hier an die Schäferpoesie anzuknüpfen. Die dialogische Gestalt des Schäferspiels mit musikalischer Begleitung, eine Erfindung, deren die Italiener sich rühmten, und in welcher sie sich vermaßen, noch die Lehrer der Euripides, Aristophanes, Terentius werden zu wollen, bot hier eine Art von Uebergang. Solche Singspiele sind nach der Meinung der Zeit als Ursprung der dramatischen Dichtkunst überhaupt zu betrachten.

Hirten, als Satyre mit Epheu und Wintergrün bekränzt, sollen an den bakchischen Festen Lieder gesungen haben, welche die Laster großer Herren, die Tugenden und Reize des niedern Lebens zum Gegenstande hatten. Aus solchen Anfängen entwickelte sich nach und nach eine scenische Darstellung, als eine Art von Dialog in abwechselndem Gesange hinzutrat, und die Lebendigkeit mimischer Action den Inhalt der Lieder begleitete. Die neue Weise gelangte endlich in die Städte, wo dieselbe auf eigentlichen Schauplätzen eine fernere Ausbildung erhielt. In bürgerlichen Verhältnissen entstand die Komödie, das Lustspiel; an den Fürstenhöfen aber die Tragödie. Diese wurde auch bald Trauerspiel genannt, „weil vor Zeiten in der Heidenschaft meist Tyrannen das Regiment führten.“ — Als aber späterhin fromme Regenten Veranlassung gaben, von ihren löblichen Thaten zu handeln, entstanden „Trauerfreudenspiele, Tragikomödien!“ — So wäre denn die ganze dramatische Kunst dreifach getheilt: Die Hirten- oder

Feldspiele bilden das ländliche Leben ab, wie es in seiner Natürlichkeit geblieben ist; die Freudenspiele halten sich an den Bürgerstand, während die Trauerspiele die Geschichte der Könige und Helden darstellen. Man sieht, wie dieselben Stände, nach welchen schon die gesammte Poesie sich gliederte, auch hier wieder aushelfen mußten.

In Beziehung auf die allen Arten gemeinsamen Gesetze lehren Harsdörfer und Birken etwa Folgendes. Der Poet wählt sich zuvörderst eine Geschichte, die eine erdichtete oder wahre Begebenheit seyn mag. Ist sie das Letzte, so darf er doch „allerlei Umstände, welche sich nicht begeben, aber sich doch hätten vermuthlich begeben können, mit einflechten.» — Die Geschichte ist, so verstand man Aristoteles, oder vielmehr die neueren lateinischen Poetiker, vorzüglich Dan. Heinsius, entweder einschichtig, simplex, wenn dieselbe ohne Nebeninhalt, episodia, durch „merkwürdige Veränderung,» peripatia, Erkenntniß, agnitio, oder ein Himmelsgeschick, machina, doch so fortläuft, daß eine Hauptperson überall in dem Vordergrunde steht; oder mehrschichtig, composita, mit eingemischten Nebenhandlungen, wo „die Hauptperson schwer zu erkennen ist.» — Ferner hat der Dichter den äußern Bau seines Werkes zu beachten. Zuerst tritt der Vorredner, Prologus, auf, erzählt kurz den Inhalt des Stückes, und bittet die Zuschauer um geneigte Aufmerksamkeit; es erscheinen sogar häufig mehrere Vorredner nach einander auf der Bühne, von denen der eine den andern verjagt. Die Vorstellung ist in Handlungen, actus, getheilt, deren gewöhnlich fünf sind, nach den Momenten in der Entwickelung der Handlung. Die erste gibt den Eingang, die zweite den Fortgang, die dritte die Verwirrung, die vierte die Vorbereitung zur Auswickelung, die letzte endlich den Schluß, „wobei Alles, was verwirrt gewesen, in gute Richtigkeit wieder zusammenfallen muß.»

Die einzelnen Scenen sind entweder Auftritte oder Zutritte. Zwischen die Handlungen fällt der Chor, „welcher von Tugenden und Lastern der spielenden Personen redet.» — Er dient, den Zuhörer anzuweisen, was er aus dem Stücke zu lernen habe, und gibt zugleich dem Schauspieler Zeit, sich umzukleiden. Auch schiebt man wohl statt des Chores ein selbstständiges Zwischenspiel ein, welches, z. B. nach einem Trauerspiel, zur Erheiterung der Zuschauer dienen kann. Den Beschluß der ganzen Aufführung macht der Nachredner, Epilogus, mit einer Danksagung und allenfalls, für den neugierigen Zuschauer, der mehr wissen möchte, als das Spiel darstellen konnte, mit einer Fortsetzung oder Erklärung der Geschichte. — Die Einheiten verstand Harsdörfer dahin, daß jedes Stück nur eine Peripatie haben, und

jeder Akt die Zeit eines Tages und einer Nacht nicht überdauern dürfe.

Wie der Poesie der Zeit überhaupt das Amt einer Lehrerin der Frömmigkeit und Tugend zugewiesen wurde, so mußte vor Allem das Drama, als die lebendigste und einflußreichste ihrer Formen, für eine solche gelten. Bei der Oeffentlichkeit, mit welcher dieselbe nun auftrat, hieß es vor Allem ihre Würde zu bewahren. Da ist denn die Pflicht des Dichters um so dringender, die höchste Absicht der christlichen Poesie: „Gott zu Ehren und Menschen zu Nutzen" stets vor Augen zu haben. Er soll sich gewöhnen, das Beispiel der blinden Heiden zu verabscheuen, die sich nicht entblödet haben, allerlei Laster öffentlich darzustellen, wenn sie nur ihren Zweck: „Furcht und Mitleiden zu erregen" damit erreichten; „da denn Schauspieler und Spielschauer mit einander dahingefahren, wo sie nun auf dem feurigen Schauplatz ihres Götzen Pluton ein ewiges Trauerspiel spielen." — So ernstlich sah Birken die Sache an, und eben so ernstlich ist es gemeint, wenn er die Jugend vor dem „lasciven" Terentius warnt, und ihr lieber den würdigen Terentius christianus Schonaei in die Hände geben möchte.

Die moralische und didaktische Seite der Kunst liegt aber vor Allem im Trauerspiel zu Tage. Klajus nennt dasselbe „einen Spiegel menschlicher Zufälle, durch deren Besichtigung wir mehrmalen in Wehmuth gerathen, ja oft die Thränen aus den Augen locken, darneben aus den schönen eingemengten Sprüchen lernen, daß uns beiderlei Glück, wie es Andern aufgestoßen, auch begegnen könne, dahero selbes männlich erwarten und sanftmüthiger ertragen." (Vorrede zum Herodes.) Harsdörfer drückte sich noch bestimmter aus. Der Nutzen des Trauerspieles besteht „in der Bewegung der sonst unbeweglichen Gemüther, gestalt das scharfsinnige Machtwort, gleichsam als ein schneller Pfeil der Zuhörer Herzen durchschneidet und einen Abscheu vor den Lastern, hingegen aber eine Begierde zu der Tugend eindrucket." (Zuschrift an Klaj über den Herodes.) Diese Bewegung nennt Klajus ein Mitleiden und grausames Furchterstaunen, — Harsdörfer ein „Erstaunen und Härmen," wobei er sich auf das ἔλεος καὶ φόβος des Aristoteles beruft. Die Lust aber, welche der Zuschauer empfindet, sucht er wie dieser eben in der eigenthümlichen Wirkung der Nachahmung, „indem uns die Abbildung eines grimmigen Löwen, Drachen oder Tigers mehr beliebt, als das lebendige Thier selbst." — Dazu soll denn noch kommen, daß das menschliche Herz gerade zu den genannten Erregungen von Natur am meisten geneigt, „und die Erwartung und Spannung, welche wir bei

den unterschiedlichen Fügnissen empfinden, eine angenehme Aufregung sei.»

Diese Aufregung ist demnach der nächste Zweck des Dichters. Die Zuschauer in Rührung und Mitleid zerfließen zu lassen, hält Harsdörfer so sehr für die Hauptsache, daß er ernstlich der Ansicht ist, die berühmten sieben Tragiker der Griechen seien deßhalb mit dem Namen der Plejaden, oder „der Gluckhenne» beehrt worden, weil diese meistens Regenwetter, wie jene Thränen bringen! Birken geht hierin gar noch weiter; wenn Harsdörfer „grausame Marter und Pein» von der Bühne selbst verbannt und sie nur durch Boten erzählen lassen will, so findet Birken, was auch Andere dagegen sagen mögen, es gar nicht so ungereimt, Mord und Selbstentleibung auf die Bühne zu bringen. Beide rühmen dagegen ein Kunststück, wie man es auf italienischen Bühnen sah, das Haupt eines Ermordeten in einer Schüssel auf einem behangenen Tische zu zeigen, wobei dann der Schauspieler mit dem übrigen Leibe unter dem Tische verborgen war, und durch ein ausdruckvolles Mienenspiel gewiß ein Uebriges thun konnte, dem Zuschauer ein wohlthätiges Grausen einzujagen.

In der näheren Definition des Wesens der Tragödie folgten die Nürnberger zunächst Opitz. Dieser hatte geschrieben: „Die Tragödie ist an der Majestät dem heroischen Gedichte gemäß, ohne daß sie selten leidet, daß man geringen Standes Personen und schlechte Sachen einführe, weil sie nur von königlichem Willen u. s. w. handelt.» — Nach ihm definirte Harsdörfer: „Der Inhalt des Trauerspiels betrifft großer Herren unglücklichen Zustand, und es pflegt deßhalb mit dem größten Jammer und Todesnoth zu enden.» Ja, diesem erhabenen Stande gehört dasselbe so sehr an, daß Klajus meinte, es sei unschwer zu erweisen, wie selbst das Trauerspiel d i c h t e n nur der Kaiser, Fürsten, großer Helden und Weltweisen, nicht aber schlechter Leute Thun gewesen. Es berichtet noch Opitz jener großen Herren Verzweiflung, Mordthaten, Verfolgung, Meineid, Betrug, Blutschande, Schlachten, Tod, Grabschriften, Klaglieder. Fügt man mit Birken noch „Verrätherei, Praktiken, Prahlereien und Begräbnisse» hinzu, so wird man so ziemlich den tragischen Apparat der Zeit zusammen haben.

Ohne einen Bösewicht konnte man damals in der Tragödie nicht auskommen. Der eigentliche Held soll aber, wo möglich, ein Exempel aller Tugenden seyn.

Wenn der Schüler nun noch die Regel beachtet, daß die Unschuld gekränkt werden muß, die Bosheit triumphirt, bis endlich Alles entwickelt und auf einen richtigen Lauf gebracht wird, daß der Held Schmerzen und Tod mit Tapferkeit überwindet, so

wird er im Stande seyn, ein ganz vortreffliches Trauerspiel zu dichten. Kann man nicht ändern, daß auch der Hauptheld ein böser Mensch ist, so folge die Strafe ihm auf dem Fuße nach, weil das Gegentheil göttlicher Regierung zuwider läuft. Dem Tugendhaften stellt man einen Wütherich zur Seite, immer aber sei das Trauerspiel ein gerechter Richter, der die Tugend belohnt und das Laster bestraft! Darum eben, und weil dasselbe des menschlichen Lebens Wechselfälle abbildet, heißt es die Schule der Könige. Uebrigens hindert nichts, das Ganze durch allerlei Beiwerk interessanter zu machen; man kann Erscheinungen beschwören, Tugenden und Laster personifiziren, Genien oder „Flügelknaben" aus den Wolken schweben lassen, und dergleichen.

Opitz hatte auf die Verwandtschaft der Tragödie mit dem heroischen Gedichte aufmerksam gemacht, Harsdörfer fand diese nur in dem tragischen Ausgange der meisten. Er war z. B. geneigt, nachdem er sich lange vergeblich in der deutschen Poesie nach einem Trauerspiele umgesehen hatte, den Theuerdank für ein solches zu erklären, „weil es mit den drei Räthen: Fürwittig, Unfallo und Neidelhart übel abläuft."

Die Komödie ist recht eigentlich das Gegentheil der Tragödie. Auch hier gibt es Peripatie und Erkennung, aber Alles mit fröhlichem Ausgang. Der Schluß mache sich natürlich, und der Poet greife nicht zur Maschine. Die Personen derselben sind nach Harsdörfer: ein alter Geizhals, ein junger Buhler, eine freche Dirne, ein listiger Knecht, betrüglicher Kuppler, unverschämter Fremdling, schwatzhafte Frauen, verliebte Jungfrauen, geschäftige Mägde; Könige und hohe Herren nur sehr selten, und natürlich nicht als Hauptpersonen. Opitz hatte sogar geradezu ausgesprochen: „die Komödie besteht in schlechtem Wesen und Personen;" ihren Inhalt sollen solche Dinge ausmachen, „die täglich unter gemeinen Leuten vorlaufen." Doch scheint unsern Poetikern diese Ansicht einer Milderung zu bedürfen, wenn der Schüler nicht in das allzu Gemeine fallen soll.

So ist man denn mit dem unsichern Greifen nach Definitionen, durch welche Nichts bestimmt wird, nirgends sehr weit gekommen. Am wenigsten aber kam man über das Alleräußerlichste hinaus. In Bezug auf die Zeichnung der Charaktere z. B. war es Harsdörfern genug, auszusprechen, wie schwer es sei, hierin etwas Lobwürdiges zu leisten. „Der Poet muß die Neigungen und Eignungen, welche er seinem Zuhörer beibringen will, erstlich in sich empfinden, und in die Personen, welche er vorstellt, gleichsam entzücket, sich verstellen." Was er ausbilden will, muß er sich zuvor kunstartig einbilden. Er soll „die Gemüthsmeinungen" beherrschen, leichtsinnige Jünglinge, tugendreiche

Frauen, geizige Alte, zornige Soldaten darstellen. Auch die „zufälligen Sitten" diejenigen, welche aus dem Charakter eines bestimmten Volkes hervorgehen, oder sonst in Zufälligkeiten ihren Grund haben, wie wenn z. B. ein Knabe verständiger redet, als sein Alter erwarten läßt, nehmen die Aufmerksamkeit des Dichters in Anspruch.

Was man über die Kunst des Dialogs lehrte, beschränkt sich auf die Warnung: „Traurige und verschmerzte Personen müssen nicht künstlich, sondern verkürzt und kläglich reden. Mehr ein dunkles Errathen des Rechten ist es ferner, als auch nur eine Ahnung von der Stellung der dramatischen Poesie zur Geschichte und zum öffentlichen und häuslichen Leben eines Volkes, wenn dem Dichter empfohlen wird, seine Stoffe aus „deutschen Händeln" zu entlehnen. Der Grund lag für Harsdörfer wohl nur darin, daß so dem Publikum das Verständniß des Einzelnen erleichtert wird.

Für den Dialog hält Birken die ungebundene für passender, als die gebundene Rede, während Harsdörfer jene auf das Lustspiel beschränken möchte; die Reime sind ja das Gold, in welches die Steine der edelsten Gedanken eingefaßt, die glänzendsten Strahlen werfen. Wenigstens sollen die Chöre des Trauerspiels gereimt seyn. Am gebräuchlichsten sind zwölf- und dreizehnsylbige Jamben und fünfzehnsilbige Opitzische Trochäen, auch die Versi sciolti werden empfohlen. Indeß ist der Dichter während des Verlaufes seiner Darstellung keineswegs auf ein und dasselbe Versmaß beschränkt, vielmehr hat er durch den Wechsel desselben ein Mittel mehr, um den Reiz und die Lebendigkeit des Dialogs zu erhöhen. Harsdörfer sprach sich über diesen Punkt in einem Schreiben an Klaj sehr bestimmt aus: „Er möchte nicht, daß der Dichter sich einer genauen Sylbenzahl bediente, oder daß er sich an eine besondere Schränkung der Reime bände. Die kurzlangen Reimarten sind zu den Erzählungen, die langkurzen zur Bewegung der Gemüther, und die daktylischen zu freudigen Sachen bequem. — Jede naturgemäße Vorstellung muß beinebens den nachdrücklichen Worten durch die Reimart oder Bindung angeführt werden, dergestalt, daß Hoffnung, Verlangen, Freude und Alles, was uns in dem Sinn liegt, vielmals wiederholt werden soll, als ob wir's nicht vergessen und aus dem Herzen oder Mund lassen könnten." — „Das Klagen, Seufzen, Jammern und Trauern muß durch kurze Reimzeilen gefasset werden, als ob die Rede gleichsam durch das Aechzen und die Seufzer unterbrochen würde." — Er hatte diese Regel dem Beispiel der Italiener abgesehen, und fand eben in der Musik den Grund derselben, ohne zu bedenken, daß der Dialog mit der Musik auch nicht das Min-

beste zu thun hat, daß die Regel also nur für die Chöre und das eigentliche Singspiel eintrifft.

Nach Mittheilung dieser vorläufigen Ansicht tritt der Verfasser an die Erzeugnisse des Kreises selbst heran, und beginnt die Rundschau mit einer Reihe geistlicher Stücke von Klaj.

Bei der allgemeinen Uebersicht der Erscheinungen im poetischen Reiche an den Ufern der Pegnitz im letzten Kapitel macht der Verfasser anschaulich, wie es nur an der äußersten Ungunst der Verhältnisse lag, wenn die Nürnberger Dichter, Harsdörfer, Klaj und Birken, vor und neben der zweiten schlesischen Schule, von der ersten dem Wesen nach sich lossagend, die deutsche Dichtung nicht schon damals dem Ziele nahe brachten, das die Männer des achtzehnten Jahrhunderts erreichten, welche in einem unumschränkten kritischen Reiche eine folgenreiche Revolution mit ähnlichen Waffen zu Ende führten.

Art. VIII. Entwurf einer praktischen Schauspielerschule von August Lewald. Wien, Druck und Verlag von J. B. Wallishausser, 1846. 296 S. 8.

(Schluß.)

Umfassend und anschaulich ist der Abriß des Geschichtlichen. Man war, sagt der Verfasser, sorgfältig bemüht, dem deutschen Theater einen alten Adel nachzuweisen. Zu Karl's des Großen Zeit sollen schon theatralische Aufführungen Statt gefunden haben, und die Nonne Roswitha schrieb für ihre frommen Schwestern Dramen in lateinischer Sprache. Für den Literarhistoriker haben dergleichen Nachweisungen nur ein sehr bedingtes Interesse; für unsern Zweck gar keines. Lange blieb die Kunst in den Händen der Geistlichkeit, bis sie endlich in das Volk überging. Die nächste Ursache hiezu war, daß man in den Klöstern nicht genug Individuen fand, um die zahlreichen Rollen der Stücke besetzen zu können, und deßhalb in die Kreise der Laien übergreifen mußte.

Die damalige Einrichtung der Scene erheischte nämlich, daß alle Personen mit ihrem Gefolge zu Anfang des Stückes auf die Bühne traten, und daß entweder sie selbst oder der Präcursor eine Art Prolog, ihren Namen, ihren Charakter und Anderes zu erkennen gaben; darauf stellten sie sich in Reihe und Glied und warteten geduldig ab, bis ihr Stichwort erfolgte, ohne früher an dem, was auf der Bühne vorging, Theil zu nehmen. Diese Uebung machte es jedoch unmöglich, einem Individuum zwei oder mehrere Rollen zuzutheilen, wie das hie und da noch heute der

Fall ist; aber deßhalb eben langten die Fähigen in den Klöstern für eine solche Darstellung nicht aus.

Wurden nun aber die Laien zugezogen, so mußten die Stücke nothwendig in deutscher Sprache seyn, und dies Verlassen der gelehrten Sprache brachte das Volk zum ersten Male mit der Kunst in eine nähere Berührung. Die ersten Dramen behandelten stets das Leben Jesu oder der Jungfrau Maria, den Sündenfall und dergleichen. Der Zuschnitt und die ganze Form blieb sich überall gleich, und wenn auch hin und wieder echte Poesie des Ausdrucks gefunden wird, so ist das Ganze doch nicht erheblich und der Scherz gränzt an das Unanständige.

Als den Anfang eines Theaters in Deutschland kann man die Fastnachtspiele betrachten, die sich zuerst aus der Gewohnheit entwickelten, um die Fastnachtzeit vermummt umher zu ziehen und allerlei vorzustellen, um den Leuten einen Spaß zu machen. Würde man auf diesem Wege fortgegangen seyn, so hätte sich auch unser Drama aus dem Volksleben entwickelt; aber so war es nicht.

Die ersten Fastnachtspiele wurden improvisirt und die Dichter waren auch zugleich die Schauspieler. In Nürnberg, wo diese Belustigung aufkam, hatte man ein Theater dazu gebaut, welches dem Theater der Alten ähnlich gewesen seyn soll, von amphitheatralischen Sitzen umgeben und ohne Dach. Die Leute, die sich mit dem Darstellen dieser Stücke abgaben, bildeten, wie es die Sitte jener Zeit mit sich brachte, eine Zunft oder Innung, wie die Meistersänger auch. Sie hatten ihre Herberge und Altgesellen, wie die Handwerker. Von den ältesten Fastnachtspielern haben wir keine Kenntniß; erst Hans Schnepperer, genannt Rosenplüt, welcher um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte, schrieb die seinigen auf, von denen sechs bis auf uns gekommen sind. Wichtiger für die deutsche dramatische Kunst war jedoch sein Nachfolger, der berühmte Nürnberger Schuhmacher Hans Sachs, der bereits regelmäßige, in Acte und Scenen abgetheilte Stücke schrieb, und ein Dichter an großem Belange nicht nur für seine Zeit genannt werden darf. Er war echt deutsch in seinem Kern und dabei populär durch und durch; er hob gleich im Anfange unsere Bühne auf den nationalen Standpunkt, der ihr allein gebührt, und von welchem sie später durch die Stubengelehrten verdrängt wurde, die nach fremden Mustern bildeten, und statt des frischen Lebens ein Scheinleben auf die Bühne brachten, das sie nur aus Büchern kannten.

Ueber die Art und Weise der Darstellung in jener Zeit weiß man wenig zu sagen. Plump, wie die Dichtung, war sie gewiß. Die Costüme waren die des Tages, die man auf der Straße

und im Hause trug, und höchstens wurde bei allegorischen Figuren einiges Bezeichnende hinzugefügt. Dieser Zustand erhielt sich lang und wurde erst nach und nach entfernt, als die dramatische Kunst in Deutschland schon zu einem Grade höherer Ausbildung gediehen war.

Nach Hans Sachs kamen die Uebersetzungen des Terenz wieder auf, und Jakob Ayrer überschwemmte die junge Bühne mit Nachbildungen aus fremden Sprachen; ein Fluch, der dem deutschen Theater bisher geblieben ist. Mit dem siebzehnten Jahrhundert zog sich die dramatische Kunst nach Schlesien. Adam Puschmann, der auf seinen Reisen Hans Sachs kennen gelernt hatte und zu Nürnberg in die Zunft der Meistersänger aufgenommen worden war, verpflanzte die Kunst nach Breslau, seiner Heimat, wo er eine Meistersängertafel gründete. Die Reformation hatte den Norden und Süden Deutschlands streng geschieden; die religiösen Kriege verdrängten den Frohmuth der Nation, namentlich bei den Süddeutschen. Das sogenannte Hochdeutsch hatte den warmen naiven süddeutschen Dialekt aus Kunst und Wissenschaft zu verdrängen angefangen. Alles dieß geschah zum großen Nachtheil für Poesie und Literatur. Statt des Natürlichen, Ursprünglichen, Heitern, das den ersten Anfängen im Bereiche des Drama's nicht abgesprochen werden kann, und das sich in Hans Sachs im höchsten Glanze zeigte, fingen die norddeutschen Gelehrten an, in der Beobachtung einer steifen Form das Wesen der Kunst zu suchen, und da sie außerdem nur wenig dichterische Begabung besaßen, den Norddeutschen, welche durch sie erst eine Bühne erhielten, ein pedantisch gelehrtes Afterbild derselben zu vermitteln. Nach Süddeutschland konnten sich diese Erscheinungen niemals Bahn brechen, und selbst für Norddeutschland waren sie größtentheils ungenießbar.

Das Einzige, was man als Gewinn betrachten möchte (wenn hier überhaupt bei so großem Verluste noch von einigem Gewinne nach einer Seite hin gesprochen werden kann), ist die Feststellung von Regeln, die der kritische Geist, welcher in dem Norddeutschen stärker vorwaltet, ersann, und die dem Drama zu dem Range einer eigenthümlichen Kunstgattung verhalfen.

Ehe sich nun aber der eigentliche Norden des Drama's bemächtigte, war es noch als ein glücklicher Zufall zu betrachten, daß es zuerst in Schlesien wurzelte, da diese Provinz als der Uebergang zu betrachten ist, wo noch viel süddeutsche Treuherzigkeit und Wärme vorherrschen, und sich mit norddeutschen Elementen verbinden. Opitz, der während der Stürme und Verwüstung des dreißigjährigen Krieges seine eleganten und regelmäßigen Verse machte, ist hier zu nennen; vor Allem aber war es

Andreas Gryphius zu Glogau, der, mit bedeutendem Talente ausgerüstet, mehr Schwung in das Ganze brachte, und eine große Menge dramatische Dichtungen aus allen Gattungen hinterließ. Auf seine Zeitgenossen wirkte er wie keiner seiner Mitstrebenden. Seine Stücke sind in Alexandrinern geschrieben und seine Sprache leidet an übertriebenem Schwulst und Pathos, doch sind die geschichtlichen Stoffe nicht ohne Scharfblick aufgefaßt und die menschlichen Leidenschaften mit Kraft geschildert.

Die Stücke von Gryphius wurden mehrmals aufgeführt. So weiß man, daß seine Gibronite in Breslau fünfmal, seine Felicitas siebenmal gegeben wurde, und sein Singspiel Majuma wurde im Mai 1653 aufgeführt, zur Feier der Thronbesteigung Ferdinands IV. als römischer Kaiser.

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts waren englische Schauspieler nach Deutschland gekommen, welche auf unsere Kunst nicht ohne Einfluß bleiben konnten. Sie waren im Besitze eines kaiserlichen Privilegiums, und Gryphius verdankt ihrer Bekanntschaft wahrscheinlich viel. Unter Anderm will man dieß aus einem Lustspiele ersehen, das den Titel „Peter Squenz" führt, und denselben Schwank behandelt, der das witzige Intermezzo in Shakespeare's Sommernachtstraum bildet. Nach Gryphius folgten Lohenstein und Hoffmannswaldau, die jedoch auf Abwege geriethen, und wenn man ihnen gleich eine poetische Ader und Kraft des Ausdrucks nicht absprechen kann, so übertreiben sie jedoch beides in dem Maße, daß der Geschmack darüber völlig zu Grunde ging und ihre Manier sprichwörtlich geworden ist, um geschmacklosen Schwulst zu bezeichnen. Der Raum und der Zweck des gegenwärtigen Werkes erlaubt nicht, von den Nachfolgern dieser Beiden umständlicher zu sprechen, die zwar wieder von der geschraubten Höhe derselben abwärts lenkten, dafür aber in den Gegensatz, die nüchternste Plattheit, verfielen, und sich bis in die Region des Gemeinen und Zotenhaften verirrten. Um diese Zeit entstand das Singspiel, und mit ihm begannen die reichern Ausschmückungen der Scene, die vornehmlich in einem großen Decorationswechsel bestanden. Nicht nur besaßen schon die größern Städte, von Königsberg bis Nürnberg, ihre Operntheater, sondern jeder Reichsfürst, auch der kleinste, wollte darin nicht zurückstehen.

Gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hatten sich schon mehrere Schauspielergesellschaften unter eigenen Prinzipalen gebildet. Früher zogen die Komödianten im Lande umher, ohne sich in ihrem innern Wesen und Treiben einer gewissen Ordnung und Regel zu fügen. Daß jene Gesellschaften manchmal Männer von nicht gewöhnlicher Bildung bereits zählten, geht unter An-

derm auch daraus hervor, daß ein Schauspieler der Trau'schen Gesellschaft, Namens Lassenius, der in Berlin gespielt hatte, später dänischer Hofprediger und ein berühmter Mann wurde. Eben so bestand die Gesellschaft des Prinzipals Karl Paul, welcher selbst der Sohn eines Oberstlieutenants war, meistentheils aus studirten Leuten; dasselbe wird der Gesellschaft des Andreas Gärtner aus Königsberg nachgerühmt, der mit „feinen gelehrten und wohlgeschickten Studenten" seine Vorstellungen gab. Von diesen Genannten ist es uns nicht gelungen, irgend ein Actenstück aufzufinden, wohl aber von dem Folgenden, der in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst sich einen dauernden Platz erworben hat.

Dieß war der Magister Veltheim zu Leipzig, der im Jahre 1669 in einer Uebersetzung von Corneille's Polyeuct selbst als Schauspieler zuerst die Bühne betrat. Veltheim übersetzte Corneille und Molière, und ahmte spanische Trauerspiele nach, welche den Namen „Haupt- und Staats-Actionen" erhielten. Die Gesellschaft, welche Veltheim zusammenbrachte, zählte unter ihren Mitgliedern: Schernitzky, Geißler, Elendsohn, Salzhüter, u. s. w., und genoß großen Ansehens, wenn sie gleich in Norddeutschland von geistlichen Zeloten zu leiden hatte. Sie bereiseten Leipzig, Nürnberg, Breslau und Hamburg, und der Titel, den ihr Prinzipal ihr beilegte, war: „Die Gesellschaft der königl. Polnischen und Churfürstl. Sächsischen privilegirten deutschen Hofkomödianten."

Was den Hanswurst betrifft, so trieb er vornehmlich in Wien sein Wesen. Joseph Stranitzky hatte dort im Jahre 1708 zuerst ein deutsches Schauspiel eingeführt. Allein auch bei seiner Gesellschaft sollen sich Männer gefunden haben, welche der Kunst mit Liebe anhingen. Der Komiker Bönike pflegte zu sagen: „Das Theater ist so heilig wie der Altar, und die Probe wie die Sakristey," und daraus mag man wohl abnehmen, wie dieser Mann über seine Aufgabe dachte. Allein, welcher Widerspruch lag in dieser Ansicht von seiner Kunst und dem, was sie ihm auszuführen gebot!

Um diese Zeit glänzte in Wien als berühmtester Hanswurst jener Zeit Gottfried Prehauser, der nach allen Aufzeichnungen mit einem bedeutenden Talente begabt gewesen seyn muß.

So trieb es denn der Hanswurst im Norden und Süden auf den Bretern, welche die Welt bedeuten, immer toller und toller, als eine Frau erschien, die von echtem Kunstfeuer durchdrungen und in der besten Absicht das Wagniß unternahm, diese dem Volke liebgewordene Figur für immer von der Bühne zu verbannen. Es ging ihr damit, wie mit allen jenen gewaltsamen Verboten, die

ertheilt und gezwungen auch befolgt werden, wenn gleich der Reiz an dem Verbotenen noch in der Menschenbrust schlummert. Nur dann, wenn kein solcher Reiz mehr Statt findet, kann ein solches Verbot frommen, allein dann ist es auch überflüssig, da Niemand mehr dagegen zu handeln denkt. So haben die Spielverbote, das Aufheben der öffentlichen Banken, die heimlichen Spielhöhlen erschlossen, die viel ärger wüthen und wie Krebsschaden um sich fressen, da die Spielersucht noch nicht in dem Menschen erstickt ist. So hat die Neuber, eben jene Frau, welche den Hanswurst von der Bühne herab verbannte und für ewig ihm den Weg zu ihr zu versperren meinte, nur dazu beigetragen, daß er kläglicher und erbärmlicher sich überall eindrängte, und dem guten Geschmacke in dieser Verstecktheit größern Eintrag that, als da er noch in seiner gänzlichen Ungezwungenheit sich darstellen durfte, wo er wenigstens als ein dem Volke liebgewordenes Element betrachtet werden konnte, durch das man vielleicht einmal zu dem Volksthümlichen in der dramatischen Kunst wieder gerathen wäre.

Die Gesellschaft der Frau Neuber zählte manche tüchtige Namen; z. B. den ältern Koch, der in Leipzig die Rechte studirt hatte, und in Natur und Laune, in Sprache und Spiel damals unerreicht gewesen seyn soll; dann Fabricius, Lorenz, Gründle u. s. w.

Der rührige Professor Gottsched zu Leipzig verband sich mit der Bühne und brachte viele Uebersetzungen zur Aufführung, um, wie er glaubte, unserer Kunst mehr Regelmäßigkeit zuzuwenden, und ihr die conventionelle Mechanik der Franzosen mitzutheilen. In der That vergrößerte er aber nur das bereits tief eingerissene Uebel mehr und mehr; die Nation konnte sich für das ihr aufgedrungene Fremdartige nicht interessiren; der Enthusiasmus wird nur von dem Nationalen hervorgerufen, und so wurde schon damals der Grund dazu gelegt, das Theater als eine Sache der bloßen Erholung nach den Geschäften des Tages zu betrachten und nichts Anderes darin zu suchen.

Es war im Jahre 1739, als Gottsched den Entschluß faßte, über den Hanswurst strenges Gericht zu halten. Die Neuber hatte ein eigenes Vorspiel verfertigt, in welchem er verbrannt wurde. Sein Name durfte fortan nicht mehr genannt werden, und seine bunte Jacke sich nicht mehr zeigen; allein man wollte doch deßhalb nicht alle Stücke wegwerfen, in denen er vorkam, und so wurde er denn Peter oder Hans getauft, und mit einer weißen, statt einer bunten Jacke bekleidet.

Bis hieher war die Originalproduktion für die deutsche Bühne Null. Man sah nur Uebersetzungen, die noch größtentheils ge-

schmacklos waren, an denen die jungen Schauspieler ihre Kräfte erproben mußten, die nach dem Urtheile der Zeitgenossen mitunter nicht zu verachten waren. Desto überraschender war es, daß ein Schüler der Fürstenschule zu Schulpforte mit seinem ersten Versuche hervortrat, der zwar dem Euripides entlehnt war, allein dennoch schon viel Selbstständiges zeigte. Dieß war Johann Elias Schlegel, und sein Drama hieß: Die Geschwister in Taurien.

Es war das erste Mal, daß ein Stück nach dem Manuscripte aufgeführt wurde, und auch diese Neuheit imponirte. Ein Kunstrichter der Zeit ruft bei jener Gelegenheit aus: „Wäre es doch von jetzt an eine allgemeine Gewohnheit des deutschen Theaters geworden, alle Schauspiele zuerst aus Handschriften vorzustellen!" Obgleich Schlegel's Drama schwach war, so wirkte doch die tragische Sprache, die darin herrschte, und die Gottsched selbst bewundern mußte, weil sie seine Kräfte überstieg.

Neben diesem Umstande, der dem deutschen Theater eine glänzende Zukunft verhieß, trat noch ein anderer hinzu, der jenen bedeutend zu unterstützen vermochte. Die Neuber war einem Rufe an den Hof von St. Petersburg gefolgt, und bei dieser Gelegenheit hatten sich einige Mitglieder ihrer Gesellschaft von ihr losgesagt. Unter diesen war Schönemann, der jetzt selbst Prinzipal wurde, und am 15. Januar 1740 zu Lüneburg seine Vorstellungen eröffnete. Mit ihm und seiner Unternehmung beginnt das Emporblühen der Schaulspielkunst. Schönemann war ein Mann von Muth und hatte Geistesgegenwart in vollem Maße, um Hindernisse besiegen zu können. Der Zufall führte ihm junge Leute zu, deren Talent sie bei ihren Zeitgenossen berühmt machte und die in der Kunstgeschichte des deutschen Theaters fortleben werden. Wir nennen Ackermann, der im Komischen wie im Tragischen vortrefflich war, damals ein junger, schöner Mann von 30 Jahren, die Mutter des großen Schröder, die nachmalige Gattin Ackermanns, welche sich besonders als Bildnerin junger Talente hervorthat, dann Frau Spiegelberg, Herr Uhlich, die Rudolphi, Schönemanns Gattin und Tochter, welche später den Theaterdichter Löwen heirathete, und endlich Konrad Eckhof, der Sohn eines Soldaten zu Hamburg, der als zwanzigjähriger Jüngling zu Schönemanns Gesellschaft stieß. Er galt für den größten Schauspieler damaliger Zeit, der durch die Wahrheit seiner Declamation, besonders in Versen, und durch den Reichthum der Pantomime von Niemand übertroffen wurde. Selbst in den Rollen, zu denen er auf den ersten Blick nicht geeignet schien, wußte er den Charakter bis in die feinsten Züge zu durchdringen, und den reichsten Beifall sich zu erringen. Rollen,

welche eine feierliche Würde verlangten, gelangen ihm am meisten; doch war er auch in komischen Rollen vortrefflich.

Nicht nur war der Kern der Schönemann'schen Gesellschaft aus Künstlern zusammengesetzt, wie die hier genannten, sondern er war auch stets bemüht, die besten Originalarbeiten deutscher Dichter, so wie sie erschienen, zuerst aufzuführen. In diesen so gänzlich veränderten Zustand der Dinge fiel die Rückkehr der Neuber nach Deutschland. Sie konnte ihr früheres Ansehen nicht wieder finden, die Kritik verfolgte sie, und da sie ihr Stolz und Gleichgültigkeit entgegensetzte, so wurde jene nur noch bitterer.

Mit ihrem alten Freunde Gottsched zerfiel sie ganz und gar. Er hatte in der Vorrede zum zweiten Theile seiner Schaubühne auf eine pünktliche Beobachtung der Costüme gedrungen, wenn Stücke aus der römischen oder griechischen Zeit dargestellt wurden. Dieß schien ein Vorwurf für die Neuber zu seyn, welche es damit nie genau genommen hatte, und sie wollte es nun durch ein schlagendes Beispiel darthun, welche Wirkung eine strenge Beobachtung des Costüms auf der Bühne machen würde. Sie wählte dazu Gottsched's Cato, seine Lieblingsarbeit; das Publikum war durch die vorhergehende Burleske, „das Schlaraffenland," in die heiterste Stimmung versetzt worden, als der dritte Act des Cato begann. — „Alle Schauspieler," berichtet ein Zeitgenosse, „waren nicht nur völlig antik gekleidet (sogar bis auf die Füße, die sie mit fleischfarbener Leinwand überzogen hatten, um das Nackte auszudrücken), sondern sie affectirten auch etwas Antikes in Ton und Pantomime. So entstand dann eine vollkommene Farce, bei der man ungewiß war, ob man mehr über Gottsched oder über die Neuber lachen sollte."

Aus diesen wenigen Worten vermögen wir abzunehmen, was man damals auf dem Theater zu sehen gewohnt war. Der römische oder griechische Held mit Escarpins, Schnallenschuhen und Perücke, und der Vortrag gemessen und bausbäckig. „Etwas Antikes in Ton und Pantomime" gefiel nicht, weil es wahrscheinlich zu streng und einfach war.

Die Folge dieses Vorfalls war, daß Gottsched seine ehemalige Freundin in den kritischen Blättern heruntersetzte und andere Gesellschaften erhob. Die Neuber, welche ohnedieß einsah, daß es ihr schwer werde, ihren früheren Standpunkt zu behaupten, fürchtete für ihre Existenz, und dachte daran, sich zu rächen. Sie dichtete ein satyrisches Vorspiel: „der allerkostbarste Schatz," in dem Gottsched selbst als Tadler erschien. Er ging, gleich der personifizirten Nacht, in einem Sternenkleide, mit Fledermausflügeln, trug eine Blendlaterne in der Hand und eine Sonne von Flittergold auf dem Kopfe. Gottsched hintertrieb die erste

Vorstellung, allein die Neuber beruhigte sich nicht dabei und erwirkte die Erlaubniß von dem Grafen Brühl.

Neben der Neuber und Schönemann trat jetzt ein neuer Direktor, Franz Schuh, auf; er war zu Wien geboren und etwa 24 Jahre alt. Man sieht, daß es größtentheils die Jugend war, die der Fahne der Kunst zulief.

Außer der vereinzelten Erscheinung des Erstlingswerks von Johann Elias Schlegel, welches zu Hoffnungen berechtigte und einigen unbedeutenden Versuchen im Gottsched'schen Geschmacke von Quistorp, Behrmann u. A. war nichts erschienen, was dem deutschen Theater von besonderem Nutzen hätte werden können. Da kam der preußische Gesandte zu London, Geheimrath von Bork, auf den Gedanken, seine Nation mit Shakespeare bekannt zu machen. Er übersetzte Julius Cäsar und ließ die Uebersetzung drucken; allein Niemand nahm Notiz davon, als eben Schlegel; Gottsched und seine Anhänger verharrten dabei, in dem großen Britten keinen Dichter anzuerkennen.

Wichtiger als dieser Versuch war ein anderes Ereigniß. Ein Zwist in der Schönemann'schen Gesellschaft machte, daß Frau Schröder abging und sich nach Hamburg wandte, wo sie eine Direktion begann. Außer Ackermann machte sie Schönemann noch verschiedene Schauspieler abwendig, die sich bei ihr anstellen ließen.

Die Neuber legte im Jahre 1743 ihre Direktion nieder, und zog sich mit tief verwundetem Herzen, voller Enttäuschungen in das Privatleben zurück, das sie einige Jahre später zwar wieder verließ, um auf's Neue sich mit der Bühne zu beschäftigen, dann aber wieder zurücktrat und vergessen starb.

Gellert, der bereits einen großen Ruf hatte, wandte sich jetzt der Bühne zu, und huldigte dem Geschmacke jener Tage durch ein Schäferspiel, das Band betitelt, dem er andere Dramen, namentlich Lustspiele folgen ließ, wie die Betschwester Sylvia, die zärtlichen Schwestern u. a. — Unterhaltend waren seine Stücke gewiß nicht; sie waren steif, kalt, ohne Erfindung; der Dialog artete in Geschwätz aus und von Komik fand sich keine Spur darin; dennoch gewann das Theater durch ihn. Die Bewunderer seiner andern Werke ließen es auch nicht an Bewunderung für seine Stücke fehlen, und sein Name fügte der Sache in den Augen des Publikums Glanz hinzu. Dabei ist nicht zu läugnen, daß Gellert's Arbeiten im Vergleiche zu den andern Originalarbeiten damaliger Zeit immer noch hervorzuheben sind. Des berühmten Mannes Beispiel wirkte so, daß es auch ein anderer berühmter Mann, Gleim, nicht verschmähte, für die Bühne zu schreiben und einen „blöden Schäfer" dichtete, der in Berlin einige Male aufgeführt wurde.

Alle diese Versuche, das deutsche Schauspiel zu heben, waren zwar ehrenwerth, aber unzulänglich; da trat ein junger Mann auf, der nachdrücklicher einzugreifen berufen war. Im Jahre 1747, als die Neuber wieder eine Direktion führte und zu Leipzig Vorstellungen gab, wurde von ihr der junge Gelehrte von Gotthold Ephraim Lessing gegeben. Wenn auch die ersten Stücke dieses großen Geistes jetzt viel von dem Reize eingebüßt haben, den sie für ihre Zeit besaßen, so läßt sich doch nicht läugnen, daß sie dennoch wie der Wurf eines Genius erschienen, vergleicht man sie mit allem Vorhergenannten. Eine genaue Kenntniß des Menschen, der schärfste Beobachtungsgeist, ungezwungene Einfachheit, dieß sind ihre Vorzüge, die überall hervortreten; auch selbst dort, wo die Erfindung und die Situationen den Zeitgeschmack nicht mehr befriedigen. Ihre Sprache ist stets musterhaft, klar und natürlich, gewählt und witzig, körnig und geschmeidig. Lessings Styl ist der echt dramatische und unübertroffen. In ihm begrüßen wir einen ersten Stern an unserm theatralischen Horizonte, einen Mann von unsterblichen Verdiensten.

Die großen Talente regten sich. Ein junges sechzehnjähriges Mädchen, Johanna Christiane Gerhardt, heirathete den Schauspieler Starke, und ward nach damaligem Gebrauche „die Starkin" genannt, unter welchem Namen sie eine große Berühmtheit erworben. Man wollte in ihr das Ideal der Zärtlichkeit und Unschuld sehen, so lange sie im Fache der Liebhaberinnen beschäftigt war; später erschien sie groß in Rollen, wie die Mutter der Julie, in Romeo und Julie, Claudia Galotti u. s. w.

Ein gewisser Krüger, Gellert und Elias Schlegel besorgten hauptsächlich den Vorrath an Stücken für die Bühne, die Schönemann unter dem Titel „deutsche Schaubühne" herausgab. Schlegels frühzeitiger Tod entriß dem Theater eine Stütze, da er offenbar der Talentvollste unter den ältern war, die bis jetzt für die Bühne nachhaltig geschrieben hatten. Aber Lessing überflügelte ihn. Die dramatischen Dichter, welche jetzt auftraten, Cronegk, Weiße und Andere, sind längst vergessen, während Lessing noch immer in unverändertem Glanze strahlt.

Vorzüglich gelang es den Bemühungen Christian Felix Weissen's, der damals (1752) in Leipzig studirte, die komische Oper in Aufnahme zu bringen. Er bearbeitete den devil to pay des Coffey unter dem Titel: „der Teufel ist los," und Standfuß machte die Musik dazu. Es erhielt den ungeheuersten Beifall.

Alle diese Neuerungen verfehlten aber nicht, die alten Herren, welche das Kunstmonopol gepachtet zu haben glaubten, sehr in Harnisch zu bringen; eine Erscheinung, die sich stets wiederholt.

Das unregelmäßige Theater der Engländer, die Oper, der freie Scherz, Zauberer und Furien auf der Bühne, dieß Alles drohte dem guten Geschmacke den Untergang, wie jene sogenannten Kunstrichter meinten, die den guten Geschmack selbst nie gekannt hatten. Sie bewiesen dieß am Augenscheinlichsten durch ihre geschmacklosen Bestrebungen gegen das Neue anzukämpfen. Frau Adelgunde Victorie Gottschedin, die auch für eine Dichterin damaliger Zeit galt und dem Theater einige Uebersetzungen geliefert hatte, gab eine „biblisch weissagende Satyre," unter dem Titel: „der kleine Prophet von Böhmischbroda" heraus; Gottsched schrieb einen französischen Brief an den Maître des plaisirs, Herrn von Dieskau in Dresden, in welchem er kraft seines kunstrichterlichen Amtes über das Einreißen des Ungeschmacks bittere Klage führte. Das schlechte Französisch des deutschen Kunstrichters wurde bei Hofe verspottet, und der Brief zirkulirte in vielen Abschriften als ein Muster der lächerlichsten Aufgeblasenheit. Schmähschriften über Schmähschriften erschienen, selbst ein Meistersänger aus der Oberpfalz ließ sich in Versen vernehmen, und der Lärm war allgemein.

Allein das kühne Streben war nicht mehr zurückzuhalten. Lessing war da, und wirkte mit unermüdlicher Thätigkeit für die Bühne. Seine Werke erschienen gesammelt, die Schönemann'schen Beiträge setzte er allein, unter dem Titel: „theatralische Bibliothek" fort; auch die Herausgabe der Schriften Anderer besorgte er. Vieles von allem dem ist jetzt mit Recht vergessen, allein nicht zu läugnen ist es, daß diese Bestrebungen für jene Zeit den höchsten Werth hatten und mächtig eingriffen.

Das Auftreten eines jungen Schauspielers, Namens Brückner, der sich der ersten Rollen bemächtigte und groß darin war, die Erscheinung Döbbelin's, dann das Unternehmen, welches Ackermann begründete, der in die Zahl der Direktoren trat, verhießen der deutschen Bühnenkunst eine schöne Zukunft. Schon leuchtete sie auf in dem jungen Friedrich Ludwig Schröder, der bei seinem Stiefvater Ackermann jetzt die Bühne betrat.

Die bekannte Bibliothek der schönen Wissenschaften von Nicolai wurde im Jahre 1757 mit einer Abhandlung über das Trauerspiel eröffnet und zugleich eine Prämie von fünfzig Thalern ausgesetzt, um dem Mangel an guten Trauerspielen abzuhelfen. Wir wissen nicht zu sagen, ob Viele um den Preis concurrirten.

Koch, der in Leipzig ein eigenes Theater besaß, kam nach Lübeck, um Schönemann's Gesellschaft zu übernehmen, da Schönemann Rüstmeister bei dem Herzoge von Mecklenburg geworden war, um sich den Sorgen und Mühen zu entziehen. Es gelang Koch, durch

diesen Zuwachs und neue Anwerbungen seine Gesellschaft zur ersten zu machen. Er besaß Eckhof und dessen Gattin, die Starkin und ihren Mann, Brückner und Gattin, Witthöft u. s. w. — Bemerkenswerth ist, daß bei der damaligen Beschränktheit des Repertoires, zwei gleich bedeutende Künstler, wie Eckhof und Brückner, die in demselben Fache wirkten, neben einander bestehen mochten. Eckhof und Brückner hatten bis dahin dieselben Rollen gespielt; aber Brückner, als der jüngere, erklärte sich bereit, aus Achtung für seinen ältern Collegen und aus Freundschaft für seinen Direktor zurückzutreten, und — wie es ausdrücklich verwirkt wurde — „statt der Charakterrollen die Marquis zu spielen." Ein Beispiel so einziger Art, daß es verdiente, in jedem Versammlungssaale dramatischer Künstler mit goldenen Buchstaben verewigt zu werden.

Als Ackermann mit seiner Gesellschaft in Zürich spielte, ließ Wieland, der sich dort aufhielt, sein Trauerspiel „Lady Johanna Gray" aufführen; der Herausgeber der Bibliothek der schönen Wissenschaften erkannte dem Kodrus von Cronegk den Preis zu, der ganz nach französischem Muster gemodelt war; allein der Dichter hatte den Preis sich verbeten. Zu Basel erschienen Uebersetzungen aus dem Englischen, und darunter auch „Romeo und Julie" von Shakespeare; Kleist schrieb seinen Seneca, und Weiße gab den ersten Theil seiner Beiträge zum deutschen Theater heraus. Seine Stücke gingen auf alle Bühnen über; sein Richard der Dritte wurde von der damaligen Kritik „eines der berühmtesten Tyrannenstücke" genannt. Eine außerordentliche Erscheinung aber war Lessings Trauerspiel in einem Aufzuge, und in Prosa: „Philotas," dessen Held ein Kind ist. So etwas war bis dahin unerhört; das Wagniß entging auch nicht der Verspottung, die sich in einer Parodie unter dem Titel „Polytimet" Luft machte. Die Literaturbriefe, welche in Berlin herauskamen, trugen ungemein viel bei, einer geistreichen Kritik Bahn zu brechen und den Geschmack zu veredeln und zu verfeinern. Wir haben zu bemerken vergessen, daß wieder Lessing es war, der sowohl an diesen Literaturbriefen, so wie an der Bibliothek der schönen Wissenschaften den thätigsten und durchgreifendsten Antheil hatte.

Man suchte jetzt das gewonnene Repertorium, den Schatz der Bühne, derselben dauernd zu gewinnen; die Stücke wanderten daher aus den Archiven der Direktoren, wo sie im Manuscripte lagen, in die Druckereien. Utz gab Cronegks Werke heraus, Bodmer ließ seine Dramen drucken, Heinrich Schlegel, der Bruder von Johann Elias, veranstaltete eine vollständige Sammlung von dessen Werken, die Lustspiele von Romanus erschienen, eben so die von Brandes, von Wieland u. s. w.; des Letzteren

Uebersetzung des Shakespeare machte Aufsehen. Pfeffel und Gessner schweiften auch in das dramatische Gebiet; jener mit einem Trauerspiele, dieser mit Schäferspielen. Mitunter liefen auch seltsame Dinge; so versifizirte Gleim den Philotas, um ihn zu verbessern. Gottsched und sein Anhang war jetzt schon ganz in den Hintergrund gedrängt, und um einer seiner Bestrebungen, auf welche er den größten Werth legte, der Verbannung des Harlekin zu spotten, schrieb der geistreiche Justus Möser die Vertheidigung desselben, voll der feinsten und witzigsten Bemerkungen und von der ausgebreitetsten Belesenheit zeugend.

Wenn wir nun einen Blick auf diese Vorgänge zurückwerfen, so sehen wir, daß Alles, was geschah, was so mächtig vorwärts drängte, aus sich selbst entsprang; daß kein Schutz, keine Unterstützung, keine Belohnung dazu aneiferte, daß die Verhältnisse kleinlich und ärmlich waren, und daß Alle, welche sich der Sache des Theaters hingaben, mit Mühseligkeiten aller Art zu kämpfen hatten, ein unstätes Leben führten, und zum Theil von ergrimmten Eiferern Verfolgungen erdulden mußten. Dabei wüthete in dem östlichen Theile des Vaterlandes ein blutiger Krieg, der das Reisen erschwerte, die Theatergebäude, welche größtentheils Eigenthum der Theaterprinzipale waren, andern Bestimmungen übergab und alles Erworbene bedrohte. Daß aber dennoch die Bühnenkunst sich immer schöner entfaltete und einer Vollkommenheit entgegenreifte, die damals noch ungeahnt war, mag dafür zeugen, daß die Liebe zu ihr in der Nation festbegründet ist, und sich trotz Hemmnissen und Ungunst stets erhalten wird.

Im Vergleiche zu Norddeutschland war der Süden zurückgeblieben. Wien, die bedeutendste Stadt desselben, sah noch immer seinen Bernadon und Jackerl, der später Kasperl genannt wurde, in extemporirten Stücken, und wenn es nach Stücken von Lessing, Cronegk und Andern griff, so pflegten die Schauspieler selbst sie zu überarbeiten, d. h. sie zu verkürzen, aber neue Scenen hinzuzudichten, um sie dem dortigen Geschmacke angenehmer zu machen; ein Verfahren, das sich bis in die neueste Zeit erhalten hat.

Unter den Dichtern Wiens, die für das Theater arbeiteten, ist vor Allem Hafner zu nennen, ein Mann von einer extravaganten Phantasie, allein von unläugbarem Talente. Viele Stücke, die in einer spätern Zeit von Perinet bearbeitet worden, und mit Wenzl Müllers Musik über alle Theater mit großem Beifalle gewandelt sind, haben Hafner zum Verfasser, wie z. B. die Schwestern von Prag, das neue Sonntagskind, Evakathel und Schnudi u. a. Seine Stücke gefielen so sehr, daß er eine Anstellung als Theaterdichter erhielt. Ein reisender Norddeutscher, welcher Hafner'sche Possen

in Wien darstellen sah, fühlte sich berufen, den Herausgebern der Bibliothek der schönen Wissenschaften darüber zu schreiben und den Zustand des Wiener Geschmacks als schauderhaft zu schildern. Dieß veranlaßte Sonnenfels, eine Ehrenrettung seiner Vaterstadt zu veröffentlichen.

Im Jahre 1767 erschien eine neue Ausgabe von Lessings Lustspielen, und mit ihr seine Minna von Barnhelm. Es wurde als das erste Stück begrüßt, in welchem echt deutsche Sitten vorkamen; und man erkannte, daß der Dichter einen Riesenschritt gewagt hatte. In Berlin wurde Minna von Barnhelm bei ihrem ersten Erscheinen sechsmal hinter einander gegeben; ein dort noch nie erlebter Fall, da solche Wiederholungen nur in Wien vorkamen.

Die glänzende Hamburger Unternehmung war nur von kurzer Dauer; nach allen Seiten hin waren ökonomische Fehler begangen worden, die Schauspieler entzweiten sich, eine französische Gesellschaft, die nach Hamburg kam, that der deutschen Abbruch, und die deutschen Schauspieler wurden wieder ambulirend und zogen nach Hannover.

In Wien wirkte Sonnenfels für das bessere Gedeihen des deutschen Theaters theils durch seine kritischen Schriften, theils aber auch durch ein vortreffliches Vorstellen an den Kaiser, in welchem er bat, den Italienern und Franzosen nicht mehr zu erlauben, auf dem kaiserlichen Theater zu spielen und die extemporirte Komödie zu untersagen. Beides wurde bewilligt.

Die Stücke von Gotter, Ayrenhoff und Bretzner, die Jester'schen Operetten und Nachspiele, die Opern des Tonsetzers Schweitzer kamen auf und brachten einen angenehmen Wechsel in die Darstellungen, ohne gerade das Repertorium mit bedeutenden Werken zu bereichern.

Joseph Lang, einer der größten Schauspieler Wiens, betrat 1770 zuerst die Bühne als erster Tribun im Brutus, und die nachmalig so berühmte Jaquet spielte bereits Kinderrollen. 1771 starb Ackermann, und sein Stiefsohn, Friedrich Ludwig Schröder, übernahm die Direktion seiner Gesellschaft, die er sogleich mit einigen neuen Mitgliedern verstärkte. Einer davon war Franz Carl Brockmann, 1745 zu Grätz in Steiermark geboren, von welchem damals die Kritik zu rühmen wußte, daß er eine vortheilhafte Bildung mit Anstand und Leichtigkeit verbinde, und Liebhaber und Petitmaitres gut darstelle. Später wurde Brockmann einer der berühmtesten Schauspieler. Als zweiten nennen wir Reinecken, der bisher nur bei kleinen Truppen umhergezogen war, und dann den Beinamen „der große Reinecke" erhielt. An ihm lobte man gemäßigte Leidenschaft, Verstellung,

Spott und ein ruhiges Wesen.» — Seine Frau übernahm die Mütter. Anfänglich konnte sich Schröder in Hamburg nicht halten, und mußte auch Vorstellungen in Lübeck geben; allein mit dem Beginne seiner Direktion beginnt auch eine neue glänzende Periode des deutschen Theaters. In Prag, Grätz und an andern Orten wurden regelmäßige Theater gegründet, die alles Extemporirte von sich entfernt hielten und den Hanswurst verbannten. Lessing brachte seine Emilia Galotti, und Eckhof spielte noch den Odoardo mit unvergleichlicher Meisterschaft; Wieland's Oper: Alceste, mit Musik von Schweitzer, entzückte das Publikum.

Dieß war der Stand des Theaters in Deutschland, als ein neues Genie emporstrahlte, welches von der ganzen Nation als das merkwürdigste Phänomen mit Entzücken begrüßt wurde. Der zwei und zwanzigjährige Goethe war es, der seinen Götz von Berlichingen den Schauspielern gab. Die kolossalen Anlagen des Stückes, das Abweichende von Allem, was bis dahin als Regel galt, die Freiheiten aller Art, die sich der Dichter nahm, Alles dieses schreckte die Direktoren nicht ab, den Versuch einer Aufführung zu wagen.

Umständlich wird der Verdienste Schröders um die deutsche Bühne überhaupt und die Hamburgs insbesondere gedacht. Während er die Aufmerksamkeit der Kunstwelt beschäftigte, und durch sein Wirken eine ruhmvolle Epoche in der Geschichte des deutschen Theaters begründete, bereitete sich an dem entgegengesetzten Ende von Deutschland eine Erscheinung vor, die einen nicht minder großen Einfluß auf diese Zustände zu üben berufen schien. Dieß war das neue Theater, welches der Churfürst von der Pfalz zu Mannheim hatte gründen lassen, und dessen Intendant der Freiherr von Dalberg war, dessen specielle Direktion aber der aus früherer Zeit, namentlich aus seiner Verbindung mit Lessing, uns wohlbekannte Seyler führte. In dem Vereine tüchtiger Künstler, die sich der jungen Anstalt angeschlossen hatten, machten sich besonders drei aufstrebende Talente geltend, drei Freunde, die von jugendlichem Enthusiasmus beseelt, für das Höchste in der Kunst schwärmten; dieß waren Iffland, Beck und Beil. Sie waren aus Norddeutschland herangezogen, wo sie noch Eckhof's Leistungen geschaut hatten, und sich seiner mündlichen Lehren erfreuen durften. Jetzt war der Altmeister deutscher Kunst gestorben, und seine Werke lebten nur noch in der Erinnerung.

Es war, wie wir schon erwähnten, nach dem Erscheinen des Götz von Berlichingen die Sucht zum Extravaganten eingerissen, der sich wahre und falsche Genialität hingaben. Das großartigste Erzeugniß dieser Periode waren Schiller's Räuber, und die

Bühne zu Mannheim war die erste, die dieses riesenhafte, Alles, was damals in Deutschland erschienen war, an innerer genialer Kraft weit überragende Drama zur Aufführung brachte. Der Freiherr von Dalberg ehrte den jungen Dichter dadurch, daß er alle ihm zu Gebote stehenden Kräfte anwandte, um der Darstellung Glanz zu verleihen. Dekorationen und Costüme wurden neu beschafft, und die Einübung mit großem Fleiße geleitet. Welch ein Stern dem deutschen Theater in Schiller aufging, ist bekannt.

Gleichsam, als sollte das allzugroße Feuer, das in den Jugendarbeiten Schiller's loderte, und in der Ueberschwenglichkeit seiner Nachahmer wiederstrahlt, gedämpft werden, erstanden zu derselben Zeit jene Familiengemälde, mit denen Iffland die Bühne beschenkte, welche der Empfindsamkeit schmeicheln, die stets ein Erbtheil unsers Theaterpublikums war und bleiben wird. Das noch vor wenigen Jahren so armselige Repertorium, das nur steife Uebersetzungen aus dem Französischen, und größtentheils ungeschickte und plumpe Originale enthielt, zeigte jetzt einen eigenthümlichen Reichthum und Wechsel, der uns mit Stolz erfüllen kann. Wir besaßen die Werke von Lessing, die ersten Arbeiten von Goethe und Schiller, die Bearbeitungen nach Shakespeare, das häusliche Genrebild von Iffland, dem sich bald auch Kotzebue anschloß, ihn jedoch im Fache des Lustspieles weit überflügelte; ferner hatten Klinger, Gerstenberg, Leisewitz, Jünger, Anton Wall und viele Andere einzelne Gaben gebracht, die durch jene Vorbilder angeregt worden waren. Diese neuen, überraschenden, ja bewältigenden Erscheinungen hatten auch Kräfte zur Darstellung hervorgerufen.

Der Schluß des Abschnittes enthält die Bühnenschicksale in der neuen und neuesten Zeit, wobei aber manches Unrichtige und Mangelhafte mit unterläuft. So war in Wien weder Sonnleitner noch Schreivogel je mit alleiniger Leitung der Burgtheater-Verhältnisse beauftragt. Herr von Fuljod war nie oberster Direktor des Burgtheaters, eine Stelle, welche systemmäßig mit der Würde des Obersten Kämmerers verbunden ist, in welcher Eigenschaft früher Graf Czernin fungirte, der nicht durch den Landgrafen von Fürstenberg ersetzt wurde, sondern unter dem Landgraf Fürstenberg als Direktor, und Regierungsrath Deinhardstein als Vicedirektor angestellt waren, und die gegenwärtig vom Grafen Moritz Dietrichstein versehen wird. Eben so mangelhaft sind die Bemerkungen des Verfassers über die gegenwärtigen Verhältnisse des Burgtheaters und über die der andern Theater in Wien.

Sehr zu beachten ist das, was der Verfasser über die Bedeutung des Schauspielers in der Gesellschaft und über die Befä-

higung desselben sagt, und es wäre zu wünschen, daß es von denen, die es betrifft, wohl beherzigt werden möchte.

Die folgenden Kapitel haben unbestreitbare theoretische und praktische Brauchbarkeit, nur ist zu rügen, daß der Verfasser die freie Kunst des Schauspielens, wenn sie auch im Vergleiche mit den Künsten der Dichtung, Malerei, Bildhauerei und Musik mehr als eine erklärende und ergänzende erscheint, zuweilen zu materiell behandelt wissen will.

Art. IX. Agrippina, des M. Agrippa Tochter, August's Enkelin, in Germanien, im Orient und in Rom. Drei Vorlesungen im Winter 1846 in München gehalten von Dr. E. Burkhard, königl. bayr. Gymnasialprofessor. Mit einer artistischen Beilage. Augsburg 1846. Verlag der Matth. Rieger'schen Buchhandlung (J. P. Himmer). 8. 100 S.

Das anspruchlose Werkchen, welches uns hier vorliegt, scheint, so geringen Umfanges es auch ist, dennoch in mehrfacher Hinsicht der Beachtung werth zu seyn. Es erweckt unsere Theilnahme sowohl durch das, was es enthält, als auch — und zwar vorzüglich — durch dasjenige, wozu es anregt. Der Verf. stellte es sich zur Aufgabe, einen interessanten weiblichen Charakter aus der frühesten Zeit des römischen Kaiserreiches zu schildern, welcher zu unserem gemeinschaftlichen Vaterlande in näherer Beziehung stand, und sein Bild mit einem Rahmen zu umgeben, der dasselbe hervorhebt und vervollständigt. Um seiner Leistung nicht mehr oder weniger Bedeutung beizulegen, als sie verdient, ist es nöthig, zu wissen, wie dieselbe entstanden ist und was der Verf. damit beabsichtigt hat. Das kurze Vorwort gibt darüber Aufschluß. Im letztverflossenen Winter hielt nämlich der Verf. vor einer zahlreichen, den höhern Ständen angehörigen, Versammlung im Münchener Museum eine Vorlesung, unter dem Titel: „Agrippina, eine Römerin im alten Deutschland." Gegenstand, Behandlung und Vortrag fanden Beifall, was den Verf. bewog, auch die übrigen Lebensphasen der merkwürdigen Römerin auf ähnliche Weise darzustellen und in die Form mündlicher Vorträge zu kleiden; diese wurden später in einem kleineren Privatkreise gehalten. Die kleine Monographie, die wir vor uns haben, wuchs also, so zu sagen, im Flusse der Rede; sie war berechnet auf das lebendige Wort, bestimmt für ein Auditorium, welches zusammenkam, um sich auf unterhaltende Weise belehren zu lassen, nicht um dem Vorleser nachzurechnen, ob das, was er gab, nicht etwa erschöpfender hätte gegeben werden können,

mit einem Wort, um zu genießen, nicht um zu kritisiren. Durch den Druck ist nun diese Arbeit auf ein anderes Gebiet übertragen worden, wo sie höheren Ansprüchen unterliegt, während sie zugleich eines mächtigen Vehikels der Wirksamkeit, nämlich der Vermittelung des mündlichen Vortrages, entbehrt. Wenn sie aber gleich in dieser Beziehung ihre Form gewechselt hat, so trägt sie doch ihre Tendenz nach wie vor unverändert zur Schau, und diese ist, nach des Verf. eigener Aeußerung, keine andere, als durch sie einen kleinen Beitrag zur Einführung wissenschaftlicher Gegenstände in das größere Publikum zu liefern, welche in letzterer Zeit so vielseitig versucht und so vielfach erörtert worden ist. Ohne der Popularisirung der Wissenschaft im Allgemeinen oder unbedingt das Wort reden zu wollen, kann man doch nicht läugnen, daß die strengen Fachgelehrten, welche sich gegen jeden derartigen Versuch, als gegen einen unerträglich zwitterhaften Dilettantismus auflehnen, dadurch in einen leichtbegreiflichen Widerspruch mit ihren anderwärtigen Wünschen und Anforderungen gerathen. Sie klagen nicht mit Unrecht über die entschieden materielle Richtung unserer Zeit, über den sträflichen Indifferentismus gegen jedes ernstere Wissen, über das täglich ungestümere Hinausdrängen jener Studien, denen sie ihre besten Kräfte widmen, aus dem Bereiche der Jugendbildung und des geselligen Lebens; sie sehen sich immer mehr und mehr vereinsamt auf der Höhe, die sie mit so vieler Aufopferung erklommen haben, und wohin ihnen, außer Einzelnen, die ihr innerer Beruf ebenfalls emportreibt, fast Niemand nachzusteigen Lust hat, und so erstarren sie allgemach zu einer unbehaglichen Geistesaristokratie, welche sich mit herkömmlicher Achtung, aber ohne Sympathie, behandelt fühlt und wohl gar sich für angefeindet hält, weil man nur selten ihr sich nähert. Ref. kann sich täuschen, indem er glaubt, daß dieser Uebelstand großentheils den Klägern selbst zur Schuld komme, — allein er glaubt es wirklich. Wer blickt zu einem Alpengipfel nicht mit der Sehnsucht empor, oben stehen und sich der erquickenden Luft und der herrlichen Aussicht erfreuen zu können. Tausende haben die Lust dazu, doch nur Wenige den Muth; die höchsten Berge, die sie bisher erstiegen, waren nur Maulwurfshaufen gegen diese Alpe; sie wissen nicht, ob ihre Kräfte ausreichen würden; sie haben sie nie in diesem Grade versucht; ja sie wüßten sich gar nicht anzuschicken zu einem solchen Versuche. Es müßte Jemand, der oft auf dem Gipfel war, den sie selbst oben stehen sahen, herabkommen; er müßte ihnen schildern, was er oben, was er auf dem Wege bis dahin erfuhr und erblickte und genoß, aber nicht den Barometerstand, wovon sie nichts verstehen, nicht Steinarten, die sie nicht kennen, nicht

Kräuter, deren Namen ihnen fremd klingen, sondern Dinge, für die sie ein Interesse haben, Vorkömmnisse, die ihnen nahe liegen, Gegenstände, die sie an Bekanntes anknüpfen können; — er müßte ihnen versprechen, daß er sie langsam, auf Steigen, die keinen völlig schwindelfreien Fuß erfordern, in kurzen Absätzen, führen, daß er sich damit begnügen wolle, sie zuerst auf die tiefer gelegenen Aussichtspuncte, und dann unvermerkt höher und höher, vielleicht endlich wohl gar auf den Gipfel zu bringen, — und was gilt's, der Mann wird in Kürze seinen Weg nicht mehr allein machen und bald sogar auch auf dem Gipfel nicht mehr einsam stehen. Ich glaube mein Gleichniß bedarf keiner näheren Erklärung. Würden die Männer der Wissenschaft sich williger herbeilassen, dem Volke die Hand zu reichen, sie würden es, denke ich, begieriger und vertrauensvoller darnach langen sehen, als sie glauben; nicht einmal die Initiative würden sie mehr zu ergreifen brauchen. Die Gegenwart fängt an, mit anderen Forderungen ihnen sich zu nähern, als dieß bisher der Fall war. Hungernd und dürstend tritt sie vor dieselben hin und spricht: „Ihr pflückt so lange die goldenen Hesperidenäpfel der Gelehrsamkeit; ihr spürt so lange dem labenden Quelle des Wissens nach; es ist mir bekannt, daß ihr viel gesammelt, daß ihr ämsig geschöpft habet; — allein behaltet nicht Alles für euch, gebt auch mir davon zu kosten, doch so, wie es meinem Gaumen zusagt, damit ich mich auch daran erquicken und die Frucht eurer Bemühungen durch theilnehmenden Genuß loben könne." — Wer möchte dieses Verlangen der Gegenwart tadeln? — Möge der Gelehrte immerhin in glücklicher Zurückgezogenheit seinen Studien obliegen, möge er fern vom Geräusche des Marktes in seine Forschungen sich vertiefen, er bedarf der Ungestörtheit, um den Geheimnissen der Natur zu lauschen, um den Pulsschlag des „latenten" Lebens an dem scheintodten Körper der Vergangenheit herauszufühlen, um unbetäubt von den Katadupen des Alltagstreibens die Sphärenharmonie im Universum herauszuhorchen, — allein er mache seine geistige Werkstätte nicht zu einem unnahbaren Heiligthume, er treibe mit seinen Errungenschaften kein wucherisches Monopol, sondern er bedenke vielmehr, daß das Horazische: "Nullus argento color est, avaris abdito terris" auch auf die Schätze des Wissens und der Erfahrung paßt; er halte es für keine Profanation, seine Gelehrsamkeit bisweilen in Regionen, die unter ihr liegen, zuzuführen, aus denen es ihr mit Schillers Worten entgegenschallt: „Komm herab, du holde Schöne, und verlaß dein stolzes Schloß." — Wer möchte also auch den Gelehrten tadeln, wenn er diesem billigen, ja löblichen Verlangen der Gegenwart entgegenkommt? — Er befürchte nicht, in den

Augen der Welt sich zu erniedrigen, wenn er bemüht ist, Andere zu sich emporzuheben; er entschlage sich der etwas egoistischen Besorgniß, wenn er weniger gibt, als er vermag, bei seinen Zunftgenossen den Verdacht zu erregen, daß er nicht vermöge mehr zu geben, als er gibt; die Controle hierüber führen ohnehin die Gelehrten unter einander selbst, deren Scharfblick Zurückhaltung von Armuth gar wohl zu unterscheiden weiß; er finde in der praktischen Bestätigung des Spruches: „daß nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt," ermunternden Lohn für seine anstrengenden Geistesarbeiten, und schlage es nicht minder hoch an, ein kräftig wirkendes Mitglied der menschlichen Gesellschaft im Allgemeinen, als zahlreicher besonderer Gesellschaften Ehrenmitglied zu seyn.

So sehr nun aber diese „Vermittelung der Wissenschaft mit dem Leben" den Anforderungen der Zeit entspricht, und so wünschenswerth es ist, wissenschaftliche Gegenstände auch von diesem Gesichtspuncte aus behandelt zu sehen, so nahe liegt die Befürchtung, daß hiedurch gar leicht eine Lehr= und Lernmethode begünstiget werden könne, welche mit dem Zwecke und der Würde der Wissenschaft nachgerade unverträglich scheint. Hinsichtlich der Lernenden fürchtet man, daß die Bequemlichkeit und Mühelosigkeit, ein mäßiges Sümmchen von Kenntnissen und einen lockeren Firniß von Bildung sich zu erwerben, einerseits die Zahl selbstgefälliger Halbwisser vermehren, andererseits die ohnedieß so geringe Concurrenz um den Preis wahrer Gelehrsamkeit nur noch vermindern werde. Hinsichtlich der Lehrenden besorgt man, daß seichte Oberflächlichkeit alsdann Gelegenheit finde, sich vorzudrängen und haltloses Stückwerk unter der Firma: „Populäre Darstellungsweise" an Mann zu bringen, wie, beiläufig gesagt, manche Literaten, die auf dem Felde der Belletristik keine Geltung sich erringen können, unter die Jugend= oder Volksschriftsteller gehen und dort ihr wahres Fach gefunden zu haben sich rühmen. Ohne Grund ist diese Befürchtung keineswegs, — allein ohne großen Belang, zumal wenn die Kritik es sich zur Aufgabe stellt, auch diese, bisher seltener verfolgte und daher auch minder beachtete Richtung der schriftstellerischen Thätigkeit aufmerksam zu überwachen und das Korn von der Spreu gewissenhaft zu sichten. Es ist dieß eine Aufgabe, die keineswegs unter ihrer Würde steht, indem Irrthümer und schiefe Ansichten in einem populären Buche, das seinen gläubigen Lesern für ein Evangelium gilt, weit nachtheiliger wirken, als in einem gelehrten Werke, das an seinen Lesern, die mit dem Verfasser auf ziemlich gleichem Niveau stehen, zugleich die controlirenden Beurtheiler hat. Eben so wenig Ursache hat die Kritik, die Abfassung

populärer Belehrungsschriften als eine unerhebliche, unter keinen höheren Gesichtspunct fallende Arbeit zurückzuweisen; nur wer seines Gegenstandes wahrhaft Meister ist, scheint zur Vermittelung desselben mit dem Leben berufen, da nur ein Solcher von dem Geiste der Wissenschaft, die er vertritt, so ganz durchdrungen ist, daß er nichts denken, nichts in den Mund nehmen kann, was nicht vollkommen probehältig ist und in seiner höheren Potenz auch den Mann vom Fache befriediget. Wie schwer aber ist es für einen Solchen, sich auf die Bildungsstufe seines Schülers herabzulassen, seinem Mittheilungstriebe die gehörige Gränze abzustecken, und jene nothwendige Zurückhaltung zu beobachten, welche nichts, weil ihr es geläufig ist, als bekannt voraussetzen, sondern immer nur den relativ höchsten Grad fremder Capacität zum Maßstab ihrer jeweiligen Mittheilungen nehmen darf. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß populäre Schriften über wissenschaftliche Gegenstände sowohl in objectiver als subjectiver Hinsicht immerhin wichtig genug sind, um einer kritischen Erörterung unterzogen zu werden, und somit glaubt Ref. keiner Entschuldigung zu bedürfen, wenn er in diesen Blättern ein derartiges Schriftchen bespricht, welches, ohne eben als maßgebend für die oben erwähnte Art der Darstellung gelten zu wollen, dennoch als ein löblicher Versuch und als ein nachahmungswürdiges Beispiel ausführlicher erwähnt zu werden verdient.

Der Verf. theilte seine Schrift, ihrer Entstehung gemäß, in drei Vorlesungen ein. Die erste derselben schildert Agrippina's Jugend und ihren Aufenthalt in Rom, und umfaßt einen Zeitraum von beiläufig 31 Jahren, nämlich vom Jahre 15 oder 14 v. Chr. bis zum J. 17 n. Chr. Nach einer kurzen Einleitung, in welcher des großen C. Cornelius Tacitus als der Hauptquelle für die wichtigsten Partien aus dem bewegten Leben Agrippina's gedacht wird, geht der Verf. auf die Familienverhältnisse, die Jugend und Erziehung seiner Heldin bis zu ihrer Verheiratung über, und gewährt eine lebendige, klare Einschau in das römische Familienleben überhaupt und in die römische Erziehung unter August insbesondere. M. Vipsanius Agrippa, Agrippina's Vater, ist nach Dio Cassius und Seneca charakterisirt, welch' letzterer ihm mit den wenigen Worten: „Vir ingentis animi, qui solus ex his, quos civilia bella claros potentesque fecerunt, felix in publicum fuit" (Ep. XCIV.) das schönste Lob ertheilt. Als 42jähriger Mann mußte er, auf August's Wunsch, von seiner zweiten Gattin Marcella, des Kaisers leiblicher Nichte, sich scheiden und dessen einzige Tochter, die schöne Julia, des zu früh verewigten hoffnungsvollen Marcellus 18jährige Witwe, heiraten. Bekanntlich entsproß-

ten aus dieser Ehe fünf Kinder: 1) Cajus (geb. 20 J. v. Chr.), 2) Lucius (geb. 17 J. v. Chr.), beide im Geburtsjahre des letzteren von ihrem Großvater adoptirt und dadurch zu künftigen Nachfolgern in der Regierung erklärt; 3) Julia, späterhin die Gattin des L. Paullus; 4) Agrippina (geb. 15 oder 14 v. Chr.) und als Nachgeborener Agrippa (geb. 12 J. v. Chr.). Als M. Vipsanius Agrippa im J. 12 v. Chr., kaum 51 Jahre alt, in Campanien starb, war also Agrippina noch ein unmündiges Kind, welches an August's Stiefsohn Tiberius, dem nachherigen Kaiser, der sich im J. 11 v. Chr. mit Julia vermählte, einen Stiefvater erhielt, wie es an Livia, August's vieljähriger und vielgeliebter Gemahlin, eine Stiefmutter hatte. Ein Blick auf Agrippina's Aufenthalt und Erziehung im kaiserlichen Hause gibt dem Verf. Gelegenheit, dasselbe auf lebhafte Weise zu schildern und zugleich die Stellung der einzelnen Personen, welche sich um seine Heldin gruppiren und auf sie Einfluß nehmen, zu ermitteln. Als die hervorragendste Erscheinung in diesem Tableau zeigt sich Livia, die ernste, mit starrer Consequenz handelnde Repräsentantin des anerkannt stolzesten römischen Geschlechtes, des uralten claudischen, deren einziger Lebenszweck es war, ihrem Sohne erster Ehe, Tiberius, und durch ihn dem Geschlechte der Claudier den Thron zu sichern und die julische Familie zu verderben; ein Plan, den sie anfangs nur im Stillen, zuletzt aber öffentlich so ungestüm und wirksam verfolgte, daß sie selbst nach Erreichung ihres Zweckes von demjenigen, für den sie Alles gewagt, mit Undank belohnt, nicht mehr im Stande war, eine Lawine aufzuhalten, der sie den ersten Anstoß gegeben hatte. Diese Livia also tritt uns in Agrippina's Leben als ihr böses Princip entgegen, was der Verf. schon von vorneherein mit richtigem Tact andeutet. Von den genealogischen Bestimmungen hat er nur jene ausdrücklich aufgeführt, die auf den Gegenstand seines Vortrages unmittelbaren Bezug nehmen und, ohne durch dürre Nomenclatur das Gedächtniß seiner Zuhörer über die Gebühr zu belasten, als natürliche Anknüpfungspuncte leicht sich merken lassen; alles Uebrige ist am geeigneten Orte nebenhin nachgeholt.

Beiläufig in ihrem fünfzehnten Jahre, d. i. um das J. 2 n. Chr., wurde Agrippina mit einem ihr verwandten Jugend- und Spielgenossen, dem fast gleichalterigen Germanicus Cäsar, des älteren Drusus und der jüngeren Antonia Sohne (geb. 15 J. v. Chr.), vermählt, der, seiner geistigen und körperlichen Vorzüge wegen, schon damals der Liebling seiner Familie und des gesammten römischen Volkes war. Agrippina bedurfte eines Gatten, dem zu Liebe sie Alles zu thun und zu

lassen im Stande war, denn, wie liebende Aufopferung und hohe Keuschheit ihre Tugenden, so waren aufbrausende Heftigkeit und hochfahrender Herrschsinn ihre Fehler, welche, im Zusammenhalte mit ihrem tragischen Schicksale, gewissermaßen das Gleichgewicht zwischen Schuld und Sühnung herstellen. Traurige Vorfälle und Verirrungen beschränkten die junge Gattin bald auf das Herz ihres Gatten allein. Julia, ihre Mutter, wurde ihres schmachvollen Lebenswandels wegen verbannt. Lucius und Cajus, ihre Brüder, starben binnen 18 Monaten, wie man argwöhnte, von Livia vergiftet. Agrippa, ihr jüngerer Bruder, mußte im J. 7 n. Chr. nach Planasia in's Exil wandern; Julia, ihre ältere Schwester, wurde im J. 9 n. Chr. auf die Insel Trimetus (Teutria) verwiesen, wo sie 20 Jahre nachher starb. Sie hatte also auf der weiten Welt Niemand, als ihren Germanicus, der indeß aus Dalmatien und Illyrien ehrende Lorbeeren heimtrug; im J. 11 n. Chr., nach der unglücklichen Varusschlacht, mit seinem Oheim Tiberius, Germanien bereisete und im J. 12 n. Chr. zum ersten Male in Rom Consul war. Ungefähr im zweiten Jahre darnach finden wir Agrippina bereits auf dem Schauplatze jener Wirksamkeit, der sie aus dem Kreise des Familienlebens auf die Arena der Weltgeschichte versetzte, nämlich in Germanien, über dessen Rheinheer von mehr als 100,000 Mann ihr Gatte den Oberbefehl erhalten hatte, und zwar in der Stadt der Ubier, dem heutigen Cöln. Sie hatte bis dahin ihrem Gatten bereits 6 Söhne geboren; zwei derselben starben in frühester Kindheit, der dritte, schön wie Cupido, seines Großvaters Liebling, im Knabenalter. Den vierten und fünften, Nero und Drusus, zwischen 10—12 Jahre alt, ließ sie in Rom zurück; den sechsten, Cajus, den nachherigen Kaiser Caligula, geboren zu Antium, damals ein anderthalbjähriges Kind, nahm sie mit in's Feldlager. Germanicus war eben nach Gallien hinübergegangen, um den Tribut einzuheben, als unerwartet die Nachricht von August's Tode (am 19. August, 14 J. n. Chr.) in Germanien eintraf und einen Aufstand der vier im Ubierlande liegenden Legionen zur Folge hatte, den der schnell zurückgekehrte Germanicus, den ungestüm ihm angebotenen Kaiserthron mit Unwillen zurückweisend, mühsam dämpfte. Allein bald brach der Aufstand von Neuem los und zwar noch wilder und bedrohlicher als das erste Mal. Germanicus beschwor seine Gattin, die eben ein siebentes Kind unter dem Herzen trug, in die Hauptstadt der Trevirer, das heutige Trier, sich zu flüchten. Lange wollte sie nicht, endlich gab sie nach; ihr Auszug gab ein Beispiel, welch' mächtigen Eindruck erhabene Weiblichkeit und unentweihte Keuschheit selbst auf



rohe, verwilderte Herzen macht. Der Verf. schildert diesen Moment, nach Tacitus, mit erschütternder Wahrheit. Nachdem die Legionen an den Schuldigen selbst blutige Strafe vollzogen hatten, kehrten sie, unter ihres Oberfeldherrn Führung, ihre Waffen gegen die Marsen und Chatten; dann im J. 15 n. Chr., auf Segest's Anlaß, gegen die Cherusker, deren ganzes Land Armin, durch den Gedanken an seine gefangene Gattin Thusnelda und den gehofften Sohn bis zum Wahnsinn erbittert, in Aufstand gebracht hatte. Bald hätte der greise Unterfeldherr Cäcina mit seinen vier Legionen im Münsterlande des Varus Loos getheilt, bald wäre dem Heere, durch voreiligen Schrecken, die Rückkehr über den Rhein nach Castra Vetera (Xanten) durch Abwerfung der Brücken abgeschnitten worden, hätte nicht Agrippina, nicht minder „femina ingens animi," wie Tacitus sie nennt, als ihr Vater „vir ingentis animi," dem tollen Beginnen sich widersetzt und durch ihren überwältigenden Einfluß das Unglück verhütet. Agrippina hatte ihrem Gatten in Deutschland noch zwei Töchter geboren: Agrippina in der Stadt der Ubier, und Drusilla in der Stadt der Trevirer.

Bedeckt mit Lorbeern kehrte Germanicus, zum Glücke für unser bedrängtes Vaterland vom eifersüchtigen Tiberius abberufen, zu Ende des J. 16 nach Rom zurück, wo er am 26. Mai des J. 17 n. Chr. einen prachtvollen Siegeseinzug hielt. Und wie viele Blätter des Lorbeers, der das Haupt des Triumphators schmückt, konnte Agrippina sich zueignen! Sie stand damals auf dem Gipfelpunkt ihres Ruhmes, aber

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht!
— — — — — — —
Der fürchte sie doppelt,
Den je sie erheben!

Schon kochte das Gift des Grolles im Herzen ihrer Feinde, des mißtrauischen Tiberius, den es verdroß, daß ein Weib beim Heere mehr Einfluß habe, als sein kaiserlicher Name, und vor Allem der stolzen, wahrhaft stiefmütterlich gesinnten Livia. — So weit das historische Gerippe dieser ersten Vorlesung; mit geschickter Hand hat der Verf. (S. 19—23) eine Skizze des damaligen Deutschlands einzuflechten und am passenden Orte die hieher bezüglichen Stellen des Tacitus, Sueton, Dio Cassius, Vellejus Paterculus, Strabo u. m. a. in seinen Vortrag zu verweben gewußt, ohne durch diese Staffage den Hauptgegenstand seines Gemäldes zu decken.

Die zweite Vorlesung schildert Agrippina's Aufent-

halt in Griechenland, Asien und Africa; und umfaßt den kurzen Zeitraum von kaum 3 Jahren, welcher jedoch lang genug war, um das Heldenweib Agrippina mit den Netzen boshafter Intrigue zu umgarnen, um die Gattin Agrippina ihres Einzigen, was sie noch auf Erden hatte, zu berauben. Gegen Ende des Jahres 17 n. Chr. hatte Germanicus, der nach Germanien nicht mehr zurückdurfte und in Rom keine genügende Beschäftigung fand, als ernannter Statthalter aller Provinzen jenseits des Meeres, bereits die Stadt wieder verlassen. Agrippina, abermals in gesegneten Umständen, begleitete ihn mit dem kleinen Caligula, ihre beiden anderen Söhne sammt Agrippina und Drusilla in Rom zurücklassend. Noch schien die Hoffnung, welcher Germanicus vor seiner Abreise einen Tempel eingeweiht hatte, dem allgemein geachteten Paare vorauszufliegen; überall war der Empfang ein eben so ehrenvoller als herzlicher. Ueber Dalmatien, wo die engbefreundeten Repräsentanten zweier feindlich einander gegenüberstehender Häuser, des julischen und claudischen, Germanicus und Drusus, sein Adoptivbruder und Schwager, des Tiberius Sohn, in herzlicher Eintracht sich des Wiedersehens freuten, ging die Fahrt nach Griechenland. Den ersten Tag des Jahres 18 n. Chr. feierten die beiden Ehegatten zu Nikopolis in Achaia; dann besuchten sie Athen, und gingen über Euböa nach Lesbos, wo Agrippina ihre dritte Tochter Julia (Livilla), im Ganzen ihr neuntes und letztes Kind, gebar. Bis sie wieder reisefähig wurde, machte Germanicus einen Ausflug an die Gränzscheide von Europa uud Asien (Perinth, Byzanz, Propontis, die Küste des schwarzen Meeres, Troja und Ilium), worauf er seine Gattin wieder abholte und mit ihr, die Küste Asiens entlang fahrend, das Orakel des clarischen Apollo zu Kolophon besuchte. Auf Rhodus wurden sie von Cnejus Piso, dem Statthalter von Syrien, der dem Germanicus von Rom aus nachgereiset war und ohne dessen Beistand in der Nähe jener Insel bald Schiffbruch gelitten hätte, eingeholt. Dieser heftige unbeugsame, von seiner adel- und geldstolzen Gemahlin Plancina, Livia's vertrauter Freundin und Helfershelferin, noch mehr aufgestachelte Diplomat war des Germanicus böser Dämon, der ihm überall störend in den Weg trat und kein Mittel scheute, um ihm die Gemüther seiner Untergebenen abwendig zu machen. Eine Zusammenkunft der beiden, an Charakter einander so ungleichen Nebenbuhler, zu Cyrrhus in Syrien gegen Ende des Jahres 18 steigerte die Spannung auf's Höchste, obwohl Germanicus auch ferner noch den rohen Anmaßungen und arglistigen Herausforderungen

seines Gegners nichts als verächtliches Schweigen und stolze Ruhe entgegensetzte. Inzwischen trieb den Germanicus seine Begierde, fremde Länder zu sehen, zu Anfang des J. 19 nach Aegypten, wohin er seine Gattin mitnahm. Er besichtigte allדdort alle Merkwürdigkeiten von den Nilmündungen bis an die äußerste Südgränze römischer Herrschaft, und machte sich durch sein Benehmen allenthalben beliebt, was ihm von seinem Oheim und Stiefvater auf's übelste gedeutet wurde. Im Sommer des J. 19 kehrte er wieder auf seinen Posten in Asien zurück, wo ihm indeß Piso die ärgerlichsten Cabalen gespielt hatte. Plötzlich erkrankte er, wahrscheinlich in Folge genossenen Giftes, welches ihm Livia durch Plancina und Piso mischen ließ, zu Antiochia, besserte sich wieder zur großen, aber allzukurzen Freude Aller und übersiedelte nach Seleucia, um dort eine Krisis abzuwarten, gab aber bald darauf in Epidaphne seinen Geist auf, wie der Verf. nach Sueton (Calig. I. C.) angibt, im 34. Jahre seines Alters. Die letzten Augenblicke des Sterbenden, den Eindruck, den sein Tod hervorbrachte, die Abreise der vor Schmerz und Trauer kranken, an Leib und Seele ermatteten Witwe mit der Asche ihres Gatten und ihren beiden Kindern, die traurige Fahrt über das winterlich stürmische Meer, auf welchem sie dem Zerstörer ihres Glückes, dem schadenfrohen Piso, begegnete, die Aufregung in Rom bei der Nachricht von des allgeliebten Volksfreundes Ableben, die Landung bei Brundusium und den Zug bis Rom, das Zusammentreffen der tiefgebeugten Mutter mit ihren zurückgelassenen vier Kindern bei Terracina, die Bestattung der Ueberreste des Verblichenen auf dem Marsfeld unter allgemeinem Schluchzen des Volkes und schlechtverholenem Grolle der Claudier, — alle diesen rührenden und ergreifenden Scenen hat der Verf. seinem classischen Vorbilde Tacitus auf eine Weise nachgebildet, welche, da sie unmittelbar das rein menschliche Gefühl in Anspruch nimmt, gewiß keinen seiner Zuhörer kalt gelassen hat.

In der dritten Vorlesung, überschrieben: „Agrippina als Witwe in Rom,“ sehen wir unsere Heldin aus der Sphäre der Thätigkeit auf den Schauplatz des Leidens verwiesen. Allein auch ihr Leiden ist kein energieloses, es ist ein schwerer, vierzehnjähriger Kampf zuerst der Witwe um Rache für ihren gemordeten Gatten, dann der Mutter um Schutz für ihre verwaisten Kinder. Ihrer Rache ward nur spärliche Genugthuung; Piso, mehr durch die Stimme des Volkes als durch den Ausspruch seiner Richter verdammt, endete zwar durch Selbstmord; allein Plancina triumphirte desto schadenfroher unter dem sicheren Schirm ihrer kaiserlichen Freundin. — Indeß schien noch im

J. 20 Agrippina's düsterer Horizont sich aufhellen zu wollen. Ihr sechzehnjähriger Sohn Nero wurde von Tiberius, zur großen Freude des Volkes, in's öffentliche Leben eingeführt. Drei Jahre darnach widerfuhr ihrem jüngeren Sohne Drusus gleiche Ehre. Die ehrgeizige Mutter schwelgte nun mit einem Male wieder in kühner Hoffnung für die Zukunft, als der Kakodämon der julischen Familie ihr plötzlich in der Gestalt Sejan's, des allmächtigen Günstlinges Tiber's, entgegentrat. Ein Weib (an dem sich des Tacitus (Ann. IV. 3) Worte: „Neque femina amissa pudicitia alia abnuerit" abschreckend bewährten), nämlich Livia, des Germanicus leibliche Schwester, ward Sejan's Werkzeug gegen die Familie ihres Bruders. Nachdem sie ihren eigenen Gemahl, Drusus, des Tiberius Sohn, vergiftet hatte, gab sie sich ganz ihrem schändlichen Verführer Sejan hin, der nun, die Rolle der rachegesättigten Livia übernehmend, sein ganzes Augenmerk dahin richtete, Agrippina und deren Söhne, Nero und Drusus, durch deren fortwährende Begünstigung Tiberius die Seele ihrer Mutter neuerdings zu hochfahrenden Planen ermuthigte, mit sicherer Berechnung dem Untergange zuzudrängen, um sich dann des Kaisers ganz zu bemächtigen und den letzten Schritt auf die höchste Stufe thun zu können. Er konnte das aber nur heimlich, durch Livia; sie mußte, zu neuem, noch leidenschaftlicherem Hasse gegen ihre Schwiegertochter entflammt, dem argwöhnischen Tiberius unablässig zuflüstern: „wie er von der trotzigen, auf ihre vielen Kinder und auf die Gunst des Volkes pochenden Agrippina und deren Anhange Alles zu fürchten habe." — Der Funke zündete. Die alten Freunde des Germanicus kommen zuerst an die Reihe. Cajus Silius gibt sich selbst den Tod, um der Hinrichtung sich zu entziehen; Sosia, seine Gattin, wird verbannt; Claudia Pulchra, Agrippina's Base, angeklagt und verurtheilt; Agrippina selbst dem Kaiser täglich mehr verdächtiget. Nachdem Tiberius seinen längst gefaßten, oft verschobenen Plan, sich in die Ruhe zurückzuziehen (im J. 26), ausgeführt hatte, sitzt Sejan über des Germanicus Familie ordentlich zu Gerichte; keine Intriguen werden gescheut, um Agrippina und ihre Söhne in die Falle zu locken; auch Agrippina's letzter Freund, Titius Sabinus, fällt als Opfer bübischen Verrathes. Indeß (im J. 29) stirbt die hochbetagte Kaiserin Livia selbst, der Familie des Germanicus, deren Verfolgung ihr so wenig lohnende Früchte trug, in den letzten Lebensjahren, wie es scheint, minder feindlich gesinnt. Nach ihrem Tode brechen Tiber und Sejan, durch nichts mehr gehalten, wie wilde Bestien los. Gegen Agrippina und ihren Sohn Nero ward eine förmliche

seines Gegners nichts als verächtliches Schweigen und stolze Ruhe entgegensetzte. Inzwischen trieb den Germanicus seine Begierde, fremde Länder zu sehen, zu Anfang des J. 19 nach Aegypten, wohin er seine Gattin mitnahm. Er besichtigte alldort alle Merkwürdigkeiten von den Nilmündungen bis an die äußerste Südgränze römischer Herrschaft, und machte sich durch sein Benehmen allenthalben beliebt, was ihm von seinem Oheim und Stiefvater auf's übelste gedeutet wurde. Im Sommer des J. 19 kehrte er wieder auf seinen Posten in Asien zurück, wo ihm indeß Piso die ärgerlichsten Cabalen gespielt hatte. Plötzlich erkrankte er, wahrscheinlich in Folge genossenen Giftes, welches ihm Livia durch Plancina und Piso mischen ließ, zu Antiochia, besserte sich wieder zur großen, aber allzukurzen Freude Aller und übersiedelte nach Seleucia, um dort eine Krisis abzuwarten, gab aber bald darauf in Epidaphne seinen Geist auf, wie der Verf. nach Sueton (Calig. I. C.) angibt, im 34. Jahre seines Alters. Die letzten Augenblicke des Sterbenden, den Eindruck, den sein Tod hervorbrachte, die Abreise der vor Schmerz und Trauer kranken, an Leib und Seele ermatteten Witwe mit der Asche ihres Gatten und ihren beiden Kindern, die traurige Fahrt über das winterlich stürmische Meer, auf welchem sie dem Zerstörer ihres Glückes, dem schadenfrohen Piso, begegnete, die Aufregung in Rom bei der Nachricht von des allgeliebten Volksfreundes Ableben, die Landung bei Brundusium und den Zug bis Rom, das Zusammentreffen der tiefgebeugten Mutter mit ihren zurückgelassenen vier Kindern bei Terracina, die Bestattung der Ueberreste des Verblichenen auf dem Marsfeld unter allgemeinem Schluchzen des Volkes und schlechtverholenem Grolle der Claudier, — alle diesen rührenden und ergreifenden Scenen hat der Verf. seinem classischen Vorbilde Tacitus auf eine Weise nachgebildet, welche, da sie unmittelbar das rein menschliche Gefühl in Anspruch nimmt, gewiß keinen seiner Zuhörer kalt gelassen hat.

In der dritten Vorlesung, überschrieben: „Agrippina als Witwe in Rom," sehen wir unsere Heldin aus der Sphäre der Thätigkeit auf den Schauplatz des Leidens verwiesen. Allein auch ihr Leiden ist kein energieloses, es ist ein schwerer, vierzehnjähriger Kampf zuerst der Witwe um Rache für ihren gemordeten Gatten, dann der Mutter um Schutz für ihre verwaisten Kinder. Ihrer Rache ward nur spärliche Genugthuung; Piso, mehr durch die Stimme des Volkes als durch den Ausspruch seiner Richter verdammt, endete zwar durch Selbstmord; allein Plancina triumphirte desto schadenfroher unter dem sicheren Schirm ihrer kaiserlichen Freundin. — Indeß schien noch im

oheim, dem gemeinschaftlichen Schicksale seiner Familie zu entgehen; jedenfalls ein eigenthümlicher, wenn gleich scheußlicher, Charakter rechtfertigte er das Witzwort eines griechischen Redners, der von ihm sagte: — „nec servum meliorem ullum, nec deteriorem dominum fuisse (Suet. Calig. c. 10).“ — Endlich schlug die Stunde der Erlösung auch für Agrippina. Sie, die wie ein glänzendes Gestirn in Deutschland aufgegangen, die allbewundert und verehrt an den Bewohnern dreier Welttheile vorübergezogen war, glomm in der fürchterlichen Einsamkeit des Exil's wie der Docht einer Lampe, der man nach und nach das Oel entzieht, langsam und kläglich ab, bis sie am 17. October d. J. 33 n. Chr. erlosch, an demselben Tage, an welchem zwei Jahre vorher Sejan, ihr Todfeind, unter der Hand des Henkers geendet hatte. Gleichsam zur Sühnung folgte ihr, ebenfalls durch Henkershand gerichtet, ihre Todfeindin, Plancina, nach. Im J. 37 starb auch Tiber, und Caligula, sein Nachfolger, bezeichnete seinen Regierungsantritt mit einem Act der Pietät gegen Mutter und Bruder, welcher, nach so auffallenden Beweisen empörender Fühllosigkeit, fast entweihendem Hohne glich. Auch Kaiser Claudius ehrte Agrippina's Angedenken, wohl am wahrsten und würdigsten aber Titus, der, selbst ein hochgesinnter Mann, das hochgesinnte Weib gewiß am besten zu beurtheilen wußte. Und somit hatte das tragische Geschicke dieser, als Heldin, Mutter und Dulderin gleich merkwürdigen Frau auf erschütternde Weise sich erfüllet.

Dieß sind beiläufig die Umrisse des Bildes, welches uns der Verf. von der jüngeren Agrippina und ihrer Zeit entworfen hat. Die alten Klassiker gaben ihm den Stoff, um die Contouren auszufüllen, was mit zweckmäßiger Rücksicht auf einen gemischten Hörer- und Leserkreis geschehen ist. Durch Festhalten an der tragischen, mit Goethe's Worten ausgesprochenen Idee, welche sich gleich einem schwarzen Faden durch Agrippina's Leben hinzieht, wußte der Verf. seiner Erzählung dramatisches Leben zu verleihen. Wie sie vorliegt, gleicht sie dem Entwurfe zu einer Trilogie, deren einzelne Theile nur der gestaltenden Hand des Dichters bedürften, um von der Bühne herab das ernste: „Tolluntur in altum, ut lapsu graviore ruant“ zu veranschaulichen. Die Charaktere und Situationen sind gegeben, ganze Scenen angedeutet, und Ruhe- und Schlußpuncte nicht zu verkennen. Schon dadurch ist dem Werkchen die Theilnahme gesichert. Hiezu kommt noch, daß nicht tiefer gegriffen ist, als es für das größere Publikum paßt, daß die nothwendigen Citate in die Noten geworfen sind und hin und wieder eine willkommene Reflexion oder eine durch die Ideen-Association gebotene Anspielung auf Erlebnisse und Ver-

Anklage dem Senate vorgelegt, deren augenblickliche Wirkung nur durch die Warnung eines sonst unbedeutenden Menschen vereitelt wurde. Allein Sejan's Herrschergelüst kannte keine Gränzen; er mußte Alles wagen, um die rechtmäßigen Thronerben aus dem Wege zu schaffen und Tiber gänzlich zu bewältigen, der vor 4 Jahren noch des Günstlings Werbung um die Hand der jüngeren Livia mit so ausweichender Schlauheit abgelehnt hatte. Wirklich erfolgte Agrippina's und Nero's Verurtheilung im J. 29; — sie lautete auf Exil. Agrippina mußte auf der Insel Pandataria, wo ihre Mutter Julia verdiente Buße gelitten hatte, für nichts Anderes büßen, als daß sie des Germanicus Witwe, daß sie der letzten Julier Mutter, mit einem Worte, daß sie Agrippina war, die edelstolze Frau, deren Tugend sogar für einen Tiber und Sejan zu hoch stand, die aber den herausfordernden Troß, der ihr, als Erbzug von ihrem Vater, innewohnte, selbst im Unglücke nicht vergessen konnte. Sie fiel, weil sie nicht im Stande war, sich zu demüthigen; weil sie zur Zeit, wo Arglist und Grausamkeit herrschten, ihrem guten Recht und Gewissen zu viele Kraft zutraute, weil sie besser war als ihre Umgebung. Der älteste ihrer noch lebenden drei Söhne, Nero, wurde nach Pontia, unfern Pandataria, geschafft, wo er nach ungefähr zwei Jahren, aus Furcht vor dem angedrohten Tode durch Henkershand, sich selbst tödtete; der jüngere Sohn Drusus erlebte mit seiner Mutter noch den plötzlichen Sturz und die Hinrichtung des allgemein verwünschten, endlich auch von Tiber erkannten, Sejan (am 17. October des J. 31 n. Chr.), allein zu geringem Troste, denn Tibers Gemüth entflammte sich beim Anblicke von Sejan's, seines langjährigen Günstlings, Blute nur zu noch wilderer Mordlust. Die nächste Zeit war eine Schreckensperiode für Rom. Indeß wurde Drusus langsam zu Tode gequält; im J. 33. n. Chr. erlag er, seinem Mörder fluchend und der Ahnen und Nachkommen Rache auf sein Haupt beschwörend, der raffinirten Grausamkeit seiner Peiniger. Nun lebten von des Germanicus Kindern nur noch drei Töchter und ein Sohn. Agrippina, die älteste der Töchter, war schon seit dem J. 28 mit Cn. Domitius vermählt; Drusilla und Julia erhielten im Blutjahre 33 durch Tiber's Hand ihre Gatten, jene den L. Cassius, diese den M. Vinicius. Bald darauf vermählte sich auch Agrippina's letzter 21jähriger Sohn, Cajus Cäsar, Caligula zubenannt, mit Claudia, des M. Silanus Tochter. Er allein wußte, durch seine unerschütterliche Indolenz bei Allem, was seine Angehörigen betraf, und durch seine erheuchelte Unterwürfigkeit gegen seinen mißtrauischen, launenhaften Groß-

oheim, dem gemeinschaftlichen Schicksale seiner Familie zu entgehen; jedenfalls ein eigenthümlicher, wenn gleich scheußlicher, Charakter rechtfertigte er das Witzwort eines griechischen Redners, der von ihm sagte: — „nec servum meliorem ullum, nec deteriorem dominum fuisse (Suet. Calig. c. 10).“ — Endlich schlug die Stunde der Erlösung auch für Agrippina. Sie, die wie ein glänzendes Gestirn in Deutschland aufgegangen, die allbewundert und verehrt an den Bewohnern dreier Welttheile vorübergezogen war, glomm in der fürchterlichen Einsamkeit des Exil's wie der Docht einer Lampe, der man nach und nach das Oel entzieht, langsam und kläglich ab, bis sie am 17. October d. J. 33 n. Chr. erlosch, an demselben Tage, an welchem zwei Jahre vorher Sejan, ihr Todfeind, unter der Hand des Henkers geendet hatte. Gleichsam zur Sühnung folgte ihr, ebenfalls durch Henkershand gerichtet, ihre Todfeindin, Plancina, nach. Im J. 37 starb auch Tiber, und Caligula, sein Nachfolger, bezeichnete seinen Regierungsantritt mit einem Act der Pietät gegen Mutter und Bruder, welcher, nach so auffallenden Beweisen empörender Fühllosigkeit, fast entweihendem Hohne glich. Auch Kaiser Claudius ehrte Agrippina's Angedenken, wohl am wahrsten und würdigsten aber Titus, der, selbst ein hochgesinnter Mann, das hochgesinnte Weib gewiß am besten zu beurtheilen wußte. Und somit hatte das tragische Geschicke dieser, als Heldin, Mutter und Dulderin gleich merkwürdigen Frau auf erschütternde Weise sich erfüllet.

Dieß sind beiläufig die Umrisse des Bildes, welches uns der Verf. von der jüngeren Agrippina und ihrer Zeit entworfen hat. Die alten Klassiker gaben ihm den Stoff, um die Contouren auszufüllen, was mit zweckmäßiger Rücksicht auf einen gemischten Hörer- und Leserkreis geschehen ist. Durch Festhalten an der tragischen, mit Goethe's Worten ausgesprochenen Idee, welche sich gleich einem schwarzen Faden durch Agrippina's Leben hinzieht, wußte der Verf. seiner Erzählung dramatisches Leben zu verleihen. Wie sie vorliegt, gleicht sie dem Entwurfe zu einer Trilogie, deren einzelne Theile nur der gestaltenden Hand des Dichters bedürften, um von der Bühne herab das ernste: „Tolluntur in altum, ut lapsu graviore ruant“ zu veranschaulichen. Die Charaktere und Situationen sind gegeben, ganze Scenen angedeutet, und Ruhe- und Schlußpuncte nicht zu verkennen. Schon dadurch ist dem Werkchen die Theilnahme gesichert. Hiezu kommt noch, daß nicht tiefer gegriffen ist, als es für das größere Publikum paßt, daß die nothwendigen Citate in die Noten geworfen sind und hin und wieder eine willkommene Reflexion oder eine durch die Ideen-Association gebotene Anspielung auf Erlebnisse und Ver-

hältnisse in unserer Zeit den Fluß der Rede unterbricht, ohne störend ihn zu hemmen. Dieß ist das Lob, was Ref. der Schrift, als einer populären, mit gutem Gewissen ertheilen zu können glaubt; wollte man sie unter die Lupe des Gelehrten stellen, so dürfte freilich dieß oder jenes vielleicht vermißt werden, indem es keinem Zweifel unterliegt, daß der Zeitabschnitt, dem Agrippina's Leben angehört, noch bei Weitem nicht genug aufgehellt und abgeklärt ist, um nicht hinlänglichen Stoff zu tiefer gründender Erörterung und genauerer Sichtung darzubieten. Schon des Verf. Hauptquelle, Tacitus, gäbe hiezu mannigfachen Anlaß. Der Mann, der uns diesen gewaltigen Historiker mit seiner strammen Gedrungenheit und eigenthümlichen Selbstständigkeit, vom Standpuncte historischer und philologischer Kritik aus beurtheilt und erläutert bringen soll, steht noch zu erwatten. Daß in der vorliegenden Schrift hierauf nicht eingegangen wurde, läßt sich nicht in Abrede stellen, — sed nunc non erat his locus! — Dem Verf. würde sein Auditorium es wenig Dank gewußt haben, wenn er es mit Varianten und Emendationen, mit Conjecturen und Parallelstellen behelliget hätte; er wird es daher auch selbst nicht ambitioniren, seine Schrift hier in dieser Beziehung beleuchtet zu sehen. Ihr Verdienst hat dieselbe dessenungeachtet, denn so rühmlich es ist, die Gelehrten noch selbst etwas lehren zu können, so löblich ist es, das Verständniß abstruserer Gegenstände dem Ungelehrten näher zu rücken, und den Sinn für ernsteres Wissen in jenen Schichten der Gesellschaft zu wecken, welche dessen am meisten bedürfen, weil sie in der Regel am seltensten dazu angeregt werden. Und eben in dieser Hinsicht scheint es wünschenswerth, daß des Verf's. Versuch Nachahmung finde, und um diese finden zu können, muß derselbe bekannt werden, wozu die gegenwärtige Anzeige das Ihrige beitragen möge.

Um streng beurtheilt zu werden, tritt das Werkchen zu bescheiden und — wie gesagt — in zu populärer Fassung auf; Ref. begnügt sich daher, nur Einiges flüchtig anzudeuten, was demselben auch in dieser Fassung vielleicht nicht unfördersam gewesen wäre. So hätte z. B. der Ansatz der Jahreszahlen (v. E. d. St. und v. oder n. Chr.) am Rande viel zur Uebersichtlichkeit für den Leser beigetragen; desgleichen wären die Stammbäume der julischen und claudischen Familie eine um so zweckmäßigere Beigabe gewesen, als die Gleichheit der Namen (Agrippina, Drusus, Nero u. s. w.) mit der Geschichte minder vertraute Leser leicht beirren kann, und es manchem derselben schwer werden dürfte, selbst nur die Reihenfolge der Kinder Agrippina's aus dem Texte klar sich zusammenzustellen. Das Schwanken der Angaben, welches dem aufmerksameren Leser nicht entgehen kann, wenn er die Geburtsjahre der am Rhein gebornen Töchter Agrippina's,

der jüngeren Agrippina und Drusilla's, wie z. B. Eckhel nach Sueton (Cal. Cap. VII.) und Tacitus (Ann. II. 54) sie angibt, mit dem Triennium (von 14 — 17 n. Chr.) zusammenhält, was sie, nach Tacitus (Ann. I. — II. 26) an der Seite ihres Gatten, in Gallien und Germanien zubrachte, beruht wohl zunächst auf den Quellen selbst und namentlich auf der bekannten Stelle des Sueton (Calig. l. c. VII.): Tres sexus feminini, Agrippina, Drusilla, Livilla, continuo triennio natae;" eben darum aber wäre hier eine kurze Auseinandersetzung, als das Resultat scharfsinniger Combination, am Platze gewesen. Ein ähnliches Bewandtniß hat es mit Agrippina's Flucht nach der Hauptstadt der Trevirer, welche Germanicus, auf Zureden seiner Freunde (S. 28), als Asyl für seine „hochschwangere" Frau ausersah (S. 29), ein Beschluß, wovon ihn, „ihrer bevorstehenden Niederkunft wegen" (S. 31), selbst die dringendsten Bitten seiner reumüthigen Soldaten, die ihr nacheilten, um sie in die „Ubierstadt" zurückzuführen (S. 31), nicht mehr abbringen konnten; scheint dieß nicht mit S. 25 im Widerspruche zu stehen, wo es heißt: „Während dieß auf dem Lande im Lager vorfiel, war sie in der Stadt der Ubier, dem heutigen Cöln. Sie war hochschwanger und ihrer Entbindung nahe, und zwar von derselben Agrippina, die, sechs und dreißig Jahre später, als Kaiserin und Gemahlin des Kaisers Claudius eine Colonie von Veteranen in diese ihre Geburtsstadt führen ließ?" — Auch hier hätten die bezüglichen Stellen des Tacitus (Ann. I. 40. 44. — Ann. XII. 27) einer Abwägung bedurft. — S. 52 sagt der Verfasser: „Piso wollte endlich Syrien ganz verlassen; da wurde Germanicus krank; Piso blieb;" dagegen S. 56, wo von Agrippina's Rückkehr nach Rom die Rede ist: „Als ihre kleine Flotille an den Küsten Lyciens und Pamphyliens hinsegelte, begegnete ihnen Piso, der auf die Nachricht von des Germanicus Tode von der Insel Cos, bis wohin er gekommen war, mit unverhehlter Freude über den Tod seines Gegners, voll stolzer Hoffnungen für die Zukunft nach Syrien zurückkehrte." — S. 54 läßt der Verf. den Germanicus in seinem vier und dreißigsten Lebensjahre sterben, wie Sueton (Calig. Cap. I.) schreibt: „Annum agens quartum et tricesimum, diutino morbo Antiochiae obiit." — Eckhel (D. N. V. Vol. VI. p. 208, wo es übrigens in Folge eines Druckfehlers heißt: „V. C. 772., quo mortuus est, agebat annum aetatis XXXII. (statt XXXIV.") gibt als Sterbetag „den 9. October" (Kalend. marm. Antial) an.

In der dritten Vorlesung, wo der Verf. seinen Zuhörern den scheußlichen Sejan vorführt, hätte vielleicht auf die gewiß Allen bekannten Fabeln des Phädrus angespielt werden können, die

manches Stichwort auf diesen schändlichen Günstling Tiber's, so wie auf letzteren selbst und auf Caligula, die Hyder, die dem Klotze folgte (B. I. F. 2), enthalten, und, abgesehen von dieser sinnreichen Art der Satyre in so bedenklicher Zeit, den Beweis liefern, daß man schon damals, wie jetzt leider! nur allzusehr, bisweilen zwischen den Zeilen lesen mußte. — Ob dem Verf. ein im J. 1796 in Stendal (Winkelmann's Geburtsstadt) gedruckter historischer Versuch eines Unbekannten über Germanicus, so wie Rättig's Abhandlung: „Tiberius Nero Cäsar, im Verhältnisse zur fürstl. Familie" (Wittenberg 1841) bekannt geworden, und ob dieselben überhaupt etwas für dessen Zweck Brauchbares enthalten, weiß Ref. nicht, da ihm diese Monographien nicht zu Gesichte kamen.

Um auch der Phantasie seiner Leser ein deutliches Gepräge der Hauptpersonen einzudrücken, deren Charaktere in dieser Monographie geschildert sind, hat der Verf. sein Werkchen mit einer artistischen Beilage geschmückt, welche die Porträte des M. Agrippa, der Agrippina und des Germanicus zeigt. Sie sind römischen Münzen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes entnommen, welche der k. k. Cabinets-Zeichner, Alb. Schindler, für den Verf. copirte. Das Porträt des M. Agrippa*) ist entlehnt einer Bronze-Münze v. J. 27 v. Chr.:

M. AGRIPPA. L. F. COS. III. Der Kopf des Agrippa, mit der Schiffschnabelkrone.

X S. C. Neptun stehend, in der L. einen Delphin, in der R. den Dreizack. Æ. 2.

Die Schiffschnabelkrone, so wie die Gestalt des Neptun auf der Rückseite, beziehen sich auf die entscheidenden Seesiege bei Naulochus im J. 36 v. Chr. (App. V. 119. Dio Cass. XLIX. 9. 10. Vellej. II. 79. Suet. Oct. 16), wofür Agrippa die Corona rostrata erhielt, und bei Actium am 2. Sept. d. 31. J. v. Chr. (Dio Cass. L. 11. 13. 14. 32. LI. 1. Vellej. II. 85. Plut. Ant. 66. Serv. ad Aen. VIII. 682. Oros. VI. 19). Das k. k. Münz- und Antiken-Cabinet besitzt von dieser Münze 7 Exemplare, darunter drei von trefflicher Erhaltung, worauf die ernsten, strengen Züge dieses echten Römers, im Profil an Napoleon erinnernd, mit caméen-ähnlicher Schärfe hervortreten. Unter Titus und Domitian wurde dieser Typus restituirt (Eckhel V. p. 104).

Agrippina's Porträt ist folgender nach ihrem Tode geprägter Münze entlehnt:

AGRIPPINA. M. F. MAT. C. CAESARIS . AVGVSTI. Kopf der Agrippina.

*) Ein schönes Porträt desselben hätte auch ein Onyx im k. k. Münz- u. Antiken-Cabinete gegeben. (Vgl. Jos. Arneth, Beschr. des k. k. M. u. Ant. Cab. S. 93. n. 25.)

X S.P.Q.R. MEMORIAE. AGRIPPINAE. Ein von zwei Maulthieren gezogener Götterwagen (Tensa). Æ. 1.

Die Münze bezieht sich auf Caligula's kindliche Verehrung für seine todte Mutter, für die er, da sie lebte, bei ihrer Verurtheilung kein Wort gefunden hatte. Er ordnete nämlich sowohl für sie als für seinen Bruder eine alljährlich zu haltende Leichenfeier an: für die Mutter noch insbesondere große Spiele im Circus. Er ließ auch einen prachtvollen Wagen bauen, auf welchem Agrippina's Bild bei diesen Spielen in feierlichem Umzuge von zwei Maulthieren gefahren werden sollte (s. S. 99 unseres Werkchens). Agrippina's feine und scharfe Züge, in welchen sich edle Weiblichkeit mit dem von ihrem Vater ererbten männlichen Trotze paart, treten uns auf der Vorderseite dieser Münze, wovon das k. k. Cabinet 5 Exemplare besitzt, deutlich und sprechend entgegen. Auch die unter Claudius geprägte Münze (AGRIPPINA. M. F. GERMANICI. CAESARIS. Kopf der Agrippina. X. TI. CLAVDIVS. CAESAR. AVG. GERM. P. M. TR. P. IMP. P. P. In der Mitte: S. C. Æ. 1), wovon im Cabinete 6 Exemplare sich befinden, hätte ein treffliches Porträt geliefert (Eckhel VI. p. 213).

Das Bild des Germanicus gab der Verf. nach einer, auf dessen im J. 17 n. Chr. gefeierten Triumph bezüglichen Münze, (Eckhel VI. 209):

GERMANICVS. CAESAR. Germanicus auf der triumphalischen Quadriga stehend, in der L. den Feldherrnstab mit dem Adler.

X SIGNIS. RECEPT. DEVICTIS. GERM. S. C. Germanicus, im Kriegskleide stehend, die R. ausgestreckt, in der L. den Legionsadler. Æ. 2.

Als gleichzeitiges historisches Denkmahl ist diese Münze höchst interessant, da sie den Zenith im Leben des Germanicus bezeichnet; als Porträt hätte sich, abgesehen von hieher bezüglichen Münzen griechischen Gepräges, die Vorderseite der zu Ehren des Germanicus unter Caligula und Claudius geprägten Münzen (unter denen des letzteren eine im k. k. Cabinete befindliches Bronze-Medaillon mit erhabenem Rande), so wie die der Restitutionsmünzen unter Titus, benützen lassen (cf. Arneth. Syn. Num. Rom. p. 47. 48. 64).

Es lag nicht in der Absicht des Verf. sich in eine Erörterung über die numismatischen, plastischen und epigraphischen Monumente einzulassen, welche zu den Hauptpersonen seines Werkchens in Beziehung stehen, denn er schrieb ursprünglich für Zuhörer, für welche derlei Berufungen nur dann ein Interesse haben können, wenn sie von lebendiger Anschauung begleitet sind; da derselbe übrigens zu den wenigen bildlichen Darstellungen, welche für seinen Zweck genügten, Objecte aus dem k. k. Münz- und Antiken-Cabinete gewählt hat, so scheint es mir nicht

unpassend, eine kurze Aufzählung dessen, was diese reiche Sammlung in Bezug auf Agrippina und Germanicus, außer den bereits erwähnten Münzen römischen Gepräges, unter ihren griechischen Münzen besitzt, hier anzuknüpfen.

I. Agrippina (allein).

Teos in Jonien. Kopf der Agrippina (verwischt).
)(*THIΩN.* Eine weibliche Figur innerhalb eines viersäuligen Tempels. (Br. 4 Gr. — 1 Ex.)

Cadi in Phrygien. *ΑΓΡΙΠΠΙΝΑ* ..... Kopf der Agrippina.
)(*ΚΑΔΟΗΝΩΝ.* Die ephesische Diana. (Br. 4 Gr. — 1 Ex.)

Agrippina (mit ihren Söhnen Nero und Drusus).

Korinth in Achaja. ...GERM.... Belorbeerter (?) Kopf der Agrippina.
)(NE. D. VIPSANIO . AGRIPPA . IIVIR. Die unbedeckten Köpfe des Nero und des Drusus, einander gegenübergestellt. Br. 4 Gr. — 1 Ex. (cf. Mionnet. Supp. IV. p. 64. n, 429. — Sestini, Mus. Font. I. p. 53. Tav. I. 31).

Agrippina (mit ihren Töchtern Agrippina d. J., Drusilla und Julia).

Apamea in Bithynien. .DIV. DRVS (illae). Juliae. Agrippinae. Kopf der vergötterten Drusilla en face, zwischen den Köpfen ihrer Schwestern Julia und Agrippina; oberhalb ein Stern.
)(Agrippina C. Caesaris Aug. Germani. Mater. C(oloniae J(uliae) C(oncordiae) A(pameae D(ecreto) D(ecurionum). Agrippina in Schleier und Stola sitzend, in der R. eine Schale, in der L. quer einen Speer. Br. 8 Gr. — 1 Ex. (cf. Mionnet II. p. 412. n. 23). — Unter Caligula, nach Drusilla's Tode im J. 38 n. Chr., geprägt.

Agrippina (mit Livia).

Pergamum in Mysien. *ΑΓΡΙΠΠΙΝΑΝ*.... Kopf der Agrippina.
)(....... Verschleierter Kopf der Livia. (Br. 4 Gr. — 1 Ex.) Ein äußerst nettes Münzchen, schon dadurch besonders interessant, weil es Verfolgte und Verfolgerin, Agrippina und Livia, die im Leben so feindlich getrennten, auf einem dünnen Metallklümpchen hier friedlich paart.

Diese, zunächst die Agrippina betreffenden Münzen und eine zweifelhafte von Aezanis in Phrygien, von welcher unten die Rede seyn wird, besitzt das k. k. Münz- und Antiken-Cabinet. Außerdem gehören hieher Münzen von Cäsar-

Augusta im tarraconensischen Hispanien (Mionn. I. 34. n. 241), von Milet in Jonien (Mionn. III. p. 167. n. 775. — Welzl. Catal. p. 247. n. 5568), von Smyrna Joniens (die Köpfe der Agrippina und des Germanicus, einander gegenüber, auf der Rückseite der Kopf des Caligula (cf. Mus. Sanclement. Num. sel. T. II. p. 75, Tab. XIV. n. 34), eine andere von ebendort (Welzl. Catal. p. 253 n. 5717), von Leptis in Africa (Sequin. sel. num. p. 317. Eckhel. IV. p. 130), von einer Colonie, aus Caligula's Zeit, worauf Agrippina mit ihrem Todfeinde Tiber gepaart erscheint (cf. Eckhel. VI. p. 216) u. s. w. Zwei besonders schöne Münzen von Lesbos führt Eckhel (VI. p. 214. und Mionn. III. p. 48. n. 121) an, worauf Agrippina mit ihrem geliebten Germanicus zusammengestellt ist und *ΘΕΑ* genannt wird. Ueber eine andere Zusammenstellung mit Germanicus und Caligula siehe im Folgenden.

II. Germanicus (allein).

Tanagra in Böotien. 1) *ΓΕΡΜΑΝΙΚΟC.* Des Germanicus unbedeckter Kopf.
)(TANA. Apoll nackt, in der R. den heiligen Zweig. (Br. 3½ Gr. — 1 Er.) Dieses Münzchen (Eckhel II. p. 201) enthält ein schönes Porträt.

— — 2) Inschrift verwischt. Uebedecktes Haupt des Germanicus (?), am Halse ein signum incusum.
)(*.ΑΝΑ. ΡΑ.. ΩΝ.* Drei weibliche Gestalten, einander bei den Händen haltend; im Felde ein signum incusum, einen Dreifuß vorstellend. (Br. 5 Gr. — 1 Er.)

Nicomedia in Bithynien. Inschrift verwischt. Des Germanicus unbedeckter Kopf.
)(*ΕΠΙ. ΠΟΠΛΙΟΥ. ΟΥΙΤΕΛΛΙΟΥ. ΑΝΘΥΠΑΤΟΥ. Μ. ΝΙΚΟΜΗΔΕΩΝ.* Ohne weiteren Typus (cf. Morell. in fam. Vitellia). (Br. 5½ Gr. — 1 Er.)

Aezanis in Phrygien. *ΓΕΡΜΑΝΙΚΟC. ΕΠΙ. ΚΛΑCCΙΚΟΥ.* Kopf des Germanicus mit der Strahlenkrone.
)(*ΑΙΖΑΝΙΤΩΝ.* Kopf der älteren Agrippina (cf. Mionn. IV. 208. n. 80). (Br. 3½ Gr. — 2 Er.)

Germanicus (mit Drusus d. J.)

Carteja im bätischen Hispanien. ..... ICO.ET.DRVSO. Weiblicher Kopf mit der Thurmkrone.
)(....... IIII. VIR. CART. Steuerruder. (Br. 4 Gr. — 2 Er.)

Sardes in Lydien. *ΔΡΟΥΣΟΣ. ΚΑΙ. ΓΕΡΜΑΝΙ.... ΟΥ. ΦΙΛΑΔΕΛΦΟΙ.* Drusus und Germanicus sitzend.

X ΓΑΙΩ. ΑΣΙΝΝΙΩ. ΠΟΛΛΙΩΝΙ. ΑΝΘΥΠΑΤΩ. (Br. 7½ Gr. — 1 Er.) Wohl vor'm Jahre 23 n. Chr. geprägt, wo Drusus vergiftet wurde.

Pergamum in Mysien. ΔΡΟΥΣΟΣ. ΚΑΙΣΑΡ. Belorbeerter Kopf des Drusus.

X ΓΕΡΜΑΝΙΚΟΣ. ΚΑΙΣΑΡ. Unbedecktes Haupt des Germanicus. (Br. 4 Gr. — 1 Er.)

Germanicus (mit Caligula und Agrippina).

Tralles in Lydien. ...ΙΟΥ... Des Germanicus und der Agrippina Köpfe neben einander.

X ...ΚΑΙϹΑΡ. Unbedeckter Kopf des Caligula. (Mionn. IV. p. 183. n. 1062). (Br. 4 Gr. — 1 Er.)

Germanicus (mit Caligula).

Gortyna auf Creta. ΓΑΙΟΝ. ΚΑΙΣΑΡΑ. ΓΕΡΜΑΝΙΚΟΝ. ΣΕΒΑΣΤΟΝ. Belorbeerter Kopf des Caligula.

X ΓΕΡΜΑΝΙΚΟΝ. ΚΑΙΣΑΡΑ. ΕΠΙ. ΑΥΓΟΥΡΕΙΝΩ. ΓΟΡΤ. Belorbeerter Kopf des Germanicus. (Br. 5½ Gr. — 4 Er.) Gibt ein sehr schönes Porträt.

Außer den angeführten, auf Germanicus bezüglichen, und im k. k. Münz- und Antiken-Cabinete befindlichen Münzen gehören noch hieher: Münzen von Romula, Acci, Osca und Tarraco in Hispanien, von Smyrna in Jonien (Mionn. S. VI. p. 330. n. 1635), von Magnesia am Sipylus, von Polyrrhenium auf Creta (Eckhel II. 319) u. s. w., die meisten erst nach des Germanicus Ableben geprägt, um Caligula's Gunst zu gewinnen, welcher viele Liebe zu seinen verblichenen Eltern heuchelte (Eckhel VI. 211).

Mit welcher Vorliebe sich auch die Plastik im engeren Sinne des Wortes der Züge so merkwürdiger Personen, wie Agrippina und Germanicus, bemächtigte, ist bekannt. Unter den zahlreichen Darstellungen der Agrippina sind vorzüglich hervorzuheben: die Statue im Kaiserzimmer des capitolinischen Museums in Rom, welche dieselbe in behaglich lehnender Stellung auf einem Sessel zeigt (Mongez, Icon. Rom. p. 134); eine ähnliche in der Villa Albani (Bottari. III. tav. 53); Standbilder und Büsten derselben zu Dresden (Hase, Verzeichniß 1829. S. 50. n. 186), im Vorsaale der St. Marcus-Bibliothek in Venedig, zu Mantua (G. Labus, Museo di Mantova. I. p. 176. 207. Tav. I. 41. 45), im Berliner Museum (Weyl, Führer. III. S. 18. n. 187), ein marmornes Brustbild aus Herculanum, eine Statue aus parischem Marmor in München (Klenze und Schorn, Beschr. d. Glypt. 1833. S. 176. n. 183) u. s. w. (Vergl. Winkelmann sämmtl.

Werke, Donaueschingen. X. 25. II. 156. VI. 208. VII. 128. VI. 209). Auf dem sogenannten Agath des Tiber (Camée de la Sainte-Chapelle) erscheint Agrippina zur Rechten des Germanicus mit ihrem Sohne Caligula (Millin. T. II. p. 124. Pl. CLXXIX. — Trés. numism. Icon. Rom. p. 23. pl. XII). Das merkwürdige mantuanische Gefäß, ehemals dem Herzoge Gonzaga, jetzt dem Herzoge Carl von Braunschweig gehörig, stellt wahrscheinlich die Agrippina und den Germanicus als Demeter und Triptolemus vor, denen die vier Jahreszeiten opfern (Gronov. Thes. Antiq. T. VII. p. 62). Auf einem Onyrgefäß zu Berlin erblickt Thiersch (Abhandl. der königl. bayr. Akademie. 1837. Phil. Kl. Bd. II. Abth. 1. S. 63) die Familie der Agrippina und die Geburt ihres Sohnes Caligula. Die beiden Figuren auf dem herrlichen Onyx im königl. Cabinete zu Paris, früher gewöhnlich ebenfalls auf Agrippina und Germanicus, als Demeter und Triptolemus (Millin. I. p. 50. Pl. XLVIII. 220) gedeutet und auf die Reise der beiden Gatten nach Athen im J. 18 n. Chr. (s. S. 45 uns. Buches) bezogen, werden von Lenormant (Trésor de Numism. Iconogr. Rom. p. 26. Pl. XIII. 12) für Messalina und Claudius genommen. Außerdem kennen wir mehrere Caméen mit dem Brustbilde der Agrippina (Trésor de Num. Icon. Rom. p. 22. Pl. XI. 7. 8. — Mongez. Icon. Rom. p. 134. Pl. XXIV. 4) u. s. w.

Das k. k. Münz- und Antiken-Cabinet besitzt eine (stark restaurirte) Marmorbüste der Agrippina, welche sie nebst neun andern antiken Büsten im J. 1846 von Sr. fürstl. Gnaden dem Erzbischofe von Wien, in dessen Palais sie standen, zum Geschenk erhielt. Ein sehr schöner Sardonyx daselbst, welchen Eckhel (Choix de pierres gravées. p. 23. Pl. VI.) für das Porträt der älteren Agrippina erklärte, wird von Lenormant (Trés. d. Num. Icon. Rom. p. 21. Pl. XI. 2) der Antonia, der Mutter des Germanicus, zugeschrieben. Auch wollte man Agrippina's Gestalt auf der sogenannten Apotheose des August finden, so wie man selbe auf der Patera aus Aquileja zu sehen glaubt; worauf ich unten zurückkommen werde.

Die Werke der Sculptur, welche den Germanicus zum Gegenstande haben, sind selten. Bekannt und lange Zeit für das einzige auf uns gekommene derartige Bild dieses Helden erklärt ist die im J. 1792 in den Ruinen der Basilika des alten Gabii aufgefundene, nunmehr im Musée Royal zu Paris befindliche, Mamorstatue des Germanicus (Mongez. Iconogr. Rom. p. 125. s. Pl. XXIV. 3). Eine Mamorbüste des Germanicus, wovon wenigstens die Maske antik ist, befindet sich in der Glyptothek zu München (Klenze u. Schorn, Beschr. d. Glypt. 1833. S. 177. n. 186). Die Dresdener Antiken-Sammlung

besitzt einen Kopf von Bronze und ein Bildniß in Hautrelief, welche wahrscheinlich ebenfalls den Germanicus vorstellen (Bekker, Augusteum. III. S. 42. Taf. CXXII.). Die schätzbare gräfl. Erbach'sche Sammlung im Odenwald bewahrt den Kopf einer Germanicusstatue (vergl. Dr. A. Haakh in Pauly's Real-Encykl. III. S. 848). Eine dem Germanicus zugeschriebene, unter der Gestalt des Mercur ihn darstellende, Statue (Millin. I. p. 48. Pl. LXXXVIII. 209) gehört einem römischen Redner an (Mongez. Icon. Rom. p. 127). Ein Profil des Germanicus aus griechischem Marmor macht Fr. Tiek (Verzeichniß der ant. Bildhauerwerke des königl Museums zu Berlin, 1832, S. 28. n. 199) namhaft. Höchst ausgezeichnet ist der im königl. französischen Cabinete befindliche Sardonyx von drei Lagen, die sogenannte Apotheose des Germanicus (Mongez. p. 137. Pl. XXIV*. 5. — Lenormant, Iconogr. Rom. p. 20. Pl. X. 15), von Herrn Dir. Arneth jedoch auf Claudius gedeutet. Nach Dir. Arneth's sinnreicher Conjectur dürfte auch die Hauptfigur auf der inneren Seite einer prächtigen Onyxschale aus der Sammlung der Farnese, Herzoge von Parma, jetzt in Neapel befindlich (Mus. Veron. CCCLVI. Osserv. lett. T. II. p. 339. — Mus. Pio-Clem. T. III. Pl. C. 1. — Millingen, ancient unedited Monuments. II. 33. Pl. XVII.), den Germanicus vorstellen, und auf dessen segensreichen, vom Kaiser Tiber so mißliebig aufgenommenen, Aufenthalt in Aegypten im J. 19 n. Chr. Bezug haben, während andere in dieser Gestalt bald einen Alexander den Großen, bald Hadrian, bald Ptolemäus Auletes, bald Horus, Triptolemus, Bacchus u. s. w. zu erkennen glaubten.

Von Germanicus besitzt das k. k. Münz- und Antiken-Cabinet außer den oben bemerkten gleichzeitigen und posthumen Münzen im Fache bildlicher Darstellungen Folgendes, dessen Deutung auf ihn jedoch großentheils in Conjecturen besteht. Unter den Marmormonumenten der kaiserl. Sammlung befindet sich eine 2' 2'' hohe Büste des Germanicus (Arneth, Beschr. der zum k. k. M. u. A. K. gehör. Statuen, Büsten &c. &c. 1845. S. 7. n. 10). Eine zweifelhafte Büste eben desselben kam durch das oben erwähnte Geschenk des Fürsterzbischofes von Wien an das Cabinet. Auch die allbekannte und vielbesprochene, auf den Trümmern des alten Virunum im J. 1502 gefundene, bereits bei Apianus (Inscr. CCCCXIIII) abgebildete und gewöhnlich für einen Hermes Logios erklärte, 5' 9½'' hohe Bronzestatue ist Herr Dir. Arneth als Germanicus zu bezeichnen geneigt. (S. dessen Beschr. der Statuen a. a. O. S. 19. n. 156.) Auch auf einem der Ringsteine des Cabinetes findet man ein wahrscheinliches Porträt des Germanicus (Arneth, das M. u. A. K.

S. 88. n. 427). Daß die auf dem berühmten Augusteischen Camée dem thronenden Paar in der Mitte zunächst stehende kriegerische Figur mit Leibpanzer und darüber geworfenem Feldherrnmantel den Germanicus vorstellt, läßt sich nicht bestreiten; die Situation erinnert ganz an das J. 12 n. Chr., wo Tiberius seinen verspäteten Triumph über die Pannonier und Dalmatier hielt, welchem Germanicus, als Theilnehmer am Kampfe und als Siegesbote (im J. 9 n. Chr.), mit Recht beiwohnen konnte; dagegen wird der Ansicht, daß die von zwei Kindern umgebene, am Fuße des Thronsitzes behaglich ruhende Frau die ältere Agrippina sei, mehrfach aus triftigen Gründen widersprochen (Fr. Passow verm. Schriften. S. 327). — Auf dem schönen, im k. k. Cabinete befindlichen Silberrelief einer zu Aquileja gefundenen Patera von getriebener Arbeit erblickte der berühmte Ottfr. Müller ebenfalls den Germanicus, wie er als neuer Triptolemus der Welt die Gaben der Ceres mittheilt, so wie unter der Gestalt der letzteren die ältere Agrippina. (K. O. Müller, Handb. der Archäologie, der Kunst. Breslau 1835. S. 222. u. Annali dell' Istituto di corrispondenza archeologica. Vol. XI. p. 78. 79. 3.) Herr Dir. Arneth ist aus höchst plausiblen Gründen anderer Meinung, und hält die männliche Figur in dieser Gruppe für den Agrippa, welcher der Ceres opfert, die zwei Knaben für Cajus und Lucius, dessen Söhne, und das Mädchen für Agrippina u. s. w., eine Auslegung, welche sehr sinnreich genannt zu werden verdient, und welcher gemäß dieses Weihgeschenk beiläufig in das J. 12 v. Chr. G. zu setzen wäre.

Unter den epigraphischeh Monumenten, welche an Agrippina und Germanicus erinnern, und die eben nicht sehr besonders zahlreich genannt werden können, glaube ich hier zwei, als auf den Zeitraum, den das Burkhard'sche Werkchen umfaßt, zunächst bezüglich, hervorheben zu dürfen. Das erste, ein in Aeolien gefundenes griechisches (Murat. Nov. Thes. p. CCXXVIII. 1. — Eckhel. Vol. VI. 215), hat folgende Inschrift:

Ο ΔΗΜΟΣ
ΝΕΡΩΝΑ . ΙΟΥΛΙΟΝ
ΚΑΙΣΑΡΑ . ΠΑΙΔΑ
ΘΕΟΥ . ΝΕΟΥ . ΓΕΡΜΑ
ΝΙΚΟΥ . ΚΑΙΣΑΡΟΣ
ΚΑΙ ΘΕΑΣ . ΑΙΟΛΙ
ΔΟS . ΚΑΡΠΟΦΟ
ΡΑΣ . ΑΓΡΙΠΠΕΙΝΑΣ.

Sie bezieht sich auf Nero, den viertgebornen Sohn des Germanicus und der Agrippina, und ist vorzüglich deßhalb merkwürdig, weil sie letzterer den Beinamen der „Aeolerin"

gibt, den sie wahrscheinlich der Liebe zu danken hatte, die sie durch ihren längeren Aufenthalt auf der, von Einwohnern äolischer Abstammung bewohnten, Insel Lesbos (s. 45 f. unseres Werkchens) sich zu erwerben gewußt. — Die zweite Inschrift ist lateinisch; sie wurde zu Lodi gefunden (Gazzetta die Milano 1821. n. 315) und betrifft zwar unsere Agrippina nicht unmittelbar, sondern Vipsania Agrippina, des Vipsanius Agrippa Tochter erster Ehe (mit Pomponia), die verstoßene Gemahlin des Kaisers Tiber, die einzige von Agrippa's Töchtern, die eines natürlichen Todes starb; allein sie erinnert in mehrfacher Hinsicht an die traurigste Periode aus dem Leben unserer Heldin. Sie lautet:

AGRIPPINAE
M. AGRIPPAE. F
DRVSI . CAES . MATRI
— — — — — — —
— — — — — — —
D . D.

Der gelehrte Dr. Giovanni Labus ist der Meinung (Giornale dell' I. R. istituto Lombardo. Fasc. 43. 1846. p. 116), sie sei von den Decurionen der Colonie Laus Pompeja damals angefertiget worden, als Drusus, des Tiber Sohn, der mit der Asche des Germanicus heimkehrenden Agrippina entgegeneilte (s. S. 60 des Buches), zu welcher Zeit Vipsania Agrippina (die durch den Umstand, daß ihr Gemahl Tiber, den Germanicus adoptirt hatte, den Kindern des letzteren eine Großmutter geworden war) noch lebte. Die fehlenden Zeilen, welche absichtlich ausgemeißelt scheinen, ergänzt Labus mit: „aviae Neronis Caesaris, Germanici filii,“ dessen Namen späterhin Tiber auskratzen ließ, um auch das schriftliche Andenken an einen Unglücklichen zu vernichten, welchen verbannt und zu Tode gequält zu haben (J. 30—31 n. Chr.) ihm nicht genug schien (vergl. S. 90 unseres Werkes).

Aus dem hier Zusammengestellten ergibt sich, daß die Schrift des Verf., so klein sie ist, wirklich vielfache Anregung gibt, indem sie einen Stoff behandelt, welcher von verschiedenen Standpuncten aus aufgefaßt werden könnte. Daß der Verf. seine Gränzen sich so eng zog, kann ihm, bei dem Ziele, das er zunächst im Auge hatte, zu keinem Vorwurfe gereichen; Andere mögen das Thema von einer anderen Seite fassen; als populäre Behandlung eines geschichtlichen Gegenstandes hat das Büchlein seinen unbestrittenen Werth, und Ref. zweifelt nicht, daß es mehr Leser finden und in weiteren Kreisen nützen werde, als wenn er

eine jener Richtungen, auf die hier nur per transennum ein Blick geworfen wurde, zur Hauptaufgabe sich gemacht hätte.

Um jedoch einen Aufsatz über eine populäre Schrift, den ich mit einem populären Gemeinplatze begann, demgemäß auch zu schließen, erlaube ich mir die Bemerkung auszusprechen, daß es mich Wunder nimmt, Charaktere, wie die einer Agrippina und eines Germanicus, in deren Schicksale, wie der Verf., den historischen Quellen getreu, es thut, der tragische Faden so genau nachzuweisen ist, von der redenden Kunst überhaupt, und namentlich von der dramatischen Dichtungsart, verhältnißmäßig so wenig beachtet zu finden. Die in neuerer Zeit mehrfach versuchte Rückkehr zu classischen Stoffen dürfte vielleicht auch diesem, der so offen auf der Hand liegt, die Aufmerksamkeit zuwenden, und Prof. Burkhard's Monographie lieferte hiefür, wie schon bemerkt, gute Anhaltspuncte. Die ältere französische Literatur, welcher fast kein tragisches Substrat aus der Griechen- und Römerzeit, und somit auch dieses nicht entging, hat an: „La mort d'Agrippine, Tragédie par Mr. de Cyrano Bergerac. Paris, Charles de Sercy 1661" ein nicht uninteressantes Curiosum aufzuweisen. Eine Stelle des Dialoges zwischen Sejan und Terentius (p. 30) ist für den ersteren zu charakteristisch, als daß ich Anstand nehmen sollte, einen Aufsatz über Vorlesungen, die dieses Sejan so nachdrücklich erwähnen, mit dieser fragmentarischen Vorlesung zu beschließen; die erwähnte Stelle lautet:

Terentius. Verehr' und scheu' der Götter Schreckensdonner.
Sejan. Mein guter Freund, im Winter donnert's nicht;
Sechs Monden kann ich so der Götter spotten,
Dann find' ich mich mit ihnen wieder ab.
Terentius. Sie werden alle Plane dir vereiteln.
Sejan. Ein bischen Weihrauch macht sie wieder kirr.
Terentius. Wer Furcht vor ihnen hat, der fürchtet nichts.
Sejan. O über diese Ausgeburt der Angst,
Dieß Nichts, zu dem man betet, ohne daß
Man weiß, warum? — die Kinder, die es kitzelt,
Wenn wir ein Opferthier für sie erschlagen;
Die Götter, welche sich der Mensch erschuf,
Und die den Menschen nicht erschufen; dies
Gedankenblendwerk, das den Staat soll schützen.
Ja wahrlich, du hast Recht, Terentius:
Wer Furcht vor ihnen hat, der fürchtet — Nichts.
Terentius. Allein wenn sie nicht wären, — diese Erde — —
Sejan. Und wenn sie wären, sage, lebt' ich noch?

C. S.

Art. X. Vorlesungen über die alte Geschichte von Friedrich von Raumer. In zwei Bänden. Zweite umgeänderte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1847. I. Bd. 522 S. gr. 8.

Die meisten Geschichtschreiber verfallen in der Regel in zwei Fehler entgegengesetzter Beschaffenheit und Natur: Sie sagen entweder zu wenig oder zu viel. Der erste Fehler entsteht durch den Mangel eines genauen und umsichtigen Quellenstudiums, und durch die Voraussetzung, daß manches Weggelassene dem Leser ohnedieß bekannt seyn müsse; der zweite entsteht entweder durch eine übertriebene Redesucht, oder was schlimmer ist, durch den Wunsch, geschehene Dinge nach individueller Ansicht darzustellen und zu modificiren. Der wahre Geschichtschreiber ist nur, der unverrückt vom objectiven Standpunkte ausgehend, die Ereignisse vollständig, aber treu vorüberführt, und seine Ansicht ohne die mindeste Entstellung des Factums, von ihm völlig losgetrennt ausspricht.

In dieser Beziehung müssen wir den Verfasser obgenannten Werkes in die erste Reihe der Geschichtschreiber stellen, denn nie vielleicht ist eine durch Genauigkeit, historische Treue, Vollständigkeit und Klarheit der Darstellung angezeichnetere geschichtliche Ueberschau geliefert worden.

Der vorliegende I. Band enthält Ein und zwanzig Vorlesungen nach folgendem Entwicklungsgange:

Die erste führt die Entstehungsgeschichte der Erde, die ersten Verhältnisse des Menschen und seine allmählige Entwicklung vorüber; die zweite und dritte behandeln die wilden Völker und die Indier.

Die ältesten Ueberlieferungen, so wie die ältesten historischen Urkunden erwähnen gleichmäßig roher und gebildeter Völker. Doch darf nicht unbemerkt bleiben: daß der rohe Zustand mancher Stämme an sich keiner früheren vorangehenden Bildung zu bedürfen scheint; die gebildeten Völker dagegen mit erheblichen Gründen auf eine geschichtliche, astronomische und mythische Vorzeit hindeuten, ja durch ungeheuere, in einer oft vorgeschichtlichen Zeit aufgeführte Gebäude, ein älteres Daseyn erweisen. Und könnte man dieß auch läugnen, so würden sie doch immer als die würdigeren anzuerkennen seyn, und mit ihnen (nicht mit den Bruchstücken zerstörter, oder den Anfängen künftiger Völker) müßte die Weltgeschichte beginnen. Der Verf. erweiset, welcher Gegensatz sich in Hinsicht der Bildung durch die ganze Geschichte hindurchzieht. Auf der einen Seite findet man Reichthum, Mannigfaltigkeit, Eigenthümlichkeit, Entwicklung und eigentliche Geschichte, auf der andern dagegen Aermliches, bei allem Scheine der Abwechselung Gleichartiges, ohne Bewegung, Fortschritt

und ächte Geschichte. Die wilden Völker Afrika's erscheinen, nach mehr als zweitausend Jahren, eben so, wie sie Herodotos schildert; noch jetzt gibt es viele Stämme, von denen sich nichts weiter sagen läßt, als was bereits Diodoros erzählt. Die körperliche Erhaltung erschien als das allein Wichtige, darüber hinaus gab es keine Thätigkeit und nichts Bemerkenswerthes, und in den von den Nahrungsmitteln hergenommenen Namen: Fischesser, Wurzeln-, Muscheln-, Zweigeesser, Pferdemelker u. s. w. lag die ganze Charakteristik.

Die Sonderbarkeiten, welche Herodot über mehrere, besonders nordafrikanische, Stämme aussagt, haben erst Glauben gefunden, nachdem neuere Forscher in vielen Gegenden nicht minder vom Gewöhnlichen Abweichendes bezeugen mußten, nur hatte sich jener herrliche Vater der Geschichte kein Mißfallen an der hellenischen Bildung angekünstelt, und trieb keine Heuchelei, keinen lügenhaften Götzendienst mit den angeblichen Tugenden dieses rohen Naturzustandes.

Die Adyrmachiden bissen das Ungeziefer todt, ehe sie es wegwarfen; die Jungfrauen wurden ihren Königen vor der Hochzeit angeboten. Unter den Nasamonen schliefen alle Hochzeitgäste bei der Braut, und den Gindanen erschien diejenige Frau am ehrwürdigsten, welche die meisten Riemen um die Knöchel gebunden hatte; jeder Riemen bedeutete einen besondern Liebhaber. Die Auseen schlossen keine Ehen, sondern der galt für den Vater, welchem ein Kind unter den versammelten Männern am meisten glich u. s. w. — Mithin fehlte es diesen nordafrikanischen Stämmen durchaus an einer würdigen Grundlage der häuslichen Verhältnisse und des Familienlebens; wie dürften wir also nach Staat, Wissenschaft oder Kunst fragen? — Wenn die Massageten, in einer anderen Weltgegend, ihre Weiber in Gemeinschaft hielten und ihre Alten todt schlugen, so standen sie trotz des Scheines einiger Bildung doch der Wahrheit nach nicht höher, als jene Afrikaner.

Die Vielweiberei einiger thracischen Stämme und die damit verbundene strenge Bewachung der Frauen mag im Vergleiche mit Obigem noch für das Bessere gelten; aber die den Mädchen vor der Ehe erlaubte unkeusche Lebensweise mußte sehr nachtheilig fortwirken, und es ist nicht recht begreiflich, wie irgend eine der vielen Frauen den Mann zärtlich lieben, und es für eine große Ehre halten konnte, auf seinem Grabmal erstochen und neben ihm begraben zu werden. Am wenigsten sieht man ein, wie die Trauser, ein anderer thracischer Stamm, zu nachdenklichem Trübsinn und dem Ausspruche kamen: „alle Gebornen wären beklagenswerth, alle Verstorbenen glücklich." —

Etwas reichhaltiger sind die Nachrichten über die Scythen, welche zum medisch-persischen, oder nach Anderen zum mongolischen Stamme gehören. Man fand bei ihnen weder Bildsäulen noch Altäre; doch opferten sie den Göttern Pferde, und dem Ares (welchem man allein Tempel weihte) sogar Menschen. Sie scalpirten die todten Feinde, und bereiteten Trinkgefäße aus ihren Schädeln. Edle Metalle wurden wenig geachtet, weil man ihren Gebrauch nicht kannte. Ihre dürftige Kleidung bestand aus Häuten und Pelzen, und mit Häuten bedeckte Wagen wurden nicht allein zur Fortschaffung der geringen Besitzthümer gebraucht, sondern auch des Winters als Wohnungen benützt. Auf Beobachtung der Sitten und des Herkommens beschränkte sich die Wissenschaft des Rechts; doch mußte da, wo Alles frei und offen und unverwahrt blieb, der Diebstahl hart geahndet werden. Bei Abschließung eines feierlichen Vertrages gossen sie Wein in einen Becher, tranken dann daraus, und schwuren die Eide. Mit dem Könige beerdigte man eine Beischläferin, einen Mundschenken, Koch, Stallknecht, Diener und etwas von jeglichem andern Besitzthume; ja nach Ablauf einer Jahresfrist wurden ihm noch fünfzig Jünglinge geopfert.

Die Scythen besaßen Sklaven, und geriethen, als sie von einem langen Zuge nach Medien wiederkehrten, mit diesen (welche sich den zurückgebliebenen Weibern zugesellt hatten) in einen so schweren Krieg, daß sie ihn nur durch eine Kriegslist beendigen konnten. Die Sklaven nämlich (so wird berichtet), welche voller Muth jedem Angriffe mit Waffen widerstanden hatten, flohen, als die Scythen das alte Strafwerkzeug, die Peitsche, ergriffen.

Die alte Geschichte kennt keine Unterjochung der Scythen und der übrigen Völker des nördlichen Asiens; denn die Beschaffenheit jener großen, abgesonderten, unzugänglichen, kalten Länder, und der hierdurch fast nothwendig gewordene geringe Bildungszustand derselben erhöhte die Schwierigkeiten und verminderte den Lohn. Umgekehrt können Stämme dieser Art gebildeten Völkern im raschen Angriffe zwar gefährlich seyn, eine dauernde Unterjochung der Letztern wird aber nur eintreten, wenn ihnen die Kraft des Willens fehlt, ihre geistige Ueberlegenheit muthig geltend zu machen. Glücklich, im Fall die Roheren dankbar die Kenntnisse der Gebildeten annehmen, und diese sich an der Kraft jener wiederum stählen.

Nach den Untersuchungen der Beschaffenheit der alten asiatischen Zeit, welche besonders durch die über Sprache, Literatur und Dichtkunst der Inder ausgezeichnet sind, geht der Verfasser zu denen über Religion und Theologie Indiens über. Es wird dabei dargethan, wie die Unzufriedenheit mit den bürgerlichen und

religiösen Einrichtungen, zu der großen, höchst wichtigen Umwälzung, zur neuen Lehre und Einrichtungen, zu der Religion des Buddhismus führte. Man rechnet, daß dieselbe noch jetzt 192 Millionen, also nächst dem Christenthume und dem Muhamedanismus die meisten Bekenner zählt. Sie ist nie mit Gewalt verbreitet worden, hat die Sitten roher Völker gemildert, ihnen die Grundlagen der Bildung zugeführt und die Bande der erblichen Priestertyrannei gebrochen.

Da diesen Lobsprüchen jedoch andere eben so gewichtige Anklagen gegenüber stehen, so geht der Verfasser zur Begründung eines Urtheils in's Einzelne über.

Die Kunde über den Buddhismus gründete sich zeither auf ceylonische, tibetanische und chinesische Quellen, gegen deren Alter, Aechtheit und Reinheit sich mancherlei einwenden ließ. Erst in neuerer Zeit sind in Nepaul große literarische, in Sanskrit geschriebene Werke entdeckt worden, welche sehr wichtige Aufschlüsse gewähren und mit den oben erwähnten Quellen und Uebersetzungen dereinst zu vergleichen sind. Jene neu gefundenen Werke rühren her weder von einem Verfasser, noch aus derselben Zeit. Ob Buddha selbst daran geschrieben, oder nur seine Schüler sie zusammentrugen, bleibt zweifelhaft; gewiß ist Manches davon später überarbeitet. Man kann sie eintheilen:

1) In Sutras. Gespräche über Sittenlehre und Philosophie, wo Buddha als Lehrer auftritt; — keineswegs in der dunkeln, überkünstlichen Weise kurzer brahmanischer Sprüche; sondern bis zur Ermüdung umständlich und allgemeine Belehrung erzweckend.

2) Vinayas Vorschriften, Regeln, Gesetze, z. B. über eine tüchtige Regierung.

3) Abhidharmas, die Metaphysik der Lehre, wo Religion und Philosophie gleichmäßig berücksichtigt wird. Der Gesammt-Inhalt dieser Schriften ergibt über allen Zweifel hieraus, daß der Buddhaismus jünger ist, als der Brahmaismus. Jener setzt diesen als vorhanden und ausgebildet voraus, und bekämpft ihn in vielen Hauptpunkten. So lange noch Uebel zu vertilgen, Geister zu erlösen sind, werden Buddhas erscheinen (zählt man deren doch bis tausend); der Letzte, Sakyamuni, ist aber keine Erscheinung (Incarnation) des ewigen, unendlichen Gottes, sondern der Sohn des Sudhodana aus der Kriegerkaste. Er starb wahrscheinlich, oder vielleicht, im sechsten Jahrhundert vor Christus, genoß den Unterricht der Brahmanen, durchforschte die Veda's, unterwarf sich als Büßer sehr harten Prüfungen, kam aber allmälig zu Ueberzeugungen, die ihn theoretisch und praktisch vom Brahmaismus trennten.

Der Name Sakyamuni heißt entweder: der Büßer aus dem Hause oder Stamme der Sakya (einer Abtheilung der Kriegerkaste); oder, von Chigamuni, der göttliche Lehrer. Früher hieß er Siddharta, sein späterer Ehrentitel war Buddha, der Weise.

Sakyamuni hielt es für seinen Beruf, für seine Sendung, Allen zu nützen und Alle zu belehren. Alle Menschen, sagt er, sind vollkommen gleich, und meine Lehre ist eine Gunst, eine Gnade für Alle. Hieraus folgte nothwendig die Abstellung der Geheimlehren, der Priesterherrschaft, der ausschließlichen Benutzung heiliger Schriften, es folgte unabweislich der Untergang der Kasteneintheilung. Dieß ist der entscheidende, für Asien weltgeschichtlich wichtige Inhalt des Buddhismus, welcher durch alle, sogleich zu berührende Einseitigkeiten und Ausartungen nicht aufgehoben wird, dessen Wirkungen ununterbrochen fortdauern. Gewiß ging der Hauptkampf gegen geborne, erbliche Priester; Sakyamuni wollte einen Priesterstand aus allen Kasten, er hatte antiaristokratische Zwecke, indem er die Brahmanen erniedrigte und die drei andern Kasten erhöhte. — Jene Erniedrigung und diese Erhöhung lösete, wie gesagt, die Kasten allmählig auf, und zu dieser bürgerlichen Umstellung der Verhältnisse gesellten sich auch Neuerungen in der Lehre. — Sakyamuni, sagten deßhalb die Brahmanen, ist ein Verleumder, ein Betrüger, der die Veda's, die heiligen Gebräuche, die blutigen Opfer verwirft, der da läugnet, daß Worte und Lehren unbedingten Ansehens vom Himmel kommen, der nur einen vernünftigen Text anerkennen will. Umgang mit seinen Anhängern, diesen Ketzern, ist sündlich, verdammlich, und durch die härtesten Strafen abzubüßen. Sakyamuni und die Seinen (sprachen Andere) belehren auch geringe und verbrecherische Menschen, und nehmen sie ungebührlich zu Gnaden auf; sie gehen darauf aus, die Einnahmen der Brahmanen zu verkürzen und ihre Macht an sich zu bringen.

Ungeachtet aller solchen Einreden und Verfolgungen gewannen die Buddhisten in Indien, selbst in Benares die Oberhand; aber während des sechsten und siebenten Jahrhunderts nach Christus erneuten sich die Fehden in furchtbarer Weise; sie wurden aus Hindostan fast ganz vertrieben, verbreiteten sich aber desto schneller im mittlern und östlichen Asien. In einem lobpreisenden Berichte der siegenden Partei heißt es:

Von der Brück' an die Schneeberg' hin wer die Buddhas, so Greis wie Kind,
Nicht erwürgt, soll erwürgt werden, rief der Fürst seinen Dienern zu!

Manche gerügte Sonderbarkeiten und Einbildungen der Buddhisten mögen sich nach ihrer Vertreibung aus Indien noch gesteigert haben; z. B. wenn sie das ursprüngliche Lebensalter der

Menschen auf 84,000 Jahre setzen, alle 100 Jahre ein Jahr abnehmen, bis auf 10 Jahre sinken und dann allmälig wieder bis zu 84,000 steigen lassen; wenn sie von Nullenreihen 44,000 Fuß lang sprechen u. dgl. Es gibt, sagten sie ferner, sechs Himmel der Begierden, dann fünf der Gestalten, und dann noch vier, deren Bewohner leben im Aether, in der Erkenntniß, in der Vernichtung und (im vierten) weder denkend noch nicht denkend.

Indem die Lehre des Sakyamuni auch den bedrängten niederen Classen den Eintritt in ein geistliches oder büßerisches Leben eröffnete, konnte es nicht an Zulauf zu seinen Genossenschaften fehlen, die (könnte man sagen) anfangs den europäischen Bettelmönchen ähnelten, und bald auch den Frauen eröffnet wurden. Nur Minderjährige, gewisse Verbrecher und unheilbare Kranke blieben ausgeschlossen; wogegen man Gläubige, ohne Verpflichtung zu einem strengen büßerischen Leben (eine Art Laienbrüder) aufnahm, und so die Möglichkeit herbeiführte, Unzählige für den Buddhismus zu gewinnen. Doch war die Religionslehre und der Gottesdienst anfangs sehr einfach und von geringem Umfange, auch hielt Sakyamuni die Sittenlehre für unabhängig von religiösen Gebräuchen. Statt blutiger Opfer wurden Blumen und Düfte dargebracht, und damit Gesänge und Gebete verbunden. Ob sich diese bloß zur Erinnerung auf Sakyamuni bezogen oder an einen einigen Gott, oder an mehrere Götter gerichtet waren, mag noch zweifelhaft bleiben; vielleicht fiel diese Hauptentwicklung zwischen die Veda's und Purana's. Jedenfalls ordneten die Buddhisten alle Götter und Mythologie ihrem Stifter unter, der sich (so lehrte man später) bis zur Wunderkraft erhoben habe.

Auf Sittlichkeit und uneigennützige Tugend legten die Buddhisten sehr großen Nachdruck, empfahlen das Austheilen von Almosen, so wie Reue, Bekenntniß und Buße zur Befreiung von Sünde und Strafe. Strafen und Belohnungen stehen im Verhältniß zur Tugend, sind aber nicht ewig, weil Verdienst und Schuld nicht unermeßlich sind. Hiemit stehen die Seelenwanderungen, aufwärts und abwärts, in wesentlicher Verbindung. Mittel ihnen zu entgehen ist das Nirvana, oder die Befreiung; das Heil der höchste Zweck menschlicher Bestrebungen. Dieser wichtige Begriff steht aber keineswegs mit Bestimmtheit fest, und es fragt sich: ist Nirvana das Absehen bloß von der äußeren Welt, oder auch von der inneren Welt und der Persönlichkeit? oder sogar das Vernichten der ganzen Welt? Ist sie das Nichts? Den allmählig entstandenen deistischen Sekten ist sie das Verschwinden des persönlichen Seyns in Gott; den atheistischen, das Nichts. Die Meisten nehmen an, daß am Schlusse gewisser Zeiträume die Welt vergeht und eine neue entsteht. Schmerz (heißt

es an andern Stellen) ist der Antheil alles dessen, was in die Welt kommt; und wenn einerseits Erkenntniß davon befreit, wird andererseits wiederum Selbstpeinigung, ja Selbstmord erlaubt und für verdienstlich erklärt. Noch weiter gehend behaupten Widersacher der Buddhisten: ihnen ist der Geist nur eine Modification der Materie, und völlige Vernichtung des Denkens das höchste Glück. Sie stellen dem Brahmaismus gegenüber eine Sittenlehre auf ohne Gott, und einen Atheismus ohne Natur. Sie läugnen einen ewigen Gott und eine ewige Natur, und nehmen nur eine Vielheit und Persönlichkeit menschlicher Seelen und deren Wanderungen an; sehen aber deren Befreiung weder in einer völligen Trennung von der Natur, noch in einer unbedingten Vereinigung mit Brahma, sondern wollen sie erreichen durch einen Sturz in das Leere, — das heißt, wahrscheinlich in die Vernichtung.

Hievon abweichend berichten Andere: ein unbedingter Geist (eine absolute Intelligenz) ist das einzig Göttliche, welches in sich schlechterdings keiner Veränderung unterliegen kann; hingegen zeigt sich in der Natur ein stetes Entstehen, Vergehen, Wiedererzeugen der Einzelnen, wie der Welten. Deßhalb ist dieß Alles nur augenblicklich, nichtig und leer, und nur der von aller Täuschung befreite Geist besitzt Seyn, Wahrheit und Ewigkeit. Der Geist hat die Aufgabe und strebt sich von den Banden des scheinbar Seienden, in Wahrheit Nichtigen, zu befreien und zum höchsten allgemeinen Geiste zurückzukehren. Sinne, Außenwelt, Thätigkeit nach Außen taugt nicht; der Mensch soll gegen alle äußere Eindrücke völlig gleichgiltig werden. Jede Schöpfung, jede natürliche Entwickelung führt nothwendig in böse Mischung und Verderben. Es gibt keinen ursprünglich vollkommenen Zustand der Schöpfung; sie ist nicht ausgeartet durch einzelne Schuld, sondern nothwendig mangelhaft.

Obgleich die unverheiratheten Priester aus allen Classen genommen worden, sind sie doch zahlreich, mächtig, reich und steuerfrei geworden, und gelten, den Laien gegenüber, für höher und geheiligter. Wahrscheinlich ihrem Vortheile gemäß haben sie allmälig unzählige kindische Gebräuche und übertriebene Abergläubigkeiten eingeführt, wovon viele spätere Bücher handeln.

Am Schlusse der Untersuchungen erweist der Verfasser, daß ungeachtet der engen Verbindung, welche in Indien zwischen Religion und Philosophie vorhanden war, doch letztere keineswegs als eine Zusammenstellung religiöser Meinungen zu betrachten sei, sondern sich vielmehr rechtgläubige Systeme entwickeln, welche die religiösen Ansichten zu bekräftigen suchen, und nicht recht-

gläubige, welche, wie die Sankhya-Philosophie, von den Fesseln angeblicher Offenbarungen zu befreien streben.

Die vierte und fünfte Vorlesung handeln von den Aethiopern und den Aegyptern; die sechste von den Assyrern, Babyloniern und Medern. In der erstern sind besonders die Untersuchungen über Manetho, den ägyptischen Priester, der zur Zeit des Ptolomäus Lagi und Philadelphus lebte, und aus dessen ägyptischer Geschichte Bruchstücke oder vielmehr Verzeichnisse der Königsreihen übrig geblieben sind, und die über die Pyramiden — in der letzteren die geschichtlichen Mittheilungen über die Assyrer von Bedeutung.

Die siebente Vorlesung handelt von den Juden. Da die Geschichtsquelle keines Volkes von so verschiedenen, sogar entgegengesetzten Standpunkten betrachtet und beurtheilt wurde, als die der Juden, erinnert der Verfasser, bevor er auf die Erzählung der Thatsachen eingeht, an die Hauptlehre und Grundsätze zweier Schulen, von denen die eine die alte und gläubige, die andere die neue und kritische genannt werden kann.

Die achte Vorlesung handelt von den Phöniziern. Unmittelbar neben den Juden wohnten und bildeten sich die Phönizier; deßungeachtet war die Verschiedenheit zwischen beiden Völkern außerordentlich groß. Leider sind aber die Hauptquellen für die Geschichte der Letztern, ihre sorgfältig geschriebenen Reichsjahrbücher verloren gegangen, und aus Sanchuniatons Ueberesten, Justinus, Diodoros, der Bibel und andern einzelnen Aeußerungen alter Schriftsteller muß man mühsam die dürftigen Bruchstücke ihrer Geschichte zusammensuchen.

Für den Ursprung und für die Bedeutung des Namens Phönizier sind mancherlei Erklärungen versucht worden: nach der gewöhnlichen, obgleich deßhalb noch nicht richtigen Meinung, ist er hellenischen Ursprungs; im Lande wuchsen viele Palmen, und Phönix heißt im Griechischen eine Palme. Andere Fragen entstanden über die Abstammung dieses Volkes und seine früheren Wohnsitze. Waren es Edomiter oder Kananiter? Kamen sie vom erythräischen Meere zur Küste des Mittelmeeres? Hatte jenes seinen Namen vom König Erythras und darf man diesen mit Esau für einen und denselben halten? Ist ferner unter dem erythräischen Meere der arabische Meerbusen zu verstehen? oder trug der persische früher diesen Namen, und muß deßhalb der Ursitz der Phönizier an den Küsten und auf den Inseln desselben gesucht werden? Der Verfasser erkennt die letzte Meinung als die wahrscheinlichste der Aussagen Herodots, da die Urnamen Tyros und Aradus sich bedeutsam im persischen Meerbusen wieder finden! — Wenigstens läugnet wohl Niemand mehr, daß diese Stämme aus

dem Innern des Landes erst an die Küste kamen, und vielleicht vom Bedürfniß, vielleicht von äußerer Gewalt bezwungen wurden, den schmalen, etwa 25 Meilen langen, 4 bis 5 Meilen breiten, nicht fruchtbaren Strich Landes zwischen dem Libanon und dem Mittelmeere, von Aradus bis Tyrus, oder — denn die Größe wechselte — südlicher bis Cäsarea zu besetzen. Fischerei trat bald an die Stelle des minder lohnenden Ackerbaues und bildete allmälig zur Schiffahrt: treffliche Häfen bot die Natur, und der Libanon stand voll Schiffbauholz.

Die Ansiedlung der Phönizier fällt in das höchste Alterthum, und wenn auch die Angabe der tyrischen Priester, daß ihre Stadt 2300 Jahre vor Herodot erbaut sei, übertrieben, vielleicht auch der griechische Text auf 1300 Jahre vermindert, noch nicht geschichtlich richtig ist, so war doch unbezweifelt 1500 Jahre vor Christus Sidon schon eine große Stadt, und Homer rühmt, daß sie künstlichere Arbeiten bereitete, als alle andern Städte der Erde. Tyrus mit seinen Purpurfärbereien heißt beim Jesaias eine Tochter Sidons, und Aradus ward daher gestiftet. Tripolis dankte seine Entstehung diesen drei Städten, wogegen der Ursprung von Biblus, Berytus, Sarepta u. s. w. in gänzliches Dunkel gehüllt ist. — Zu Salomo's Zeit war Hiram, Abibals Sohn, König von Tyrus, und Tyrus selbst (welches von diesem vergrößert und verschönert wurde), Haupt aller phönizischen Städte. Sechs seiner Nachfolger kennen wir nur dem Namen nach, der siebente, Ithobal, erbaute mehrere Städte in Phönizien und bevölkerte Auge in Afrika. Seine Tochter Jesabel, das Weib Königs Ahab von Israel, ist übel berüchtigt auf die Nachwelt gekommen. Mettinus oder Matyenus, der Enkel Ithobats, zeugte Pygmalion, Barka, Dido und Anna. Dido gerieth in Streit mit ihrem habsüchtigen Bruder, wanderte aus, und gründete Karthago, 880 Jahre vor Christus, um die Zeit der Auflösung des älteren assyrischen Reiches und der Gesetzgebung Lykurgs. Cypern war damals schon den Phöniziern unterthan, Pygmalion erbaute Karpasia auf dieser Insel. Einhundert sechzig Jahre schweigt jetzt die Geschichte, erst um's Jahr 720 beginnen neue Nachrichten. Die Kittaier auf Cypern fielen unter Elulläus von den Phöniziern ab und riefen Salmanassar zu Hilfe, der jedoch bald Frieden schloß, entweder weil er anderwärts beschäftigt war, oder weil er gegen die tyrische Seemacht nichts auszurichten hoffte. Als sich indessen bald nachher Sidon, Accon und andere phönizische Städte (der tyrischen Oberleitung ungeduldig) empörten, und den Neuassyrern ihre Schiffe anvertrauten, zogen diese zum zweiten Male herzu. Zwölf tyrische Schiffe schlugen aber sechzig feindliche, und die Einschließung

der Stadt ward, nachdem sie fünf Jahre gewährt hatte, bei Salmanassars Tode aufgehoben.

Noch hundert Jahre blühte Tyrus in großem Wohlstande, auch Sidon hatte sich wieder gehoben; da brach in kurzem Zwischenraume doppeltes Unglück ein. König Arries von Aegypten eroberte und plünderte Sidon und mehrere phönizische Städte, dann floh er, von Nebukadnezar besiegt, und dieser folgte nach Phönizien. Sidon ward von ihm gänzlich zerstört, und Tyrus, nach dreizehnjähriger Belagerung, eingenommen. Der Eroberer fand aber nur die Stadt, denn Menschen und Güter waren auf die ganz nahe Insel geflüchtet, und stifteten daselbst Neu-Tyrus, welches blühender als das alte und der Sitz des damaligen Welthandels wurde. Phönizien blieb im Allgemeinen jedoch abhängig von den Neubabyloniern, bis es persisch ward.

In der Schlacht bei Salamis, 480 Jahre vor Christus, finden wir Mapen, den König von Tyrus, und Tetramnestus, den König von Sidon, als bedeutende, sehr geehrte Anführer in der persischen Flotte. Um 350 vor Christus heißt Sidon wieder die reichste Stadt Phöniziens, und verband sich, wie wir später in der persischen Geschichte sehen werden, mit Nectanebus von Aegypten gegen Artaxerxes Memnon und Artaxerxes Ochus. Jener sandte zwar unter Mentor 4000 Griechen, mit deren Hilfe die persischen Feldherren anfangs geschlagen wurden, aber Ochus zog hierauf selbst mit furchtbarer Macht herzu. Der König Tennes und Mentor verriethen jetzt die stark befestigte, mit allen Bedürfnissen wohl versehene Stadt aus Feigheit oder Habsucht an die Perser, und die Sidonier (welche früher ihre Schiffe verbrannt hatten, damit Keiner der Flucht gedenke) verbrannten sich nunmehr auch selbst mit allen ihren Gütern. Ochus fand unter den Trümmern nur geschmolzenes Metall als Beute, und ließ den Tennes, als einen jetzt werthlosen und unbrauchbaren Verräther, hinrichten. Diejenigen Sidonier, welche zur Zeit der Eroberung nicht gegenwärtig waren, bauten zwar nach der Rückkehr ihre Stadt wieder auf, Tyrus aber blieb das Haupt Phöniziens bis auf Alexanders Zerstörung; dann zog sich der Handel nach Alexandrien, und jene Gegenden konnten bei solcher Umgestaltung der Weltverhältnisse und bei steter Abhängigkeit von fremder, gewöhnlich despotischer Gewalt, nie die alte Bedeutung wieder gewinnen.

Phönizien war selbst in jener früheren Zeit nicht ein Staat, sondern eine Bundesrepublik mehrerer Städte, an deren Spitze gewöhnlich Tyrus stand. Gleiche Religion, Bedürfnisse und Zwecke hielten den Bund lange zusammen, unbeschadet jedoch der Verfassungen in den einzelnen Städten. Die Könige, deren Er-

wähnung geschieht, regierten nicht unbeschränkt, sondern obrigkeitliche Personen standen ihnen zur Seite, und Suffeten auf wenige Jahre erwählt, traten oft an ihre Stelle. So zeigt sich hier zuerst eine, durch die ganze Weltgeschichte bestätigte Erscheinung, daß Willkür und Tyrannei mit ausgebreitetem Handel unverträglich ist. Von dem Augenblicke, wo man der bloßen Macht das Recht gegenüber stellte und an eine Leitung und Beschränkung der Herrschenden dachte, eröffnete sich ein Weg zu ächter Freiheit, den Asien fast nie mit Beharrlichkeit und Erfolg betreten hat.

Lange schifften und handelten die Phönizier auf dem Mittelmeere ohne Nebenbuhler, und wußten so wenig vom Seekriege als von Landeroberungen. Aber ihnen bleibt der Ruhm der schönsten Eroberungen durch Pflanzorte, wohin sie nur kamen, sproßten (trotz des etwaigen Handelsgeistes) Bildung und Gewerbe empor. Hiezu trug bei, daß ihr Land beschränkt, und die Ausdehnung im Innern erschwert war, vielleicht zwang auch der Einzug der Juden in Palästina Manchen zur Auswanderung: wenigstens lassen sich viele Ansiedlungen in Böotien, Thasos, Bithynien, Cilicien und Cephalonien am wahrscheinlichsten auf diesen Zeitpunkt zurückführen. Cypern gehörte den Phöniziern in äußerst früher Zeit, in Rhodos, Kreta, Thasos und den meisten Inseln des Archipelagus verkehrten sie schon vor Minos; und obgleich sie später von den Griechen daraus verdrängt wurden, kauften diese von ihnen doch noch immer Räucherwerk, Purpur und Putzwaaren. Auf Sardinien und Sicilien hatten sie Ruheörter, und Ablager für die wichtigere Fahrt nach Spanien. Größere Niederlassungen mochten auf jenen Inseln und in Italien durch die Hellenen und Etrusker behindert werden; aber Tartessos, Gades, Karteia, Malakka, Hispalis u. s. w. entstanden in Spanien durch ihren Fleiß. Gold, Silber — dieß anfänglich dicht unter der Erde, dann in Bergwerken — Zinn, Blei, Eisen und Südfrüchte wurden daher geholt. — Noch bedeutender erscheinen ihre Ansiedlungen in Afrika: Karthago, Utika, Adrumetum, die beiden Leptis, Tanger u. s. w., welche sämmtlich in freundschaftlichem, nicht in unterthänigem Verhältnisse zu dem Mutterlande standen. Auch im persischen Meerbusen, auf Tylos und Aradus, den Baharein-Inseln fanden sich, wo nicht gar die Ursitze, doch Niederlassungen der Phönizier.

Wie ausgedehnt erscheinen nicht schon diese Niederlassungen, und dennoch ging der Seehandel noch weit über diese hinaus. Die Phönizier holten Zinn aus den Kassiteriden, d. h. aus Britannien, und Bernstein vielleicht von der preußischen Küste; sie segelten bis zu den canarischen Inseln, von Elath und Ezion-

geber in die Südländer, aus dem persischen Meerbusen wohl bis Ceylon und zu den indischen Küsten; sie umschifften enlich Afrika unter dem Könige Necho: — wenigstens ist, unseres Erachtens, die von Herodotos darüber gegebene Nachricht so genau, daß sie keineswegs widerlegt werden kann. Denn ob wir gleich um der Vermuthung willen, daß die Phönizier aus Handelsneid ihre Kenntnisse von der Erde verheimlicht haben, mit Recht nicht zu gläubig über die bestimmten Zeugnisse hinausgehen sollen, so dürfen wir doch noch weit weniger bestimmt angegebene Thatsachen aus künstlichen Gründen hinwegläugnen.

Auch der Landhandel Phöniziens war beträchtlich; er ging über Petra und Leucecome nach dem glücklichen Arabien, und durch die Wüsten nach Gerra am persischen Meerbusen. Ueber Palmyra zogen die Karavanen bis Babylon, und mittelbarer Weise reichte der Verkehr durch Persien vielleicht bis Tibet und Sina. Zimmt und Elfenbein lieferte Indien. Aus Armenien und den benachbarten Ländern erhielt man Sklaven und Pferde, aus dem nahen Palästina Getreide, Oel und Rosinen; aus Aegypten für Wein, Baumwolle und gestickte Zeuge. Ja, so lebhaft war der Verkehr mit diesem Lande, daß angeblich der vierte Theil der Einwohner von Memphis aus Phöniziern bestand. — Ihre Webereien, wozu sie die Wolle aus den arabischen und syrischen Wüsten erhielten, waren bedeutend, ihre Glasfabriken berühmt, am berühmtesten aber ihre Purpurfärbereien. Man hatte neun einfache und fünf gemischte Purpurfarben; die Blase an dem Halse zweier Arten von Muscheln gab den Stoff. Eine dieser Arten ward von Klippen und Felsen losgebrochen, die andere fischte man mit Ködern aus der Tiefe des Meeres. Auch an den peloponnesischen, sicilischen und britannischen Küsten finden sich diese Muscheln, nirgends aber so häufig und von solcher Trefflichkeit, als an den syrischen. — Die Schiffe der Phönizier waren gewöhnlich rund und mit weitem Bauche, damit man viel und bequem packen könne. Sie hatten zwei bis drei Ruderbänke und mehrere Steuerruder; man kannte den Gebrauch der Segel und vertraute der Leitung der Sterne.

Die Phönizier erhoben sich nie (wie die benachbarten Hebräer) zum Glauben an einen einigen Gott, sondern ihre Religion stand im genauen Zusammenhange mit dem alten Naturdienste, erlaubte Menschenopfer, und erinnerte an chaldäische und ägyptische Lehren. Sonne, Erde und Sterne, Männliches, Weibliches und Hermaphroditisches, Kronos, Bal, Adonis und Osiris, Juno, Astarte und Isis wurden zusammengestellt, gedeutet, verwechselt, umgestaltet, und mit großen Naturerscheinungen in enge Verbindung gebracht. Aus mancher Verwirrung der Begriffe und

Gestalten traten allmälig bestimmtere Persönlichkeiten hervor. Melkarth, der tyrische Herkules, mußte (unabhängig vom griechischen) bei dem seefahrenden Volke bald eine Hauptbeziehung auf die Schiffahrt bekommen. Neben den öffentlichen gab es vielleicht geheime Lehren (die sich bis nach Samothracien und Griechenland verbreiten mochten); ob sie aber die sehr mangelhaften religiösen Ideen wirklich verbesserten und auf ein heiligeres Leben im Volke hinwirkten, ist sehr zu bezweifeln. — Die Phönizier waren im Besitz mancher Handgriffe und Kenntnisse, welche man als Vorbedingungen schöner Kunst betrachtet, zu dieser (im höheren Sinne) scheinen sie dagegen nach den vorhandenen Zeugnissen und Denkmalen so wenig vorgedrungen zu seyn, wie die Karthager.

Drei große Erscheinungen werden gewöhnlich den Phöniziern zugeschrieben, und ob sich gleich sehr viel gegen diese Annahme einwenden läßt, so räumen doch selbst Zweifler die Vervollkommnung und den erweiterten Gebrauch des anders woher Ueberkommenen ein.

1) Sie stempelten zuerst Metall: denn nicht immerdar und nur bei rohen Völkern reicht Spielwerk zum Tausche; sobald dagegen Sachen häufig und anhaltend gesucht werden, ist eine feste Bezeichnung ihres Werthes unumgänglich nothwendig.

2) Sie erfanden die Rechenkunst, oder brachten wenigstens die mathematischen Kenntnisse in mancher Beziehung auf eine höhere Stufe.

3) Die unvollständige Sachbezeichnung der Hieroglyphen ward beim Verkehr mit mehreren Völkern, beim Anhören verschiedener Sprachen unbrauchbar: man mußte eine Bezeichnung der Töne haben, und Taut, vielleicht der Name für die Weisheit überhaupt, erfand die Buchstabenschrift. Von der östlichen Küste des Mittelmeeres drang sie zu den Griechen und Abendländern, auch der größte Theil der asiatischen und afrikanischen Schriftzüge ist den phönizischen ähnlich.

Die neunte Vorlesung handelt von den Persern und Lydern. Sie enthält die Nachrichten Herodots und Ktesias' über Astyages — Cyrus — Crösus — Solon und Cambyses.

Die andern Vorlesungen behandeln die griechische Geschichte bis zur vierzehnten insbesondere, und von dort bis zum Schlusse des Bandes das Zusammentreffen der Griechen mit den Persern.

Von vorzüglicher Wichtigkeit ist die vierzehnte Vorlesung — Zoroaster und die persische Gesetzgebung — besonders durch das, was über die Sprache und über Zendavesta gesagt wird.

Zoroaster's Sprache ist dem indischen Sanskrit ähnlich und wohl eben so alt. Wenn hinsichtlich einiger Punkte eine Ausar-

tung mag eingetreten seyn, so scheint in mancher anderer Hinsicht das Zend selbst über das Sanskrit hinaufzureichen und dasselbe zu verbessern. Gewiß ist das Zend kein bloßer Dialekt des Sanskrit, sondern hat eine sprachliche Selbstständigkeit, wie das Lateinische dem Griechischen gegenüber. Es hat fünf und dreißig einfache Laute, statt des l aber ein r. — Von zwölf einfachen Vocalen werden oft zwei bis drei neben einander gestellt. Es findet sich das verneinende, beraubende a der Griechen. Die Biegung der Hauptwörter erfolgt durch Veränderung am Worte selbst; es gibt drei Geschlechter, drei Zahlen und acht Fälle in jeder Zahl. Die Conjugation zeigt die Arten, Weisen und Zeiten der vollkommenen Schwestersprachen, und geschieht durch Beugung am Ende des Wortes, ohne besondere Bezeichnung der Person. Die Wortstellung ist frei. Das Pehlwi, die Volks- oder Landessprache in Niedermedien oder Parthien, ist von dem Zend wesentlich verschieden, und schließt sich in vielen Punkten den semitischen Sprachen an. Doch bleibt es ungeachtet mancher Aehnlichkeit mit dem aramäischen Sprachstamme selbstständig, und mag nur (gleich dem Zend und Parsi) aus einer höheren Wurzel entsprossen seyn. Diese Wurzel liegt aber keineswegs so erkennbar nahe, daß nicht manche Sprachforscher das Zend, Pehlwi und Parsi als drei verschiedene Sprachen betrachteten. Das Letzte, welches jedoch viele Wörter aus dem Zend und Pehlwi aufnahm, bildete sich seit Cyrus in Farsistan; allein erst unter den Sassaniden mag es — wie das Deutsche erst nach Verdrängung des Römischen — Hof- und öffentliche Geschäftssprache geworden seyn.

Nach Herodot hatten die Perser keine Tempel und Bildsäulen. Sie verehrten überhaupt die Gottheit nicht in menschlicher Gestalt, sondern opferten auf hohen Bergen der Sonne, dem Monde, dem ganzen Himmelskreise, dem Wasser und den Winden, als reinen Wesen oder Sinnbildern des Ormuzd; dabei ward weder Feuer gebraucht, noch Musik angewendet. Kein Perser sollte etwas für sich selbst bitten; bete er für den König und für alle Perser, so sei er darunter mit begriffen.

Der Verfasser erweitert und bestimmt diese Andeutungen aus morgenländischen Quellen. Die Wurzel der persischen Religionsansicht liegt keineswegs in Persien selbst, sie entstand nicht in Persien, vielmehr müssen wir hier noch einmal zu dem höheren Alterthume hinaufsteigen. Denn hätte auch (was nicht erweislich ist) zur Zeit des Königs Darius Hystaspes ein Zoroaster gelebt, so würde derselbe doch nur ein Verbesserer und Erneuerer älterer Gesetze und Lehren gewesen seyn. — Die heiligen Schriften, welche Anquetil du Perron in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder auffand, sind seitdem der Gegenstand mannig-

facher Untersuchungen gewesen, deren Resultat im Wesentlichen dahin geht: daß die Schriften weder zu einer Zeit geschrieben wurden, noch von einem Verfasser herrühren, am wenigsten aber das erkünstelte Machwerk eines Neuern sind. Wir mögen ihren Inbegriff nach alter Weise die Zendavesta, das lebendige Wort, die lebendige Offenbarung nennen. Wenn Zoroaster auch das Ganze nicht verfaßt hat, so ist doch kein Grund vorhanden, sein persönliches Daseyn abzuläugnen. In der Zendavesta geschieht weder des persischen, noch des gewöhnlich sogenannten medischen Reiches Erwähnung. Ninive und Babylon, Baktrier, Meder und Perser werden weder genannt noch unterschieden. Mithin ist es sehr wahrscheinlich, daß Zoroaster, wo nicht vor Ninus, doch schon vor Kyaxares I. lebte. Alles deutet nach Baktra, den Ariern, nach dem Zendavolke hin, was von den rauhen hohen Gebirgen Mittelasiens in wärmere, damals noch unbewohnte Länder hinabstieg, und ohne Zweifel vor Entstehung der altassyrischen Monarchie vor Ninus hinabstieg. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Hauptstamm erst später in mehrere Abtheilungen zerfiel, zu denen Assyrer, Meder und Perser vielleicht selbst gehörten. Uebrigens bezieht sich selbst Zoroaster auf noch Aelteres, auf den allmälig immer mehr und mehr verehrten Gesetzgeber Hom; und so kommt man rückwärts zu mythischem Boden, endlich zur Erschaffung der Welt. — Manches ward also von Zoroaster nur gesammelt und zusammengestellt, und wenn sich auch Grundideen durch das Ganze hindurchziehen, so stellen sie sich doch, wenigstens der Form nach, nirgends als ein geschlossenes, zusammenhängendes System dar. Der höchst wahrscheinliche Verlust vieler, besonders wissenschaftlicher Werke läßt indessen diese Lücken noch größer erscheinen, als sie ursprünglich wohl waren. Die heutige Zendavesta zerfällt in fünf Theile: 1) Die Izescher, größtentheils feierliche Gebete, Lobpreisungen und Andachtsübungen, Betrachtungen über die wohlthätige Natur des guten Wesens u. s. w.; — Alles im morgenländischen Style, von mehreren Verfassern, zum Theil jedoch von Zoroaster selbst. 2) Der Vispered, von ähnlicher Entstehung und ähnlichem Inhalte: Lobpreisungen aller Häupter der obern und und unteren Welt. 3) Die Jescht-Sades, eine Sammlung kleiner Aufsätze und Bruchstücke verschiedener Art, Aechtes und Unächtes, Aelteres und Neueres vermischt; auch hier das Gottesdienstliche vorwaltend. 4) Das Buch Siruze, ein kirchlicher Kalender, nach den Tagen des Monats abgetheilt, wovon jeder den Namen seines Schutzgottes führt. 5) Der Vendidad, oder das von Gott gegebene Gesetz; der wichtigste Theil der Zendavesta, meist kirchlichen und gesetzlichen Inhaltes, bald in der erzählenden, bald in der Gesprächs-

form. Seine und der Izeschen Aechtheit und hohes Alter läßt sich noch weniger anfechten, als das der übrigen Bücher. 6) Der Bundehesch dagegen ist ein im Pehlwi geschriebenes späteres Werk, oder vielmehr eine Sammlung verschiedener, ursprünglich wohl nicht zusammen gehöriger Theile. Deßungeachtet erscheint sein Inhalt fast zusammenhängender, wissenschaftlicher, speculativer, als jene alten Bücher, und erläutert und ergänzt sie auf mannigfache Weise. — Für unsern Zweck: Sinn, Sitten und Religion des Volkes kennen zu lernen, sind ohne strengere Sonderung fast alle Theile der Zendavesta brauchbar. Doch hat man selbst den wesentlichen Inhalt der Zendavesta auf die verschiedenartigste Weise dargestellt und erklärt. Manche sahen nämlich darin bloß eine durch Personendichtung umhüllte Zeitrechnungskunde, Andere geheime Sterndeuterei, oder bloße Erdkunde, oder bloße Kalenderweisheit, oder ein rein ideales System. Jede Ansicht hat ihre richtige Wurzel, ihren Antheil an der Wahrheit; jede trägt aber auch — sobald man sie über das bildliche Maß ausdehnt — eine, sich selbst zerstörende Verkehrtheit in sich.

Im Ganzen tritt bei dem Zendavolke das Dogmatische und Mythologische minder hervor, als bei den Indern. Alles begibt sich einfach ohne Wunder und Wunderlichkeiten, und statt der willkürlichen Dichtkunst und Philosophie haben wir vorzugsweise die bisweilen trockene, aber dennoch günstigere Ansicht von dem Kampfe des Guten und Bösen. Dagegen fehlen auch die ungebundenen, ja frevelhaften Auswüchse und Verzerrungen, und ein sehr löblicher Nachdruck liegt auf dem Sittlichen und Praktischen. Ormuzd, oder das Gute, aus allen Kräften ehren, immerdar rein denken, reden und handeln, ist der Hauptinbegriff der Sittenlehre. Dazu hilft Gebet, Lesen der heil. Schriften, Bereuen des Bösen u. s. w.; und auch ganz äußerliche Gebräuche, Opfer und körperliche Reinigungen erscheinen bedeutend im Gegensatze der unreinen Körperschöpfung Ahriman's. — Hieher gehört ferner das Gebot, alle Thiere desselben zu vertilgen, hieher die wiederholte Empfehlung des Landbaues, der Viehzucht, der Gärtnerei, des Bewässerns u. s. w.; welche Gebote und Empfehlungen um so wichtiger sind, da die flußlosen Hochebenen oder sandigen Tiefen der Länder, wo jene zuerst in Anwendung kamen, ohne die fleißigste Behandlung nichts ertragen. Ueberhaupt führen die Ceremonien, Opfer u. s. w., nicht wie bei den Indern zu Selbstpeinigungen und unthätiger Zurückgezogenheit, sondern zu einer erhöhten, gemeinnützigen Wirksamkeit im bürgerlichen Leben. Keineswegs aber vergaß der Gesetzgeber über diese äußeren Beziehungen, die inneren und höheren. — Eben so wenig darf man die umfassende Idee des Kampfes zwischen dem Guten und Bösen auf eine bloße

Kriegsgeschichte zweier irdischen Reiche, des nördlichen feindlichen Turan und des südlicheren Iran, zurückführen.

An Sekten und Verschiedenheiten in Zoroasters Religion hat es, besonders in späterer Zeit, auch nicht gefehlt; nie zerfiel indessen das einfache System auf so feindliche Weise, wie in Indien. Ueberhaupt springen einerseits manche Abweichungen jener Lehre vom Indischen sogleich in die Augen, und es fehlt an Mitteln, die Ursachen und den Gang der eigenthümlichen Entwickelung vollständig nachzuweisen; andererseits aber zeigt eine genaue Prüfung mehr Aehnlichkeit des Aeltesten als man glaubt, und deutet auf ein Urvolk und eine Urreligion hin.

Die Kastenabtheilung war bei dem Zendvolke, den Medern und Persern, ursprünglich und in der ältesten Zeit wohl vorhanden, aber nie so streng, geschlossen und erblich als in Indien; auch mußte ja alles angeblich Unwandelbare vor dem übermächtigen Willen der Könige verschwinden! Doch erhielten sich die, vielleicht im baktrischen Reiche ursprünglich einheimischer Mager: welche als Priester die Gesetze bewahrten, das Sinnbild des Ormuzd, das allbelebende und durchdringende Feuer bewachten, für die Beobachtung der vielfachen Reinigungen und Gebräuche sorgten, als Vermittler zwischen Ormuzd und den Menschen auftraten, und den gläubig Nahenden die Zukunft enthüllten. — Die Herbeds oder Lehrlinge mußten sich strengen Vorbereitungen unterwerfen; die Mobeds oder Meister vielfache Kenntnisse erwerben, und nur den Ausgezeichnetsten ward der dritte oder höchste Grad eines Destur Mobeds, oder vollendeten Meisters, zu Theil.

Daß man den siegenden Persern die medisch-baktrische Religion nicht aufdringen konnte, versteht sich von selbst; aber auch sonst finden wir keine gewaltsame Verbreitung jener Lehren. Von den vornehmen Persern mochte sie erst allmälig auf das niedere Volk übergehen, und nicht ganz unvermischt mit einheimischen roheren Ansichten bleiben. Wenn aber die Sitten der Perser nicht ganz mit den Vorschriften der Zendavesta übereinstimmten, so läßt sich daraus für die Unächtheit der letzten so wenig etwas folgern, als für die Unächtheit des Evangeliums aus der, vom wahren Christenthum oft abweichenden Lebensweise mancher Christen.

Anzeige=Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. CXVIII.

Früheste Kunde über den Bregenzerwald und die Stiftung des Klosters Mehrerau, so wie auch über das Erlöschen der alten Grafen von Bregenz im zwölften Jahrhunderte.

Von Joseph Bergmann.

Der ungetheilte Beifall, der meinen Untersuchungen über die freien Walliser oder Walser in Graubünden und Vorarlberg [1]), sowohl von Gelehrten als insbesondere von dem dortigen Volke auf seinen Bergen zu Theil geworden ist, ermunterte mich, eine andere Landschaft unserer Alpen mit ihrer Bevölkerung kritisch zu untersuchen und die gewonnenen Ergebnisse den Freunden der vaterländischen Geschichte vorzulegen.

Mein Gegenstand ist dießmal der bis etwa gegen das Ende des eilften Jahrhundertes waldbewachsene und öde, nun triftenreiche und wohlbewohnte Bergstrich, welcher sich im Rücken der vorrömischen Stadt Bregenz bis zu den Quellen des gleichnamigen Flusses, der gemeiniglich Aach heißt, in's Gebirg hinaufzieht, und daher Bregenzerwald (Silva Brigantina) genannt wird [2]).

Dieses Waldgebiet, das nichts Düsteres als seinen Namen hat, ist heut zu Tage eines der reizendsten Berggelände Süddeutschlands, eine Welt im Kleinen, welche besonders auch wegen der Eigenthümlichkeit ihres Volkes von den Alpenwanderern nun größerer Aufmerksamkeit gewürdigt wird.

Ueber Sprache und Volk habe ich in der Zeitschrift des tirolischen Ferdinandeums 1827, dann in Kaltenbäck's Zeitschrift für Geschichte und Staatskunde, Wien 1835—1837, Mehreres mitgetheilt; kurze, klar gezeichnete Andeutungen finden sich im III. Bde. S. 588 ff. in Beda Weber's Tirol 1838; eine fleißige und sehr genaue topographische Beschreibung verdanken wir Dr. Staffler's klassischem Buche: »Tirol und Vorarlberg,« Innsbruck 1841. Thl. II. S. 42—62; Dr. Ludwig Steub, der selbst den Stöw im Thale Montavon entstammt, beschrieb in seinen: »Drei Sommer in Tirol, München 1846, S. 37—65,« die schöne Natur des Bregenzerwaldes in ihrer vollen Zauberpracht, und schilderte dessen aufgewecktes Volk mit lebensfrischen Farben. Faustin Ens, jubilirter Professor am k. k. Gymnasium zu Troppau, der sich um die Geschichte und Topographie des Oppalandes sehr verdient machte, und nun in seiner Heimat zu Konstanz lebt, verweilte im Sommer 1845 durch ein Monat in diesem Bergländchen, und legte seine Aufzeichnungen in Jurende's vaterländi=

---

[1]) Im Anzeigeblatte des CV. bis CVIII. Bandes (1844) dieser Jahrbücher.

[2]) Landkarten: Blasius Hueber's Specialkarte: Provincia Arlbergica in zwei Blättern, 1783; die schöne Karte vom k. k. Generalquartiermeisterstabe in zwei Blättern, dann in Dr. J. E. Wörl's großem Atlas ɪc.

schem Pilger, Brünn 1847, S. 383—391, unter dem Titel: »der Bregenzerwald,« nieder, die aber mehrerer Berichtigungen bedürfen.

Das Geschichtliche über den Bregenzerwald, das der Feldkircher Gymnasialpräfekt Meinrad Merkle († 28. Oct. 1845) in »Vorarlberg aus den Papieren des in Bregenz (1822) verstorbenen Priesters Franz Joseph Weizenegger, Innsbruck 1839,« herausgegeben hat, ist ungenügend und ermangelt strenger historischer Kritik.

Wie viel Schönes und Wahres neben Schiefem und Unrichtigem über dieses Bergland auch gesagt ist, so wurde dessen Geschichte doch noch nie in ihrer Wurzel erfaßt. Frei und selbstständig, wo möglich auf den festen Stab der Urkunden und der natürlichen Entwickelung mich stützend, trete ich prüfenden Auges und Trittes in das Geschichtsdunkel dieses Waldes ein, und theile mit, was ich nach sorgfältiger Forschung gefunden habe und was nach ruhiger Anschauung zu meiner Ueberzeugung geworden ist.

Wie einerseits das Schwert erobert und zerstört, urbart und bevölkert es andererseits, indem Manche vor demselben fliehen und anderwärts, besonders an schwer zugänglichen Orten, sich niederlassen. Friedlicher geschieht der Anbau durch Karst und Pflug, wie auch durch den Stab, sowohl Hirten- als Krummstab. Hauptsächlich durch den Hirten- und den klösterlichen Krummstab ward dieses Waldgebiet, das einst nur Raubthiere (Bären des h. Gallus!) und Wild, wie die Namen Hirschau, Hirschegg, Schnepfau, Schnepfegg rc. anzeigen, für den rüstigen Jäger in seinen dichten Forsten beherbergte, der Kultur gewonnen und nährt in seinem weiteren Umfange (S. 4) nach dem Brixener Diöcesan-Schematismus auf das Jahr 1846 in achtzehn österreichischen Pfarrdörfern mit zwei Expposituren 18875 Menschen, denen die k. bayerische junge (1796) Alpenpfarre Balderschwang, mit etwa 300 Einwohnern, zugezählt werden muß. Somit zählt der ganze Bregenzerwald in diesem von mir angenommenen Umfange an 18900 Bewohner mit 34 Priestern und 31 Schulen.

Die urbarende Kraft drang, wie der Gang der Abhandlung zeigen wird, vom Bodensee herauf in die große Alpe (denn das war ursprünglich wohl der ganze Bregenzerwald), rückte an der Haupt- und ihren Nebenaachen mächtig vor, stieg auf zu den Höhen, senkte sich theilend wieder in und durch neue Thäler und trieb die Herden weiter bis gegen die Quellen der Aachen im grenzscheidenden Hochgebirge, bis wohin auf dieser Seite die letzte Welle des alemannischen Volkselementes schlug [1]).

Was umfaßt der heutige Bregenzerwald im weiteren und engern Sinne? Im engern Sinne umfaßt er das k. k. Landgericht Bregenzerwald zu Bezau, mit Ausnahme von Mittelberg [2]). Den Wald in diesem Sinne theile ich a) in den rechts oder vor der Suberschen Aach, d. i. den vordern oder äußern Wald mit den fünf k. k. Pfarreien

1) Der Leser vergleiche hiemit meine Angaben in den Untersuchungen über die Walser, Bd. CVI. im Anzeigeblatt S. 54 und in den Separatabdrücken S. 28, wie auch die dazu gehörige Karte vom k. k. Obersten v. Hauslab.

2) Die Walserischen Gemeinden Mittelberg mit Baad, Hirschegg und Riezlern, wie auch Schröcken, Hochkrummbach und Warth auf dem Tannberge sind vom Bregenzerwalde genetisch durchaus verschieden und nur politisch diesem Landgerichte zugetheilt, jene seit 1806, diese seit dem 1. Jänner 1844. Darum sind diese Gemeinden hier nicht mitgerechnet. Der gesammte Landgerichtsbezirk mit Mittelberg und Schröcken umfaßt $10^{14}/_{100}$ Quadratmeilen, mit 16841 Seelen im J. 1846.

Lingenau, dem Sitze des Dekans, Langenegg, Krummbach, Hüttesau sammt Reute und Bolgenach, das gegenwärtig die volkreichste Pfarre mit 2030 Einwohnern bildet, dann Sibratsg'fäll, zusammen mit 5705 Seelen; auch Balderschwang (Balders oder vielleicht Walters? Wang), anfangs eine Weidealpe, dann von Hüttesauern und Lingenauern ausgereutet und beweidet, gehört sowohl seiner Lage als seiner Bevölkerung nach hieher. Dieser Ort im rauhen Gebirge gehörte von Alters her zur Grafschaft Rothenfels, und kam mit dieser im Jahre 1565 von Ulrich, dem letzten Grafen der alten Tettnanger Linie, durch Verkauf an seinen Schwager Johann Jakob Freiherrn von Königsegg, am 15. Juni 1804 durch Kauf an das Erzhaus Oesterreich, und mit der Reichsgrafschaft Rothenfels durch den Preßburger Friedensschluß am 26. December 1805 an die Krone von Bayern; b) in den links oder hinter der Suberschen Aach, d. i. hintern oder innern Wald mit zehn Pfarreien, als: α) vor der Bezegg, nämlich Egg sammt der Expositur Großdorf mit 1828, und Andelsbuch mit 1158 Pfarrgenossen; β) hinter der Bezegg: Bezau, nun Hauptort des innern Waldes und Sitz des k. k. Landgerichtes, Reute und Büzau; γ) über der Schnepfegg: Schnepfau, dann Au mit der Expositur Rehmen und 970 Einwohnern, endlich Schopernau bis zum Landsteg hinter dem Bade Hopfreben, wo der innere Wald sich schließt; δ) zur Linken der Aach ist die Pfarre Schwarzenberg, der Stamm-, nicht Geburtsort der Angelika Kaufmann und des französischen Obergenerals Kleber, mit 1400 Seelen, und deren Tochterkirche Mellau mit 624 Menschen; dieser innere Wald zählt 9366 Bewohner.

Weder Merkle und Beda Weber, noch Dr. Staffler und Dr. Steub haben das Geschichtliche dieser Trennung des innern Waldes von dem äußern berührt. Sie hängt mit der Theilung der Herrschaft Bregenz im Jahre 1338 zusammen, welche in des Domkapitularen von Vanotti Geschichte der Grafen von Montfort und Werdenberg (1845) S. 75 und 107 angezeigt, aber in Bezug auf unsern Wald nicht genügend bestimmt ist. Als nämlich nach dem kinderlosen Tode Hugo's IV., Grafen von Montfort-Bregenz seine Vettern, die Gebrüder Hugo und Rudolf, Grafen von Montfort-Feldkirch einerseits und Wilhelm II. Graf von Montfort-Tettnang andererseits dessen inmitten gelegene, ihnen gemeinsam angefallene Herrschaft und Güter zu Lindau am Donnerstag vor Martini (d. i. 5. November) 1338 theilten, bekam dieser die Besitzungen im Allgau, die Stadt Bregenz, wie auch die Leute und Güter im Bregenzerwalde rechts vom Ursprunge der Suberschen (oder Egger) Aach bis zu ihrer Vereinigung mit der Bregenz oder Hauptaach an der Egg, von da zwischen den Kirchspielen Alberschwende und Schwarzenberg bis zur Schwarzach und die Schwarzach abwärts bis in die Fussach und längs dieser bis in den Bodensee *); alles vordem Bregenzische Gebiet links oder südlich dieser bezeichneten Grenze gelangte an die Feldkircher Linie, daher theilte der Innerwald, zu dem auch die untere Langenegg nebst Torenbüren, Fussach rc. gehörte, die Schicksale der Grafschaft Feldkirch, und kam mit dieser durch bedingungsweisen Verkauf, dd. Baden im

*) Die Originalurkunde liegt im k. Staatsarchive zu München, wo ich sie eingesehen habe. Auch ist eine diese Theilung betreffende, aber meines Erinnerns nicht ganz gleichlautende Urkunde aus einem Manuscripte, das der k. Domainenrath v. Gok in Stuttgart besitzt, im Archiv für Schweizerische Geschichte rc. Zürich, 1843, Bd. I. S. 146—148 abgedruckt. Statt Suters soll es daselbst richtiger Subers heißen.

Argau am 22. Mai 1375 an Oesterreich [1]; der Vorderwald, d. i. das Gericht oder der jetzige Standesbezirk Lingenau, blieb hingegen stets bei Bregenz, welches Wilhelm's jüngerem Sohne, Wilhelm III., zufiel, der eine neue Bregenzer Linie stiftete. Des Letztern Urenkelin Elisabeth, Gemahlin des Markgrafen Wilhelm von Hochberg, verkaufte ihre Hälfte an der Grafschaft Bregenz, zu der auch das alte Gericht Lingenau oder der größere Theil des heutigen Vorderwaldes nebst Alberschwende und Hofsteig gehörte, am 12. Juli 1451 an den Herzog Sigmund von Oesterreich. Der äußere und innere Wald wurden nach 468 jähriger Trennung bei der k. bayerischen Organisation vom 16. November 1806 zu einem Landgerichte mit dem Sitze zu Bezau vereint, das noch als k. k. Landgericht erster Klasse besteht.

Im weiteren Sinne gehören die dem k. k. Landgerichte Bregenz einverleibten drei Pfarrdörfer Alberschwende mit 2098 M., Buch [2]) mit 415, und Rüfensberg [3]) mit 991 Bewohnern an der äußersten Nordostgrenze gegen Staufen, zusammen 3504 Bewohner zählend, mit ihrer in letztgenanntem Pfarrsprengel nur noch zum Theile die wälderische Juppe tragenden Weibern ethnographisch zum Bregenzerwalde. Ich nehme in meinen Untersuchungen den Bregenzerwald in diesem weitern Sinne und Umfange.

Das Entstehen der Kirchen und Pfarren in unserm Walde werde ich unten S. 31 ff. in der Anmerkung zu Lingenau für den vordern, und weiter in der über Andelsbuch für den innern Wald kurz andeuten und ein anderes Mal ausführlicher darlegen.

Die älteste Sage über den Bregenzerwald, in welcher er zuerst an's Dämmerlicht tritt, ist die von den drei gottseligen Geschwistern Merbot, Diedo und Ilga oder Hilga, auch Hilta genannt, die aus dem Geschlechte der alten Grafen von Bregenz gewesen seyn sollen [4]). Professor Ens nennt am a. O. Seite 390 sie von Montfort, und Geschwister Ulrich's II. Grafen von Montfort-Bregenz und Verwandte des heiligen Gebhard, Bischofs zu Konstanz. Diese Annahme ist ganz unhaltbar, da weder die Genealogie der alten Grafen von Bregenz, noch die der Grafen von Montfort einen dieser drei Namen kennt. Diese beiden Grafengeschlechter sind ganz verschiedenen Stammes und Wappens, und dürfen nicht mit einander vermischt und verwechselt werden; jene entstammen den in die Karolinger Zeit hinaufreichenden Grafen im Argen- und Linzgau, diese gehören zum Geschlechte der Pfalzgrafen von Tübingen mit der Fahne, und erhalten später die Besitzungen der alten Grafen von Bregenz durch Heirat und Erbschaft.

---

[1]) Die im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchive verwahrte Verkaufsurkunde habe ich mit mehrern andern vorarlbergischen Urkunden in Chmel's österr. Geschichtsforscher, Wien 1838, Bd. I. S. 191 ff. abdrucken lassen.

[2]) Buch ist kein eigener Ort, sondern der Name des Komplexes einiger Weiler und Höfe mit dem Pfarrdorfe Heimen zwischen Alberschwende, Bildstein und Wolffurt, von dem es im Jahre 1760 kirchlich getrennt und zur selbstständigen Pfarre erhoben wurde, und den vereinten Aachen.

[3]) Ueber die Pfarre Rüfensberg und die dortige Mundart, s. in Kaltenbäck's österr. Zeitschrift 1837, Nr. 84 und 85.

[4]) Die drei seligen Geschwister Merboth, Diedo und Ilga, vorzüglich im Bregenzerwalde hochgefeierten Andenkens. Eine neue Erzählung für Alle. Sammt einem Anhang von Gebeten und Andachtsübungen. Von Theophilus Nelk. Lindau 1844. Verlag von Johann Thomas Stettner. 12. Der pseudonyme Verfasser, der Franciskaner Waibel zu Staufen bei Immenstadt, hielt die Erzählung zum Zwecke religiöser Erbauung im frommen Tone der Legende.

Merbot [1] wird gewöhnlich zuerst genannt, weil man Näheres von ihm kennt, da er als Priester am Thore in den Bregenzerwald zu Alberschwende wirkte; mehr als dreißig Jahre früher verschied Diedo, wie sich zeigen wird. Hieher kam der Mehrerauer Conventuale Merbot, um die Pflichten der Seelsorge zu erfüllen. Einige zählen ihn zu den Grafen von Bregenz, andere zu denen von Montfort, die sie mit einander verwechseln, und zeigen hiemit ihre Unwissenheit seiner Abkunft. Da er voll heiligen Eifers unerschrocken gegen die Laster des rohen Volkes losdonnernd sich bei einigen verstockten Gemüthern verhaßt machte, wurde er, als er von einem kranken Kinde aus einer Hütte hervortrat, von etlichen Bösewichtern mit knotigen Prügeln am 23. März 1120 überfallen und erschlagen [2].

Wenn der selige Merbot in Alberschwende um das Jahr 1120 das rohe Volk lehrte, so müssen wohl schon früher hieher Ansiedler gekommen seyn. Eine Hauptveranlassung, sich hier und weiter an den Aachen hinauf niederzulassen, gaben wohl auch die Ereignisse, welche kurz vorher die Umgegend des nahen Bodensees so schwer getroffen hatten. Hiemit stimmt die Sage im Volke überein, welche meldet, daß in uralter Zeit die Leute vor dem Feinde vom See her in diese Wildniß geflohen und Viele in derselben fortan geblieben seien.

Da diese Mittheilungen hauptsächlich für das Verständniß der Landesangehörigen geschrieben sind, so möge der mit der deutschen Geschichte vertraute Leser die ausführliche Darlegung der hier folgenden Ereignisse jener Zeit mir zu Gute halten.

Deutschland war gegen das Ende des eilften Jahrhundertes in zwei Parteien zerrissen, deren eine für Kaiser Heinrich IV., die andere für Papst Gregor VII. kämpfte. In Alemannien waren die Herzoge Rudolf von Rheinfelden, Berthold I. von Zähringen — früher Nebenbuhler und Feinde, nun ausgesöhnt — und nach dessen Tode (6. Nov. 1078) sein Sohn Berthold II. auf des Papstes Seite getreten, mit denen sich auch Welf IV., der mächtigste Gebieter in Oberschwaben und seit 1071 Herzog von Bayern, vereinte. Rudolf, des Kaisers Doppelschwager, ward sogar am 15. März 1077 zu dessen Gegenkönig gewählt. Diesen schlossen sich auch die Grafen von Bregenz [3] und die mit ihnen stammverwandten Grafen von Buchhorn und Kyburg an, dann die Grafen von Nellenburg, Hugo Graf von Tübingen, Otto Graf von Rhätien, wie auch die Herren von Toggenburg und Regensberg; nur Ulrich Graf von Lenzburg blieb treu bei dem Kaiser. So standen sich auch die Häupter der Kirche feindlich gegenüber, und wie jene dem Papste, so hing die Mehrzahl von diesen dem Kaiser an, so die Bischöfe von Chur, Augsburg, Konstanz, Basel und Straßburg; hingegen die Aebte zu Reichenau (Ekkehard, ein geborner Graf von Nellenburg), zu Allerheiligen in Schaffhausen und von Hirschau dem Gegenkönige.

---

1) In alter Sprache Mariboto und Meriboto, auch Mereboto, aus mari und meri, Meer und boto, Bote; vgl. Marulf und Merulf, Maroboduus (Marbod), Teutobodus u. Andere.

2) Beatus Merbodus Martyr et olim Monachus Augiae majoris Brigantinae disputationi theologicae in eodem monasterio expositus etc. MDCCXXXII. Typis S. Galli, 4. pag. 3.

3) Nicht Montfort, wie sie v. Tschudi S. 30, Ildephons von Arx in den Geschichten des Kantons St. Gallen Bd. I. S. 281 und Zellweger in seiner Geschichte des Appenzellischen Volkes 1842 S. 98 nennen. Diese alten Grafengeschlechter sind, wie so eben gesagt wurde, wohl zu unterscheiden.

Ein Bild dieses Zwiespaltes im Kleinen bot die an Gütern und an Einfluß im südöstlichen Alemannien reiche Abtei St. Gallen. Nach dem Tode des Abtes Ulrich II. im J. 1076 ernannte im folgenden Jahre der Gegenkönig Rudolf den dortigen Kapitularen Liutolt Grafen von Nellenburg, des so eben erwähnten streitbaren Abtes Ekkehard Bruder, zu seinem Nachfolger. Dagegen bestimmte Kaiser Heinrich IV. [1]) Ulrichen III. von Eppenstein, Sohn des Herzogs Markwart [2]) von Kärnthen, zum Abte, und so wurde der Kampf zwischen Kaiser und Papst hier zum Streite zwischen diesen zwei Aebten. So lange jener in Alemannien die Oberhand hatte, war Abt Ulrich siegreich über seine zahlreichen Gegner, mit des Kaisers Glück stieg und fiel auch das seine. Als König Rudolf im Jahre 1079 in Sachsen verheerend weilte, und am 27. Jänner 1080 beim Dorfe Flarchheim siegte, führte K. Heinrich den Krieg in Alemannien, namentlich um sich den Grafen Hugo von Tübingen zu unterwerfen; dagegen machte Herzog Welf im Februar 1079 mit Feuer und Schwert einen Einfall nach Churrhätien. Hier hatte der Bischof Heinrich, aus dem Geschlechte der rhätischen Montfort, bis zu seinem Tode (23. December 1078) auf päpstlicher Seite gestanden, sein Nachfolger aber, der eingedrungene Nortbert von Hohenwart, war für den Kaiser, wie auch Graf Otto [3]). Welf eroberte durch Tapferkeit eine Klause, vertrieb seine Feinde, ordnete alles nach seinem Begehren, ließ in der Veste Finstermünz Besatzung, und kehrte dem Inn nach siegreich nach Bayern zurück [4]). Abt Ulrich, durch seines Bruders Liutolt Leute verstärkt, zog

---

1) Heinrich ward am 28. Jänner 1077 zu Canossa vom päpstlichen Banne gelös't, feierte Ostern (16. April) zu Verona, kehrte über Friaul und Kärnthen nach Augsburg, Ulm ꝛc. zurück und verjagte den Gegenkönig aus Sigmaringen.

2) Markwart (Marquard), Graf von Eppenstein und im Mürzthal, von großmütterlicher Seite mit K. Heinrich IV. verwandt, hatte Bertholden I. von Zähringen, der von der Kaiserin-Mutter Agnes für seine Anwartschaft auf das Herzogthum Alemannien mit dem von Kärnthen und der Markgrafschaft Verona im J. 1058 entschädigt worden war, im Jahre 1073 daraus verdrängt. Er starb am 16. Juni 1077, und ihm folgte sein ältester Sohn Liutolt von 1077—1090 als Herzog, dann dessen jüngerer Bruder Heinrich, Markgraf von Istrien, der am 25. März 1127 ohne Erben starb; nach diesem von 1128—1269 das Haus Sponheim.

3) Dieser Otto wird in Neugart's Episcop. Constant. pag. 401 Comes provinciae Rhaeticae, filius UDALRICI comitis Brigantini genannt, daher Pater Ussermann in Prodrom. German. Sacrae Tom. I. pag. 295 (vgl. 270) zwischen Ulrich dem Aeltern und dem Jüngern »*Otto Comes Raetiae Curiensis anno 1079« in die lückenhafte Reihe der Grafen von Bregenz einschiebt. Nach Berthold von Konstanz, bei Neugart S. 401, bezwang Welf, Otto's Sohn, Ulrich VIII., Grafen von Bregenz, mit einigen andern Großen. welcher dem Gegenkönige zugeschworen hatte. Das ist ein Widerspruch! Es stand ja Ulrich, wie Welf damals auf desselben Königs Seite. Es müßte denn daselbst statt: Ottonis filium — adjuratum regi Rudolfo subigebat heißen: abjuratum? Es müßte nur Graf Ulrich, der wahrscheinlich um diese Zeit mit K. Rudolf's Tochter noch nicht vermählt war, anfangs auf kaiserlicher Seite gestanden haben. Sollten die Befehdungen zwischen Welf und Ulrich im J. 1093 mit diesen Ereignissen des J. 1079 späterhin vermischt worden seyn? So reden der Continuator casuum S. Galli bei Pertz monum. German. II. 157 und Tschudi I. 32. bei der bald darauf erfolgten Einnahme von Bregenz nur vom Grafen Makkwart; andere nennen Ulrich und Markwart zusammen, vgl. Stälin I. 506. Waren Otto und Markwart oder dieser und Ulrich Brüder?

4) Vgl. die Geschichte der Landeshauptleute von Tirol, von Jakob Andrä, Freiherrn von Brandis. Innsbruck 1847, S. 14. — Die Welfen mußten auch in Graubünden, wie die Grafen von Gamertingen, Achalm,

zu Ende desselben oder zu Anfang des folgenden Jahres 1080 mit dem ruchlosen Grafen Otto II. von Buchhorn [1]) über den Bodensee, eroberte und verbrannte Schloß und Flecken Markdorf, die dem Grafen Otto gehörten, aber von Rudolf's Anhängern besetzt waren, und rückte dann hinauf gen Bregenz, wo zwar das feste Schloß widerstand, die Stadt aber verbrannt und der Graf Markwart gefangen wurde. Desgleichen durchzog er den Thurgau, erstürmte und verbrannte das Schloß Kyburg und führte gleichfalls den Grafen Hartmann den Jüngeren mit sich fort. Beide mußten sich um große Summen lösen, wovon Ulrich das Schloß Herburg bei Bernang, Kräzeren [2]) an der Sitter und auf einem schroffen Felsen den Rachenstein baute, sich und den Seinigen zum Schutz. Doch jetzt wandte sich das Kriegsglück, von Rhätien her bedrohte Herzog Welf seinen Rücken, seine Edelknechte und Kriegsleute, der gehofften Beute untheilhaft, waren schwierig und der Fehden und Züge müde, einige fielen sogar von ihm ab; auch war er unvermögend so mächtigen Feinden, wie Welf, Berthold rc., auf die Länge die Spitze zu bieten. Auf's Aeußerste gebracht, zog der Abt um den 22. September nach Agen an der Garonne, um eine günstigere Wendung der Dinge abzuwarten, von wo er später die Reliquien der heil. Jungfrau Fides (daher der Ort St. Fiden vor St. Gallen) brachte. Wenn auch der Gegenkönig Rudolf am 15. October in der Schlacht bei Mölsen unweit Zeiz gefallen war, so stand doch des Kaisers siegreiches Heer fern und war in völliger Auflösung. Am 28. October überfiel Abt Ekkehard St. Gallen und zerstörte des Abtes Wohnung von Grund aus. Noch drei Mal wurden diese Ueberfälle wiederholt. Herzog Berthold, dessen Bruder Gebhard im J. 1083 zum Bischofe von Konstanz erhoben wurde, und Abt Ekkehard rückten 1085 mit einem Zuge ihrer Kriegsleute am rechten, d. i. schwäbischen Ufer hinauf bis Bregenz, eroberten was dem Bischofe Otto, dem Eindringlinge in dieses Hochstift, gehörte und zerstörten, was St. Gallisch war; ein anderer Haufe, von Adalgoz von Werra geführt, zog über Büren, Goßau, Herisau bis an die Urnäsch, raubte alles Vieh aus den Alpen und zerstörte die Wohnungen. Mit gleicher Zerstörungswuth zog wieder Ulrich entgegen, bis 1086 mit dessen Ernennung zum Patriarchen von Aquileja und Ekkehards Tode (1088) auch Erschöpfung der Parteien und einige Ruhe auf dieser Seite des Bodensees eintrat.

---

von Kirchberg und Nellenburg in Hohenrhätien Besitzungen haben; denn zu Filisur, an der Vereinigung der Albula-Thäler Davos und Bergün und am Julier, lagen alte Bergwerke, welche für die Welfen zu Altdorf bearbeitet wurden. S. Ferd. Heinrich Müller's deutsche Stämme und ihre Fürsten Berlin 1844. Bd. IV. S. 97.

1) S. besonders bei Pertz II. S. 157 und in Stälin's Wirtembergischer Geschichte I. S. 512, Anm. 5, dann 505 und 560.

2) In der um 1200 verfaßten Continuatio casuum S. Galli bei Pertz S. 156 heißt diese nun spurlos verschwundene Burg latinisirt municio nomine Crazania. Die dortige Anmerkung 53 erklärt das Wort, weil man auf dem einen Ufer hinab und auf dem andern hinauf kräsen, d. i. klettern mußte, die Kräsere oder Steig Mir scheint vielmehr das Wort, mit welchem Abt Ulrich seine Veste benannte, aus dem südslawischen gradec (auch bei den heutigen Slawen in Krain und Kärnthen, woher der Abt war, gradc), zu kommen. Es ist der Name Gratz, oder wem es sine odio et ira beliebt Grätz; im böhm. hradec, daher die Stadt Gratzen im Budweiser Kreise. Gratzen und Crazania scheinen mir derselben Wurzel entsprossen, und da dieses Wort in der Schweiz unbekannt ist, so wurde es in Kräzeren verunstaltet und später nach seinem Laute mit obigem Kräsere verdollmetscht. — So hat das czechische tabor auch außer seinem Lande Sinn und Geltung bekommen.

Kaiser Heinrich gewann in Alemannien wieder neue Freunde. Diese vereinigten sich in den Jahren 1091 und 1092 unter der Fahne des Herzogs Friedrich von Hohenstaufen, welchem der Kaiser schon im J. 1079 wegen Tapferkeit und Treue zu Regensburg seine einzige Tochter Agnes [1]) und das Herzogthum Schwaben zur Mitgift gegeben hatte. Auch unsern Grafen Ulrich läßt Pfister II. S. 155 im Vereine mit dem Herzoge Friedrich auf kaiserlicher Seite stehen und deßhalb von H. Welf IV. bekriegt werden. Die Ursache dieser verheerenden Fehde, die in's Jahr 1093 fällt, ist nicht näher bekannt; doch kaum diese, da nach den Worten Berthold's von Konstanz (bei Neugart I. 427) ad annum 1097: Udalricus comes praeclarissimus in causa S. Petri contra schismaticos propugnator ferventissimus, d. i. der heftigste Widersacher gegen Kaiser Heinrich und dessen Schwiegersohn war. Mit größerer Wahrscheinlichkeit lag die Veranlassung in Folgendem: Graf Otto II. von Buchhorn hatte in wilder Leidenschaft dem Grafen Ludwig, wahrscheinlich von Pfullendorf, seine Gemahlin geraubt und sich angetraut und diesen Frevel mit seinem Leben gebüßt. Er ward nämlich vom Bischofe Gebhard in den Kirchenbann gethan und von Ludwig's erbitterten Dienern 1089 erschlagen. Der übermächtige Welf nahm nun die Güter des kinderlosen Grafen, des Letzten seines Namens, als eines Stammverwandten in Besitz, ungeachtet die Grafen von Bregenz nähere Ansprüche hatten.

Alle päpstlich gesinnten Fürsten und Bischöfe erwählten, da des Gegenkönigs Rudolf Sohn Berthold am 18. Mai 1090 gestorben war, im J. 1092 dessen Schwager Berthold II., Titularherzog von Zähringen, an den auch die Landgrafschaft Rheinfelden gekommen war, zu ihrem Herzoge. Er leistete den Eid als Vasall der Kirche in die Hände seines Bruders Gebhard III., Bischofs zu Konstanz, als päpstlichen Legaten, und so erneuerte sich der alte Kampf, in welchem sich Berthold gegen Herzog Friedrich behauptete.

Doch begannen die Parteien des langwierigen Krieges, in dessen Gefolge Hunger und Seuchen (1094) wütheten, müde zu werden und sehnten sich nach dem Frieden. Dem Bischofe Gebhard gelang es durch seine eindringliche Rede auf einem Tage bei Ulm einen Gottesfrieden oder Waffenstillstand vom 25. November 1093 bis Ostern 1096 zum Schutze der Klöster, Kirchen und Städte, sammt deren Inwohnern zu verabreden, während dessen in geistlichen Dingen ihm, dem Bischofe, in weltlichen aber dem Herzoge Berthold nach dem alemannischen Gesetze Gehorsam geleistet werden solle. Am treuesten wurde er gehalten, so weit Berthold's Macht reichte; denn er übertraf an Gerechtigkeitsliebe alle seine Vorgänger.

Herzog Welf verließ nun die päpstliche Sache, an die er durch die Vermählung seines ältern, etwa siebzehnjährigen Sohnes Welfs V. mit der vierzigjährigen und verwitweten Markgräfin Mathilde von Tuscien im J. 1089 noch enger und fester geknüpft wurde, aus Erbitterung, weil sie sich im Jahre 1095 von ihm geschieden hatte und dann ihre großen

[1]) Agnes, in ihrem vierten Lebensjahre vermählt oder vielmehr verlobt, gebar 1090 Herzog Friedrich den Einäugigen und 1093/4 K. Konrad III. Als ihr Gemahl vor dem 21. Juli 1105 gestorben, vermählte sie sich am 1. Mai 1106 zu Melk mit Leopold IV., Markgrafen von Oesterreich, gebar ihm 19 Kinder und starb, 81 Jahre alt, am 24. September 1157. Sie ruht mit dem heil. Leopold in ihrer Stiftung zu Klosterneuburg. Sie sah ihren jüngern Sohn Konrad und ihren Enkel Friedrich I. mit der ersten Krone der Christenheit geschmückt, sie sah ihre Söhne Leopold V. und Heinrich Jasomirgott mit dem welfischen Bayern belehnt, und letztern am 17. September 1156 zum erblichen Herzoge in Oesterreich erhoben.

Besitzungen, den nachherigen Zankapfel zwischen den Hohenstaufen und dem Papste, dem heiligen Stuhle schenkte [1]. Welf söhnte sich höchst wahrscheinlich zu Mainz im December 1097 mit dem Kaiser nach zwanzigjährigem Zwiespalte aus, der ihm das Herzogthum Bayern und die Unabhängigkeit seiner schwäbischen Erblande von der Herrschaft der hohenstaufischen Herzoge erblich zusicherte.

Nun wurde zu völliger Herstellung des Friedens auch durch Welf's Einfluß über den Besitz von Alemannien entschieden. Berthold mußte auf sein Herzogthum zu Friedrich's Gunsten verzichten, wurde aber in seinem herzoglichen Titel und Fürstenrechte über seine ausgedehnten Erbbesitzungen im Breisgau und Schwarzwalde, in der Ortenau 2c., dann Kleinburgund [2] bestätigt, und erhielt die Reichsvogtei über den Thurgau, die durch italienischen Handel sehr emporgeblühte Stadt Zürich (nobilissimum Sueviae oppidum) und deren Gebiet, dann die Schirmvogtei über die beiden dortigen Münster als unmittelbares, vom hohenstaufischen Herzogthume (Schwaben) unabhängiges Reichslehen. Alles, was auf dem rechten Ufer des Bodensees und des Rheines bis dahin zum alemannischen Herzogthume gehört hatte, wie auch das Elsaß, sollten unter dem Namen des Herzogthums Schwaben dem Eidam des Kaisers, Friedrich von Staufen, erblich verbleiben, der auf dieses Erbherzogthum die Macht seines Hauses gründete.

So ward die Ruhe in Oberdeutschland hergestellt, aber das alte, große Alemannien getheilt. Dieser Name schwindet fortan und der Theil, welcher dem Herzoge Friedrich blieb, trägt nunmehr bleibend den Namen Schwaben. Diese Trennung enthält den Samen vieler folgender Begebenheiten, und ist als die erste Veranlassung der spätern Trennung der Schweiz vom deutschen Reiche anzusehen.

Unsere Gegend, die bis dahin zum Herzogthume Alemannien gehörte, kam nun zu Schwaben, und war fortan mehr nach dieser Richtung hingekehrt, bis das Haus Habsburg, das am 26. Jänner 1363 zum Besitze von Tirol gelangt war, sein Augenmerk auch auf diese montfortisch-werdenbergischen Gebiete vom Arlberg bis an den Bodensee als Brücke zu seinen Stammlanden unverwandt richtete und sie alle nach und nach erwarb [3]. Wenn auch mit den Hohenstaufen, die durch Welf's VI. Verfügung im J. 1189 zum Erbe der Welfen in Oberschwaben gekommen und so unsern Marken näher gerückt waren, eine neue Periode unserer Geschichte beginnt, so lebte doch das alemannische Volkselement, das freilich manche schwäbische Beimischung und Färbung im Laufe der Zeit

---

1) Mathilde starb im Juli 1115 auf ihrer Burg Bondeno di Roncori; ihr Gemahl ward nach des Vaters Tode, der auf dem Kreuzzuge in Paphos auf Cypern am 8. oder 9. November 1101 starb, Herzog von Bayern und starb 1120; ihm folgte sein Bruder Heinrich der Schwarze.

2) D. i. das auf dem rechten Ufer der Aar liegende alemannische Burgund.

3) Schon der staatskluge und weitschauende Herzog Rudolf IV. machte alsogleich den Anfang, indem er ddto. Baden im Argau 8. April 1363 die Veste Newenburg, gelegen im Rinthal ze Churwalhen (oberhalb Götzis), von Haug Thumb von Neuburg kaufte; so kaufte sein Bruder, Leopold III., ebendaselbst am 22. Mai 1375 bedingungsweise die schöne Grafschaft Feldkirch mit dem innern Bregenzerwalde 2c. um 30,000 Goldgulden; Herzog Albrecht III. ddto. Ensisheim 5. April 1394 Pludenz mit dem Thale Montavon; dann Erzherzog Sigmund ddto. Zürich 31. August 1474 von Eberhard I., Grafen von Truchseß-Waldburg, das vordem werdenbergische und am 11. August 1463 zur Reichsgrafschaft erhobene Gebiet von Sonnenberg (Nüziders, Frastanz, Nenzing und das Klosterthal) um 34,000 Gulden.

erhielt, in unserm Gaue fort, und noch heut zu Tage hört man bis zur Wasserscheide der Aachen und der obern Argen um die Stadt Wangen rc. hin das alemannische »g'si oder g'sin,« und jenseits im Flußgebiete der Iller, mit Ausnahme der burgundischen Walser im Mittelberg, das schwäbische »g'wea« (gewesen), ein charakteristisches Kennzeichen beider Dialekte, aus dem Munde des Volkes, das seine Sprache als heiliges Erbe seiner Väter durch Jahrhunderte treu bewahrt.

Um die Zeit, als diese so eben erzählten Verheerungen um den Bodensee anfingen, lebte und starb der fromme Diedo, der in einem zu einsamem Dienste des Herrn sehr wohl gelegenen Walde zu Andoltisbuch (S. 32. Nr. 2) sich eine Wohnung sammt einem Bethäuschen errichtet und um sich her den Boden urbar gemacht hatte. Nachdem dieser fromme Siedler gottselig entschlafen war, bat Graf Ulrich VIII. von Bregenz den Abt Theodorich [1]) zu Petershausen, einen in geistlichen und weltlichen Dingen wohl unterrichteten und durch Rath und That segensreich wirkenden Mann, mit welchem er in freundschaftlichem Verkehr stand, alldort eine Zelle zu bauen und Mönche einzuführen. Theodorich schlug die Bitte ab, wenn er ihm diesen Ort nicht als Eigenthum übergäbe und er von seiner Pflanzung die Frucht genießen könnte. Nach langer Berathung willigte endlich der Graf ein und schickte die Reliquien der Heiligen, welche in jener Einöde der selige Diener Gottes in seinem Bethause hinterlassen hatte, an's Kloster des h. Gregorius, d. i. Petershausen, und übergab nachher den Ort Andoltisbuch sammt einem andern Besitzthume, Hasuunouwa genannt, diesem Gotteshause vor Zeugen ohne alle Einschränkung zu ewigem Eigenthume unter der Bedingung, daß daselbst eine Zelle erbaut und nach Thunlichkeit des Ortes eine beständige Wohnstätte für Mönche gehalten würde. Der Abt ließ nun den Ort bebauen, errichtete mit vieler Mühe und vielen Unkosten ein Bet= und Wohnhaus aus Holz (Oratorium et claustrum ex ligneis tabulatis), widmete es dem h. Apostelfürsten Petrus, welchen wie den h. Paulus Andelsbuch noch zum Kirchenpatron hat, und schickte dahin taugliche Brüder des Ordens, denen er den Petershauser Exabt Meinrad vorsetzte. So konnte im Bregenzerwalde ein Diedoszell oder Dietenzell, oder nach dem Kirchenpatron ein St. Peterszell entstehen, wie etwa Appenzell [2]), St. Peterszell in der Landschaft Toggenburg, oder Meinradszell, d. i. Einsiedeln im Kanton Schwyz.

Da diese Mönche einige Zeit daselbst verweilten und die Zahl der

---

[1]) Theodorich, Sohn Cuno's von Wulfelingen, aus dem Geschlechte der Grafen von Achalm, war Mönch im Kloster Hirschau, das damals unter seinem gelehrten Abte Wilhelm in höchster Blüthe stand. Hier zeichnete er sich bald so aus, daß er zuerst einer Zelle, Hasenau (Augia leporis, s. besonders S. 43. Nr. 48) genannt, vorgesetzt, und nach seiner Zurückberufung zum Prior erhoben wurde. Im Jahre 1086 erbat ihn Bischof Gebhard III. von Konstanz zum Abte vom Kloster Petershausen, das der h. Gebhard I, Graf von Bregenz, um 980 gestiftet hatte, und ordinirte ihn mit einhälliger Zustimmung der Ordensbrüder am St. Barnabastage, d. i. am 11. Juni. S. die Chronik von Petershausen in des St. Blasianers Ussermann Prodrom. German. sacrae I. 346 und besser in F. J. Mone's Quellensammlung der badischen Landesgeschichte. Karlsruhe, 1845. I. 140. Kap. 4.

[2]) Auch das Thal der Sitter, in dem jetzt Appenzell liegt, war der Sage und seiner Natur nach zuerst als Alpe benützt. Als sich in diesem für die Viehzucht so wohl gelegenen Thale die Bevölkerung stark vermehrte, ließ der Abt von St. Gallen, Norpert von Stoffeln, im Jahre 1061 eine Kirche im Neugreut erbauen, das des Abten Zelle genannt wurde.

Brüder sich zu mehren begann, die Lebensbedürfnisse aber dahin wegen der Unwegsamkeit und Entlegenheit [1]) in tiefem Walde überaus schwer, und in der strengen langandauernden Winterszeit vielleicht gar nicht gebracht werden konnten, faßten sie den Entschluß, dieses Klösterchen nach Bregenz herab zu versetzen, wo leichter und bequemer das Nothdürftige zu haben war.

Der Abt Theodorich kam nun nach Bregenz, brachte den Bischof Gebhard III. († 1110) von Konstanz, den vorerwähnten Meinrad und den Grafen Ulrich von Bregenz nebst andern Männern mit sich, um einen neuen Ort zu einem Bethause und Kloster auszusehen. Nach längerer Berathung sollte dieses Gotteshaus neben der Tauf- und Pfarrkirche [2]) zu Bregenz erbaut werden. Da aber die eine Hälfte derselben, wie auch des Waldes und der dortigen Einkünfte dem mit den Bregenzer Grafen nahe verwandten Grafen Ludwig von Pfullendorf (vgl. S. 23) gehörte [3]), und dieser nicht einwilligen wollte, wandten sie sich anderswohin, um eine passende Stelle zu suchen, die der fromme Bischof auf die Weisung des Herrn (Domino praemonstrante) im Gebüsche am See fand. Der Abt baute nun an dieser Stelle, die ihm — wie früher jene zu Andelsbuch — zum Eigenthume gegeben wurde, auf Kosten seines Klosters anfänglich ein Bethaus, dann ein Kloster gleichfalls aus Holz, widmete sie dem h. Petrus und setzte Meinraden als Abt ein. Oefters besuchte er seine junge Pflanzung in der Au am See, daher Augia Brigantina oder major, d. i. Mehrerau, im Gegensatze zu Augia minor oder Minderau, die vom weißen Gewande der Prämonstratenser später die Weißenau genannt wurde, und sorgte für deren leibliches und geistliches Gedeihen. Durch fünf Jahre verwendete er die Einkünfte, welche von Eichstätten an der Iller an Petershausen kommen sollten, zum Aufbaue. Außerdem gab er noch heilige Gewänder, Bücher

---

[1]) Andelsbuch ist fünf Wegstunden von Bregenz entlegen.

[2]) Ohne Zweifel war in dem uralten Bregenz die erste Taufkirche in der ganzen Umgegend, welche in den Zeiten des h. Gallus, des Alemannen-Apostels († 640), Kolumban's ꝛc. ihren Anfang genommen haben mag. Zu dieser Mutterkirche gehörten viele andere, entfernt gelegene Ortschaften, in denen sich später von ihr abstammende Tochterkirchen erhoben, als: Alberschwende, welches wegen seiner größern Entfernung früher eine selbstständige Pfarre wurde, als das nähere Wolffurt, das sich im Jahre 1512 von Bregenz trennte; dann jene Bregenzer Filialen auf der rechten Seite der Aach oder Bregenz, zu Langen, Sulzberg ꝛc.

[3]) — cujus (ecclesiae baptismalis) medietas sicut et silvae et omnium redituum earundem partium pertinet ad Pfullendorfenses, sicuti et altera medietas ad Brigantienses. Cf. Mone l. cit. p. 146 et Neugart episcopat. Constant. p 418 Der Ausdruck medietas silvae et — earundum partium (sc. regionum) ist leider nicht genug bestimmt. War es ein Wald zunächst um Bregenz oder wohl auch in weiterer Entfernung, nämlich der Bregenzerwald? Wenn auch über die Aue am See, wo sich die Mehrerau erhob, Ulrich ohne Einsprache verfügte, so ist jedoch nicht zu bezweifeln, daß die Grafen von Pfullendorf an Bregenz Antheil hatten. Ueber die Verwandtschaft der Grafen von Pfullendorf und Bregenz, die von den Linzgau-Grafen abstammen, vergleiche man auch die Heidelberger Jahrbücher 1846 S. 254 in Fickler's Anzeige von des Doctors v. Vanotti Geschichte der Grafen von Montfort. Daß aber hierauf zum Theile die Nachfolge der Pfullendorfer Grafen in Bregenz vor dem Jahre 1160, zum Theile auf der Vermählung der Gräfin Elisabeth von Bregenz mit einem Grafen von Pfullendorf beruhe, wie daselbst gesagt wird, ist in Bezug auf den zweiten Punkt nicht richtig, da die jüngere Elisabeth als ultima Brigantiae haeres ihr Erbe an Hugo Pfalzgrafen von Tübingen brachte. Vgl. S. 21.

und Reliquien von Heiligen, zuerst jene, die in Andelsbuch gewesen waren, nebst andern Kostbarkeiten.

Demnach entstand nach des seligen Diedo Tode das Benedictinerkloster in der Mehrerau nach dem Jahre 1086. Einige wollen jedoch die erste Gründung der Mehrerau schon in die Zeit der h. Kolumban und Gallus, die um 610 nach Bregenz gekommen waren, hinaufrücken. Wenn auch einige ihrer Schüler und deren Nachfolger zu oder um Bregenz (bei St. Gallenstein?) ein klösterliches Leben führen mochten, so war dieser Verein, so viel sich aus den spärlichen Ueberlieferungen entnehmen läßt, nie zu größerer Bedeutung gekommen. Hat die Nachbarschaft des weithin leuchtenden St. Gallen dessen Seyn und Wirksamkeit ganz verdunkelt, oder ist alle Kunde von ihm im Sturme der Zeiten untergegangen? Hinweisungen finde ich in Bruschius S. 10 und in einem Werke von der Congregation der fleißigen und gelehrten Benedictiner zu St. Maure, nämlich in Gallia Christiana, in provincias ecclesiasticas distributa. Parisiis 1731. Tom. V. 970 seq. Ein und zwanzig Aebte aus früherer Zeit, als diese Gründung der Mehrerau geschah, sind mit ihren Namen und der Angabe ihrer Sterbetage aus des Klosters zwei alten pergamentenen Nekrologien genannt, deren Zeitalter aber wegen mehrmaligen Brandes und wiederholter Plünderungen uns unbekannt ist. Diese Zahl von Namen, denen bei Weizenegger-Merkle II. 285 noch Albert II. beigefügt ist, kann doch keine leere Erfindung seyn. Zudem lieset man in denselben Todtenregistern die Namen daselbst verstorbener Klosterfrauen, Laienschwestern (conclusarum) und Inclusen. Als Vorsteherinnen (Abbatissae) werden genannt die selige Haberilia oder Habrilia, aus der Zeit des h. Gallus († 16. October 640), deren Grab in der Kirche des Klosters Mehrerau wohl später dahin versetzt war, dann Bertha, deren in den Nekrologien am 13. Februar gedacht wird, und Judintha (sic) am 1. Mai. Die St. Mauristen mögen ihre Notizen wohl aus dem Stifte und wahrscheinlich aus den Schriften ihres Ordensbruders, des Kapitularen Franz Ramsperg aus Bregenz *), der am 25. August 1670 starb, erhalten haben, und die Notizen in Weizenegger-Merkle II. S. 285 flossen aus derselben Quelle, ohne daß sie — wie gewöhnlich — dieselbe nannten. In der von ihnen S. 286 erwähnten kurzen Klosterchronik des P. Apronian Huber vom Jahre 1738 wird gemeldet, daß nach dem Abgange des Abtes Konrad III das Kloster Hirschau im Jahre 1069 den Priester Gottfried hieher geschickt habe, um dem Kloster wieder aufzuhelfen. Die Gallia Christiana V. 972 sagt dasselbe und weiset auf das Jahr 1079 in Joannis Trithemii Annales Hirsaugienses hin, in denen ich aber keine Erwähnung finde. Sonderbar genug geschieht in der Petershauser Chronik nicht die mindeste Erwähnung von einem andern Kloster zu oder um Bregenz, vielleicht aus dem Grunde, weil dasselbe mit Petershausen in keiner Verbindung stand, oder deren Verfasser von einem dortigen frühern, zu seiner Zeit eingegangenen Kloster nichts mehr wußte. Bei diesem Chronisten erscheint die Mehrerau als neue Stiftung durch den Abt Theodorich von dem Bregenzer Grafen Ulrich und seiner Gemahlin Bertha. Nach der Angabe in der ersten Bulle in der mir vom Herrn Professor

*) Der Weingartener Benedictiner Gabriel Bucelin German. Ulmae 1662. Pars II. 149 sagt: — etiam Virginum Deo sacrarum domicilium coenobio virorum adjunctum fuit, in quo praeter alias dilectissimas Deo sponsas, Beatae Haborilla et Hilta eximià floruerunt vitae sanctitate, etsi de tempore, quo floruere, nihil certi statuamus. — Unsere Hilta oder Hilga lebte am Schwarzenberge zur Zeit der Stiftung der Mehrerau.

Feßler (S. 25) mitgetheilten Sammlung fällt die Stiftung früher, als Theodorich zum Abte von Petershausen (1086) erwählt wurde. Diese Bulle [1], welche vom Papste Innocenz II. ddto. Lateran 9. April 1139 ausgefertigt ist, das Kloster unter den Schutz des apostolischen Stuhles stellt, und die freie Wahl des Abtes nebst andern Exemtionen enthält, hat die Worte: — „Eapropter dilecte in domino fili Gebharde abbas († 1174) tuis et fratrum tuorum justis postulationibus paterna benignitate impertimur assensum et monasterium Brigantiense, cui Deo auctore praesides, a nobilibus viris Udalrico bonae memoriae comite et Bertha uxore sua et filiis ipsius loci fundatoribus beato Petro oblatum, ad exemplum praedecessorum nostrorum sanctae recordationis Gregorii et Urbani Romanorum pontificum sub ejusdem apostolorum principis tutela et protectione suscipimus" etc. [2]. Aus diesen Worten läßt sich folgern, daß zwei ältere päpstliche Bullen, als diese vom Jahre 1139, nämlich von den Päpsten Gregor VII. (Aldobrandeschi von Saona) und Urban II. (von 1088 bis 1099) unserm Kloster verliehen wurden. Wenn eine Urkunde schon von jenem großen Papste, der am 25. Mai 1085 starb, für die Mehrerau ausgefertigt wurde, so muß dieses Kloster früher, als Theodorich Abt zu Petershausen wurde und als solcher nach Bregenz kommen konnte, gestanden haben. Dürften nicht Graf Ulrich und Bertha, des Gegenkönigs Rudolf Tochter, im Andenken an dessen unglückliches Ende im Geiste jener Zeit statt des alten zerfallenden Klosters zu oder bei Bregenz ein neues unten am See — die Mehrerau — gestiftet haben?

Die Mehrerau ist eine vom Grafen Ulrich VIII. veranlaßte Petershauser Stiftung, und wird auch später stets als eine Gründung der alten Grafen von Bregenz betrachtet, wo sie, wie mehrere der ihnen nachfolgenden Grafen von Montfort, ihre Ruhe fanden. Bald sollte aber vom Abte diese neue Pflanzung an Ulrich gegen das Gut Biginhûsin [3] zurückgegeben werden, das schon dessen Vater Ulrich der Aeltere dem Kloster geschenkt hatte.

Dieser, Graf Ulrich VIII. oder der Jüngere, hatte sich als Jüngling mit der Tochter Wernher's I. [4]) Grafen von Habsburg eidlich verlobt, kam aber vor der Vermählung mit H. Welf IV. nach Kellmünz an der Iller, und sah dort die schöne Bertha. Die Liebe knüpfte hier ein Band, auf dessen kirchliche Bestätigung Bertha's mächtige Verwandte zu

---

[1]) Sie ist auch in der Gallia Christiana Tom. V im Anhange unter den Urkunden S. 515 ganz und mit dem copirten Exemplare übereinstimmend abgedruckt, und das daselbst S. 516 in der fünften Zeile von unten ausgelassene Wort mit »attentare« zu ergänzen.

[2]) Für diesen apostolischen Schutz gibt das Kloster dem Papste alljährlich einen Byzantiner, woraus das Coursiren dieser griechischen Goldmünze auch in unserm Lande erhellet. Es heißt nämlich in derselben Bulle: »Ad indicium autem perceptae huius a Romana Ecclesia libertatis per singulos annos aureum, quem dicunt bizantium, nobis nostrisque successoribus persolvetis.«

[3]) Bichishausen, Pfarrdorf mit einer zerfallenen Felsenburg bei Gundelfingen an der in die Donau sich mündenden Lauter im wirtembergischen Oberamte Riedlingen; nach Mone S. 134 *) scheint Biginhûsin Biggenmoos (oder wohl in dessen Gegend) bei Tannau im Oberamte Tettnang gewesen zu seyn; nach v. Memmingor's Beschreibung des Oberamtes Ravensburg S. 173 gab es eine alte Bigenburg, Bisenburg ꝛc. in der Gemeinde Blitzenreute.

[4]) Wernher's I. († 11. Nov. 1096) Tochter Ita war dann an einen Grafen von Thierstein oder Homberg vermählt.

bringen Ursache hatten. Bei Gelegenheit, als Ulrich seiner ersten Verlobten alles, was er versprochen hatte, aus dem Seinigen gab, sei — wie der Petershauser Chronist meint — auch Biginhúsin dem Kloster entzogen worden.

Um Bregenz, nämlich das Kloster, wieder zurück zu erhalten, gab Graf Ulrich Biginhúsin an Petershausen zurück. Von Andoltisbuoch's fernerer Verbindung mit Petershausen geschieht weiters keine Erwähnung, und es scheint fortan den Grafen von Bregenz wie später den Grafen von Montfort gehört zu haben. Derselbe Chronist klagt über die Fahrlässigkeit seines Klosters, daß das neue Gotteshaus durch ungerechten Tausch gegen das ohnehin ihm gehörige, aber entzogene Biginhúsin wieder zurückgegeben worden sey. Für die Ornamente, Kirchengeräthe und Bücher, als auch für die Reliquien von Heiligen, welche das Mutterkloster dahin gegeben hatte, wurden dreißig Talente ersetzt, damit sie daselbst verblieben.

Um diese Zeit reisete derselbe Graf Ulrich nach Bretingen [1]), wo er einige Tage mit einer Anzahl der Seinigen verweilte. Nach Tisch stiegen eines Tages etliche Jungen (juvenuli) auf einen nahen steilen Bergabhang, und rollten zur Kurzweile Steine in das Thal hinab. Und sieh! einer derselben, Namens Opert, wälzte einen großen Stein hinunter, und rief denen im Thale zu, sich in Acht zu nehmen. Den Grafen, welcher zufällig daselbst spazieren ging, und vor dem herabrollenden Steine durch einen Seitensprung ausweichen wollte, traf derselbe und zerschmetterte ihm das Schienbein, so daß er in Kurzem sterben mußte, wahrscheinlich, am 27. October [2]) 1097. Dessen Leichnam wurde nach Bregenz getragen und blieb, da das neue Bethaus noch nicht eingeweiht war, unbestattet so lange aufbewahrt, bis der Bischof zu dessen Einweihung berufen war. Als Abt Theodorich hörte, daß des Grafen Erben Biginhúsin wieder an sich ziehen wollten, ließ er die bischöfliche Einweihung der Kirche nicht eher geschehen, als bis die verwitwete Bertha und ihre Söhne Rudolf und Ulrich vor vielen Freien und Eigenleuten dieses Biginhúsin dem heiligen Gregor zu Petershausen zu ewigem Eigenthume gelobt hatten. Nun wurde das Bethaus (Oratorium) in der Au eingeweiht und Ulrich's irdische Hülle daselbst beigesetzt. Daher irret Bruschius [3]) und mit ihm Weizenegger-Merkle Bd. II. S. 14 und 287, wenn sie den Grafen Ulrich im J. 1098 den Bau des Klosters anfangen und ihn auch sterben lassen.

Hier will ich die Resultate der Untersuchungen über Bertha, ihre Mutter und Kinder einreihen, wie auch über das Erlöschen der alten Grafen von Bregenz, und den Uebergang ihrer Besitzungen an die Pfalz-

---

1) Mir ist weder um Bregenz noch in Oberschwaben irgend ein Bretingen bekannt. Im Journal der ältern und neuern Zeiten Vorerlbergs und der umliegenden Gegenden, das anonym (von Ludwig Isfordink, k. k. Kreis- und Oberamtsrathe zu Bregenz) daselbst in zwölf sehr selten gewordenen Heften in Octav im J. 1802 ohne kritische Sichtung der ältern Geschichte herausgegeben wurde, heißt es S. 171: »Der Graf habe sich in's Brettigöu hinauf begeben,« und die weitere Erzählung seiner Todesart ist mit dem Petershausener Chronisten, den er vor Augen hatte, ganz übereinstimmend. Diese Annahme, wenn sie auch nur Conjectur seyn sollte, hat viel für sich, da der Graf Comes Rhaetiae war, und der lat. Ausdruck Odalricus comes perrexit ad Bretingen auf eine etwas entferntere Reise hindeutet.

2) Ueber diesen Sterbetag siehe bei Neugart I. 427.

3) Chronologia Monasteriorum Germaniae praecipuorum etc., authore Gaspare Bruschio. Sulzbaci, 1682. p. 10.

grafen von Tübingen, deren jüngere Linie im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts als Grafen von Montfort hervortritt.

Graf Rudolf von Rheinfelden soll nach Stälin I. 493 die vierzehnjährige Mechtilde, Schwester K. Heinrich's IV., ihrem Erzieher, dem Bischofe Ruomold von Konstanz, geraubt haben, worauf die Kaiserin Mutter Agnes, die ihm als Vormünderin um 1057 das Herzogthum Alemannien verliehen hatte, das Geschehene gut heißen mußte. Die Vermählung war im Jahre 1059, und die junge Herzogin starb im folgenden Jahre, ohne nach l'art de vérifier les dates, Paris, 1783, Tom. III. p. 67 ein Kind zu hinterlassen. Herzog Rudolf's zweite Gemahlin war Adelheid, Tochter Odo's Markgrafen zu Susa, und Schwester Bertha's, der Gemahlin K. Heinrich's IV., wodurch er dessen Doppelschwager geworden. Sie starb 1079 und ruht in St. Blasien. Sie hatte zwei Söhne und drei Töchter geboren: a) Berthold, dem der Vater nach seiner Wahl zum Gegenkönige das Herzogthum Alemannien übergab, und ihn, als er dem eigenen Unstern nach Sachsen folgte, dem Herzoge Welf IV. anvertraute, welcher auch dann über den Knaben und seine Schwester Bertha die Vormundschaft führte *). Berthold war von der gegenkaiserlichen Partei als Schattenherzog anerkannt und starb jung am 18. Mai 1090. b) Otto, welcher in zartem Alter starb. Beide fanden ihre Ruhestätte in St. Blasien. Die drei Töchter sind: c) Agnes, im Jahre 1079 mit Berthold II. Herzoge von Zähringen vermählt, brachte ihm die Landgrafschaft Rheinfelden zu und starb im J. 1111; d) Adelheid, Gemahlin († 1090) des h. Ladislaus I., Königs von Ungarn († 1095), welche mehrere Genealogen, z. B. Brömmel in seinen genealogischen Tabellen, Basel 1846, Tab. 43, irrig für eine Tochter Berthold's I. von Zähringen halten; e) Bertha, unsere Gräfin von Bregenz. F. A. W. Dünnemann's Angabe im Stammbuche der brandenburgisch-preußischen Regenten, Berlin 1831, S. 26, daß Bertha, Herzogs Rudolfen von Schwaben Tochter, Siegfried's I., Grafen von Stade und Herrn von Dietmarn, zweite Gemahlin gewesen sey, ist ganz irrig, da derselbe zu Pegau im J. 1037 lange vor Bertha's Geburt gestorben war. Dessen Sohn Luder oder Luther II, Graf von Stade und Markgraf zu Soltwedel († 1057), soll mit Adelheid (Bertha), Tochter Rudolf's von Rheinfelden, vermählt gewesen seyn. Diese Adelheid war die Schwester Kuno's II., Grafen von Rheinfelden, somit Rudolf's Tante. S. Martini Gerberti de Rudolpho Suevico, Comite de Rhinfelden. Typis San-Blasianis 1786, p 102 et 103. Wenn Bertha des K. Rudolf jüngste Tochter zweiter Ehe gewesen, wie sie bei Neugart S. 405 gereihet ist, und wenn sie bei ihrer Zusammenkunft mit dem Grafen Ulrich mannbar war, so dürfte die Verehelichung ohne Zweifel nach ihres Vaters Tode erfolgt seyn. Bertha hielt sich nach ihrer Mutter Adelheid Tode († 1079) wahrscheinlich bei Herzog Welf als ihrem Vormunde auf. Somit kann jener Zug Welf's gegen Otto und Ulrich in Churrhätien im J. 1079, in welchem ihr Vater noch lebte, nicht unternommen worden seyn, um die Berthen zugefügte Unbill an Ulrichen zu rächen, wohl eher der Zug vom Jahre 1093. Der gelehrte Fürstabt Gerbert sagt in seiner so eben erwähnten Druckschrift S. 145: Bertham quod attinet, aetate admodum disparem, notatur illa in Gallia Christiana. Tom. V 972 circa an. 1080. Udalricus Brigantiae et Rhaetiae comes majoris Augiae restaurator, ac Bertha ejus uxor, filia Rudolphi Comitis de Rhinfelden.

*) S. hierüber Neugart am angeführten Orte S. 406.

Sodales Augiae majoris monachi praecise an. 1097 statuunt, quo Udalricus junior Brigantiae et Rhaetiae comes novus veluti monasterii fundator ecclesiam a fundamentis extruere coeperit; Bertha autem uxor inter alia parochiam in Sargans cum decimis etc. contulerit. Horum filius Rudolphus ann. 1112 monasterium absolvisse dicitur cum nova basilica, in qua duo e solido marmore sepulchra conspiciuntur, in quorum uno Udalricus pater, Rudolphus filius cum uxore Hirmingarde comitissa de Calw conditi, in altero vero Bertha Udalrici conjux cum hoc epitaphio: „Fundatrix Bertha dictis factisque diserta." Necrologium antiquissimum Udalricum d. 27. Octobris, Bertham 18. Januarii, Rudolphum 12. Maii, Hermengardem 3. Maii commemorare dicitur. In necrologio monasterii Zwifaltensis Bertha ad diem 20. Jan. notatur, ut apud P. Hess monum. Guelfic. parte histor. p. 235 legitur. (Vgl. Stälin I. 560, Anmerk. 13).

Das Ergebniß aus diesen Daten ist meines Dafürhaltens: Man findet kein Denkmal von einem Kloster in oder bei Bregenz, das vor der Gründung der Mehrerau bestanden hätte, wohl aber unläugbare Ueberlieferungen von einem uralten, vielleicht bis in die Zeiten des h. Gallus und seiner Schüler hinaufreichenden klösterlichen Vereine, der aber im Laufe stürmevoller Jahrhunderte sehr herabgekommen oder gar aufgelös't war. Graf Ulrich und seine Gemahlin Bertha stifteten unter Mitwirkung des Abtes Theodorich von Petershausen ein neues Kloster, wahrscheinlich an einer andern Stelle am See.

Bertha's Sterbetag fällt auf den 18. oder 20. Jänner, das Jahr aber ist unbekannt. Ihre Kinder waren: Rudolf, der ihres unglücklichen Vaters Namen führte; Ulrich und Ludwig, welche beide bald spurlos verschwanden; dann die Tochter Elisabeth. Ehe Herzog Friedrich II. [1]) von Schwaben vermöge seines jugendlichen Alters des Herzogthums mächtig wurde, führten die größern Grafen wie in den bisherigen Kriegen ihre Fehden durch eigene Waffenmacht. So wird eines mörderischen Treffens erwähnt, das aus ungenannter Veranlassung am 10. Jänner 1109 bei Jedesheim [2]) dieser Graf Rudolf von Bregenz und Graf Hartmann von Kirchberg (Kilichperc) [3]) einander lieferten. Den blutigen Sieg erstritt endlich Graf Hartmann. Im J. 1112 vollendete Rudolf das Kloster sammt der Kirche in der Mehrerau. Auch war er ein Wohlthäter des Klosters Zwifalten [4]), welchem er einen kleinen Maierhof, Namens Altenburg oder Nilwiloh, im Walgau bei seiner Stadt

---

[1]) Aeltester Sohn des Herzogs Friedrich I., der Einäugige genannt, geb. 1090, folgte seinem Vater 1105, stand anfangs unter der Vormundschaft seines mütterlichen Oheims, des K. Heinrich's V.

[2]) Juxta Idungesheim bei Kirchberg im k. bayerischen Landgerichte Illertissen. Der Ort hieß noch in Reg. Boic. IV. 329 im J. 1330 Yedungsheim, cf. Hess Monum. Guelf. p. 47. Stälin II. 42. Sprecher v. Berneck setzt in seiner Pallas Rhaetica, Basileae 1617, p. 75, diesen Kampf in's Jahr 1108.

[3]) Hartmann und sein Bruder Otto stifteten um das Jahr 1093 das Kloster Wiblingen.

[4]) Zwifalten wurde von den Grafen Cuno und Liutolt von Achalm (dem Vater des oben S. 10 *) erwähnten Abtes Theodorich von Petershausen) im Jahre 1089 gegründet. Dieser schenkte Güter, Weinberge, bedeutende Alpen, Zehnte und Rechte zu Mayenfeld (Lupinis) und Fläsch in Graubünden, und der Maier des Grafen hatte noch jährlich alle zum Weine nöthigen Fässer nebst 300 Käsen zu geben, und sie zu Wagen nach Fussach am Bodensee zur Ueberfahrt zu schaffen. Hess monum. Guelf. p. 205. Daraus erhellet das Besitzthum der Grafen von Achalm in Rhätien.

Montfort schenkte [1]). Er erscheint in drei Urkunden für das Kloster Pfäfers von den Jahren 1110, 1125 und 1139 — wie schon sein Vater im J. 1095 — als Comes Rhaetiae. Es lautet nämlich in Eichhorn's Episcop. Curiens. im Cod. Probat. p. 44 seq. N. XXXVIII, XLI und XLIV: „in pago. Retia Curiensi in comitatu Rodulfi." In einer zu Ulm am 4. September 1143 vom K. Konrad III. ausgestellten Urkunde finde ich in den Monum. Boic. Tom. XXIX. 280 am Ende: „— Dux Fridericus [2]) filiusque eius Fridericus. Rovdolfus comes brigantinus — — Hugo comes. Rovdolfus comes" [3]).

Rudolf's Sterbejahr ist unbekannt. Ich wage dasselbe mit den Worten des Petershausener Chronisten nur beiläufig anzugeben. Dieser sagt (bei Mone S. 119) in seinem Zeitbuche, welches er mit dem Tode seines mütterlichen Oheims, des im J. 1156 verstorbenen Abtes Gebino, schließt, im 4. Kapitel des I. Buches, wo er von dem Geschlechte der nachbarlichen Grafen von Bregenz redet: „cujus posteritas adhuc apud Brigantium floret." Da Graf Rudolf Comes Curiensis war, wie er in den Urkunden [4]) vom 12. Juli 1127 und 28. Mai 1139 für das Kloster Pfäfers heißt, und diesen Comitat wahrscheinlich bis zu seines Lebens Ende verwaltete, dann aber am 7. Februar 1158 derselbe Comitat einem Grafen Hugo — sei er nun Hugo IV. von Tübingen oder ein anderer — unterstand, so mache ich daraus den Schluß, daß Rudolf von Bregenz vor dem Jahre 1158 sein Geschlecht beschlossen habe. Dessen Sterbetag setzt das Necrologium Zwifaltense bei Heß S. 241 mit den Worten: „V. kal. Maji Rodolfus Comes de Brigantia," auf den 27. April eines ungenannten Jahres.

Seine Gemahlin war nach Weizenegger-Merkle II. 14 Irmengard Gräfin von Calw. Stälin I. 567 führt nur allein ihren Namen als jüngste Tochter des Grafen Adalbert II. († 1099) und der Wiltrude von Bouillon an. Auch die Gallia Christiana V. 972, deren Verfasser ohne Zweifel vom Kloster Mehrerau seine Nachrichten hatte, setzt ihren Todestag auf den 3. Mai eines unbekannten Jahres.

---

1) Nach Berthold's von Zwifalten Zeitbuch (angefangen von 1138—1221) in Hess monum. Guelf. p. 241 lautet diese für unsere Topographie merkwürdige Stelle: »Rudolfus Comes Brigantinus in iisdem partibus WALICHGOWE in Dioecesi Curiensi circa locum Valrun dictum iuxta urbem suam Muntifort dedit quamdam villulam Alteburga vel Nilwiloh dictam, ad alenda pecora satis idoneam.« Der Gau ist genau und richtig bezeichnet. Welcher Ort Valrun ist, wenn anders das Wort nicht verdorben, vermag ich nicht zu bestimmen. Die Stadt (urbs nicht oppidum) Montfort kann nur das heutige Feldkirch mit dem über ihr thronenden Schlosse (der Schattenburg unter dem Steinwalde) seyn, welche demnach damals dem Grafen von Bregenz (sua) gehörte. In der Nähe ist kein Altenburg, wohl aber Altenstatt noch bekannt. Nilwiloh ist in seinen zwei ersten Sylben sicherlich verunstaltet, die letzte bedeutet Busch, Wald; wahrscheinlich war dieser Hof in der weidereichen und zum Theile noch waldbewachsenen Gegend von Altenstatt an oder über die Ill hin, bei Novels.

2) D. i. des K. Konrad Bruder, Friedrich der Einäugige, und durch seine Gemahlin Judith Rudolf's von Bregenz Schwager († 1147); der Sohn ist der nachherige Kaiser Friedrich I.

3) Ob dieser Hugo etwa Hugo III. von Tübingen († 1152), dessen Sohn Hugo IV. mit Rudolf's Tochter, Elisabeth von Bregenz, vermählt war, gewesen sei, kann ich nicht bestimmen, wie auch nicht, ob Rudolfus der von Pfullendorf gewesen.

4) Herrgott genealog. diplom. Augustae gentis Habsburg. Viennae, 1737. Vol. II. p. 151, conf. eundem p. 180; Eichhorn Cod. Probat. p. 48.

Rudolf's Schwester Elisabeth war nun nach derselben Angabe bei Weizenegger-Merkle S. 14 die einzige Erbin von Bregenz, und vermählte sich mit Ulrich, Grafen von Pfullendorf. Deren Sohn Rudolf, daselbst der Zweite und Graf von Bregenz und Pfullendorf genannt, erzeugte mit der Welfin Wulfhilde den Sohn Berthold, welcher schon im J. 1167 unverehelicht an der Pest in Rom starb, und zwei Töchter, Elisabeth und Ita; jene vermählte sich mit Hugo IV., Pfalzgrafen von Tübingen, diese mit Albert III. oder Reichen, Grafen von Habsburg († 5. Nov. 1199), und ist des K. Rudolf Urgroßmutter. So sind auch in Roepell's gekrönter Abhandlung über die Grafen von Habsburg, Halle 1832, S. 264, Elisabeth und Ita als Töchter Rudolf's von Pfullendorf verzeichnet. Dieser vermachte alle seine Mannslehen dem Kaiser Friedrich I., dafür gab der Kaiser dem Gemahle Ita's, dem Grafen Albert, reiche Güter in der Schweiz. Hiedurch arrondirten sich die Hohenstaufen in Schwaben und die Habsburger in Helvetien. Der Umstand, daß von Elisabeth, der mit ihrem Gemahle Hugo die Hälfte gebührte, gar keine Erwähnung geschieht, erregt mit Recht Bedenken, und die Frage war unvermeidlich, was bekam denn diese vom Erbe?

Freiherr von Hormayr entwirft in seinen sämmtlichen Werken, 1820, Bd. I. Stammtafel XI nachstehenden Stammbaum dieser Personen:

Ulrich VIII., Graf zu Bregenz, † um 1043.

Otto, Gaugraf in Rhätien (wo Marquard?).

Ulrich IX. (nach Andern VIII.), Graf von Bregenz, Stifter der Mehrerau, † 1097. Gemahlin: Bertha.

Graf Rudolf 1127. Elsbeth, Gräfin von Pfullendorf. Ulrich.

Rudolf, Graf von Pfullendorf, vermählt an die welfische Wulfhilde.

Itha, Gemahlin Albert's, Grafen zu Habsburg.

Baron von Hormayr läßt hier die Pfalzgrafen von Tübingen und die aus ihnen entstammenden Montfort mit der Fahne, die sich von der dem Grafen Hugo III. von Tübingen im J. 1148 verliehenen Pfalzgrafenwürde herschreibt, ganz unbeachtet, setzt aber wieder Taf. IV im Stammbaume der Welfen »Wulfhilde« als Gemahlin des Grafen Rudolf von Bregenz und als deren Tochter Elsbeth, Gemahlin Hugo's, Pfalzgrafen von Tübingen.

Nach v. Vanotti in seiner Geschichte der Grafen von Montfort und Werdenberg, 1845, S. 16 ist Elisabeth, die Gemahlin Hugo's IV. von Tübingen, die Tochter Rudolf's, Grafen von Bregenz, und Wulfhildens, und diesem widersprechend S. 17 ist dieser Hugo Tochtermann Rudolf's von Bregenz-Pfullendorf.

Nach dem strengen und kritischen Forscher Stälin, Bd. II. S. 433, besonders Anm. 2, vgl. S. 426, stellt sich folgender Stammbaum dar:

Ulrich VIII. († 1097) und Bertha von Rheinfelden.

Rudolf. Gem. Wulfhilde.	Elisabeth. Gem. Rudolf, Graf von Pfullendorf, † 1080.
Elisabeth. Gem. Hugo, Pfalzgraf von Tübingen, † 1182.	Ida, Gemahlin Albert's III., Grafen von Habsburg.
Rudolf I., Stammvater der Pfalzgrafen von Tübingen.	Hugo, Stammvater der Grafen von Montfort (mit der Fahne).

Das Verführerische liegt in den doppelgängerischen Namen Rudolf und Elisabeth. Ich komme in meinen Untersuchungen zu folgendem Resultate, das mit dem Stälin's zunächst übereinstimmt. Graf Rudolf, der Letzte des Namens von Altbregenz, hatte zwei Frauen: a) Irmengarde, Gräfin von Calw (s. S. 17), die kinderlos starb; dann b) die welfische Wulfhilde [1]), die ihren Gemahl überlebend nach Stälin II. S. 258 Nonne zu Wessobrunn wurde, und wohl daselbst ihre Ruhestätte fand. Aus dieser Ehe ist Elisabeth die Jüngere [2]) entsprossen, nach den Worten im kostbaren Evangelienbuche, das sie dem Kloster Obermarchthal, der Stiftung ihres Gemahles Hugo, schenkte:

Hunc librum sancto dedit Elisabeth pia Petro,
Proles egregii, de Wulfhild matre, Rudolfi [3]).

Deren Tante, Elisabeth die Aeltere, war mit Ulrich, Grafen von Pfullendorf, vermählt, und deren Sohn Rudolf, gleichfalls der Letzte seines Hauses, der vermöge seines Sterbejahres 1180 kaum der Gemahl der vor 1097 gebornen Elisabeth gewesen seyn dürfte. Auch Baron von Hormayr und Weizenegger-Merkle II. nehmen diesen als Sohn an. Stälin II. 433. Anmerk. 2 stützt seine Annahme auf den Ausdruck sororius, den er nach gewöhnlicher Weise mit Schwestermann deutet; da doch dieses sororius nach du Cange auch so viel als sororis filius, Schwestersohn, bedeuten kann, in welchem Sinne es hier zu nehmen seyn dürfte.

Nach von Vanotti, der nach S. 17 die Grafen Hugo IV. von Tübingen und Albrecht oder Albert von Habsburg als Schwiegersöhne Rudolf's von Pfullendorf-Bregenz annimmt, sind diese Beide dessen Erben und Bregenz kommt mit mehreren in Rhätien gelegenen Gütern und der Schirmvogtei über das Bisthum Chur noch bei seinen Lebzeiten an Kaiser Friedrich I. Daß beide Rudolf, sowohl der Bregenzer als der Pfullendorfer, wenn Letzterer auch nur auf kurze Zeit, diese Schirmvogtei ge-

1) Wulfhilde war eine Tochter Heinrichs des Schwarzen, Herzogs von Bayern, und der Wulfhilde († 1126), Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, somit Enkelin Welfs IV. Sie war demnach Schwester: a) des übermächtigen Heinrichs des Stolzen, der mit Konrad von Hohenstaufen sich unglücklich um die deutsche Königskrone bewarb; b) Welf's VI., welchen seine Gemahlin Uta von Calw, Irmengardens Nichte, im J. 1140 aus dem belagerten Weinsberg rettete; c) Juditha's, der Mutter K. Friedrich's I.; d) Sophiens, Gemahlin Berthold's III, Herzogs von Zähringen, welche in zweiter Ehe sich mit Liutpold, Markgrafen von Steyermark, vermählte. Ihr Gemahl Rudolf war demnach sowohl mit den Welfen, Hohenstaufen und Zähringern als auch mit den Markgrafen von Steyermark verschwägert.

2) Gerardi Hess monumentor. Guelficor. part. hist. Typis Campidonensibus. 1784. p. 22 et 241 *).

3) Heß S. 44; von Vanotti S. 16 und Stälin II. 433. Anmerk. 2.

habt haben, ergibt sich aus Folgendem: Derselbe Kaiser befreit in einem Diplome ddto. Mengen 16. Mai (nicht 15. Juni) 1170 Egino, den ersten Fürstbischof von Chur, von allem Dienste seines Hofes und des Reiches, weil er die Schirmvogtei des Hochstiftes seinem (zweiten, im J. 1191 vor Ptolemais gebliebenen) Sohne Friedrich übertragen habe. Es heißt nämlich in Tschudi I. 85 und in Herrgott's Genealog. diplom. II. 188: Noverit igitur tam praesens, quam successura posteritas, quod praefatus Princeps noster Egino Episcopus feodum advocatiae Curiensis, cum ipsa advocatia, filio nostro Frederico duci Sueviae eo jure concessit, quo eam Comes Rodulfus de Bregenze et postmodum Comes Rudolfus de Phullendorf obtinuisse dinoscitur. Hätte sich derselben Schirmvogtei auch Graf Hugo erfreut, so wäre gewiß hievon die Rede, zumal er ohne nähern Beisatz neben Rudolf von Pfullendorf unterzeichnet ist, nämlich: Bertoldus (IV) Dux de Ceringe, Hugo Palatinus de Tuwingen, Comes Rudolfus de Phullendorf.

Nun wollen wir Rudolf's von Pfullendorf Verwandtschaft mit dem Kaiser Friedrich I. beleuchten, über welche die Angaben doppelt sind. Nach Pfister's Geschichte von Schwaben II. 223 war Rudolf's Gemahlin eine Schwester [1]) von Judith, der Mutter des Kaisers, somit wäre Rudolf dessen Oheim. Auch kann Wulfhilde in zweiter Ehe des Pfullendorfischen Rudolf Gemahlin nicht gewesen seyn, da sie ja den Schleier nahm. Nach Zellweger's Geschichte des appenzellischen Volkes, 1842, S. 132, war Rudolf des Kaisers Schwager, wofür aber kein Beleg, keine Quelle zu weiterer Forschung angegeben ist. Daß Rudolf eine Ehe mit einer außerehelichen Welfin oder Hohenstaufen eingegangen habe, ist ohne anderweitige bestimmte Angabe nicht anzunehmen. Tschudi, Stälin und wohl noch Andere reden meines Wissens nicht von einer Verwandtschaft dieses letzten Pfullendorferś, dessen Gemahlin mir unbekannt ist, mit jenen beiden großen Geschlechtern.

Der alte Graf, der nach dem Verluste seines Sohnes Berthold nach Tschudi I. 84 nur noch die einzige Tochter Ita oder Ida, Gemahlin Alberts III., Grafen von Habsburg und Landgrafen im Elsaß, hinterließ, übergab all sein Land, welches Mannslehen vom Reiche war, gegen ein Leibgeding in des Kaisers Gewalt. Hierauf gab der Kaiser etliche Flecken in der Grafschaft Oberbaden, nämlich Dietikon, Schliern, Urdorf und andere im Zürichgaue, Biedertan bei Hüningen, die Schirmvogtei des Gotteshauses Seckingen &c., dessen Tochtermanne Albrecht zu ewigem Lehen vom Reiche (s. Tschudi I. 84 ad annum 1169). Der Kaiser gab nach Stälin II. 113. Anmerk. 4 seinem zweiten gleichnamigen Sohne das Herzogthum Schwaben mit den Besitzungen des Grafen von Pfullendorf und des kinderlosen Welf's VI. [2]). Im J. 1180 fuhr Graf Rudolf, der letzte seines Hauses, nach dem heiligen Grabe zu Jerusalem, wo er nach demselben Tschudi S. 89 mit Schild und Helm begraben wurde. Somit gestaltet sich nach meiner Ansicht folgende Stammtafel der letzten Grafen von Bregenz und Pfullendorf:

---

[1]) Pfister nennt sie nicht, wahrscheinlich nimmt er Wulfhilden, des doppelgängerischen Rudolf's von Bregenz Gemahlin, als die des Pfullendorfers an, wie auch Baron von Hormayr; s. oben S. 18.

[2]) Dieser alte schwäbische Welf († 15 Dec. 1191 in Memmingen) überließ mit Uebergehung des welfischen Hauptstammes in der Person Heinrichs des Löwen seinem schwesterlichen Neffen, dem K. Friedrich I., nicht nur die Lehen in Italien, sondern trat auch 1180 ihm seine Allodien in Schwaben ab. So rückten die niederschwäbischen Hohenstaufen bis gegen den Bodensee vor.

Ulrich VIII. † 1097. Gem.: Bertha von Rheinfelden.

Rudolf, † 27. April 1157? Gem.: 1) Irmengarde, Gräfin von Calw, † 3. Mai.... 2) Die Welfin Wulfhilde, † im Kloster zu Wessobrunn.

Elisabeth. Gem.: Ulrich Graf von Pfullendorf.

Elisabeth, Erbin von Bregenz, † nach 1188. Gem.: Hugo (IV.), Pfalzgraf von Tübingen, † 1182.

Rudolf, Graf von Pfullendorf, † 1180. Gem.: N. N.

Rudolf I., Pfalzgraf von Tübingen (1183—1219), Stammvater der Pfalzgrafen von Tübingen.

Hugo (V.), erster Graf v. Montfort, 1208—1219.

Berthold, † 1167 zu Rom.

Ita. Gem.: Albrecht III., Graf von Habsburg, † 5. Nov. 1199.

a) Rudolf, Graf von Montfort ꝛc.
b) Hugo, Graf von Werdenberg ꝛc.
c) Heinrich, Bischof zu Chur, † 1273.

Was nach Rudolf's von Bregenz Tode mit seinen Besitzungen, namentlich mit Bregenz geschehen, wissen wir nicht klar und bestimmt, indem Urkunden oder andere Denkmäler fehlen. Da nach den Mehrerauer Aufzeichnungen Elisabeth von Bregenz ultima Brigantiae haeres genannt wird, so haben auch ihre Nachkommen die bregenzischen Besitzungen (Lehen oder Allod?) ererbt. Ihr Gemahl Pfalzgraf Hugo IV. erhielt (vgl. Stälin II. 433) namentlich die Grafschaft im churischen Rhätien, in deren Besitze im J. 1158 ein Hugo, den ich nach allen Umständen kaum für einen andern als den Tübinger halten kann, vorkommt. Es lautet nämlich in K. Friedrich's pancharta pro libertate atque immunitate monasterii Fabariensis ddto. Ulm 7. Februar 1158: Monasterium — — situm in Pago Recia Curiensi, in Comitatu Hugonis, mit den Unterschriften der Aebte Wernher von St. Gallen und Albert zu Kempten, Friedrichs, Herzogs von Schwaben [1]), der Grafen Rudolf von Pfullendorf und Rudolf von Lenzburg (s. Herrgott, Genealog. diplom. II. 181). Er hatte aber diesen Comitat, wie es scheint, nur gar kurze Zeit inne, da es in desselben Kaisers Diplome ddto. Erfurt 1166 für das nämliche Gotteshaus Pfäfers, worin er ihm gewisse Gränzen anweiset und es in des h. röm. Reiches Schutz, wie auch in seine eigene Schirmvogtei nimmt, mit klaren Worten daselbst S. 183 heißt: Monasterium — — in pago Rhetiae in comitatu Henrici et Ottonis, welche beiden Namen sich weder in den Geschlechtsregistern der erlöschenden Grafen von Pfullendorf, noch in denen der aufblühenden Pfalzgrafen von Tübingen finden. Auf der folgenden Seite 184 steht: Henricus ohne nähere Angabe subadvocatus noster sc. Imperatoris; unter den Zeugen erscheint: Berchtoldus Comes Pfullendorfii. Also war zü dieser Zeit der noch kinderlose Kaiser wohlbedacht selbst Schirmvogt dieser Abtei. Ueberhaupt lehrten ihn die Kriege mit Mailand (1154 — 1183) die große Wichtigkeit Churrhätiens kennen [2]). So war

---

1) Das ist Friedrich von Rothenburg, des Kaisers Neffe, der im J. 1167 starb.

2) K. Friedrich gab dem Bischof Egino von Chur den Fürstentitel, wie schon der staatskluge K. Konrad II. ddto. Brescia am 31. Mai 1027 dem Bischofe Ulrich II. von Trient die weltliche Herrschaft über das große und schöne Gebiet sammt der Fürstenwürde verliehen, und daßelbe dem

die S. 20 erwähnte Uebertragung der Schirmvogtei des Bisthums Chur im J. 1170 auf seinen kaum vierjährigen Sohn Friedrich eigentlich eine Uebertragung auf sich selbst. Zu diesem Erbe gehörten noch (vgl. Stälin II. 433) Bregenz, Tettnang, Feldkirch, Werdenberg, Sonnenberg, Sargans, welche letztere Namen erst später bestimmter hervortraten. Diese Besitzungen bekam, nach des Pfalzgrafen Ableben (1182), dessen jüngerer Sohn, Graf Hugo, zu seinem Antheile, welcher sich sofort Graf von Montfort [1]), das nach S. 17 Anm. 1 schon Graf Rudolf von Bregenz besessen hatte, nannte. Seine zwei älteren Söhne theilten sich wieder, und wurden die Stifter zweier Hauptstämme, jener des im J. 1787 mit der jüngern Linie zu Tettnang ausgestorbenen Hauses Montfort, dieser der gleichfalls in mehrere Linien getheilten Werdenberger, welche 1534 erloschen, und den Rest ihrer Besitzungen — Heiligenberg ꝛc. — sammt dem Wappen an das Haus Fürstenberg vererbten. Alle führten im Schilde die Fahne (Kirchenfahne, auch in früherer Zeit?), nur mit verschiedenen Farben [2]). Das heutige Wappen von Bregenz ist noch ganz von dem Montfort'schen verschieden. Es führt nämlich nach: »Wappen und Titel Sr. Majestät des Kaisers Ferdinand I. Wien, 1836, S. 12,« im Felde von Hermelin, welcher durch zwei senkrechte schwarze Fäden getheilt wird, einen silbernen Pfahl, welcher mit drei über einander gestellten schwarzen Feldrüben belegt ist [3]). Nach Isfordink's Journal S. 179 führten sie neben dem offenen Helme (so viel man aus alten Sigillen hat ersehen) fünf Pfauenschwänze.

Stälin meint II. 433 *), daß ein kleinerer Besitz der Bregenzer Güter wohl auch auf Rudolf's Schwager, den Pfullendorfer Grafen,

---

deutschen Reichskörper einverleibt hatte, um diese so wichtige Klause und die Thore zur Rechten an den Gardasee und zur Linken an der Brenta hinab in seiner Gewalt zu haben. Viele, zum Theile deutsche, adelige Geschlechter kamen unter dem Schutze des hohenstaufischen Hauses in Graubünden empor, und das altrhätische Volk erhielt gewiß mehr deutsche Ansiedler als vordem. In's zwölfte Jahrhundert fällt auch die Gründung mehrerer Klöster in diesem Lande.

[1]) Die Burg Altmontfort lag im vordern Walgau über dem heu igen Pfarrdorfe Weiler gegen Fraxern hinauf, und ward im J. 1405 von den Appenzellern gebrochen; die Ruine Neumontfort steht auf einem Hügel bei Götzis, rechts über dem Eingange in die Klause. Die urbs Muntifort (S. 17. Anm. 1) kann kaum ein anderer Ort als Feldkirch seyn, der unter der Schattenburg entstand und sich allmälig gegen die Ill hinab ausdehnte. Wenn auch die sogenannte Neustadt dermals das Aussehen als des jüngern Stadttheiles hat, so lasse man sich hierdurch nicht täuschen, indem die allmächtige Zeit (besonders das Feuer) das Alte vertilgt und manches Neue geschaffen hat.

[2]) S. das Nähere in meiner Mittheilung Montfortischer Urkunden aus dem k. k. Staatsarchive in Chmel's österreichischem Geschichtsforscher. Wien, 1838, S. 170. Stälin II. 434. Anm. 2.

[3]) In der Numismatik erscheint das Wappen von Bregenz mit denen von Freiburg und Burgau zusammen nur auf der vorderösterreichischen Scheidemünze von VI und III Kreuzern aus der Regierungszeit K. Josephs II, und K. Franzens II.: Av. VORD.er OEST.erreichische SCHEID. MÜNZ. Im Felde in zwei Zeilen: VI oder III KREÜTZER, darunter Palm- und Oelzweig über's Kreuz gelegt, mit dem Zeichen der Münzstätten A, F und H, d. i Wien, Hall in Tirol und Günzburg, wo derlei Münze geprägt wurde. Rev. Im Dreipasse oben rechts das Wappen von Freiburg, nämlich ein silberner Adlerkopf im goldenen Felde, links das oben beschriebene Wappen von Bregenz, mitten unter beiden das von Burgau, welches im silbernen Felde drei rothe Schrägbalken oder Binden mit einem horizontal darüber gelegten goldenen Pfahle führt; zu beiden Seiten die Jahrzahl, so die letzten Stücke 18—05.

übergegangen sei, der ihn dann mit allen seinen Gütern dem hohenstaufischen Kaiserhause vermachte. Dahin dürfte wohl ein Theil des Bregenzerwaldes gehört haben, wie wir später hören werden.

Dieser Rudolf machte, wie es scheint, Ansprüche auf Bregenzische, wahrscheinlich Allodialgüter. In der Urkunde für Pfäfers, ddto. Ulm, 7. Februar 1158, unterzeichnet er sich noch Rudolfus de Phullendorf, und in der vom Kaiser Friedrich zu Pavia am 14. Februar 1160 für das Bisthum Bamberg gegen Würzburg ausgesprochener Sentenz heißt es gegen das Ende: „concordantibus — — Ottone et Friderico palatinis de witelinespach (Wittelsbach). Perhtoldo comite de andesse. Rvdolfo comite de Bregenz. et aliis quam pluribus" [1]). In einer Urkunde, welche derselbe Kaiser bei Como am 29. Jänner 1161 für die Abtei Niedernburg zu Passau ausfertigte, findet man unter den Zeugen: „Otto palatinus comes. Fredericus palatinus comes de witelinesbach. Bertoldus comes de Andessen. Rodolfus comes de pullendorf (Monum. Boic. l. cit. p. 357); ferner in einer, die vor den Thoren von Mailand für dasselbe Kloster am 3. Juni 1161 ausgestellt wurde, finden wir eben daselbst S. 361 dieselben Zeugen mit dem Schlusse: „Rudolphus comes de pullendorfh et alii plures." In Muratori antiqq. Italic. Mediolani, 1742. Tom. VI. p. 260 lieset man in einer Urkunde ddto. Pavia 27. April 1162 für das Kloster Clivate im Mailändischen unter Andern: Comes Rudulfus de Phullender, was wohl Phullendorf bedeuten soll. Rudolf war demnach im Gefolge des Kaisers in der Lombardie. Später erscheint er zu Würzburg am 10. Juli 1168 neben den beiden Wittelsbachern und Berthold Grafen von Andechs mit den Worten: „Comes Rodulfus de Fullendorph" (Monum. Boic. p. 388 et 393); dann nach S. 420 bei Werd am 13. Juli 1174. — Daß dieser Rudolfus Comes de Bregenz in der Urkunde vom 14. Februar 1160 eine und dieselbe Person mit Rudolfus Comes de Phullendorf ist, wie er sich in den Urkunden vom 7. Februar 1158, dann vom 29. Jänner und 3. Juni 1161 rc. unterzeichnet hat, läßt sich nicht bezweifeln, zumal er mit denselben Mitzeugen erscheint. Höchst auffallend ist es, daß er sich im J. 1160 als Graf von Bregenz unterfertigte. Gewiß nicht ohne Absicht; er betrachtete sich mit Recht oder Unrecht als Erben oder wenigstens als Namensträger von Bregenz. Vielleicht hatte Graf Rudolf Allodialgüter, die nun seiner Schwester oder ihrem Sohne zukamen. Schon zur Zeit der Stiftung des Klosters Mehrerau besaß der stammverwandte Graf Ludwig von Pfullendorf die Hälfte der Pfarrkirche zu Bregenz, wie auch an Waldung und Einkünften, s. oben S. 11. In der im J. 1164 zwischen dem Gemahle der Erbgräfin Elisabeth von Bregenz, nämlich dem Pfalzgrafen Hugo, und dem Herzoge Welf VII. oder Jüngern geführten Fehde [2]), in Folge welcher Hugo sich zu Ulm im J. 1166 auf Gnade und Ungnade ergeben und bis zu seines Gegners Tode († zu Rom 12. Sept. 1167) auf der Veste Neuenburg [3])

---

[1]) Falkenstein's nordgauische Alterthümer, Bd. II. 263, und genauer in Monum. Boic. Tom. XXIX. p. 352.

[2]) Ueber diese Fehde s. v. Sprecher S. 77; Heß S. 40—43; Pfister II. 216 – 220; Stälin II. 97 ff.

[3]) Wahrscheinlich Neuburg, Ruine oberhalb Untervatz in Graubünden. Von Sprecher sagt in seiner Pallas S. 78: »Sed (captum) per sesquiannum in carceribus, in castro Neuenburg, penes pagum Vatium-Inferius, in Rhaetia detinuit.« Otto von St. Blasien sagt nur unbestimmt. »Ulmae Hugo receptus captusque in exilium Raetiam Curiensem ad castrum Nuinburch transportatur.« Stälin II. 100 läßt den Grafen ohne nähere Angabe seiner Quelle im Schlosse Neuburg

in Rhätien in Gefangenschaft verharren mußte, stand Rudolf von Pfullendorf auf des Letztern Seite, und zwar, wenn auch ein anderer Grund oder Vorwand angegeben wurde, wegen des strittigen Heiratsgutes von Hugo's Gemahlin, wie die Marchthaler Annalen melden. Sollte sich die Vermuthung, daß Graf Rudolf von Pfullendorf seiner bei des Vaters Tode noch minderjährigen Base Elisabeth Vormund und Verwalter ihres Erbes gewesen sei, erweisen lassen, so wäre denkbar, daß er gar wohl die Burgen Montfort und das etwa eine Stunde davon entlegene Neuburg (bei Götzis) inne gehabt, und den gefangenen Hugo daselbst verwahrt habe. Ist jedoch Elisabeth schon damals vermählt und mit Hugo im Besitze dieser Burgen gewesen, wie konnten seine Gegner ihn daselbst gefangen halten? Im vorarlbergischen Neuburg, wenn es auch der Graf von Pfullendorf oder die Welfen inne gehabt haben sollten, wäre leicht ein Ueberfall von ihren Gegnern zu befürchten gewesen; sicherer war die Verwahrung im entfernteren Neuburg, zumal die Welfen in der Gegend von Obervatz, wie ich S. 7 erwähnte, Bergbau betrieben. Kurz das Ganze liegt in argem Dunkel.

Die Frage, ob in irgend einem und in welchem Bande der Stammverwandtschaft die altrhätischen Grafen von Montfort, die bei Guler, von Sprecher, Tschudi, Ambros Eichhorn ꝛc. im zwölften Jahrhunderte noch vorkommen, und die Pfalzgrafen von Tübingen, die sich mit Hugo V. *) vom Anfange des dreizehnten Jahrhunderts bis zu ihrem Erlöschen Grafen von Montfort nannten, ursprünglich standen, ist ungeachtet der sehr dankenswerthen Untersuchungen des Rottenburger Domkapitulars v. Vanotti noch nicht ganz ermittelt, und wird sich aus Mangel an Urkunden mit voller historischer Gewißheit wohl kaum lösen lassen. Meines Erachtens könnten besonders Siegel die Frage dem Ziele näher rücken. Geschichtsforschende Männer in Graubünden und der Umgegend, besonders der historische Verein zu Chur, mögen die Sigille der etwaigen Urkunden jener älteren Montforte beachten und genau prüfen, ob auch sie schon die Fahne führten; so deßgleichen die Forscher in Schwaben, wie der Alle überragende Stälin, die der Grafen von Tübingen aus der Zeit vor ihrer Pfalzgrafenwürde, welche ihnen um das Jahr 1148 (vgl. S. 18) verliehen wurde, ob und wie sie übereinstimmen oder nicht.

Nun zurück zum Kloster Mehrerau.

Die Mehrerau wurde nicht, wie St. Gallen, Reichenau, Weingarten ꝛc., von Kaisern und fürstlichen Personen begabt und beschenkt, und verdankte die Zunahme ihrer Einkünfte zum Theile ihren eigenen Mitgliedern, die als Priester oder Laienbrüder aufgenommen wurden, wie auch einigen Wohlthätern weltlichen Standes, von denen man bei Weizenegger-Merkle II. 293 u. f. Mehrere namentlich verzeichnet lesen kann. Sie nahm ungeachtet der stürmevollen Zeit schnell so bedeutend zu, daß sie nach anderthalb Jahrhunderten laut der folgenden Bulle D viele und weitverbreitete, wenn auch kleine Besitzungen und Güter hatte. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts fällt auch die große Ausschwendung in der Berggegend um oder wohl im Rücken von Bregenz, d. i. im Bregenzerwalde, wie uns die gewichtige Stelle in der Gallia Christiana V. 973 lehrt: „Meinradus (sc. Abbas IV) Gebhardo successit anno

zwischen Bregenz und Feldkirch (nämlich bei Götzis, bis wohin sich der rhätische Walgau erstreckte) gefangen seyn.

*) Nach Stälin's Stammbaume II. 426; als Gründer des Geschlechtes von Montfort und Werdenberg ist er mit Recht Hugo I. zu nennen.

1175 in annum saltem 1187. quo plaga [1]) magna facta dicitur circa Brigantina montana. Daraus ist erklärlich, daß dieses sehr holz- und weidereiche Bergland bald aufblühete, und schon im J. 1249 drei Pfarrkirchen nebst fünfzehn andern Ortsnamen zählte.

Besonders erfreute unser Gotteshaus, wie so viele andere, sich des für seine Erhaltung und sein Gedeihen so ersprießlichen Schutzes des heiligen Stuhles im wildbewegten dreizehnten Jahrhunderte, wie dieß mehrere päpstliche Bullen bezeugen, welche mein Freund, Dr. Joseph Feßler, Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes zu Brixen, in seiner Vaterstadt Bregenz vom Untergange gerettet und mir zu wissenschaftlicher Benützung mitgetheilt hat. Diese Bullen sind eine etwa um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts (wie ich aus den Schriftzügen schließe) leserlich copirte Sammlung von dreißig päpstlichen Bullen, welche Licenzen, Exemtionen, Privilegien, Bestätigungen, Ausgleichungen und Beilegungen von Zehentstreitigkeiten, Indulgenzverleihungen, Aufnahme in den Schutz des apostolischen Stuhles 2c. in lateinischer Sprache enthalten. Die älteste ist die oben S. 13 erwähnte Bulle vom Papste Innocenz II. vom 9. April 1139, in welcher dem Abte Gebhard I. und dem Convente die freie Wahl eines Abtes und manche Exemtion gewährt wird; sechs sind vom P. Gregor IX. (vom 19. März 1227 bis 21. August 1241); zehn aus Lyon von Innocenz IV., der vom 28 Juni 1243 bis 7. Dec. 1254 auf dem Stuhle des h. Petrus saß; dann folgen eine oder zwei von den Päpsten Urban IV., Bonifacius IX., Johann XXIII., Martin V., Eugen IV., Sixtus IV., Alexander VI., Julius II. vom 15. Nov. 1510; den Schluß macht ein Dekret vom Basler Concil ddto. 18. Mai 1436, in welchem die dortige allgemeine Synode festsetzt, daß kein Ort ohne gegründete Ursache oder Schuld mit dem Kirchenbanne belegt werden dürfe.

Zu unserem Zwecke wollen wir von den beiden Päpsten Gregor IX. und Innocenz IV. vier Bullen herausheben und sie mit A, B, C und D bezeichnen.

A.

Papst Gregor IX. nimmt nach einer Bulle ddto. Rom im Lateran am 23. Dec. 1227 die gegenwärtigen und zukünftigen Besitzungen des Gotteshauses Mehrerau, insbesondere die Kirchen zu Lingenau, Andelsbuch, Alberschwende, Lauterach und St. Nikolai Kapellen zu Bregenz in den apostolischen Schutz.

Gregorius Episcopus Servus Servorum Dei. Dilectis Filiis — — Abbati et Conventui de Brigantia Ordinis Sancti Benedicti Salutem et Apostolicam benedictionem.

Cum a Nobis petitur quod iustum est et honestum tam vigor aequitatis quam Ordo exigit rationis, ut id per sollicitudinem officii nostri ad debitum perducatur effectum. Eapropter dilecti in Domino filii vestris iustis precibus inclinati personas vestras, et locum in quo divino estis obsequio mancipati cum omnibus bonis, quae in praesentiarum rationabiliter possidetis, aut in futurum iustis modis prestante Domino poteritis adipisci sub beati Petri [2]) et nostra protectione suscipimus. Specialiter

[1]) Plaga, Schlag (Wunde), hier Holzschlag; vgl. hiemit die österr. Ortsnamen: Heinrichschlag an der Krems, Leopoldschlag, Ottenschlag, Pfaffenschlag noch im J. 1522, jetzt St. Wolfgang bei Weitra, Rapotenschlag, Kirchschlag 2c.

[2]) Das Wappen des Klosters Mehrerau war der stehende Apostelfürst St. Petrus, der in der Rechten ein Buch und in der Linken einen Schlüssel emporhält, und auf dem Wapenschilde die Inful mit dem geistlichen Krummstabe durchsteckt.

autem de Lindiginowe (1) [1]), et de Andolsbuoch (2), Ecclesias de Albrichswendi (3), de Lutrah (4), et S. Nicolai Capellas (5) cum suis pertinentiis et aliis bonis vestris, sicut ea omnia iustè ac pacificè possidetis Vobis et per vos monasterio vestro auctoritate Apostolica confirmamus, et presentis scripti patrocinio communimus. Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam nostrae protectionis, et confirmationis infringere, vel ei ausu temerario contraire. Si quis autem hoc attentare presumpserit indignationem Omnipotentis Dei et Beatorum Petri et Pauli Apostolorum Ejus se noverit incursurum. Datum Lateran. X. kal. Januar. Pontificatus nostri Anno Primo.

B.

Eine andere Bulle von demselben Papste Gregor ddto. im Lateran 18. Febr. 1230 wiederholt in fast gleichlautender Formel dieselbe Aufnahme in den Schutz des römischen Stuhls mit den uns bedeutsamen Worten: „Specialiter autem de Lindegenowa et de Andolsbuch Ecclesias de Alberswende de Lutera et Sancti Nicolai capellas cum pertinentiis earundem, quas per quinquaginta annos et amplius iuste ac pacifice possedistis, vobis et per vos monasterio vestro auctoritate Apostolica confirmamus, et praesentis Scripti patrocinio communimus etc. — Datum Lateran. XII. kal. Martii Pontificatus nostri Anno quarto."

Das dem Papste Innocenz IV. ergebene Kloster hatte, wie aus den gleichlautenden Bullen vom 4. August und 5. October 1249 zu ersehen ist, von der Partei des römischen Königs Konrad IV. durch Feuer, Raub und andere Feindseligkeiten um das Jahr 1248 sehr viel zu erdulden, weßhalb es derselbe Papst auf Bitten des Bischofs von Sitten und der Gräfin Clementia von Werdenberg (Sargans)-Kyburg befreit, daß es durch Briefe des päpstlichen Stuhles und seiner Legaten zur Aufnahme Fremder in Kirchenbeneficien nicht gezwungen werden könne, wie uns lehret die Bulle

C.

Innocentius Episcopus Servus Servorum Dei Dilectis filiis Abbati et Conventui Monasterii de Brigantia Ordinis S. Benedicti Constantiensis Dioecesis Salutem et Apostolicam benedictionem.

Monasterio vestro, quod sicut intimantibus Vobis accepimus per fautores et adiutores Conradi Nati Friderici quondam Imperatoris [2]) attritum est gravissime incendiis et rapinis ac afflictionibus et iniuriis plurimis lacessitum, nec non super provisionibus Clericorum tam nostra quam Legatorum apostolicae Sedis auctoritate gravatum paterno compatientes affectu, ac per hoc ipsum alicuius sublevationis solatio gaudere volentes obtentu venerabilis fratris nostri — — Episcopi Sedunensis et dilectae in Christo filiae Nobilis mulieris Clementae [3]) Comitissae de Hohen-

---

1) Die Anmerkungen zu diesen Ziffern siehe bei den Erläuterungen S. 30 ff.

2) Innocenz IV (Sinibald Fiesco, Graf von Lavagna aus Genua, † 1254) floh vor der kaiserlichen Macht aus Italien über Genua nach Lyon, wo er am 2. Dec 1244 ankam. Er berief dahin ein allgemeines Concilium, sprach über den Kaiser Friedrich II. wiederholt den Bannfluch aus, und entsetzte ihn sogar am 17. Juli 1245 seiner Würde, daher heißt es in der Bulle quondam Imperatoris.

3) Clementa oder Clementia, Schwester des jüngern (nämlich Hartmann's) Grafen von Kyburg, heißt in einer Bulle desselben Papstes Innocenz IV. ddto. Lyon 19. Mai 1248, in welcher er unserem Kloster er-

berg Sororis Junioris Comitis de Kiburg nobis super hoc supplicatum et vestris devotis supplicationibus inclinati auctoritate Vobis presentium indulgemus, ut ad receptionem seu provisionem alicujus in pensionibus seu beneficiis Ecclesiasticis compelli non possitis per literas dictae sedis vel Legatorum eiusdem impetratas vel etiam impetrandas nisi sit per eas ius aliquibus specialiter acquisitum absque ipsius sedis speciali mandato faciente plenam, et expressam de indulgentia huiusmodi et tenore ipsius de verbo ad verbum et beneficiatorum ibidem nostra et legatorum eiusdem auctoritate nominibus et numero mentionem.

Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam nostrae concessionis infringere vel ei ausu temerario contraire. Si quis autem hoc attemptare praesumpserit indignationem Omnipotentis Dei et beatorum Petri et Pauli eius se noverit incursurum.

Datum Lugdun. III. Non. Octobris Pontificatus nostri Anno Septimo.

In einer mit dieser gleichlautenden ddto. Lyon 4. August 1249 an den Abt zu Pfäfers heißt es in Bezug auf unser Kloster Mehrerau am Schlusse: „Quocirca discretioni tuae per Apostolica scripta mandamus, quatenus memoratos Abbatem et Conventum non permittas contra concessionis nostrae tenorem super his ab aliquibus indebite molestari. Molestatores huiusmodi per censuram Ecclesiasticam appellatione postposità compescendo."

D.

Papst Innocenz IV. nimmt ddto. Lyon 17. September 1249 alles gegenwärtige und zukünftige Besitzthum des Gotteshauses Mehrerau in seinen apostolischen Schutz *), und bestätigt überdieß ihm alle Patronatsrechte, Einkünfte und Zehnten, welche dasselbe in seinen Pfarrkirchen hat.

---

laubt, die Einkünfte der Kirche zu Bregenz, wo sie das Patronatsrecht haben, zum Besten seiner Kranken zu verwenden, ausdrücklich: Dilecta Christo filia nobilis mulier Clementa Comitissa de Sanegans (i. e. Sargans) consanguinea dilectorum filiorum nobilium virorum H et H (i. e. Hartmanni majoris et minoris s. senioris et junioris) Comitum de Kiburg. Der Name Comitissa de Hohenberg ist hier durchaus irrig statt de Werdenberg, und wahrscheinlich nur durch die Abschreiber dieser Bulle entstanden. Diese Clementia ist, wie ich aus allen Umständen entnehmen kann, die Gemahlin Hugo's II., Grafen von Montfort und ersten Grafen von Werdenberg, Sargans, Vaduz ꝛc, und kann, da Hugo II. erst um 1158 starb, im J. 1249 in keiner zweiten Ehe mit einem Grafen von Hohenberg gelebt haben. Sie ist somit als Stammmutter der Grafen von Werdenberg in deren genealogischer Tabelle I. bei v. Vanotti einzureihen Pipitz erwähnt in: Die Grafen von Kyburg, Leipzig 1839, Stammtaf. I., einer einzigen Schwester Hartmann's des Jüngern mit den Worten: »N., Gräfin von Werdenberg,« welche ich nur für diese Clementia halten kann. Ihr ältester Sohn Hugo III., Graf von Werdenberg, nahm in seine Besitzungen im obern Vorarlberg die Ansiedler aus Wallis, die heutigen Walser, auf, die wir schon bei seinem Schwiegervater Walther Freiherrn von Vatz in Davos finden. Vgl. meine Untersuchungen über die freien Walliser in diesen Jahrbüchern 1844, Bd. CV. Anzeigebl S. 2 und Bd. CVI. Anzeigebl S. 52

*) Da die Klöster am Bodensee in jenem verderblichen Zwiespalte des K. Friedrich's II. mit den Päpsten Gregor IX. und Innocenz IV. zu dem Oberhaupte der Kirche sich hielten, während die weltlichen Großen dem Kaiser zugethan blieben, so ist erklärlich, daß jene um den apostolischen Schutz baten, und zumal die Mehrerau, welche von des römischen Königs Konrad (IV.) Anhängern um das Jahr 1248 ausgeplündert und verbrannt worden war.

Innocentius Episcopus Servus Servorum Dei. Dilectis filiis Abbati Monasterii de Brigantia eiusque Fratribus tam praesentibus quam futuris Regulam vitam professis in perpetuum.

Religiosam vitam eligentibus Apostolicum convenit adesse praesidium, ne forte cuiuslibet temeritatis incursus aut eos a proposito revocet, aut robur, quod absit, factae Religionis infringat. Eapropter Dilecti in Domino Filii vestris iustis postulationibus clementer annuimus, et Monasterium de Brigantia Constantiensis Dioecesis, in quo divino estis obsequio mancipati sub beati Petri et nostra protectione suscipimus, et praesentis scripti privilegio communimus. Inprimis siquidem statuentes ut ordo Monasticus qui secundum deum et beati Benedicti Regulam in eodem monasterio institutus esse dignoscitur, perpetuis ibidem temporibus inviolabiliter observetur. Praeterea quascunque possessiones, quaecunque bona idem monasterium in presentiarum iuste ac canonice possidet, aut in futurum concessione Pontificum, largitione Regum vel Principum, oblatione fidelium seu aliis iustis modis praestante Domino poterit adipisci firma vobis vestrisque successoribus et illibata permaneant. In quibus haec propriis duximus exprimenda vocabulis, Locum ipsum in quo praefatum Monasterium situm est cum omnibus pertinentiis suis. Ecclesiam Sancti Joannis in Lindegnowe (1) [1]) cum decimis, redditibus [2]), terris, possessionibus et omnibus pertinentiis suis. Sancti Petri in Andolspuoch (2) et Sanctae Mariae in Albrichsuendi (3) ecclesias cum Decimis, redditibus, terris, possessionibus ac omnibus pertinentiis earundem. Jus Patronatûs, redditus et decimas, quae (sic) habetis in Parochiali Ecclesia Sancti Galli de Bregenze. Capellam Sancti Nicolai (5) Loci eiusdem cum Decimis et omnibus pertinentiis suis. Capellam Sancti Georgii in Lutrache (4) cum Decimis et omnibus pertinentiis suis Jus Patronatûs, Decimas et redditus in de Senegans (6), de Stophen (7), de Bruningeswillaer (8), de Gruenenbach (9), de Roetembach (10), de Ophfingen (11) et de Sigemaeringen (12) Ecclesiis. Alpes grangias [3]), domos, terras, redditus, possessiones et nemora, quae in Constantieusi Dioecesi in contrata [4]) quae Bregenzaerwalt dicitur dicitis vos habere. Grangiam quam habetis in loco qui dicitur Tutenbuoch (13) cum terris, possessionibus, redditibus, domibus, nemoribus, piscariis et omnibus pertinentiis suis. de Cluse (14), de Zemuchofe (15), de Zerbaldun, de Zemspital, de Zeberge, Zembelde, de Lutrache (4), Zemkammerhove (15), de Zemnidernhove (15), de Höchste (16), de Staige (17), de Tornburron (18), Zemhuebaer (19), de Diepoltsowe (20), de Altahe (21), de Sulles (22), de Rangwil (23), de Slins (24), de Vaduz (25), de Sangans (6), de Albrichswendi, Zemmaier (26), de Stophen (7), de Bruningeswiller (8), de Taeringen (27), de Bonlanden (28), de Siberingen (x) [5]), de Gruenenbach (9), de Isenhersriet (29), de Roetenbach (10), de Ophinfengen (11), de Sigemaringen (12), de Tuungen (30), de

---

[1]) Diese arabischen Ziffern weisen auf die topographischen Erläuterungen S. 31 ff. hin.

[2]) So gewöhnlich redditus statt des richtigen reditus.

[3]) Grangia, aus granum, mittellat. statt horreum, Scheune.

[4]) Contrata im spätern Latein, und contrada im Italienischen.

[5]) Die mit x bezeichneten Orte wage ich nicht näher zu bestimmen.

Rustanswiller (31), de Taetingen (x) et de Egembrechtshofen (32). Grangias cum terris, vineis, domibus, piscariis, redditibus, nemoribus et omnibus pertinentiis earundem. domos, terras, redditus et possessiones, quas habetis in villis et oppidis de Lutrache (4), Rieden (33), Bregenze stade (34), Inderuti (35), Celle Kaenelbach (36), Ahe (37), Wollfurt (38), Bergestaigae (39): Rikembach (40), Swarzahe (41), Kuun (42), Stigelingen (43), Tornburron (18), Sulles, In Walguoe (22), Slins (24), Rankwill (23), Vaduz (25), Sangans (6), Diepoltsowe (20), Altahe (21), Hoehste (16), Vnezache (sic pro Vuezache, 44), Harde (45), Zedorf (46), Garspurron (47), Hasengnowe (48), Langunegge (49), Crammberge (50), Indemmose (51), Haesbach (52), Haidegge (53), Berspuoch (54), Zembuhel (55), Zembuochen (56), Andemvalle (57), Hirsowe (58), Baezenowe (59), Staigunhache, Staigenbuoch (60), Stophen, Bruningeswillaer, Gruenenbach, Roetembach, Isenhersriet, Egebrechtsowen, Tmingen (30), Sikingen (61), Rustanswilaer, Bollanden, Ophingen et Sigemaeringen vulgariter nominantur. Usum piscandi quem habetis in Lacu qui Bodense dicitur, et in fluvio qui Bregenze nuncupatur. Molendina, quae in Locis qui Cluse, Andem Ogiez (62), Zerblattun, Ander Bregenze, Bidorf, Kanalbak, Telmoz (63), Vnderstophen (64), Bibenrot (65), Zelindegnowe, Indem Tobel (s. in 1. p. 31), Rikembach, et Zeandolspuoch vocantur. cum terris, pratis, vineis, nemoribus, usuagiis in bosco et plano, in aquis et molendinis, in viis, et semitis, et omnibus aliis libertatibus et immunitatibus suis. Sane novalium vestrorum quae propriis manibus aut sumptibus colitis, de quibus aliquis hactenus non percepit, sive de vestrorum animalium nutrimentis, nullus a vobis decimas exigere vel extorquere praesumat. Liceat quoque vobis Clericos vel Laicos liberos et absolutos e seculo fugientes ad conversionem recipere et eos absque contradictione aliqua retinere. Prohibemus insuper ut nulli fratrum vestrorum post factam in monasterio vestro professionem fas sit sine Abbatis sui licentia nisi arctioris Religionis obtentu de eodem loco discedere, discedentem vero absque communium litterarum vestrarum cautione nullus audeat retinere. Cum autem generale interdictum terrae fuerit, liceat vobis ianuis clausis, excommunicatis et interdictis exclusis non pulsatis campanis dummodo causam non dederitis interdicto suppressa voce divina officia celebrare. Crisma vero oleum sacrum consecrationes Altarium seu Basilicarum, Ordinationes Clericorum, qui ad Ordines fuerint promovendi a Dioecesano suscipietis Episcopo, siquidem catholicus fuerit, et gratiam et communionem Sacrosanctae Romanae Sedis habuerit, et ea vobis sine pravitate aliqua exhibere. Prohibemus insuper ut infra (intra) fines Parochiae vestrae nullus sine assensu Dioecesani Episcopi et vestro Capellam seu Oratorium de novo construere audeat, salvis Privilegiis Pontificum Romanorum. Ad haec novas et indebitas exactiones ab Archiepiscopis, Episcopis, Archidiaconis seu Decanis aliisque omnibus Ecclesiasticis, Secularibusve Personis a Vobis omnino fieri prohibemus. Sepulturam quoque ipsius Loci liberam esse decernimus, ut eorum Devotioni et extremae Voluntati, qui se illic sepeliri deliberaverint, nisi forte excommunicati vel interdicti sint, aut etiam publici usurarii, nullus obsistat: Salvâ tamen iustitiâ illarum Ecclesiarum a quibus mortuorum corpora assumuntur. Decimas praeterea et possessiones ad jus Ecclesiarum vestrarum spectantes,

quae a Laicis detinentur, redimendi et legitime liberandi de manibus, et ad Ecclesias ad quas pertinent revocandi libera sit vobis de nostra auc o-ritate facultas. Obeunte vero Te nunc eiusdem Loci Abbate, vel Tuorum quolibet Successorum nullus ibidem quàlibet surreptionis astutià seu violentià praeponatur, nisi quem fratres communi consensu, vel fratrum maior pars consilii sanioris secundum Deum et beati Benedicti regulam providerint eligendum. Paci quoque et tranquillitati vestrae paterni in posterum sollicitudine providere volentes auctoritate Apostolica prohibemus, ut infra clausuras Locorum seu grangiarum vestrarum, nullus rapinam seu furtum facere, ignem apponere, sanguinem fundere, hominem temere capere vel interficere, seu violentiam audeat exercere.

Praeterea omnes libertates et immunitates a Praedecessoribus nostris Romanis Pontificibus Monasterio vestro concessas, nec non libertatem et exemptiones saecularium exactionum a Regibus et Principibus vel aliis fidelibus rationabiliter vobis indultas auctoritate Apostolica confirmamui et praesentis scripti privilegio communimus. Decernimus ergo ut nullis omnino hominum liceat praefatum monasterium temere perturbare, aut eius possessiones auferre, vel ablatas retinere, minuere, seu quibuslibet vexationibus fatigare, sed omnia integra conserventur eorum, pro quorum gubernatione ac sustentatione concessa sunt usibus omnimodis profutura. Salva Sedis Apostolicae auctoritate et Dioecesanorum Episcoporum canonica iustitia, et in praedictis decimis moderatione Concilii generalis. Si qua igitur in futurum Ecclesiastica Secularisve Persona hanc nostrae constitutionis paginam sciens contra eam temere venire tentaverit secundo tertiove commonita nisi reatum suum congrua satisfactione correxerit, potestatis honorisque sui careat dignitate reamque se divino iudicio existere de perpetrata iniquitate cognoscat, et a sacratissimo corpore ac Sanguine Dei et Domini Redemptoris nostri Jesu Christi aliena fiat atque in extremo examine districte subiaceat vetioni. Cunctis autem eidem Loco sua jura servantibus sit Pax Domini Nostri Jesu Christi, Quatenus et hic fructum bonae actionis percipiant, et apud districtum Judicem praemia aeternae pacis inveniat. Amen.

Des Papstes Bulle mit der Unterschrift: Ego Innocentius catholice ecclesie ep̃s; worauf die theilweise abgekürzten Unterschriften von acht Kardinälen folgen, als:

Ego Petrus tt (titulo) Sancti Marcelli presbyter Card.
Ego Wlls (Wilhelmus) basilice duodecim Apostolorum presbyter Card.
Ego Frater Johannes titulo Laurentii in Lucina presbyter Cardinalis.
Ego frater Hugo ecclesiae S. Sabinae presbyter cardinalis
Ego Petrus Albaneti Episcopus.
Ego Wills (Wilhelmus) dabinnen Episcopus.
Ego Johannes Sancti Nicolai in carcere Tulliano diaconus Cardinalis.
Ego .... Sancti Eustachii diaconus Card.

Datum L u g d u n. per Manum Ma͠gri Marini Sancte Romane ecclesie Vicecancellarii XV. kal. Octobr. Indict. VII. Incarnationis dominice Anno M.CC.XLIIII Pontificatus vero Septimo domini Innocentii PP. IIII.

Bestimmungen und Erläuterungen der in der Bulle D vom Jahre 1249 vorkommenden Ortsnamen.

Zum Voraus wollen wir die hier vorkommenden Eigennamen ordnen und mustern. Ueberhaupt sind solche Eigennamen noch jetzt den meisten ein willkürlich leerer Schall, die an Ort und Stelle durch lebendigen

Klang und durch Vergleichung der Gegend, an der sie haften, viel klarer werden als auf dem Papiere. Sie legen Zeugniß ab von dem geistigen Leben unserer Ahnen, die mit ruhigem, klarem Auge die unentweihte Natur betrachteten und mit wenigen belebten Sylben sie unübertrefflich schilderten [1])! Hier sieht der Ankömmling eine Au mit Linden, Buchen, Tannen ꝛc., daher Lindau, Lindenau, Buchau, Tannau; dort mit Hirschen, Schnepfen, Bären und anderem Wild, daher Hirschau, Schnepfau, Bärnau oder Bernau; hier weidet sich sein Auge an einer lauteren, weißen, schwarzen, rothen, wildzürnenden (bolgen), krummen Aach, woraus Lauterach, Weißach, Schwarzach, Rothach, Bolgenach, Krummbach; dort zieht sich der Bach ihm durch den grünen Plan, anderwärts schwarz, weiß oder gar roth, daher Grünenbach, Schwarzenbach, Weißenbach, Röthenbach; wieder sieht er Feld und Wald, Berg und Thal, Bühel, Halde und Tobel, Steg und Steig, Eck und Stein, ausgereuteten oder geschwendeten Boden (Reute und Schwende), Haus und Hof, Weiler und Dorf, Ried und Moos u.s.w.; setzt ihnen nach ihren Merkmalen und Eigenschaften ein bezeichnendes Epitheton vor, und der allgemeine Name wird für den heimisch gewordenen Natursohn ein specieller, z. B. Hohenfeld, Breitenfeld, Naßwald, Schönenbühl (in bojoarischer Mundart Schönpichl), Hagsbühl [2]), Finkenbühl, Wolfbühl, Lichtensteg und Lichtensteig, Langenegg, Oberreute, Neuhaus, Althof, Niederweiler, Achdorf und Großdorf, Oberried, Mähmoos ꝛc.

Andere verbinden mit einem derlei Grundworte den Namen einer Person als Bestimmungswort, indem man dem Orte den Namen seines Gründers oder Besitzers beifügt. Diese Namen erscheinen anfangs in voller, später auch in verkürzter Gestalt, z. B. Alberich-swende, Andoltis-buoch, Bers-puoch, Tuten-buch; Brüninges-wiler, Rustans-wiler; Bezen-ouwe, Diepolts-ouwe, Egembrechts-hoven, Isenhers-riet, Bigin-hûsin, oder z. B. Niuwen-hûsen. Die Endsylbe -ingen aus dem ahd. Dativ der Mehrzahl -ingum und später -ingun ist demnach gleichfalls ein Dativ, z. B. Sigmar-ingen, der Ort, wo Sigmar's Angehörige, Leute wohnen, z. B. Eßlingen (Ezzilinga), wo Azzilo's oder Hazzilo's Leute wohnen; Biss-ingen von Busso, Bosso oder Boso. Es ist wesentlich, die ursprüngliche Schreibweise eines solchen Namens zu kennen.

1) Lindegenowa, d. i. Lindenau, und nach Auslassung der Sylbe de Lingenau, hat die älteste, um 1150 gestiftete Pfarrkirche im eigentlichen Bregenzerwalde, jetzt mit 1180 Einwohnern und dem Sitze des Dekans für das Landgericht. Im Tobel daselbst ist noch eine uralte Mühle, die Landmühle genannt, in der vor etlichen Jahren noch ein Mahlstein mit der Montfort'schen Fahne zu sehen war. Lingenau, welches nicht bedeutungslos vor den übrigen Orten des Waldes und der Umgegend genannt wird, ist die Mutterkirche von a) Langenegg (S. 44); b) Krummbach, das im Jahre 1500 eine Kaplanei erhielt und 1648 zur selbstständigen Pfarre erhoben wurde, und c) von der

---

[1]) Vgl Ueber den Ursprung der deutschen Ortsnamen zunächst um Stuttgart von Prof. Albert Schott in seiner Einladung zur Feier des Geburtstages des Königs von Württemberg am 27. Sept. 1843. Stuttgart, S. 1 f.

[2]) Der sinnvolle Orts- und Geschlechtsname Hagsbühl beginnt in der von Staufen her eindringenden allgäuisirenden Mundart allmälig auch in die sinnlose Schreibweise Hagspiel und Hakspiel zu entarten. Söhne des Waldes, bleibt bei der reinen Aussprache der Vokale!

kleinsten Bergpfarre Sibratsgfäll, die im Jahre 1803 ihren eigenen Priester bekam. Die Pfarre Lingenau hatte bis zur neuen Dekanatseinrichtung herkömmlich den Titel einer Propstei, vielleicht darum, weil mehrere resignirte Aebte ihre letzten Tage daselbst verlebten, oder ähnlich wie bei St. Gerold [1]) im obern Vorarlberg, wohin das Stift Einsiedeln zur Ausübung der Seelsorge für die Eigenleute und zur Einhebung der Einkünfte dieses Besitzthums und der andern Güter in jener Umgegend einen Kapitularen als Statthalter oder Verwalter unter dem Titel eines Propstes mit etlichen andern Priestern schickte; man vergleiche hiemit den Ausdruck Kirchenpropst. Die Mehrerauer Aebte waren bis zum Jahre 1604 nicht infulirt, also nach ihrer Resignation nicht mehr als andere Priester. Abt Johann IV. Oelz, der schon von 1462 bis 1472 Propst zu Lingenau gewesen, verkaufte 1489 die dortigen Propsteigüter, wodurch manche freieigene Grundbesitzer wurden. Lingenau und Alberschwende bildeten anfangs zusammen ein Gericht, um das Jahr 1600 wurden beide getrennt, und seitdem bis 1806 hatte Lingenau seinen eigenen Amann. Hievon ein anderes Mal.

2) Andoltisbuch, auch Andolsbuch, jetzt Andelsbuch, mit 1115 Einwohnern, hat wohl von einem Andolt, der vor Diedo leben mochte, und puocha oder buocha, d. i. Buche, seinen Namen. Wer von Alberschwende weiter in den Bregenzerwald hineingeht, dem müssen Andelsbuch wegen seiner Fläche, nebst dem Hüttesauer Felde der größten im ganzen Walde, und Lingenau wegen seiner sonnigen Halden besonders in's Auge fallen. Beide Stellen luden vor andern die Menschen ein, sie zu bebauen und zu bewohnen. Wie Lingenau die Mutterkirche im vordern Walde, so Andelsbuch im innern. Deren Tochterkirche ist Reute, vordem von seiner Lage Ellenbogen [2]) genannt, welches schon im Jahre 1284 einen eigenen Priester aus dem Kloster Mehrerau hatte, und wo wir im J. 1464 Hanns Stülz [3]) als Lütpriester finden.

Aus dieser Pfarre Reute bildeten sich wieder Filialen, als: a) Au, einst Jaghausen genannt, wo am 1. Februar 1372 eine Kapelle sammt einem Altare und Friedhofe vom Generalvikar zu Konstanz eingeweiht wurde, und wohl schon früher ein Kapellchen stand. In der Urkunde vom 4. April 1390, in welcher Au eine von Ellenbogen oder Reute selbstständige Pfarre wurde, heißt es: »die Capell zu Jaghusen, die vnsre Vordern vnd wir gestift und gebuwen haben;« dann ferner in der Bitte »der Gepurschaft gemainlich rich vnd arm in den Owen« an ihren Herrn Rudolf VII., letzten Grafen von Montfort-Feldkirch, der am 13. November desselben Jahres in seinem Schlosse zu Fussach starb, um »sin gnad in vnserm großen gebresten, den wir lang zit an gotzdienst in den Owen gehapt haben.« Somit erscheinen beide Namen im J. 1390 neben einander. Das Patronat über die Au hatte bis 1806 der Abt und der Convent in der Mehrerau. — Die Au machte abermals ihre Ableger in: α) Schoppernau (d. i. z'obern Au), das um 1500 seine Kapelle hatte, und am

1) Vgl. Wiener Jahrb. Bd. CVII. Anzeigeblatt S. 13.

2) Der jetzige Weiler Ellenbogen gehört zur Pfarre Bezau.

3) Im Jahre 1466 mußte der Priester Johann Stülz — wahrscheinlich derselbe Hanns — auf hohen Befehl von Konstanz in den Bregenzerwald, um wegen Klagen über den Bestfall, die sich von Seite der Bauern in der obern Büzau, Hirschau, Hirschleiten und Schnepfau erhoben hatten, eidliche Zeugenschaft abzugeben. — Der k. k. Historiograph und St. Florianer Chorherr Jodok Stülz ist 1790 zu Oberbezau geboren.

5. December 1682 eine Pfarre wurde, und β) in Rehmen, dermals mit 288 Menschen, wo am 5. Mai 1670 eine Kapelle eingeweiht und im J. 1803 eine von der Au abhängige Expositur errichtet wurde.

b) Schnepfau entstammte im J. 1464 aus zwei Kirchen, nämlich Reute und Bezau — wie Hüttesau aus der an der Egg und Lingenau nach S. 36 — da die ersten Bewohner aus diesen beiden Orten als Maisässer gekommen und dann ganzjährige Insassen geworden sind. Ferner bildete sich aus Reute:

c) Büzau, das im J. 1581 eine Curatie und im J. 1684 eine Pfarrei wurde, die jetzt 650 Menschen zählt. Die in meinen Untersuchungen über die freien Walser in diesen Jahrbüchern Bd. CVII. Anzeigebl. S. 27, Anm. 3 gemachte Ableitung des Wortes Bizau, gleichsam Bihtsau, aus habihtes-owe, also Habichtsau, erkläre ich als irrig, da der gemeine Mann im Walde diesen Namen auf's Klarste Büzau ausspricht; vielmehr möchte ich dessen Bedeutung von der natürlichen Beschaffenheit des dortigen Bodens ableiten. Ich habe seitdem im Juli 1845 diese Gegend selbst gesehen, und zwischen Reute und Büzau am Ulferbach und Ulferwald hin, ferner auf dem Wege nach der Schnepfegg noch sumpfige und moosige Stellen gefunden, die gewiß früher, bevor Abzugsgräben gezogen waren, noch größer gewesen sind. Ich leite daher das Wort von puzza und buzza oder puz ꝛc., Pfütze, Brunnen (vgl. Graff's althochd. Sprachschatz III. 355) und —au ab. Im J. 1340 wurde der Ort Büczaw geschrieben. Das Büzauer Feld selbst ist eben und wegen seines Graswuchses bekannt.

Bezau (s. S. 45 Nr. 59) hingegen, dem h. Jodokus geweiht, ist eine Filiale von der Egg laut der Trennungsurkunde vom J. 1401. Am 26. August 1494 wurde die Ecclesia parochialis in villa Betznow sammt den Altären und dem Kirchhofe eingeweiht.

Schwarzenberg am linken Ufer der Aach, wo im dichten Walde die selige Ilga oder Hilta (S. 4) als Einsiedlerin lebte und am 8. Juni 1115 starb, dürfte in Hinsicht auf das Alter die fünfte oder sechste Pfarre im Bregenzerwalde seyn, indem schon unter dem Pfarrer Johannes Elainbrot am 22. Februar 1431 die Frühmeßerei daselbst gestiftet wurde. Die dießfällige weltliche Bestätigung ist von Friedrich VI., Grafen von Toggenburg, zu Brettegew vnd Thauas (Davos), der als Pfandinhaber der Grafschaft Feldkirch auch über den innern Bregenzerwald bis zu seinem Tode am 30. April 1436 gebot, zu Feldkirch nächst Mittwochen nach Ostern (4. April) 1431 ausgestellt. Er erlaubt am Schwarzenberg eine früehe meß zu stifften mit 20 Pfd. Costenczer Pfenning, wann das mit wissen vnd willen Hern Hannsen Elainbrots zu disen ziten Irs Lütpriesters daselbs geschähe. Die geistliche Bestätigung ist vom Generalvikare des Bischofs Otto zu Konstanz am 8. Juni desselben Jahres. Die bestens erhaltene Urkunde sah ich im Pfarrhofe zu Schwarzenberg. Die Pfarrkirche zu Schwarzenberg gehörte dem Kloster zu St. Gallen, von welchem sie der Mehrerauer Abt Johann Grüll aus Schwarzach im J. 1464 kaufte. Wie und wann St. Gallen zu dem Pfarrrechte am Schwarzenberg gekommen, vermag ich nicht zu bestimmen. Die im J. 1464 entstandene Schwarzenberger Filiale Mellau kam zugleich mit der Mutterkirche an die Mehrerau.

3) Albrichswendi oder Alberswende, jetzt Alberschwende, hat seinen Namen nicht von Alpenschwende, wie Einige meinen, sondern von einem Alberich, welcher wahrscheinlich zuerst diesen Ort am Eingange in den Bregenzerwald auszuschwenden oder

auszureuten begann. Einen Alberich finde ich als Zeugen neben Ulrich dem Aeltern, Grafen von Bregenz, in einer Urkunde vom 16. Juni 1043 nach Mone's mehr erwähnter Quellensammlung S. 132, von dem es seinen Namen haben könnte! Noch findet sich der Geschlechtsname Alberich im nahen Torenbüren. Diese Kirche ist gewiß eine der ältesten, wenn nicht die älteste des Bergländchens. Nach einer alten Urkunde soll Graf Rudolf von Bregenz auf Bitten des seligen Merbot diesen Ort mit allen Gütern und Zehentrechten dem Kloster Mehrerau um das Jahr 1110 geschenkt haben, damit dieses die Kirche erhalte und den Priester dahin abordne. Die Geschichte des seligen Mehrerauer Conventualen Merbot ist oben S. 5 erzählt. Unweit der heutigen Pfarrkirche zu Alberschwende wurde auf der Stätte, wo der selige Merbot den Märtyrertod erlitten hatte, eine Kapelle erhoben, und an deren Stelle im J. 1744 eine größere und schönere mit drei Altären und einer Kanzel erbaut. In den Jahren 1503 und 1598 brannte der Pfarrhof zu Alberschwende ab, worauf ein langer Proceß wegen des Wiederaufbaues entstand. Für dießmal mußte noch das Kloster den Bau führen.

Anmerkung. In Hinsicht des Alters ist die vierte Kirche im Bregenzerwalde die »an der Egg,« von welcher in dieser Bulle vom J. 1249 keine Rede ist. Egg taucht namentlich zum ersten Male im J. 1307 auf, und zwar als Reichsgut, was einer nähern Untersuchung bedarf. Es erscheint der Bregenzerwald um das Jahr 1290 als Reichsland, ohne daß angegeben wird, wie er es geworden? Andelsbuch, Alberschwende und Lingenau nebst den kleinern allmälig auftauchenden Orten gehörten nach der Bulle dem Kloster Mehrerau, an das sie durch ihren Stifter Ulrich und dessen Nachkommen gelangt seyn mögen. Gehörte aber der andere Theil des Waldes (wenn ich nämlich die S. 11. Anm. 3 angeführten Worte medietas silvae et omnium redituum earundem partium auch auf den Bregenzerwald ausdehnen darf) als Allod den Pfullendorfern, so ging er mit ihren andern Gütern um 1180 an die Hohenstaufen über, und fiel wahrscheinlich nach Konradin's unglücklichem Ende (1268) mit dessen südschwäbischen Besitzungen dem deutschen Reiche anheim. Wie anders kam denn der Wald — wenigstens die Hälfte oder ein Theil desselben — an's Reich? Dieser Theil kann kaum ursprüngliches Reichsland, das noch Niemanden zu Lehen gegeben war, um diese Zeit gewesen seyn? König Rudolf I. versuchte zum Besten seines Hauses seine Länder durch neue Erwerbungen zu vermehren und zu erweitern, besonders in dem seinem Stammlande nachbarlichen Schwaben, um wahrscheinlich für seinen jüngern Sohn Rudolf das alte Herzogthum Schwaben wieder herzustellen. Derselbe oder seine beiden Söhne Albert und Rudolf kauften Sigmaringen sammt der Burg (castrum) und den dazu gehörigen Orten, Leuten ꝛc. wahrscheinlich noch vom Grafen Ulrich von Montfort-Bregenz († um 1289) um tausend Mark Silber; dagegen verpfändete der König ddto. Erfurt am 30. März 1290 dessen minderjährigem Sohne, dem Grafen Hugo (IV. † 1338) oder vielmehr seinem Oheime und Vormunde Rudolf von Montfort-Feldkirch und des Ersteren Nachkommen und Erben den zu jener Arrondirung entfernter gelegenen Bregenzerwald *)

*) Nos Rudolphus — — — Hugoni filio legitimo quondam nobilis viri Vlrici de Monteforti comitis suisque heredibus — Nemus dictum Bregentzer Waldt, cum omni jure, quod nobis nomine et vice romani Imperii et regni competit ac competiit in eodem, et quod ipsum eodem nomine hucusque possedimus, justi pignoris titulo pro mille marcis argenti puri et legalis ponderis Constantiensium scriptis presentibus obligamus tenendum et habendum per ipsum Hugonem suosque heredes.

(wohl kaum den ganzen?) mit allen Rechten, wie sie ihm als Könige im Namen des Reiches zustanden, wegen der von seinem Vater Ulrich dem Reiche geleisteten Dienste zu ruhigem Besitze bis zur Abzahlung der Pfandsumme. Diese Verpfändung bestätigten auch Rudolf's Nachfolger im Reiche, K. Adolf ddto. Haslach im Kinzigerthale am 10. April 1298 und K. Albrecht I. ddto. Rheinfelden am 24. April 1307, in dessen Urkunde es heißt: „Nos Albertus Romanorum rex — — (eandem) obligationem Nemoris dicti Bregenzer Wald, et ecclesie dicte an der Egge, quam inclite recordationis reges Romanorum nostri predecessores dicuntur fecisse Hugoni Comiti de Bregentze pro pignore confirmamus" etc. In etlichen halbverblichenen Blättern eines zerrissenen pergamentenen Urbars des Gerichtes Lingenau, welches nach der im Contexte vorkommenden Jahrszahl um oder nach 1572 abgefaßt wurde, fand ich eine Anzahl von Gütern und deren Besitzern im Lingenauischen Gerichtsbezirke aufgeführt, mit dem bestimmten Beisatze: ist Gotzhaus (nämlich der Mehrerau) gut, oder ist Reichsgut, d. i. meines Erachtens ehedem Montfortisches und seit 1451 dem Erzhause Oesterreich gehöriges Reichsgut. Der größere Theil dieser Güter, denen die Namen ihrer Besitzer [1]), deren Nachkommen größtentheils noch blühen, genau beigefügt sind, war Gotteshausgut, und wenige sind als Reichsgut bezeichnet, so z. B. in meinem Geburtsorte Hüttesau »die Güter unter dem Dorf, dann zu Süttern j. zu Sütten, auf der Sausteig (auf dem Wege nach Sibratsgfäll), zu Kriegegg (d. i. heut zu Tag am Platz, wo die nun neu erbaute schöne Kirche steht) waren Reichsgut, das Gut zu der hangenden Fluh hinter der Thorbünd war Gotteshaus= und Reichsgut.

Herzog Friedrich von Tirol schenkte ddto. Ensisheim am 30. März 1405 das Patronatsrecht der Kirche an der Egg dem um 1380 gestifteten Frauenkloster Valduna (Vallis dominarum) bei Rankweil, das nach dessen Auflösung unter Kaiser Joseph II. an den Landesfürsten kam.

Die Egg, welche mit ihrer Expositur zu Großdorf etwa 1820 Menschen zählt, ist dermals die volkreichste Pfarre des Innerwaldes. Deren drei Tochterkirchen sind: 1) Rüfensberg [2]) an der Gränze gegen das k. bayerische Dorf zur Aach und Staufen, im alten Gerichtsbezirke Sulzberg. Dieser Ort hieß ehedem wegen des durch das Tobel fließenden Baches »zum Jagdbach,« und ward im Sommer ein Weideplatz von Eggern und Lingenauern. Die untere Hälfte war ein Meierhof des Klosters Mehrerau (daher noch der Name des Weilers Mayerhöfen), und gehörte nach Lingenau, die obere aber zur Pfarre an der Egg, und mußte von da aus pastorirt werden. Die Leichen wurden nach der Sage über den rothen Berg getragen, und der Ort,

Diese Urkunde wie die beiden Bestätigungen sind gedruckt im Jahresberichte des historischen Vereins im Oberdonaukreise für das Jahr 1835. Augsburg 1836. S. 70 und 71. Nr. V, VI und VII. Vgl. von Vanotti S 57 und besonders S. 93 ff.

[1]) Albiger oder Albinger, Bartenstein, Bechter (d. i. Pächter), Bertsch (denen der Architekt Bertsch, der Erbauer der protestantischen Kirche zu München, entstammt), Bilgeri, Feuerstein, Fink, Fröwis, Heidegger, Hiller, Lesser, Lippurger, Mennel, Mosbrugger, Nening, Nußbaumer, Schoch, Schwärzler, Steurer, Suterlüti rc

[2]) Ob der Name Rüfensberg, den der Wälder mit klarem ü ausspricht, von Rüfe, Rüfene, wie sie beim Tobel unweit der Kirche leicht niedergehen mochten, abzuleiten sei, oder von irgend einem Namen, vermag ich nicht zu bestimmen. Ein Riwinsperg finde ich als eines der ersten Stiftungsgüter von Weißenau um 1145. S. Memminger's Beschreibung des Oberamts Ravensburg. 1836. S. 183.

wo man ausruhete, heißt annoch »beim Todtenbaum.« Wegen der Entfernung von dritthalb Stunden wurde Rüfensberg am 4. Juli 1426 von der Egg getrennt und eine eigene Pfarre.

Zur Pfarre Egg gehörte ferner in älterer Zeit die untere Langenegg, wie sie auch bis in die neueste Zeit der Gerichtsbarkeit des innern Waldes unterstand. Der Pfarrer an der Egg und der Lingenauer Propst Blasius Schmid machten mit Genehmigung des Landesfürsten, des römischen Königs Ferdinand I., ddto. 7. Nov. 1537 einen Tausch, vermöge dessen dieser auch die untere Langenegg zu seiner Pfarre übernahm, und dagegen jenem den Lingenauer Antheil an Rüfensberg überließ. Noch gehört das Patronats- und Collationsrecht der Pfarrerpfründe daselbst wie auch zu Hüttesau dem jeweiligen Pfarrer an der Egg, welcher deßhalb der Collator heißt.

2) Hüttesau nach der Aussprache des Volkes, und nicht Hittesau, das auf einen in dieser Gegend unbekannten Hitto hinwiese, entstand nach der mündlichen Ueberlieferung aus den Alpenhütten, welche die Egger in der schönen weidereichen Au an dem Fuße des Hüttesberges hatten, daher sein Name; natürlicher jedoch wäre das Wort Hüttenau gewesen. Die ersten Häuser in dieser Aue sollen die zu Heideggen und am Dorf gewesen seyn, wo eine kleine Kapelle mag gestanden haben, in welcher ein Priester von der Egg ihnen zu Zeiten die h. Messe las. Später stand eine solche Kapelle zu Kreneggen, d. i. auf dem Platze, wo jetzt die große neugebaute Pfarrkirche steht. Da aber daselbst noch kein Haus stand, soll der erste Priester, den man Jölis Hera nannte, am Dorf gewohnt haben. Am 1. August 1496 erhielt Hüttesau vom Bischofe zu Konstanz die Erlaubniß, einen Tabernakel (mit der h. Hostie und dem h. Oele für Kranke) zu errichten und einen beständigen Priester zu halten. Herr Georg Fröwis übte als Pfarrer an der Egg und Hüttesau zum ersten Male das Collaturrecht aus und schickte einen Priester nach Hüttesau. Die Güter von den zehn Hüttesauischen Orten: zu Kreneggen, in der Au, Hehleisen, Hinderegg, Hartmannsgraben, Nord, Mühlbach, Basan, Stiel, Heideggen kommen nach Herburger's *) handschriftlicher Lingenauer Chronik in den alten Steuerbüchern immer unter dem Namen Reichsgut vor, und waren diejenigen, welche anfänglich die Bewohner an der Egg inne hatten und zu Vorsäßen (Voralpen im Mai) benutzten. Da nun der Pfarrer an der Egg diese Leute, welche sich aus seiner Pfarre zu Hüttesau ansäßig gemacht hatten, wegen ihrer Entfernung und größern Anzahl nicht mehr so leicht in geistlichen Dingen versorgen konnte, so gab er mit höherer Bewilligung diesen Ansiedlern zu Hüttesau einen eigenen Priester; dagegen überließ der Graf von Montfort-Bregenz ihm den Zehnten von den dortigen Aeckern, behielt aber sich selbst den Grundzins und das Fallrecht bevor, welches bis in die letzten Zeiten immer ausgeübt, und der Fall bis zum Jahre 1806 an das landesfürstliche Rentamt, jedoch mit leichter Abkommniß bezahlt werden mußte. Bayern hob den Fall auf. Auffallend ist es, daß diese Güter, welche stets Reichsgüter genannt werden, gerade zur Pfarre an der Egg gehörten, deren Kirche im J. 1307 als Reichspfand erscheint. Ein anderer Theil der heutigen weitläufigen Pfarre Hüttesau, wie die Orte: Hörtobel, Steinpis, Brand, Rain, Tannenmannsbühl, Schönenbühl,

*) Johann Konrad Herburger, zu Hüttesau am 12. Juli 1780 geboren, schrieb als Kaplan zu Lingenau eine im J. 1818 vollendete, bald mehr bald minder kritische Chronik vom Gerichte Lingenau, und starb als seeleneifriger Pfarrer zu Schwarzach am 3. Mai 1845.

Kilchenbühl rc. waren Gotteshausgüter, und gehörten nicht nur bis zum Jahre 1777 zur Pfarre Lingenau, sondern waren auch früher den Zehent und den Fall dem Kloster Mehrerau schuldig. Vom Falle hat sich das Gericht Lingenau laut Urkunde ddto. 22. December 1725 vom Abte Magnus um 1800 Gulden losgekauft. Im J. 1777 wurden 110 Familien, die armen mitgerechnet, an das nähere Hüttesau von Lingenau abgetreten, wofür jenes ein Kapital von 300 Gulden als Recognition an Lingenau anwies.

3) Eine mit Hüttesau gleichzeitig entstandene Filiale von der Egg ist die Kirche zu Bezau; s. Nr. 59. S. 45.

4) Lutera und Luterache, d. i. Lauterach am linken Ufer der Aach, hatte damals wie noch jetzt eine dem h. Georg geweihte Kirche. Nach Weizenegger-Merkle's Vorarlberg Bd. II. S. 293 schenkte die Klosterfrau Judintha (sic) einen Weingarten in Lutirah dem Kloster Mehrerau, ohne jedoch die Zeit anzugeben; deßgleichen stellte Kolo demselben die Kirche in Lutirah zu.

5) S. Nicolai capellas, was deutlich auf mehr als eine Kapelle hinweiset, von denen eine in Bregenz, und zwar nach der Gallia Christiana V. p. 973 auf der Nordseite der Mutterkirche gewesen war. Auf Betrieb des Abtes Gebhard sprach sie mit aller Zugehör der Konstanzer Bischof Berthold bei seiner Anwesenheit in der Mehrerau im J. 1172 diesem Gotteshause zu. Doch sind, wie sich bald zeigen wird, später wieder Streitigkeiten hierüber entstanden. Jetzt ist daselbst keine dem h. Nikolaus geweihte Kapelle mehr zu finden. Die andere war wahrscheinlich zu Wolffurt (vgl. S. 42. Nr. 38), welches jenseits der Aach gelegen erst 340 Jahre später von der Pfarre Bregenz getrennt wurde, und heute noch diesen heiligen Bischof als seinen Patron verehrt. Bald aber erhält das Kloster Minderau oder Weißenau, welches der Ritter Gebizo von Bisenburg im J. 1145 gestiftet hatte, das Patronatsrecht einer Pfründe in Bregenz und eine Kapelle zu Wolffurt, was folgende päpstliche Bulle vom 26. April 1229 bestätigt:

Gregorius Episcopus Servus Servorum Dei. Dilectis filiis in Christo Abbati et Conventui Sancti Petri in Augia Premonstratensis Ordinis Salutem et Apostolicam benedictionem.

Cum a nobis petitur quod iustum est et honestum tam vigor aequitatis quam Ordo exigit rationis ut id per sollicitudinem officii nostri ad debitum perducatur effectum. Eapropter dilecti in domino filii vestris iustis postulationibus grato concurrentes assensu Jus patronatus Praebendae in Brigantia et Capella (sic) in Wolfurt, quod de concessione veri Patroni Venerabilis nostri — — Constantiensis Episcopi Dioecesani Loci et Capituli sui accedente consensu legitime proponitis Vos adeptos sicut illud iuste ac canonice obtinetis, et in litteris exinde confectis dicitur plenius contineri, Vobis et per Vos Ecclesiae Vestrae auctoritate Apostolica confirmamus et praesentis scripti patrocinio communimus. (Nun folgt wie oben S. 27 die Formel mit dem päpstlichen Bannfluche.) Datum Reatae VI. kal. Maij. Pontificatus nostri Anno secundo.

Ueber diese St. Nikolaikapelle zu Bregenz mit ihren Zehenten und dem übrigen Zugehör war zwischen dem Kloster Mehrerau und dem Leutepriester der Kirche zu Bregenz eine Klage vor dem Bischof zu Konstanz entstanden, und von demselben zu des erstern Gunsten entschieden, dann auch vom Papste Gregor IX. ddto. Lateran 3. Jänner 1231 bestätigt. Es heißt in der dießfälligen Bulle: Ex vestra sane insinuatione Nobis innotuit, quod cum olim inter vos (Abba-

tem et Conventum Monasterii Brigantini) ex parte una, et — — Plebanum Ecclesiae Brigantin: Constantiensis Dioecesis ex altera super Capella beati Nicolai Loci ejusdem cum pertinentiis suis, ac decimis coram bonae memoriae D: Constantiensi Episcopo (*sc. Bertholdo anno* 1172) auctoritate questio verteretur, idem cognitis causae meritis diffinitivam (sic) pro vobis sententiam promulgavit quam Apostolico petiistis munimine roborari. Nos igitur vestris petitionibus inclinati sententiam ipsam, sicut est iusta nec legitima provocatione suspensa et in litteris eiusdem Episcopi plenius dicitur contineri auctoritate Apostolica confirmamus et presentis scripti patricinio communimus. Nullo ergo omnino hominum liceat hanc paginam nostrae confirmationis infringere vel ei ausu temerario contraire. Si quis autem hoc attentare praesumserit indignationem Omnipotentis Dei et Beatorum Petri et Pauli Apostolorum Eius se noverit incursurum. Datum Lateran. ij Non. Januar. Pontificatus nostri anno quarto.

Von demselben Papste Gregor wird auch, wie wir so eben erwähnten, eine Kapelle zu Bregenz dem Abte und Kapitel in der Minderau ddto. Anagni 7. October 1231 bestätigt, woraus auch die Rechte dieses Klosters in unserm Vorarlberg erhellen. Die Bulle lautet: Justis petentium desideriis dignum est Nos facilem praebere consensum, et vota quae a rationis tramite non discordant effectu prosequente complere. Eapropter dilecti in Domino filii vestris iustis postulationibus grato concurrente assensu capellam de Brigantia cum pertinentiis suis quam Venerabilis Frater noster — — Constantiensis Episcopus Loci Dioecesanus de Capituli sui assensu Vobis pia et provida liberalitate concessit prout in litteris inde confectis dicitur plenius contineri, sicut eam iuste ac pacifice possidetis, Vobis et per Vos Ecclesiae Vestrae auctoritate Apostolicâ confirmamus et praesentis Scripti patrocinio communimus. (Nun folgt dieselbe Formel des päpstlichen Bannfluches wie vorher.) Datum Anagniae Nonis Octobr. Pontificatus nostri Anno quarto.

6) Senegans et Sangans, d. i. Sargans, Städtchen am Flüßchen Sar im heutigen Kantone St. Gallen. Die Kirche daselbst schenkte nach der Gallia Christiana V. S. 972 schon die Mitstifterin Bertha dem Kloster. Auf dem Schlosse daselbst wohnte vom J. 1482 bis 1798 der eidgenössische Landvogt, den die acht alten Orte alle zwei Jahre abwechselnd dahin schickten; denn das Sarganser Ländchen war theils durch Eroberung, theils durch Kauf an die Kantone gekommen. Das Schloß Sargans mit den dazu gehörigen Gütern kaufte im J. 1834 Georg Ritter v. Toggenburg, den der jetzige König der Franzosen vor einigen Jahren in den Grafenstand erhob. Derselbe lebt jetzt in hohem Greisenalter zu Feldkirch.

7) Stophen (mit dem alten langen o, das später in au sich erweiterte), Markt in der nachherigen Grafschaft Königseck-Rothenfels und im heutigen k. bayerischen Landgerichte Immenstadt. Auf dem Berge daselbst (denn das bezeichnet das Wort stouf) stiftete Graf Hugo IV. von Montfort-Bregenz im J. 1328 eine Collegiatkirche mit sechs Kanonikern.

8) Bruningeswillaer und Bruningeswillaer, der heutige katholische Pfarrweiler Primisweiler in der Gemeinde Schomburg im k. würtembergischen Oberamte Tettnang. Die Pfarre ist sehr alt und das Patronatsrecht hatte nach v. Memminger's Beschreibung dieses Oberamtes das Kloster Mehrerau, dem die Kirche bis 1722 gehörte, die sodann durch Vergleich an das Hochstift Konstanz und im Jahre 1818 an die Krone Würtemberg kam. — Die Schreibweise -willaer ist wohl aus wilâri entstanden, das aus dem mittellateinischen villare und

nicht vom deutschen „wilen“ zu kommen scheint; denn da hieße ein Weiler so viel als ein Weilender. Jenem entspricht ursprünglich unser Hof, z. B. Benno von Tentenwilare, jetzt Dentenweiler, Heinrich und Burkhard von Hadebrechteswillare, nun Habratsweiler, beide im Oberamte Tettnang.

9) Gruenenbach, die Seelsorge dieses katholischen Pfarrdorfes im heutigen k. bayerischen Landgerichte Weiler gehörte dem Kloster bis zu dessen Auflösung.

10) Roetembach, jetzt Rötenbach, eine katholische Pfarre in demselben Landgerichte, wo ein übrigens unbekannter Berthold nach Weizenegger-Merkle II. 293 dem Kloster eine Mühle schenkte. Nach demselben II. 291 wurde von dem Bischofe Heinrich von Brandis in Konstanz mit Beistimmung des Domkapitels im J. 1361 die Einverleibung dieser Pfarre mit dem Stifte ausgesprochen, und vom Papste Bonifaz IX. mit Bulle vom J. 1398 bestätigt mit dem Beisatze, daß Grünenbach und Sigmaringen (Nr. 12) mit Religiosen oder Weltpriestern, die auf jeden Wink des Abtes entfernbar seyn sollen, besetzt werden können.

11) Ophfingen und Ophinfengen, auch in andern Urkunden Obuingen, d. i. Opfingen (Ober- und Unter-) im k. würtembergischen Oberamte Leutkirch in der Illerebene. In Oberopfingen hatte auch das Kloster Mönchroth schon unter seinen Stiftungsgütern (um 1152) seinen Antheil, zu denen es später noch mehrere kaufte. Unser Gotteshaus Mehrerau kaufte die dortigen von Schellenbergischen und Otto Rothischen (in Ulm) Höfe und Güter im Jahre 1450, um wohl seine Stiftungsgüter daselbst zu arrondiren; verkaufte aber schon 1493 gegen 3525 Gulden diese ganze Besitzung nebst weitern Gütern zu Bonlanden, Kirchdorf, einer Mühle und einem Gute zu Benroth (S. 47) und Unteropfingen mit der Kastenvogtei, dem Patronate, Zwing und Bann, und dem Vogtrechte über die Kloster Rothischen Höfe in Oberopfingen dem Kloster Ochsenhausen. Aus diesem erhellen alte Rechte der Mehrerau auf Ober- und Unteropfingen. Vgl. Prof. v. Pauly's Beschreibung des Oberamtes Leutkirch. Stuttgart und Tübingen, 1843. S. 167 und 169.

12) Sigemaringen, eigentlich Sigmaringerdorf, zum Unterschiede der gleichnamigen Stadt so genannt, katholisches Pfarrdorf, eine Stunde von der Stadt am Einflusse der Lauchart in die Donau. Es war nach Weizenegger-Merkle II. 293 eine Schenkung eines Cuno und dessen Pfarre von Seite unseres Klosters bis zu dessen Auflösung versehen.

13) Tutenbuoch. Dieser mir unbekannte Ort hat wahrscheinlich von einem Tuoto seine Benennung. Ein Tuoto besaß nach Mone S. 147 ein praedium apud Waginhusen. Nach v. Memminger's Beschreibung des Oberamtes Tettnang S. 225 versprach ein gewisser Dudo schon im J. 764 eine jährliche Gülte von seinem Hofe Chisinga in Theuringen (s. Nr. 27) an St. Gallen abzuliefern. Dieses Tutenbuch scheint außerhalb der hier folgenden Klause gewesen zu seyn.

14) Cluse, die Klause, wichtiger Paß nördlich an der Bregenzer Stadtmark auf der Straße nach Lindau.

15) De Zemuchofe, de Zerbaldun, de Zemspital, de Zeberge, Zembelde (zem Velde?), Zemkamerhove, de Zemniderhove, Zemhuebaer, Zemmaier, einzelne nicht mehr genau bestimmbare Höfe und Weiler in der Umgegend von Bregenz; dann Inderuti, Zedorf, Indemmose, Zembuhel, Zembuochen,

Andemvalle, Andem Ogiez, Zerblattun, Bidorf, Indem Tobel. Der Copist hat nach dem italienischen Schreiber der Bulle, welcher der deutschen Sprache höchst wahrscheinlich unkundig war, die Partikeln ze, zem, zer (zuo — zu dem, zu der), dann in dem, in der, an dem, an der mit den Ortsnamen selbst verbunden und für Nichtdeutsche zum Unkenntlichen entstellt. Die Verbindung des ze, an, in, bi mit den Gattungsnamen hove, berg, velt, rüte, bühel, buoch, dorf, tobel (vgl. den Familiennamen Zumtobel in Torenbüren, Zumbiel — aus »zum Büh'l« verallgäuisirt — zu Kempten, Vonach in Bregenz, Imhof, am Rhein) war und ist noch allgemein und ganz dem Geiste unserer Sprache gemäß. Die alte Sprache brauchte auch bei Ortsnamen, die sich wie z. B. Fünfkirchen, Neunkirchen (Dat. sing. zur niuwen Kirchen), Gmunden, Gießen, Amstätten (Ambtstätten) nicht als Dative nehmen lassen, dieses ze, als: diu stat ze Wormze (Nibel.), die stat zu Stroszeburg und die stat zu Wiene in Closener's Straßburger Chronik, Stuttgart 1842, S. 28.

Zemuchofe, vielleicht ze mu͂chofe, das wäre ze münchhove; f statt v hat sich wahrscheinlich durch den spätern Copisten eingeschlichen. — Zerbaldun, vielleicht statt Zerblattun, d. i. zur Blatten, welches auch weiter unten neben »an der Bregenze, Bidorf Kanalbak« erscheint, oder statt Zerhaldun, das wäre »zur Halden?«

16) Höchste, Pfarre zu St. Johann, daher auch St. Johann Höchst genannt, mit 2172 Menschen. In Höchst war am 28. October 980 Kaiser Otto II. auf seiner Reise nach Italien, wo ihn der St. Galler Abt Immo besuchte, und von demselben auf das Fürwort der Kaiserin Theophania erhielt, daß ihm einige durch die Beamten der kaiserlichen Rentkammer streitig gemachte oder schon entzogene Besitzungen wieder zurückgegeben wurden. Unter diesen waren auch Höchst und Torenbüren — in pago Ringowe in Comitatu Adalberti in vicis utriusque Ripae Hochstedi et Torrenburra. Diploma 28. Oct. 980. Vgl. v. Arx's Geschichte des Kantons St. Gallen I. 237 d. — Das Hochstedi — das ist die ächte alte Benennung — auf dem linken Rheinufer ist das heutige St. Margarethen im Kantone St. Gallen. Schon der Stifter von Petershausen, der h. Gebhard von Bregenz († 996) gab von seinem väterlichen Erbe »Rinisgemünde et apud Hoste (Höchst) et Brugge,« d. i. das Dorf Bruck in der Pfarre Höchst, über welche ehedem St. Gallen das Patronatsrecht hatte, das jetzt der Landesfürst ausübt.

17) Staige, wo bei Torenbüren diese Steige gewesen, vermag ich nicht zu bestimmen.

18) Tornburron, alter Plural von tor, porta, plur. tor, torre, dat toron und bûr, habitatio, wie betebûr, Bethaus; vgl. Büren oder Bauern, Dorf bei Hohenems; dann Beuren und Beuern, z. B. in Kaufbeuern, Klosterbeuern, Benedictbeuern, Michelbeuern rc. — Torenbüren, richtiger als das verschrumpfte und entstellte Dornbirn, erscheint in der so eben erwähnten Urkunde vom Jahre 980, und ist Vorarlbergs schönster gewerbfleißiger Markt mit der volkreichsten Pfarre von 5076 Menschen ohne die beiden Expostituren Oberdorf und Haselstauden mit 2996 Bewohnern.

19) Zemhuebaer, wohl ein Ort um Dorenbüren.

20) Diepoltsowe, Diepoldsau, ein zerstreutes paritätisches Pfarrdorf im St. Gallischen Bezirke Rheinthal auf häufig überschwemmtem Sumpfboden am Rheine gelegen, wo das Kloster Mehrerau noch im Jahre 1451 drei oder vier Leibeigene hatte. Abt Georg Mag verpfändete

1499 auf Bitten der Ammannschaft des innern und vordern Bregenzerwaldes alle seine in der Schweiz zu Diepoldsau rc. gelegenen Güter wegen der von den Schweizern und Graubündnern gefangenen Bregenzerwälder um 1100 Gulden, wogegen diese losgelassen wurden.

21) Altahe, Altach, ein aus der Seelsorge von Götzis ausgeschiedenes, seit 1825 selbstständiges Pfarrdorf nahe am Rheine im Dekanate Feldkirch.

22) Sulles, d. i. Sulz, ein in neuester Zeit von Rankweil; getrenntes Pfarrdorf mit 648 Einwohnern. Sulz und Rankweil sind im vordern, Schlins im innern Walgau, welche beide Gaue durch den Höhenzug bei Göfis von einander geschieden sind.

23) Rankwil, Rankweil (Rancovilla) — vom alten Rank d. i. Krümmung, welche der Weg dort um den Berg macht) und villa, vgl. villare, weiler S. 38 — im obern Vorarlberg, tritt mit seinem urkundlichen Landgerichte zu Müsinen (am rechten Ufer der wilden Frutz gegen Sulz) schon sehr frühe aus dem Dunkel hervor, das als wahres Walhengericht über den ganzen Walgau bis an den Walhensee, durch Churwalhen bis an den Septmer in Bregell und bis an den Arlberg sich erstreckte, vor welches nach der Sage der Irländer St. Fridolin, der Apostel von Glarus und Stifter des Frauenklosters Seckingen, in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts den todten Ursus als Zeugen gegen dessen Bruder Landolf von Glarus führte. Nach Weizenegger-Merkle Bd. II. S. 293 gab Burkhard die Mühle in Rankweil und ein Landgut in Sullis, d. i. Sulz. Nach derselben Angabe S. 302 sollen bei dem Kirchenbaue in der Mehrerau um 1740 alle entlegenen Besitzungen im obern Vorarlberg und in Schwaben veräußert worden seyn.

24) Slins, Schlins, Pfarrdorf in dem zum k. k. Landgerichte Feldkirch gehörigen Bezirke Jagdberg im alten Walgau.

25) Vaduz, ehedem Valdulz, romanisch Valdultsch (vallis dulcis), Hauptort des souverainen Fürstenthums Liechtenstein.

26) Zemmaier, zum Mayer, in Vorarlberg oder an der Gränze.

27) Taeringen, wahrscheinlich Turingen (Ober- oder Unter-) im Oberamte Tettnang. Schon im J. 752 erhielt das Kloster St. Gallen hier von einem gewissen Mothari seinen Hof Theuringen mit eilf Häuslern geschenkt. Von diesem Orte haben die uralten Freiherren von Theuring oder Teuring ihren Namen. S. besonders v. Memminger's Oberamt Tettnang S. 224—227 und 229.

28) Bonlanden und Bollanden, wohl von bône und lant, wie ich auch ein Bonacker statt Bohnacker kenne, jetzt ein Weiler zwischen Erolzheim und Berkheim im Illerthale des k. würtembergischen Oberamtes Leutkirch. Es war Lehen der Grafen von Kirchberg und Bregenz. Im J. 1128 willigt Graf Rudolf von Bregenz in die Vergabung eines halben Hofes an das Kloster Ochsenhausen. Dürften nicht auch von demselben Besitzungen und Rechte daselbst an die Mehrerau vergabt worden seyn? Ein Wohlthäter, Namens Rupert, gibt nach Weizenegger-Merkle II. S. 293 diesem Gotteshause zwei Landgüter zu Erolzheim und Bonlanden. Als Inhaber des Ortes findet man Ulrich von Schellenberg, welcher im J. 1348 an Johann Merz, Bürger von Memmingen, zwei Höfe in Bonlanden und seine Vogteirechte verkaufte, dann den Ulmer Bürger Otto Roth, der 1411 die Kastenvogtei und Gerichtsbarkeit, neun bis zehn Höfe in Bonlanden und andere Besitzungen in Oberopfingen u. a. an Anton

Ammann aus Memmingen käuflich überließ. Oben Nr. 11 bei Oberopfingen wurde gezeigt, wie diese Güter im J. 1450 an's Kloster Mehrerau und von diesem im J. 1493 an Ochsenhausen übergingen.

29) Isenhersriet, wahrscheinlich zu oder bei Eisenharz im Oberamte Wangen, wo schon am 12. October 1097 eine Kirche eingeweiht worden seyn soll.

30) Tuungen oder Tmingen ist wohl verunstaltet; an das ferne Tübingen ist wohl nicht zu denken, vielleicht Wangen? Wo ist Taetingen?

31) Rustanswiller, vielleicht Rutzenweiler im Oberamte Wangen?

32) Egembrechtshofen, wahrscheinlich Gebratzhofen, katholisches Pfarrdorf mit Marktgerechtigkeit im Oberamte Leutkirchen, war vordem der Hauptort der freien obern Landvogtei in Schwaben, die daher auch den Namen »Amt Gebratzhofen« führte.

33) Rieden, Dorf am rechten Ufer der Bregenzer Aach, das seelsorglich nach Bregenz gehört. Rieden sollte mit dem Kloster Mehrerau kurz vor dessen Aufhebung in eine Pfarre vereinigt werden, zumal die Kirche zu Bregenz alle Pfarrgenossen kaum zu fassen vermag. Von diesem Rieden hat das ehemalige Gericht und der dermalige Standesbezirk Hofrieden seinen Namen.

34) Bregenze stade, am Gestade des Sees, wenn die Schreibweise ächt ist?

35) Inderüti, in der Reute und der Hof Weißenreute im Stadtbezirke von Bregenz waren noch spät Eigenthum des Klosters.

36) Celle Kaenelbach. Kennelbach im Bezirke Rieden, rechts an der Aach, ist jetzt eine Expositur der Pfarrei zum h. Gallus in Bregenz mit 294 Einwohnern. Cella ist hier wohl Keller, für die Lebensmittel des Klosters, daher Kellerhof oder Kellhof.

37) Ahe, Aach oder Ach, Weiler in der Pfarre Wolffurt.

38) Wollfurt, d. i. Wolffurt am linken Ufer der Aach mit einer dem h. Nikolaus geweihten Pfarre von 1666 Einwohnern. Dessen Wapen ist ein Wolf, den auch, nur über drei Bäche oder Furten schreitend, die ehemaligen Edeln von Wolffurt führten.

39) Bergestaige, nach dem Zusammenhange zu schließen ein Steig in derselben Gegend. Das Gebiet am linken Ufer der Aach bis an die Schwarzach und an dieser abwärts in die Fussach und dann bis in den Bodensee bildete das ehemalige Gericht und den dermaligen Standesbezirk Hofsteig; so wie das Land links der Schwarzach und Fussach, als Torenbüren, Fussach, seit der wichtigen Montfortischen Theilung vom 5. November 1338 zu Feldkirch gehörte.

40) Rickenbach, Dorf mit 225 Einwohnern in 42 Häusern, das zur Pfarre Wolffurt gehört.

41) Swarzahe, Pfarrdorf am Südabhange des Steusberges am Eingange in den Bregenzerwald. Die Kirche daselbst wurde vom Mehrerauer Abte Johann Grull, der aus Schwarzach gebürtig war, im J. 1468 erbaut. Die Gemeinde war je nach der Nähe der Wohnplätze den drei Pfarren von Torenbüren, Bildstein und besonders Wolffurt zugetheilt, und bildet seit 1825 eine selbstständige Pfarre.

42) Kuun. Ein altes, von den Schweizern gebrochenes Schloß Kuien lag auf einer Felswand über dem kleinen Steig (vgl. Nr. 39) über Schwarzach gegen Rickenbach, von dem nun keine Spur mehr zu sehen ist. Was sollte aber das Kloster auf diesem Felsen besitzen? Viel-

mehr halte ich Kuun irrig geschrieben statt Kniu, d. i. Knie, ein Weiler mit etlichen Häusern über Haselstauden, der noch in einer Verkaufsurkunde vom J. 1375 »ze Knuwen« heißt.

43) Stigelingen, d. i. das heutige Dorf Haselstauden, Expositur von Torenbüren. In derselben Urkunde vom J. 1375 liest man »ze Styglingen;« noch hört man von ältern Leuten: »wir gehen in die Stieglen hinauf oder hinab.«

44) Vnezache, irrig geschrieben statt Vuezache, d. i. Fussach, ein Pfarrdorf mit einer uralten Schiffslände nahe am Einflusse der Fussacher-Aach in den Bodensee im dermaligen k. k. Landgerichte Dornbirn. Das Patronat der 1690 gegründeten Pfarre übte vordem das Stift St. Gallen, jetzt der Landesfürst aus. In der Feste Fussach, die später zu Montfort-Feldkirch gehörte, starb im November 1390 Graf Rudolf VII, der Letzte dieser Linie, welcher seine Grafschaft Feldkirch sammt Zugehör ddto. Baden im Argau 22. Mai 1375 um 30,000 Goldgulden bedingungsweise an das Haus Oesterreich verkaufte.

45) Harde, Dorf Hard in der Ebene (die einst wohl waldbewachsen war, da Hart, vgl. Speßhart, Mannhart rc., Wald bedeutet) am linken Ufer der Bregenzer-Aach, wo diese in den Bodensee mündet. Es gehörte ehedem zur Seelsorge von Bregenz, erhielt 1430 eine Kaplanei und ward am 16. Juni 1645 eine unabhängige Pfarre; vordem hatte das Kloster Mehrerau das Patronat. Schlacht bei Hard am 20. Februar 1499.

46) Zedorf, vielleicht beim heutigen Rheindorf, mit 164 Häusern und 1072 Einwohnern in der Pfarre Lustnau.

47) Gaisburron oder wohl richtiger Gaisburron (d. i. Geizbûron) wäre nach der Analogie von Dornbirn aus Torenburron (Nr. 18) Gaisbirn, welcher Name sich dermals in der Pfarre Bildstein findet.

48) Hasengnowe, auch S. 10 Hasúunowa, d. i. Hasenau genannt, eine von mir nicht mehr bestimmbare Aue, nach diesem Zusammenhange wohl in unserm auenreichen Bregenzerwalde. Ohne Zweifel ist jene S. 10. Anm. 1 genannte Augia leporis ein anderer Ort, in welchem der nachherige Petershauser Abt Theodorich als von Hirschau aus gesetzter und abhängiger Vorstand lebte und wirkte. Die betreffende Stelle heißt bei Mone S. 140 und besonders 145, Kapitel 24 und bei Ussermann S. 346: „Tum primum (Theodoricus) cuidam cellae, quae appellatur Augia leporis, praelatus est, ac deinde ad monasterium revocatus ac prior totius congregationis appellatus, strenue per aliquod tempus praefuit.“ Nach Ussermann's Bemerkung S. 346 a und bei Mone S. 240 *): „Hasúunowa ab Udalrico comite Brigantino Petershusano monasterio donata, quae eadem (?!) forte est ac Hasenaw, cellam tamen ibi haud reperio.“ Hier meint Ussermann die oben mehr erwähnte Hasúunowa, welche Graf Ulrich IV. zugleich mit Andelsbuch dem Kloster Petershausen zum Baue einer Zelle schenkte. Ich nehme zwei verschiedene Hasúunowa an, und zwar a) eine Hirschauische, welches berühmte Mutter- und Musterkloster (bei Calw in Würtemberg) in unserer Gegend keine Filiale hatte; wenigstens ist mir hievon nicht die mindeste Spur bekannt; b) eine dem Grafen Ulrich von Bregenz gehörige und wahrscheinlich im Bregenzerwalde gelegene. In der Pfarre Egg an der südlichen Gränze gegen Andelsbuch ist noch ein Weiler Namens Hasen; dann ein anderer dieses Namens gegen Großdorf. An die beinahe vier Stunden von Andelsbuch entfernte heutige Pfarre Au ist kaum zu denken, da sie nach S. 32 in den ältesten, freilich nicht in so

hohes Alter hinaufreichenden Urkunden Jaghausen, als ein Jagdsitz der Grafen von Montfort, oder in den Owen — aber ohne weitern Beisatz — genannt wird; desgleichen nicht an den Weiler Hasen in der Pfarre Rüfensberg, an der Straße zwischen dem Zwing und Springen. Wenn endlich die mit Andelsbuch dem Kloster geschenkte Hasenau mit der Hirschauischen, welche schon eine Cella hatte, eine und dieselbe gewesen wäre, so bedürfte es keiner neuen Zellenbaute mehr, es müßte denn die alte zu Grunde gegangen seyn! Wie kam ferner Graf Ulrich zum Eigenthume jenes Ortes, der nicht lange zuvor nach Hirschau gehört hatte? Jenes zum Kloster Hirschau gehörige Hasenau ist wahrscheinlich Hasfungen in der Mainzer Diöcese. Vgl. Ussermann (S. 346 a).

49) Die Langunegge im vordern Bregenzerwalde hat den Namen von ihrer Lage »einer langen Ecke« zwischen der Hauptaach und der Weißach. Unter dem guot Langenegg in der Verkaufsurkunde der Grafschaft Feldkirch und des dazu gehörigen Innerwaldes vom 22. Mai 1375 ist wohl nur die untere Langenegg zu verstehen, die bis zum J. 1806 in politischer Verwaltung zum innern Walde, somit zur Herrschaft Feldkirch gehörte: die obere Langenegg mit der dermaligen Pfarrkirche hingegen unterstand dem Gerichte Sulzberg und hiemit der Herrschaft Bregenz. Laut der ersten Stiftungsurkunde vom 24. Mai 1624 wurde die erste Kapelle zu Langenegg eingeweiht und nach dem Stiftungsbriefe der Kaplanei zu Lingenau vom J. 1682 mußte der dortige Kaplan von Martini bis Ostern jeden Samstag zu Langenegg die h. Messe lesen und eine Christenlehre halten. Allein diese Curatie Langenegg wurde als solche laut der Separationsurkunde vom Konstanzer Bischofe Franz Konrad am 19. Juni 1767 von Lingenau getrennt und mit einem eigenen Priester versehen, und zahlt noch jährlich eine Recognition nach Lingenau. Daselbst war Anton Mätzler aus Andelsbuch vom J. 1802 bis 1810 Seelsorger, dann Pfarrer in Opfenbach, seit 2. Juli 1835 Kanonikus und dermalen Generalvikar zu Augsburg, der Verfasser der vielgelesenen Legenden der Heiligen auf alle Tage des Jahres. Diese obere Langenegg wie auch die nach Hüttesau eingepfarrte Gemeinde Bolgenach oder Reute, welche nebst Rüfensberg in politischer Zutheilung zum ehemaligen Gerichte Sulzberg, somit zur zweiten Hälfte der Grafschaft Bregenz gehörten, kamen erst im J. 1523 an Oesterreich, und wurden mit Ausnahme von Rüfensberg ihrer Lage wegen 1827 dem k. k. Landgerichte Bregenzerwald zugetheilt.

50) Cramberge ist mir unbekannt; wahrscheinlich ist das Wort verschrieben statt Craenberge, d. i. Krähberg oder Krähenberg, auf einem Hügel mit zehn Häusern in der Gemeinde Andelsbuch. Diese Annahme bestätigt mir: Abt Heinrich VI. von der Mehrerau und der dortige Convent verkaufen am Freitag vor (oder nach?) St. Urbanstag (25. Mai) 1451 dem Hannsen Übelher und Hannsen Haimgarter im Grünholz (südöstlich von Andelsbuch) und allen ihren Erben Hof und Gut zu Andelsbuch, genannt »der hinder Kreyenberg« *), welche Henny und Haintz zum Bach sel. bisher inne gehabt; ferner auch Knobel unter Hinterkrayenberg um 110 Pfd. Pfenning. Auch kaufte er von dem vordern Kreyenberge und dem Hofe zum Bach in allem 11 Pfd. Pfenninge und 12 Schillinge jährlichen Zins; auch soll die Fischenz (das Fischrecht) dem Pfarrer alldort gehörig seyn. Im J. 1494 kaufte Abt

*) Kreye ist in der Mundart des Bregenzerwälders eine Krähe.

Georg Mag aus Konstanz das Vorsäß *) Kreyenberg sammt etlichen namhaften Zinsen von Heinrich von Roggwil um 370 Pfund Pfenninge. Kaspar I. Haberstroh aus Bregenz, welcher von der Propstei Lingenau im J. 1510 zur Abtei gerufen wurde und im J. 1512 die Pfarrkirche zu Alberschwende ganz neu erbaute, kaufte auch die Alpe Kreyenberg hinter Sibratsgfäll im J. 1521, welche meines Wissens bis zur Auflösung des Klosters dessen Eigenthum war. — Zu Andelsbuch gehören wohl auch:

51) Indemmose, man unterscheidet jetzt daselbst Großmoos und Kleinmoos auf einer sanften Anhöhe, zusammen mit 24 Häusern; ferner:

52) Haesbach, das ich nicht näher zu bestimmen vermag; wahrscheinlich ist der Name verunstaltet.

53) Haidegge liegt in derselben Pfarre unweit Moos nach der Hueber'schen Karte; deßgleichen mit neun Häusern in der Pfarre Egg, wie auch in der Pfarre Hüttesau oberhalb der Kirche mit fünfzehn Häusern.

54) Berspuoch, wahrscheinlich aus Bero's buoch wie Andoltisbuch, und nicht von Bär, denn da hieße es Perinbuoch, Berenbuch oder Bärenbuch. Bersbuch gehörte vordem zur Pfarre Egg, und wurde wegen seiner Lage mit Genehmigung des bischöflich Konstanzer Ordinariats ddto. 2. März 1775 nach dem nähern Andelsbuch eingepfarrt. Durch dieses Dorf mit 160 Einwohnern in 26 Häusern und einer Schule führt von dieser Seite her der Weg über eine kühne hölzerne Brücke über die in schaurig=tiefer Felsenschlucht dahinrauschende Aach gegen Schwarzenberg.

55) Zembuhel, d. i. zum Bühel, Weiler mit dreizehn Häusern in derselben Pfarre; so auch

56) Zembuochen mit fünfzehn Häusern auf einer Anhöhe an der Straße, und

57) Andem Valle, jetzt »Fahl« oder richtiger Fall geschrieben, nordöstlich mit neun Häusern. — An dem Fallenbache erschlugen die Weiber des Innerwaldes eine Schaar plündernder Schweden, von denen nach der Einnahme von Bregenz (am 4. Jänner 1647) vom Feldmarschall Wrangel zwei Compagnien nach Lingenau einquartirt waren, und von da über die Suber'sche Aach einen Einfall machten. S. meinen historischen Erstling, die Mittheilung über die Schweden in und um Bregenz und ihre Aufreibung durch die mannhaften Weiber des Bregenzerwaldes, in des Freiherrn v. Hormayr Archiv für Geschichte, Wien 1824, Nr. 116 und 117; und Dr. Staffler's Tirol und Vorarlberg, 1841, I. S. 61.

58) Hirsowe, das heutige Dorf Hirschau mit 200 Einwohnern in 41 Häusern in der Pfarre Schnepfau, hat eine Kapelle und eine Schule.

59) Baezenowe, d. i. Bezau, mit beinahe 1000 Einwohnern in 236 Häusern, Sitz des k. k. Landgerichts I. Klasse und einem im J. 1656 vom Landammann Waldner gestifteten Kapuzinerklösterchen (S. 3 und 33). Den Namen Bezau leitete ich vordem von Betz ab. Das ist irrig, indem die ältere Sprache dieses Wort in der Bedeutung Bär gar nicht kennt. Die ursprüngliche Schreibweise, die ich noch in einer Urkunde vom J. 1573 fand, ist Beznow, wie auch ein von Tettnang

*) Vorsäß, auch Maiensäß, d. i. Voralpe, in welche man aus den Dörfern die Herden führt, bevor sie auf die Hochalpen gebracht werden können.

links an der Lindauer Straße gelegenes Dorf heißt. Die erste Sylbe dürfte der alte Name Pazo oder Pezo seyn; auch ist Betz eine alte Abkürzung aus Benz, d. i. Bernhard, und Bezau ist wohl aus Bezun-owe oder Bezen-au, wie Alberschwende und Andelsbuch aus Alberich-swende und Andoltis-buch entstanden. Hätte das Dorf von einem Bären (pero oder bero) — wie Hirschau von Hirsch und Schnepfau von Schnepfe — seinen Namen, so hätte sich das Wort analog mit Perinbah, Perinwang, d. i. Berwang, Perinouwe, d. i. Bernau oder Bärnau, das man allenthalben findet, gebildet. Selbst die Stadt Bern hat ihren Namen von Verona und nicht von Bär, wie man gewöhnlich glaubt. Es gab nämlich Berthold V., Herzog von Zähringen, dieser seiner Schöpfung den Namen Verona, deutsch Bern, im Angedenken an die von seinem Ahnherrn Berthold I. († 1077) verwaltete Markgrafschaft Verona, gleichwie aus demselben Grunde der markgräfliche Titel auf die Zähringische Nebenlinie Badens überging. Unbekannt mit der Veranlassung erdichtete man später die Sage vom Bär, und nahm das starke Thier in der Stadt Wapen auf. Vgl. Heidelberger Jahrbücher der Literatur, 1846, S. 411. — Eine bedeutende Rolle spielte die Bezeck auf der Höhe von Andelsbuch nach Bezau, wo einst in einem hölzernen Hause, das auf acht Säulen ruhte, und nun spurlos verschwunden ist, bekanntlich unter dem Vorsitze des selbstgewählten Landammanns *) die jährlichen Versammlungen gehalten und die nöthigen Gesetze gegeben wurden. Außer diesen Hauptversammlungen auf der Bezeck waren noch die Viertelsgerichte, welche bald an der Egg und in Andelsbuch, bald am Schwarzenberg und zu Büzau, und zwar in der Fastnacht, im Maien und im Herbste gehalten wurden. In dieser Hinsicht wurde der innere Wald in vier Viertel, als Egg, Andelsbuch, Schwarzenberg und Au eingetheilt. Zu Egg gehörte nur die Ortschaft dieses Namens; zu Andelsbuch nebst diesem auch Bezau und Krummbach und die untere Langenegg; zu Schwarzenberg auch Mellau und Reute; endlich zu Au außer diesem auch noch Büzau, Schnepfau und Schopernau. Diese Viertelsgerichte befaßten sich meistens mit Schlichtung von Privatangelegenheiten, und wurden in den sogenannten Tanzhäusern gehalten. — Rudolf VII., der letzte Graf von Montfort-Feldkirch, hatte, als er seine Herrschaft mit dem Innerwalde und der dazu gehörigen untern Langenegg im J. 1375 an Herzog Leopold III. von Oesterreich verkaufte, bis an seines Lebens Ende († 1390) sich deren Regierung und dem Ländchen das Fortbestehen seiner Freiheiten vorbehalten. Diese Gesetze und Statuten enthielt der sogenannte Landsbrauch. Derselbe wurde zuletzt im J. 1744 auf der Bezeck revidirt, mit Erklärungen und Zusätzen vermehrt und ist jetzt noch in mancher Beziehung für das bürgerliche Leben von Wichtigkeit. Diese Landesverwaltung dauerte bis 1786. Am 23. December erhielt der innere Wald ein Landgericht und Johann Franz Steiger von Bezau zum Landrichter, nebst zwei Assessoren, einem Gerichtsschreiber und zweien Kanzellisten. Am 1. Mai 1790 ward dies Landgericht wieder aufgehoben, und sowohl das Politische als Justiziale dem Landammann und Rathe wieder übergeben. Der Preßburger Friedensschluß machte dieser altehrwürdigen Verwaltung ein Ende.

---

*) Die Reihe dieser Landammänner von Wilhelm von Fröwis bis auf den noch lebenden Joseph Mätzler (vom J. 1400 — 1806) habe ich in Kaltenbäck's österr. Zeitschrift, 1835, S. 359 f. mitgetheilt.

60) Staigunhache, Staigenbuoch; ersteres ist vielleicht das jetzige Stangenach in der Pfarre Schwarzenberg, letzteres wohl auch im Walde.

61) Sikingen dürfte der katholische Pfarrweiler Siggen mit sehr alter Kirche im Oberamte Wangen seyn, in dessen Nähe die Siggener Höfe liegen.

62) An dem Ogiez, das dürfte das uralte Pfarrdorf Möges, Megas oder jetzt Möggers seyn, indem o wegen des folgenden i in den Umlaut ö überging. Hat etwa der Schreiber oder Abschreiber aus Unkunde oder Fahrlässigkeit das anlautende M »an dem Mogiez« weggelassen, oder ist das M im heutigen Möggers nichts anderes als ein Rest des Artikels? So hat sich im heutigen »Eglofs« im Oberamte Wangen, das ursprünglich Megelolves, und in einer Urkunde vom 1. Jänner 1318 »zu dem Meglolfs« hieß, das anlautende M abgeschliffen. Die Pfarre Möggers, auf dem sich gegen Nordost allmälig in's Allgäu verlierenden Gebirgsrücken des hohen Pfänders, vier Stunden von Bregenz gelegen, ist uralt, und verdankt ihre Entstehung vorzugsweise den Junkern von Weiler, die wahrscheinlich hier ein Jagdhaus hatten. Leider sind die Urkunden beim Einfalle der Schweden im Jänner 1647 verbrannt. Volk und Sprache sind hier allgäuisch. Weit älter als die 1738 erweiterte Kirche und deren hoher und sehr fester Thurm ist die eine Viertelstunde entfernte St. Ulrichskapelle im Walde. Sie ist nach des Herrn Pfarrers Pius Mosbrugger gefälliger Mittheilung im gothischen Style erbaut, jedoch ohne Gewölbe. Den Chor zieren zwei scharf spitzbogige Seitenfenster und in der Mitte hinter dem Altare eine runde Rose von schöner durchbrochener Steinmetzarbeit. Auch ist die Mauer ringsum unter dem Dachstuhle mit behauenen Steinplatten belegt. Eine (renovirte?) Inschrift auf dem spitzen Chorbogen gibt ihr Alter an mit den Worten: Erbaut im Jahre 1005! Unter ihrem Chore entspringt eine Quelle des besten Trinkwassers, das auch bei Augenübeln unter vertrauensvoller Anrufung der Fürbitte des h. Ulrich zum Waschen gebraucht wird. Wenn auch diese Kapelle nicht in die Zeit des h. Ulrich († 973) hinaufreicht, so ist sie gewiß von hohem Alter.

63) Telmoz, Dellenmoos ist eine Einöde im Dorfe Schwarzach.

64) Vnderstophon ist Niederstaufen im Gegensatze von Oberstaufen oder Staufen (S. 38. Nr. 7) im k. bayerischen Landgerichte Weiler an Vorarlbergs Gränze. Unterstaufen wurde nach Weizenegger-Merkle II. 291 um das Jahr 1125 dahin vergabt.

65) Bibenrot, soll wohl bi Benrot heißen? Binnroth ist ein sehr alter Ort, nun Weiler an der Roth in der Gemeinde Kirchdorf im k. würtembergischen Oberamte Leutkirch. Nach Weizenegger-Merkle II. 293 schenkte ein Wohlthäter, Namens Dietrich, dem Kloster eine Mühle zu Binnroth. Die Wildenberg schenkten dem Kloster Mönchroth bei dessen Stiftung im J. 1126 daselbst Güter, und im J. 1493 erkaufte das Kloster Ochsenhausen von der Mehrerau die Mühle und ein Gut zu Binnroth. Vgl. v. Pauly's Oberamt Leutkirch S. 167.

Topographisch geordnete Uebersicht der Mehrerauer Besitzungen im Jahre 1249, nach der Bulle D.

Im vorarlbergischen Oberlande.	Im schweizerischen Rheinthale.	Im vorarlb. Rheinthale bis zur Aach.	Um die Mehrerau.	Im Bregenzerwalde.	Im obern Schwaben, besonders im Allgau.	Unbestimmt in Schwaben.
Zu Altach. » Sulz. » Rankweil. » Schlins. » Vaduz (im Fürstenthume Liechtenstein).	Sargans (Patronat). Diepoldsau.	Höchst. Ze Dorf (Rheindorf?) Fussach. Hard (Patron.). Lautrach (Patr.) Zem Kammerhove. Zem Niederhove. Torenbüren. Zem Huber? Stiglingen. Knie. Schwarzach. Dellenmoos. Rickenbach. Wolffurt. Bergsteig. Gaisbüren?	Mehrerau. Pfarrkirche zu St. Gall in Bregenz (Patr.). Kapelle zu St. Nikolaus daselbst. In der Reute. Zem Mü(n)chhofe. Zem Spital. Ze Berge. Zer Blatten. Zem Felde. Zem Maier. Rieden. Kennelbach. Aach. Ze Claus. An dem Ogiez (Möggers?). Unter- oder Niederstaufen.	Alberschwende (Pfarre). Andelsbuch (Pfarre). Bersbuch. Zem Bühel. Zem Buchen. Am Falle (am Fallenbach?). Hasbach. Hasenowa (?). Heideggen. Krähenberg. Im Moose. Stangenach. Stangenbuch. Bezau. Hirschau. Lingenau (Pf.). Im Tobel. Langenegg.	Staufen (Patr.). Grünenbach (Patronat). Röthenbach (Patronat). Primisweiler (Patronat). Opfingen (Patr.). Bonlanden. Binnroth. Eisenharts? Egenbrechtshofen. Sickingen oder Siggen. Rustansweiler? Theuringen. Sigmaringendorf (Patronat und Pfarre).	Siberingen. Tmingen? Tuotenbuch.

Aus dieser Tabelle nach der Bulle vom Jahre 1249 ergibt sich demnach, daß das Gotteshaus in der Mehrerau zu jener Zeit im innern und vordern Walgau, zu Vaduz, zu Altach und in mehreren Orten auf dem rechten Rheinufer bis zum Bodensee herab einerseits, und zu Sargans, Diepoldsau auf dem linken Rheinufer andererseits Besitzungen und Rechte hatte, wie auch in und um Bregenz von der Aach bis an und über die Klause, dann allenthalben im westlichen Theile des Allgaues um die nachherigen Reichsstädte Isni, Wangen, ja über Leutkirch bis an die Iller hinab. Später, besonders im Idiotikon des Bregenzerwaldes, werde ich zeigen, wie im Munde des Bregenzerwälders manche Ueberbleibsel von Wörtern und Formen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhunderte und die verschiedenen Schattirungen der Volkssprache vom obern Vorarlberg, des beiderseitigen Rheinthales, der Seegegend und des Allgaues sich erhalten haben. Innerhalb der Marken der Ill bis an die Iller hinab ziehen sich die Fäden, aus denen hauptsächlich das Volksgewebe des Bregenzerwaldes zusammengesetzt ist, in welchem das Kloster Mehrerau schon zu jener Zeit außer den drei Mutterkirchen zu Alberschwende, Lingenau und Andelsbuch noch fünfzehn andere Ortsnamen zählte.

Ueber die letzten Schicksale des Klosters Mehrerau. — Die Mehrerau gehörte unter die minder vermöglichen Klöster. Sie nährte nicht über zwanzig Priester, von denen sich neun meist auf Pfarren befanden, nebst einigen Laienbrüdern, welche die Hauswirthschaft besorgten. Unter dem trefflichen Abte Franz I. (Pappus von Tratzberg) wurde um das Jahr 1740 die Kirche, deren vergoldetes Kreuz von der Kuppel den Schiffern weit in den See entgegenstrahlte, von Grund aus geräumig, hell und geschmackvoll erbaut, und die Klostergebäude von seinem Nachfolger Johann VI. in den Jahren 1774 bis 1781 einfach und zweckmäßig aufgeführt. Nach mehr als siebenhundertjährigem Bestehen ward dieses Gotteshaus, das neues Aufleben versprach, am 1. September 1806 durch die neue k. bayerische Regierung aufgehoben und dessen Vermögen eingezogen. Glocken, Thurmuhr, Altäre, Orgel, Meßornate und andere Paramente veräußerte man an die Gemeinden des Landes; nackt und verlassen standen Kirche und Kloster, die schöne Zierde der reizendsten Landschaft. Das Gebäude, welches vordem eine Kaserne ward und nun zu einer Fabrik dient, fand wegen seines Baumateriales einen Käufer, und mit wehmüthigem Gefühle erinnert sich noch mancher Vorarlberger an den furchtbaren Sturz des Thurmes am 7. December 1808, dessen Steine man nach Lindau zum Baue des neuen Maximilianshafens verschiffte.

Schon in sehr früher Zeit lange vor der Gründung der Mehrerau besaßen Klöster und das Churer Domkapitel in unserm, sowohl obern als untern Vorarlberg nicht wenige Güter, Rechte und Zehenten. So hatte

a) Die um das Jahr 720 gestiftete und am 1. April 1838 aufgelöste Benedictiner-Abtei Pfäfers schon 819 unter K. Ludwig dem Frommen nach v. Arx I. 60 den Hof Rezuders, d. i. Nüziders bei Pludenz, dann 831 zu Frastanz und zu St. Sulpiz, d. i. dem Heiligen der dortigen Kirche; ferner auch Einkünfte zu Rankweil nach S. 391.

---

*) Vgl. Vorarlberg von Weizenegger-Merkle, Bd. II. 303 f. — Meinrad Merkle, zu Wiblingen 1781 geboren, diente nach zurückgelegten Gymnasialstudien in einem österreichischen Feldspitale als Wundarzt, widmete sich dann der Theologie, machte 1804 in der Mehrerau Profeß, ward im J. 1810 Lehrer der Realklasse an der damaligen k. bayerischen Studienschule zu Feldkirch, später Präfect des dortigen k. k. Gymnasiums, wo er (der Letzte dieses Klosters?) am 28. October 1845 starb.

b) St. Gallen erhielt nach demselben I. 76 von K. Karl dem Dicken den St. Victorsberg sammt seinen Waldungen und Weiden, wo er die auf königlichem Boden erbaute Kirche von seinem Hofe Lustnau oft besuchte, am 23. December 882 zum Geschenke; dann Höfe, Felder und Zehenten, welche dem Könige zu Vinomna [1]) gehörten; dasselbe war im J. 885 nach S. 171 im Besitze der Pfarrei Rötis und 909 der von Feldkirch.

c) Die reiche Frauenabtei Schennis, deren Schirmvogt selbst König Rudolf I. als Erbe von Kyburg geworden war, besaß nach der Urkunde K. Heinrich's III. vom J. 1045 in Herrgott's Cod. probat. N. 177 auch in Vorarlberg theils eigene, theils Lehen- und Zinsgüter, nämlich zu Rankweil, Gisingen, Fröwis, Götzis, Lustnau, Pludenz, Tusters nebst Estan (am Eschnerberge) und Bendern im heutigen Fürstenthume Liechtenstein. Vgl. v. Arx I. 145 und 300 c); dann in Roepell's gekrönter Abhandlung über die Grafen von Habsburg. Halle, 1832. S. 132 und 133.

d) Kreuzlingen am Bodensee vor Konstanz war Lehensherr von des Landes kleinster Pfarre zu St. Peter in Rankweil, einer bis auf den Merovinger König Dagobert II. hinaufreichenden alemannischen Pflanzung.

e) Der Abt zu St. Johann im Thurthale war Pfarr-, Lehens- und Zehentherr von Götzis, welches sich um das Jahr 1528 um 1100 Gulden loskaufte, wie auch vom Pfarrdorfe Klaus mit seinen herrlichen Rebenhügeln, einst Abthalden genannt.

f) Das Domkapitel zu Chur erfreute sich des Patronatsrechtes zu Rötis, Altenstatt, Göfis, Feldkirch und des einträglichen Zehents von dem dortigen langgestreckten Ardetzenberge; ferner desselben Rechtes zu Pludenz und der acht Pfarrdörfer im Thale Montavon; der Dompropst desselben Hochstiftes aber des Zehents in diesen acht Pfarren, und war auch Lehensherr zu Schlins und Bürs, Zehentherr aber das Domkapitel [2]).

g) Der Johanniterorden hatte zu Feldkirch eine von Hugo, dem ersten Grafen von Montfort-Feldkirch im J. 1218 gestiftete Commende mit der Collatur der Pfarren Tisis, Renzing, Pludesch und Türingen, wie auch zu Sonntag im obern Walserthale. Diese Commende kaufte am 31. December 1610 Abt Georg [3]) von Weingarten um 61,000 fl., und bildete aus ihr im J. 1617 ein Priorat, dem der bekannte Genealog und Historiker Gabriel Bucelin lange vorstand. Im J. 1695 kam dasselbe durch Kauf an die Stadt Feldkirch, und von dieser am 24. Februar 1696 an das Stift Ottobeuern, dem es bis 1803 verblieb.

h) Derselbe Abt Georg kaufte auch am 7. Februar 1613 von den Grafen von Sulz um 150,000 Gulden die reichsunmittelbare Herrschaft

---

[1]) Vinomna möchte um so mehr die Gegend um Rankweil seyn, da nach v. Arx I. 107 im J. 920 daselbst in Gegenwart des Herzogs Burkhard I. von Alemannien offenes Gericht gehalten wurde, welches kaum ein anderes als das weitreichende Churwalhengericht zu Müsinen gewesen seyn dürfte.

[2]) Johann Georg Prugger's Veldkirch ꝛc. Veldkirch 1685, in 4to. S. 124, 127, 129, 133.

[3]) Georg Wegelin, die Perle der schwäbischen Prälaten seiner drangvollen Zeit, ward am 20. März 1558 zu Bregenz geboren, und stand dem Kloster vom 10. Nov. 1586 bis zu seinem am 10. Oct. 1627 erfolgten Tode mit dem Lobe eines zweiten Stifters vor.

Blumeneck, welche, wie auch St. Gerold, durch den Reichsdeputations-Hauptschluß ddto. Regensburg am 25. Februar 1803 nebst Bendern im Liechtensteinischen an Nassau-Oranien kam, und von Kaiser Franz II. ddto. Lindau 23. Juni 1804 für das erzherzogliche Haus Oesterreich erkauft wurde. Mit dem Preßburger Frieden kamen Blumeneck und St. Gerold zugleich mit Vorarlberg an Bayern und durch den Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 wieder an Oesterreich. Blumeneck wurde als Staatsherrschaft am 12. December 1843 versteigert, und von Leopold Mosbrugger für Cesare Clerici in Mailand um 45,000 Gulden C. M. beim k. k. Landgerichte zu Pludenz erstanden.

i) Das Kloster Einsiedeln war seit dem Ende des zehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1803 im Besitze der reichsfreien Propstei zu Friesen oder St. Gerold nebst andern Vergabungen K. Otto's I. im J. 949 zu Schnifis, Schlins, Nüziders und zu Eiß, dem Oberdorfe von Pludesch. Das Propsteigut sammt dem ehemaligen Klösterchen ward von der k. k. Staatsverwaltung laut Hofkammer-Präsidial-Dekretes ddto. Wien 31. Mai 1839 Zahl 2813 und mit nachträglichem Dekrete vom 21. März 1840 Zahl 500 dem Stifte Einsiedeln um 8277 fl. 20 kr. C. M. gegen Uebernahme aller Patronatsrechte und Lasten, und mit Vorbehalt des Wiedereinlösungs- und Heimfallsrechtes überlassen, welches seit dem 27. Jänner 1842 auch das Patronatsrecht über die Pfarren zu St. Gerold, Plons, Nüziders und Schnifis ausübt.

k) Das Frauenkloster Valduna bei Rankweil hatte nach Prugger S. 128 die Collatur der Pfarre Satteins.

Auch im untern Vorarlberg hatten auswärtige, selbst entferntere Klöster und der deutsche Orden Besitzungen, so in frühester Zeit:

α) St. Gallen, das nach v. Arx I. 56 c. zwei und dreißig und nach S. 156 a. fünf und vierzig Orte im Linzgau, das sich von Bodmann nördlich des Sees bis gegen Wangen hinzog, zählte, und darunter auch Lieblach, Hohenweiler, Gwicken und Bregenz im J. 802. Auch über dem See erfreute es sich im Rheingau, der bei des Flusses Mündung noch damals nach v. Arx I. 43, 87 und 151 zum Linzgau gehörte, vornämlich des Hofes zu Höchst, der damals von weitem Umfange war, und St. Margarethen-Höchst und St. Johann-Höchst (jenes links, dieses rechts am Rheine), Bruck, Gaißau, wo der Abt nach Prugger S. 116 noch zu seiner Zeit (1685) die niedere Gerechtsame ausübte, dann Fussach und den alten Rhein begriff. Während des Setzens dieser Zeilen wurde ich auf eine Stelle in Walafried Strabo's Leben des h. Gallus in Pertz's Monum. German. II. 25 aufmerksam. Es heißt daselbst: »Als nämlich bei einer großen Unfruchtbarkeit des Bodens um St. Gallen selbst die Thiere keine Nahrung mehr auffinden konnten, verirrte sich vom Instincte geführt eine Herde Schweine schnellen Laufes durch unwegsame Wälder, durchschwamm den Rhein und drang in das Innere einer entlegenen Wüste *). Der Hirt, über das plötzliche Verschwinden seiner Herde verwundert, folgte sogleich ihrer Spur, und fand seine todt vermeinten Schweine auf der üppigsten Weide. Als er den Rückweg nicht wußte, blieb er und lebte von Baumfrüchten und Fleisch, bis seine Thiere sich fett angefressen hatten. Nun erschien ihm, da er des Weges unkundig ängstlich der Heimkehr gedachte, Nachts

*) — transvadatoque Reni fluminis alveo remotioris heremi secreta penetravit.

im Traume ein ehrwürdiger Greis mit kahlem Haupte (der h. Gallus), und mahnte ihn zurückzukehren. Als dieser die Unkenntniß des Weges einwendete, befahl ihm die Traumgestalt, ein Schwein mit Hieben zu treiben und seinem Laufe zu folgen, das ihn gegen Aller Erwartung wieder nach Hause führte.« Ildephons von Arx, der Herausgeber dieser Vita S. Galli, hält daselbst Anm. 14 diese entlegene Wüste für den Wald, den die Bregenz durchfließt, somit für den Bregenzerwald. Das wäre wohl die früheste Kunde von unserm Bergländchen. Bis zum Jahre 1464 besaß St. Gallen darin Schwarzenberg und Mellau, wie ich S. 33 erwähnte.

β) Auch das Kloster Petershausen erhielt von seinem Stifter, dem Grafen Gebhard von Bregenz, aus dem Erbe seiner Aeltern um das Jahr 1093 als Stiftungsgut Stücke in Bruck, Höchst, Rinisgemünde. S. Mone's Chronik von Petershausen S. 126, Kap. 36.

γ) Weingarten hatte nach Stälin II. S. 698 die Kirche zu Torenbüren.

In unserem weidereichen Bregenzerwalde besaßen außer der Mehrerau (S. 48 auf der Tabelle) noch Alpengüter und Sennereien:

δ) Alshausen, oder nach der Sprache des Volkes Alschhausen, eine von dem Reichskämmerer Heinrich von Bigenburc oder Bienburg am 9. Februar 1264 zum deutschen Orden gestiftete, sehr einträgliche Commende im Oberamte Saulgau. Hinter Sibratsgfäll lag deren Alpengut mit einer Kapelle des h. Martin, wie sie auf der Hueber'schen Karte angezeigt ist, an der Gränze der nun k. bayerischen Grafschaft Königsegg-Rothenfels, so daß ein Theil der Alshauser Wiese jenseits des Baches auf bayerischem Boden liegt. In diesen Alpgütern im Rindberg und Hirschgunten wurde in Gegenwart eines von Seite der Commende hiezu eigens Abgeordneten laut der in der Gerichtslade zu Lingenau liegenden Urkunde ddto. Rindberg am 22. Juni 1780 eine allgemeine Markenbeschreibung vorgenommen, welche in 35 Punkten recht deutlich und verständlich abgefaßt ist.

ε) Ruprecht Reichlin von Meldegg, Propst zu Hofen, welches Kloster Bertha, die Mutter Otto's II. Grafen von Buchhorn, gestiftet haben soll, kaufte von Jos oder Jodok Auberg zu Lingenau das eigene Vorsäß und die Alpengerechtigkeit Junghannsen, auch Schwabenhof genannt, hinter Balderschwang um 320 Gulden in rheinischer Münze am 26. März 1568 mit Wissen des vesten Peter Wilburger, der Zeit Sr. Durchlaucht des Erzherzogs Ferdinand zu Oesterreich und Tirol Ammann beider Gerichte Lingenau und Alberschwende.

ζ) Konrad Wilburger von Wilburg, Amann des Gerichtes Lingenau, verkaufte an den vorerwähnten Abt Georg zu Weingarten und seine Nachfolger am 23. April 1619 seine eigenen sechs Roßrechte auf dem hohen äußern Schelben gleichfalls im Balderschwanger Thale um 120 Gulden rheinischer Münze, jeden zu fünfzehn Batzen oder sechzig Kreuzern. Auch hatte dasselbe Gotteshaus Weingarten wegen des so eben genannten Hofen *), dessen Propststelle derselbe Abt Wegelin, welchem als Bregenzer die Einträglichkeit dieser Weidealpen wohl bekannt war, im Jahre 1594 aufgehoben, und die Verwaltung einem Klosterhofmeister übertragen hatte, im nämlichen Jahre 1619 zehn Rindsrechte im Suber-

*) Schon um das Jahr 1118 schenkte Graf Rudolf von Bregenz diesem Kloster Hofen Güter im Walichgowe, sodann den Ort Altiburg oder Nilwiloh bei seiner Stadt Montfort, juxta urbem suam Montifort. Vgl. Memminger's Oberamt Tettnang S. 91 und oben S. 17. Anm. 1.

schen Gunten; so hatte es auch vier Rindsrechte vom Bregenzer Stadtammann Theuring.

η) In demselben Suberschen Gunten besaß auch das Dominikaner-Frauenkloster Löwenthal unweit Buchhorn, das von Johann aus dem Geschlechte der Herren von Aistegen, die sich dann von Löwenthal nannten, um das Jahr 1254 gestiftet, und 1806 aufgehoben wurde, zwölf Rindsrechte und unser Gotteshaus in der Mehrerau zwölf und ein halbes.

ϑ) Die Minderau oder Weißenau hatte nach Stälin II. 729 vom Könige Heinrich VII. am 6. November 1226 die Pfarrpfründe in Bregenz zum Geschenke erhalten, und wahrscheinlich auch zur selben Zeit die Kapelle zu Wolffurt (vgl. S. 37. Nr. 5). Daß dasselbe Kloster auch im Innerwald frühe Rechte besessen habe, ergibt sich daraus, daß nach Ramsperg (S. 12) der Abt Johann im Jahre 1340 dem Mehrerauer Abte Ruprecht zwei Pfund Pfenninge zu Büczow mit allen Rechten, Gewohnheiten und Fällen verkaufte.

ι) Das Kloster der Dominikanerinnen zu Thalbach in Bregenz besaß die Alpe Hirschberg, die dann als Gemeindealpe den Schwarzenbergern, Bezauern und Büzauern verkauft wurde, wovon den Büzauer Antheil Konrad Bilgeri an sich brachte. Sie gehört nun nach einem Rechtsspruche vom Jahre 1823 in die Pfarre Schnepfau.

Ein recht klares Bild, wie solche Alpendörfer entstehen, gibt uns das an drei Stunden von seiner Mutterpfarre Hüttesau entfernte Balderschwang (vgl. S. 3), welches Herr Professor Cammerer in seiner Geographie des Königreichs Bayern, Kempten 1834, S. 66, das bayerische Sibirien (!) nennt.

Als die Landleute von Hüttesau mit ihren Herden durch die das Hüttesauer Feld südöstlich schließende Thorbünd über Völken und Schönhalden allmälig bis an den Toserbach vorgerückt waren, suchten sie ganz natürlich für ihr Galtvieh im Sommer eine noch höher gelegene Weide, schwendeten in der Urwaldung und gewannen für das Holz, das sie auf der Aach zu den Eisenwerken bei Bregenz und anderem Verbrauche schwemmten, nicht nur Geld, sondern auch Grund und Boden. Schon im J. 1569 wurde für die dortigen Hirten auf dem Klostergute

κ) Mönchrother Hof genannt, eine hölzerne Kapelle errichtet. Es wurde zwar darin kein Gottesdienst gehalten, wohl kamen aber jeden Sommer etwa zwei Klosterherren, um der Wirthschaft ihrer Schaffner nachzusehen, bei welcher Gelegenheit sie in dieser Kapelle Messe lasen und hiezu die nöthigen Paramente mitbrachten. Daher geschah es, daß der jeweilige Pfarrer von Hüttesau, wenn er in diese zu seiner Pfarre gehörigen Alpen zum Benediciren kam, auch in dieser Kapelle den Hirten die h. Messe las. Aus Mitleiden für diese Pfarrgenossen, die wegen ihrer Entfernung während des Sommers sehr selten zur Kirche kommen konnten, schickten seit 1740 die Pfarrer von Hüttesau ihren Helfer an zwei bis vier Sonntagen zum Predigen und Messe lesen dahin. Dem frommen Sinne und der rastlosen Thatkraft eines mir unvergeßlichen Priesters gelang es in dieser Wildniß eine selbstständige Pfarre zu schaffen. Der

*) Mönchroth oder Roth, ein im Jahre 1803 aufgelöstes Prämonstratenser-Kloster im Oberamte Leutkirch, wurde von Emma von Wildenberg (bei Ilanz in Graubünden) und ihrem Sohne Kuno auf eigenem Grund und Boden am 12 Dec. 1152 gestiftet, und hatte nach Stälin II. 727 schon in alter Zeit auch Güter bei Stiefenhofen und Maiselstein. Es kaufte sich auch wahrscheinlich im sechzehnten Jahrhunderte Alpengüter in unserm vordern Walde.

Hüttesauer Pfarrer Johann Michael Feuerstein *), stets auf das Seelenheil seiner Angehörigen in geistlicher Liebe und Aufopferung bedacht, achtete weder Hindernisse und Beschwerlichkeiten noch Unkosten. Er sammelte zu dem Seinigen allenthalben, übersetzte die Kirche an den Sägenbach, baute einen neuen Pfarrhof, wie auch ein Schul-, Meßner- und Wirthshaus unter einem Dache, und fundirte diese Pfründe nicht nur hinlänglich, sondern beschenkte sie noch im Jahre 1810 mit einem ansehnlichen Widdum, wie er auch das neue Schulhaus zu Hüttesau aus seinen Ersparnissen baute. Als Herr Joseph Stadelmann vom Sulzberg, nachmals Stadtpfarrer zu Bregenz, als erster Pfarrer am 24. Dec. 1796 die Pfarre bezog, war weder Kirche noch Pfarrhaus vorhanden; denn das alte Kirchlein war zum Uebersetzen in günstigerer Jahreszeit abgebrochen. Er wohnte im Hause des Mönchrother Hofes, und hielt auf der Kammer daselbst über drei Vierteljahre täglich Messe, und an Sonn- und Feiertagen auch Predigt und Christenlehre. Unter den Ansiedlern war Franz Peter Schwärzler, meiner Großmutter Bruder, der Erste, welcher im Jahre 1767 durch das ganze Jahr in Balderschwang verblieb. Er war auch der Erste, welcher in dem neuen Friedhofe daselbst seine Ruhestätte fand.

Alle jene Güter, welche die genannten Klöster zur Zeit ihrer Säcularisation noch in unsern Alpen hatten, wurden veräußert und zum größern Theile um geringe Summen von den verständigen Bauern im Walde angekauft.

Beitrag zur Geschichte Wallensteins.

Nachstehende Relation über einen bisher unbekannten oder wenigstens unberücksichtigten Punkt in der noch immer nicht ganz klaren Geschichte Wallensteins ist aus einer Handschrift, welche dem k. k. geheimen Hausarchive vor einiger Zeit durch die patriotische Widmung eines Privaten zugewachsen ist.

Wallenstein soll mit dem Gedanken umgegangen seyn, sich des Erzstiftes Salzburg zu bemächtigen! — Die Schrift, welche dieses Vorhaben Wallensteins erörtert, ist von dem Bruder des Grafen und kaiserlichen Feldmarschalls Aldringer verfaßt, und dem Erzbischofe von Salzburg, Paris von Lodron, gewidmet. Sie verdient um ihres interessanten Inhalts willen bekannt zu werden; vielleicht theilen wir späterhin auch die höchst wichtigen Beilagen (Dokumente und Briefe) mit, aus denen diese Darstellung geschöpft ist.

Man hat bisher viel zu wenig nach weiteren archivalischen Quellen geforscht; wir sind der begründeten Ueberzeugung, daß aus diesen mehr Licht über eine durch Parteigeist so umnebelte Persönlichkeit zu gewinnen wäre. Chmel.

*) Johann Michael Feuerstein, zu Hirschau in der Pfarre Schnepfau am 3. August 1746 geboren, war erst Hirtenknabe auf den Alpen, kam spät zum Studieren und ward am 23. August 1773 zu Fulda zum Priester geweiht. Anfangs hatte er die Aufsicht über die Studenten auf der Reichenau, ward darauf Vikar im Markte Eichstetten bei Zeil und am 25. November 1776 exponirter Kaplan zu Baad bei Mittelberg im Walserthale, wo er die von Steub in seinen »Drei Sommer in Tirol« S. 77 namhaft gemachte »Vornehmste Merkwürdigkeiten des Walserthals ꝛc. im J. 1779« in langer Wintereinsamkeit — mehr oder minder kritisch — niederschrieb. Am 5. November 1782 wurde er als Pfarrer nach Hüttesau befördert, wo er in Kirche, Schule, Haus und in Geschäften mit Rath und That unermüdet und segenreich wirkte, und am 19. November 1814 starb.

Warhaffte Relation

Wie der endleibte Hertzog von Friedtlandt vnder dem praetext gesuechter Winterquartieren vor die Kayserliche Soldatesca, sich des hochen Ertzstüfft Salczburg impatroniren wollen, so Ihme aber durch sonderbahre schickhung Gottes miesslungen, und dadurch seine vorgehabte grausambe Rebellion vornemblich an Tag komben, deßwegen dan auch die gerechte Straff Gottes über Ihnen und seine vornembste Redelsführer ergangen, so alles auf das kurtzest hierinen erzehlet und mit vollen Kayserlichen, Chur Bayrischen, Friedtländischen, Gallasiischen, Aldringerischen, Piccolominischen und andern annoch vorhandenen Schrifften erweiset und probirt wird.

Zuschrift an den Erzbischof von Salzburg (Paris Grafen von Lodron).

Hochwürdigister Genedigister Fürst und Herr.

Eur Hochfürstlichen Gnaden praesentire Ich hiemit zu Bezeigung meiner unterthenigister und treugehorsambster Deuotion eine Relation, darauß augenscheinlich zu sehen, wasmassen der Herzog von Friedtlandt under dem Schein einer gesuchten nothwendigen Winterquartir für die kayserliche Soldatesca sich viel underschiedlichen mahlen ernstlichen underfangen in Eur Hochfürstlichen Gnaden Erzbistumb Salczburg einzubringen, und zur Fortsetzung seiner Universalrebellion zu impatroniren, so aber durch sonderbare Gnade Gottes und Eur Hochfürstlichen Gnaden bestendige heroische darwider gefaste abschlegliche Resolution nebent Zuethun des gottseeligen Graven von Aldringen mit höchster Fridtländtischer Ungnade, auch Gefahr Leib und Lebens wunderbarlich verhuettet, und dasselbe Erczbistumb von eußerster ruin glükhlich errettet, der Friedtländer aber mit seinem Anhang durch die gerechte und weltkundige Execution zu Eger wol verschulter massen gestrafft worden, welches alles aus dieser Relation und vielen underschiedlichen annoch in Originali vorhandenen sowol des Friedtländers und des Terzka, als Kayser, Churbayern und der dreyen Gallaßen, Aldringen und Piccolomini darin allegirte Schreiben zu Genie-gen remonstrirt wirdt, so Eur Hochfürstlichen Gnaden sowol als einem Hochwürdigen Thumb Capitl und der ganzer Posteritet nicht allein ein grosse Consolation und Freudt, sondern auch genugsambe und billige Ursachen geben solle, Gott dem Allmechtigen hinfüro und zu ewigen Zeiten, Lob, Ehr und Dank zu sagen, in deme bey der allgemeinen Deuastation aller Ercz- und Bistumber des heiligen römischen Reichs teutscher Nation Eur Hochfürstlichen Gnaden Erczbistumb Salczburg nicht wie die andere eyferst ruinirt, sondern durch Gottes Segen conservirt worden und dahero wol sprechen können misericordia Domini quod non fuerimus consumpti Tren. 3. Gott der Allmechtig wolle gebetten sein, Eur Hochfürstlichen Gnaden bey diesem nunmehr zu Endt lauffenden Jahr nicht nur das negst hierauf kommendes, sondern noch viel andere nacheinander folgende glückselige gesunde fröliche und freudenreiche neue Jahr, dem allgemeinen Wesen und insonderheit Ihrem Erczbistumb Salczburg wie nicht weniger den andern Ihro undergebenen Bistumben zu sonderbaren Trost und Wohlfahrt in Beständtiger glückseliger und freudenreicher Regierung glücklichen erleben zu lassen. Ich aber thue derselben mich mit demiettigister Reuerenzerweisungen zu beharrlichen Ertzfürstlichen Gnaden underthenigist und treugehorsambst beuehlen, Datum Seggau den 26 December A° 1639.

(m. p.) Euer Hochfürstlichen Gnaden

(m. p.) underthenigster demütigster und
Treugehorsambister Diener und Caplan
Paul Graff von Aldringen
Ep's Tripolitanus suffraganeus
Argentinensis m/p.

Relatio.

Demnach der Gottseeliger kayserlicher Veldtmarschall Graf von Aldringen von der Römisch-Kayserlichen Mayestät nacher Elsas commandirt worden, mit seiner underhabendten Armada und Zuethuen des Duca de Feria die nothleidente Vestung Preysach zu entsetzen und zue proviantiren, hatt Er underwegen sonderlich in Schwaben vast alle von dem Feindt eingenombene Örtter wiederumb recuperirt die Statt Villingen und Costitz von ihren außgestandtenen langwürigen und sehr gefehrlichen Belegerung liberirt und entseczt. Volgendts auf die vier Wahlstötte gangen, dieselbe (darunder auch Reinfelden, so der Feindt lenger als ein ganczes Jahr belegert gehabt ehe dan ers ainbekhomen,) in wenig Stunden mit stürmeter Handt sich bemechtiget erobert und eingenomben, nach disem auf Preysach geruckhet, und also den hoch importierenden Succurs mit höchster Geschwindigkeit befördert, massen dan dessen an Ihr Kays. Mayestät gethane Relationes mit mehreren außweisen laut Beylag Aldringisches Schreibens de datis 15. 21. 25 Octobris (1633) Nro. 1mo und des darauf erfolgendten Kayserlichen Dankhbriefleins de datis 22 Octobris und 9 Novembris (1633) Nro. 2do. Nach solchem über Rhein gesetzt die Stätt Ensesheimb, Rufach, Geyweyler, Sulcz und andere Örtter mehr in dem Obern Elsaß eingenomben, und hette damahlen diese Victoriam noch ferner gegen den Feindt in das Under Elsaß gar leichtlichen prosequiren und denselben von Hagenau und Philippsburg ebenmessig hinwegbringen und entseczen, ja das ganz Unter-Elsaß recuperiren können, wenn er nicht durch des Herzogens von Friedtlandt als Kayserlichen Generalissimo (so damalen schon mit dem erschreklichen Monstro seiner grausamer Rebellion hochschwanger gangen) böse Machinationes davon verhindert und abgehalten worden wäre, und deßwegen mit der Kayserlichen Armada ohnangesehen des harten Winters und grossen Schnees über den Schwarzwaldt hinaus, nicht weniger mit höchster Ungelegenheit und schaden als mit grosser Gefahr des Feindts marchiren müessen, dabey dan solche Armada merkhlich abgenomen und geschwächt worden, als er auch hinauskommen und von obgenanntem seinem Generalissimo in etwas ergeczet zu werden vermeint, hat er ihnen keine gewisse Quartir geben, sondern bey harter Winterszeit vergeblich herumziehen trauaglieren und strapazieren lassen, nicht anders als wenn er dieß Kayserliche Kriegsvolk mit Fleiß ruiniren wollte, welches auch endlichen, und nachdem das grausame Bestia der abscheuliger Mißgeburt seiner Rebellion zu Pilsen den 12 Februar (1634) in Beysein vieller darzue beschriebenen Generals-Personen und Obristen laut Beylag Nr. 3 herfürgebrochen (so er gleichwol den 8ten Tag darnach als den 20 Februar beschneiden und anders lauffen lassen laut seines darüber ausgefertigten Instrumentes Nro. 4to) an Tag kommen und in der ganzen Welt offenbar worden womit er schwanger gangen, indem er vorhin eine verrätherische Finta und Verstandt mit dem Feindt zu Steunach gehabt, als wenn er denselben männlich überwundten die Waffen nieder zu legen und dem Kayser zu dienen necessitirt hätte, laut seines an den Grafen von Aldringen unterm Dato 12 Octobris 1633 (Nr. 5) abgegangenen Schreiben, darinnen er seine mit des Feindts Intelligenz falsch practicirte vermeinte Victoriam gar statlich weiß herfür zu streichen, und zu coloriren, da doch hierunder nichts als lauter böse Machinationes wider seinen Römischen Kayser und das hochlöblich Haus Österreich, sodann auch das ganze Römische Reich verborgen gewesen, welches dan noch eben zu der selbigen Zeit clärlich erhellet, indem er den Feindt und darunter auch den Dubaldt

soll bezwungen haben, die Waffen niederzulegen, da doch derselbe mit seinem Volk sambt dem Herzogen von Weimar eben damahlen mit ihrer Armee auf Rosenperg gangen, dasselbig zu belegern, massen dann aus Churbayern an den Graffen von Aldringen abgangenen Befehlschreibens de 2do Novembris (1633) Nro. 6to zu sehen, krafft dessen er zum Succurs aus dem Elsaß berueffen worden, dem der Graf von Aldringen auch gehorsamblichen nachkommen, laut seines Schreibens de dato 16 November (1633) Nro. 7. Bey diesen des Friedtländtischen unerhörten Machinationibus hätte auch das schöne Erczbistumb Salzburg totaliter ruinirt werden sollen, wenn seine böse Anschläg fortgangen und dieselbe nicht so wunderbarlich negst göttlicher Providenz bey fürsichtiger und glükseliger Regierung Ihrer hochfürstlichen Gnaden des jetzigen Erczbischofen zue Salczburg wäre verhütet worden. Welches dann alles aus des vielgenannten rebellischen Friedtländers an den Grafen von Aldringen abgangenen Schreiben so noch in Originali vorhanden augenscheinlich abzunehmen, dann als er mit seiner ganz abgematteter Armee in Schwaben zu Kauffbeuern angelangt, und mit guten Winterquartieren versehen zu werden, auch das arme Volk in etwas zu regressiren verhofft, massen er dan deßwegen unter andern auch sehr bewegliche Schreiben an die Römisch-Kayserliche Majestet sub datis 23 und 27 Decembris (1633) Nro. 8 und an Chur-Bayern vom 24 Decembris (1633) Nro. 9, wie nicht weniger an den Herzogen von Friedtland sub dato den 15 Decembris Nro. 10 abgehen lassen und den elenden Zustand seiner abkommenen und erhungerten Truppen vielfältig remonstrirt, hat ihnen doch kein Quartier weder im Schwaben noch der Pfalz, weder in Bayern noch Böhmen weder in Oesterreich noch sonsten irgend bewilliget werden wollen, sondern von der römisch-Kayserlichen Majestät an Chur-Bayern und den Herzogen von Friedtland gewiesen worden, darauf er sich endlichen nach langen Sollicitiren von Chur-Bayern neben dem Land ob der Enns an das Erzbisthumb Salzburg weisen lassen müssen, welches ihm die gröste Mortification von der Welt gewesen, in Betrachtung, daß er dieses hohe Erzstift mit seiner Soldatesca soll helffen ruiniren, dessen er aus treugehorsamer schuldiger Deuotion gegen Ihr hochfürstlichen Gnaden und Deroselben hohen Domstift nicht allein viel lieber und billicher verschonen, sondern auch im Fall der Noth mit Vergießung seines Bluts und Aufopferung des Lebens schützen, schirmen und defendiren wollte.

Hiezwischen schreibt der Herzog von Friedtland an den Grafen von Aldringen de dato 17 und 20 Decembris (1633) Nro. 11 und beantwortet demselben etliche Schreiben mit fernerem Befehl, daß er den Herrn von Scherfenberg wegen eines und des andern, wie nicht weniger etlicher geheimen Sachen halber zu Ihm abordnen und die Secreta von eigner Hand geschrieben mitschicke, dieselbe wolle Er auch ebener Gestalt beantworten, dem dann auch der Graf von Aldringen gehorsamlich nachkommen, indem er den von Scherfenberg mit Schreiben vom 24 Decembris (1633) Nr. 12 zu dem Herzogen abgefertigt und sich darin auf seine vorigen Schreiben der Armada Beschaffenheit betreffend referiren thut, und benebens vermeldet, wie daß Chur-Bayern das Spanisch Volk neben dem ihrigen in ihren Landen zu logieren, die kayserlichen Truppen aber nach dem Land ob der Enns und in das Erzstift Salzburg zuweisen gedenke, dieweilen aber aus Ihr kayserlichen Majestät und des Herzogen von Friedland Befehl sich solches nicht thun lasse, als bittet er ganz unterthänig, daß der Herzog sich resolvire, wo etwan diese Völker untergebracht und erhalten werden mögen, denn einmahl unmöglich, daß dieselbe länger

dergestalt auch ohne gänzlichen Untergang und Ruin der Armada selbiger Örter und zu Feld bleiben können, zumahl auch alle Officiere und Soldaten ganz erarmt, und dieß bereit der dritte Winter sey, daß dieselben zu Feld und ohne Quartier trauaglieren müssen, wie dann solches alles in obgenannten Schreiben ausführlicher zu sehen ist, und referirt sich im Übrigen auf vorgenannten Herrn von Scherfenberg dem er auch ein ander Schreiben sub eodem dato et Nro. mitgeben, daraus erhellet daß ihm die große Noth der Officiere und Soldaten dergestalt zu Herzen gangen, daß er aus Mangel der Quartiere und tragender Beysorg in das Erzbistum Salzburg gewiesen zu werden, auf seine gänzliche Demission angehalten, und den von Friedtland erinnert, wasmassen er das viel trauaglieren wegen Schwachheit seines Kopfs nicht länger continuiren können, und derowegen ungern ein Ungnad bey Ihr Kayserlichen Majestät und Ihm Herzogen von Friedtland auf sich laden wollte.

Nach solchem sein zwischen Chur=Bayern und dem Grafen von Aldringen der Quartier und Unterhaltungsmittel halben für die kaiserlichen Truppen unterschiedliche Schreiben gewechselt worden und beklagt sich der Churfürst unterm 17 Decembris (1633) Nro. 13 wider den Herzog von Friedtland, daß er nicht zu bewegen, sich gegen den Herzog von Weimar zu mouiren, mit Befehl, daß der Graf von Aldringen die von obgenanntem Perlachin assignirte Winterquartier (darunter auch Salzburg war) beziehen soll, zumahlen unmöglich sey, die Kayserliche Armee in seine Lande zu losieren und sonst kein ander Mittel vorhanden sey.

Worauf der Graf von Aldringen de datis 20, 22 und 27 Decembris (1633) Nro. 14 gehorsamlich antwortet und sich mit dem entschuldigt, daß er die wenigste Auctorität habe, weder im Land ob der Enns noch anderswo mit dem Volk zu losieren, gleichwohl sey es die höchste Noth seinem ermatteten Volk mit einem Quartier zu helffen, so er mit vielen rationibus sehr beweglich remonstriert, welches er sowohl der Römisch kaiserlichen Majestät als dem Herzog von Friedtland zur Information communicirt mit Vermelden, aus was erheblichen Motiven er hierzu necessitirt worden.

Hierauf kommt ihm erstlich des Churfürsten Wiederantwort vom 26 Decembris (1633), darin er nicht bestehen will, daß er dem Perlachim das Erzstift Salzburg assignirt habe Nro. 15, dem aber zuwider wird des Perlachins Creditiv Schreiben de dato 18 Decembris producirt. in dessen Kraft er dem Grafen von Aldringen neben Übergebung einer gewissen Designation viel ein anders referirt, allermassen dann das darüber ausgefertigte Aldringische Schreiben an Churbayern de dato 31 Dezember (1633) sub Nro. 16 ausweiset (dem auch das obgedachte Creditiv beygelegt), dabey wohl zu merken, was für Mißverstand aus des Berlachins Relation wegen des Erzstift Salzburg erfolgt, unterdessen aber muß das erarmte kaiserliche Volk leiden, und wird für dasselbige soviel als nichts erlangt, sondern von Churbayern befolen neben Auisation seiner rebellischen Bauern, das Salzburgische Volk nach Mühldorf zu schicken, alda sie von Ihr hochfürstlichen Gnaden Ordinanzen erwarten sollen, obs daselbst oder in andern salzburgischen Örtern ihre Winterquartiere haben werde, wie aus dem churfürstlichen Befehlschreiben vom 31 Decembris (1633) Nro. 17 in den P. S. zu sehen.

Ueber dieß alles kömmt dem Grafen von Aldringen auf sein beständiges und gehorsames Sollicitieren von Churbayern ein Befehl über den andern, mit seinen unterhabenden kaiserlichen Truppen nicht länger zu cunctiren, sondern unverzüglich fort zu marchiren, wie aus dem chur=

fürstlichen Befehlschreiben und Beylagen 4. 5. 7. 11 und 29 Januar (1634) Nro. 18 abzunehmen. Dabey unter andern in dem den 11 Januar abgangenen und allegirten Schreiben dem Grafen von Aldringen ein Eventualinstruction gegeben wird, wie er sich zu verhalten, wenn er etwan einen Befehl von der Römisch kaiserlichen Majestät bekommen sollte, in das Salzburgische sich zu quartieren, damit der (zu) besorgende Aufstand und Rebellion selbiger Bauern verhütet und zu diesem Ende mit Ihr hochfürstlichen Gnaden tractirt werde, anstatt der Quartier etwas Geldes zu geben, und solchem zu Behülf des Unterhalts für die kaiserliche Soldatesca so in das Stift Passau und in das Land ob der Enns soll losirt werden, anzuwenden.

Nachdem sich nun dieses also zwischen Chur-Bayern und dem von Aldringen verlaufen, kommt ihm des Herzogen von Friedtland Antwortschreiben de dato Pilsen 28 Decembris (1633) Nro. 19 mit Vermelden, daß er Friedtland der Winterquartier halben kein ander Mittel wisse zu erdenken, als daß er solcher wegen nur mit dem Churfürsten in Bayern und des Herrn Erzbischofen zu Salzburg tractiren müsse; befiehlt ihm benebens, daß er sich auf des Churfürsten Begehren gegen den Feind offensive nicht soll impegniren, sondern sich allein defensive halten, zumahl dann der Churfürst mehr auf das privatum als publicum bonum gehe, hingegen aber er Friedtland das publicum dem privato vorziehe und deßwegen sein Absehen nicht auf das gegenwärtig sondern auf das zukünftig habe, wie er dann solches alles in nächst bestimmtem Schreiben weitläufiger ausführet.

Unterdessen sollicitirt der Graf von Aldringen beständig bey dem Herzogen von Friedtland als kaiserlichem Generalissimo und überschickt ihm unter andern auch ein Schreiben aus Pertling vom 2 Januar (1834) Nro. 20, in welchem er Befehl begehrt, die kaiserlichen Truppen zu losieren, weil Chur Bayern sich der ganz nichts mehr annehmen wolle. Es erfolgt aber dem Grafen von Aldringen auf dieß und andere mehr bewegliche Schreiben und Remonstrationes der nothleidenden kaiserlichen Soldatesca von dem Herzog von Friedtland kein ander Trost noch Resolution als daß es ein lautere Impossibilität sey, die obgedachte kaiserliche Soldatesca in dem Land ob der Enns unterzubringen, derohalben er Graf von Aldringen dahin zu gedenken, wie dieß Volk in das Erzstift Salzburg gebracht werden möge. Inmittelst habe er der Römisch kaiserlichen Majestät deßhalben beweglich zugeschrieben und den Vorschlag gethan, theils davon in die Steyrischen Lande oder in Unterösterreich losieren und accommodiren zu lassen, wie denn solches alles die Copie des Friedtländischen Schreibens de dato 6 Jan. 34. sub predicto Nro. 20 bezeugt.

Unter diesem wird dem Grafen von Aldringen laut obgedachten unterschiedlichen Churbayrischen Ordinanzen ernstlich befohlen, sich unverzüglich zu erheben und nach Vilshofen auch weiter an Ihr kaiserlichen Majestät Erblannde zu marchiren und Winterquartiere zu suchen, welches alles er dem Herzog von Friedtland unterm dato den 5 u. 6 Januar (1634) Nro. 21 laut Abschrift umständlich und sehr beweglich berichtet, mit gehorsamen Bitten ihn am eilfertigsten zu bescheiden, wo er endlich mit dem Volk hin marchiren soll, damit dasselbe nicht gar verschmachte und ruinirt werde, sondern sich in etwas wiederum erholen und erquicken möge.

Interim und damit sich der Graf von Aldringen mit dem Kayser nicht länger zu entschuldigen habe, als wenn er aus Mangel Ihrer Majestät Befehl und Ordinanz in das Erzbisthum Salzburg und Land ob der Enns keine Quartier zu nehmen befugt wäre, kommt der Obrist von Fernemont mit

einem Friedtländischen Creditiv de dato Pilsen 4 Januar (1634) Nro. 22 so dann auch mit zweyen von dem Friedtländer aufgebrachten kaiserlichen Schreiben sub sigillo volante 31 Decembris an des Erzbischofs von Salzburg hochfürstliche Gnaden, deßgleichen kömmt auch ein kaiserliches Schreiben an Chur-Bayern, darinn Ihre Majestät gnädigst gesinnen, daß Ihre Churfürstliche Durchlaucht als Kreis-Obrister ihre Auctorität ebenmässig interponieren und dieß Werk bey des Herrn Erzbischofs hochfürstliche Gnaden durch ein bewegliches Schreiben in meliori forma facilitiren wollen, allermassen dann in der Beylage obgedachten Nro. 22 mit mehrerem zu ersehen.

Was nun jeztgedachter Obrist von Fernemont ferner in Befehl gehabt vorzubringen, das gibt die Aldringische Beylage de dato 16 Januar (1634) Nro. 23 an den Herzog von Friedtland zu vernehmen, darauf kraft empfangnen Befehls in allem 38 Compagnien von der Reuterey in Schwaben marchiren, obgedachten Herrn Obristen von Fernemont aber verweiset nach Salzburg seine Commission abzulegen.

Bald nach diesem kömmt die Friedtländische Antwort de dato Pilsen den 13 Januar (1634) Nro. 24, welche der Herr von Scherfenberg mitgebracht und praesentirt auf deß Graf von Aldringen obgedacht abgegangenes Schreiben vom 5 Januar, kraft dessen zwey Regimenter zu Fuß und eines zu Pferd unter dem Commando des Herrn Grafen Piccolomini ins Land ob der Enns zu quartiren bewilliget worden, von dem übrigen theils und so viel im Erzstift Salzburg zu erhalten möglich seyn werde, soll er unter dem Commando des Obristen von Scherfenberg hineinschicken und sich hieran (wie die Formalia lauten) davon jemands wer der auch sey Sprechen nicht irre machen lassen; wegen des Ueberrest habe er Ihrer Majestät geschrieben in Unterösterreich zu losieren, wann aber nach seiner gemachter Disposition dieses Theils Volks in das Erzstift Salzburg keineswegs möglich wäre unterzubringen, soll er gleichwohl in Unterösterreich den Marsch fortsetzen.

Hierauf antwortet der Graf von Aldringen vom 20 Januar, daß er des Herzogen Befehl vom 13 Januar empfangen und daraus ersehen, wasmassen er 2 Regimenter zu Fuß und eins von Reiterey in das Land ob der Enns schicken und das übrige (da es je in das Erzbisthum Salzburg nicht untergebracht werden könnte) in Unterösterreich marchiren lassen soll mit fernerm Vermelden, daß ihm bald darnach bey eignen Courir ein ander Schreiben de dato 17 Januar mit einer kaiserlichen Beylage vom 11 Januar von ihm Herzogen zu Friedtland des Inhalts eingeliefert worden, daß Ihre Majestät sich gnädigst resolvirt 20 Compagnien von der Aldringischen Reiterey neben der Infanteria in dem Erzstift Salzburg mit ihm Grafen von Aldringen durch den von Walmerode mit einem eignen Courier erinnert worden, daß man in vorgegangener kaiserlicher Commission bey des Herrn Erzbischofen zu Salzburg hochfürstlichen Gnaden nichts erlangt habe, dannenhero die höchste Nothdurft gewesen, die noch vorhandene Cavalleria unter des Herrn von Scherfenberg Commando zu Vilshofen über die Donau in Unterösterreich zu incaminiren, und daß er mit der Infanteria des folgenden Tags nach Passau rücke, so dann sein altes Regiment auf Begehren des Churfürsten in Bayern zu Landshut gleichwohl in sehr schlechter Tractation verbleiben werde, wie dann alles in der Aldringischen Wiederantwort und deren Beylagen sub praedicto Nro. 24 mit mehrerem zu sehen.

An diesem obgedachten Dato hat der Graf von Aldringen ein absonderliches Schreiben an vielgedachten Herzogen von Friedtland unter

besagtem dato 20 Januar (1634) Nro. 25 wegen seiner Person und des Stabs Unterhaltung abgehen lassen, dem aber kein anderer Trost noch Resolution erfolgt, als allein daß er sich von ihm Friedtland etwas höhnisch an Churbayern, als dem er bis dato mit seiner Soldatesca gedienet, abweisen lassen müssen, mit diesem Vorwenden wenn er ihm deßwegen selbst Ordinanz ertheilen wollte, daß solches der Churfürst (dessen Humor ihm genügsam bekannt wäre) empfinden möchte, wie dann dasselbig aus dessen Schreiben de dato Pilsen den 30 Januar (1634) Nro. 26 abzunehmen. Aus welcher höhnischer Friedtländischen Antwort gar leichtlich zu bemerken, wie hoch ers empfunden, daß der Graf von Aldringen sich von ihm nicht wolle bewegen lassen, in das Erzbisthum Salzburg zu loßieren.

Diesem nach hat der Graf von Aldringen laut seines noch vorhandenen Concepts de dato 4 Februar (1634) Nro. 27 bei Chur-Bayern sich anbefohlener massen insinuirt aber nichts erlangen können, allein hat ihm der Churfürst andeuten lassen, wenn er zu Schärding sich aufhalten wolle, daß seine Churfürstliche Durchlaucht ihren Beamten allda befehlen wollen, ihm ein Quartier zu assigniren und mit Victualien auszuhelfen.

Nun war der Graf von Aldringen auf empfangenen Churfürstlichen Befehl und Mangel Unterhaltungs oberzählter massen necessitirt, aus Bayern und nach Vilshofen zu marchieren unter der Hoffnung, ihm werde inmittelst von dem Herzog von Friedtland bey so gestalten Sachen ein Quartier assignirt werden, dieweil aber solches wider sein Verhoffen nicht geschehen und unterdessen gedachter Herzog vernommen wasmassen er allbereit mit seinem Volk in völligen Marche begriffen, hat er solches gar hoch empfunden und nochmahlen befohlen die Infanteria und 20 Compagnien Reiter im Erzstift Salzburg es geschehe per amor oder per forza zu lossieren, die übrige Cavalleria aber unter dem Commando des Herrn von Scherfenberg in Unterösterreich zu incaminiren mit angehängtem Befehl, daß er sobald ihm möglich seyn werde, einen Postritt zu Ihm thun wolle, sich mit Ihm in einem und andern zu unterreden, wie dann aus der Beylage de dato 24 Januar (1634) Nro. 28 mit mehrerem zu vernehmen. Dabey des Grafen von Aldringen Wiederantwort vom 28 Januar zu finden, in welcher er sich mit sehr erheblichen Ursachen und Motiven gehorsamlich excusirt, die Quartier im Erzstift Salzburg ohne ausdrücklichen kaiserlichen Befehl zu nehmen, erbietet sich aber auf beschehenes Erfordern gehorsamlich bey Ihm einzustellen, wie dann alles aus nächstermeldtem Schreiben sub eodem Nro. 28 ausführlicher kann ersehen werden. Ueber welche Antwort der Herzog noch mehr erbittert und ergrimmt worden. Es hat aber der Graf von Aldringen ohne Zweifel durch Gottes sonderbare Vorsehung den obgemeldten Postritt aus allerhand Bedenken nicht gleich alsobald vorgenommen, insonderheit weil er sich entschuldigt gehabt, in dem Erzstift Salzburg anbefohlenermassen Quartier zu machen, und dann auf seine vielfältige und sehr bewegliche an die Römisch kaiserliche Majestät abgegangene Schreiben einer allergnädigsten Resolution zu seiner gehorsamsten Nachrichtung erwarten wollen, massen ihm dann zu allem Glück unterdessen etliche kaiserliche Schreiben vom 11 Januar zukommen, die ihn nicht unbillig von solcher Reis abgehalten, indem ihm kaiserliche Ordinanz ertheilt worden, wie nämlich von seinem unterhabenden Volk 20 Compagnien zu Pferd sammt dem Fußvolk in das Erzstift Salzburg geschickt werden sollen, zu welchem Ende Ihre kaiserliche Majestät Ihren geheimen Rath Cammerer und Reichshofraths-Präsidenten Herrn Johann Ernsten Fugger &c. an Ihr hochfürstliche Gnaden zu Salzburg absonderliche Instruction dieses zu procuriren ertheilen und demselben bey

eigenem Courier befehlen lassen, dem Grafen von Aldringen alsobald zur Nachrichtung des Herrn Erzbischofen Hochfürstlichen Gnaden erfolgende Erklärung durch einen eigenen zu communiciren, welches alles Ihr Majestät dem Herzogen von Friedtland wie nicht weniger dem General Commissario dem von Walmerode (welchen Sie kurz zuvor mit gewisser Commission an den Grafen von Aldringen abgeordnet gehabt) auch zu wissen gemacht wie dann dasselbig aus den kaiserlichen Beylagen sub Nro. 29 mit mehrerem kann vernommen werden.

Inmittelst erlauben Ihre Majestät gnädigst die übrige Cavaleria in das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns incaminiren und einquartieren zu lassen. Dieweil aber obgedachter kaiserlicher Commissary bey Ihr hochfürstlichen Gnaden zu Salzburg nichts erlangt und von dem Herzog von Friedland inmittelst keine andere Resolution erfolgt, als hat der Graf von Aldringen unterm Dato den 20ten Januar alles umständlich berichtet und die Unterhaltung der kaiserlichen Soldatesca ganz eifrig bey Ihrer Majestät sollicitirt, auch Mittel vorgeschlagen, wie etwa dieselbe hin und wider zu accommodiren seyn möchte, damit der Last nicht der Römisch kaiserlichen Majestät Erblanden allein auf den Hals wachse, laut obgedachtes Aldringisches Schreiben Nr. 30 (20. Jänner 1634), welches alles Ihr Majestät allergnädigst placitirt und anerboten ihm mit nächstem zu befehlen, ob er für seine Person nach Wien kommen, oder wo er sich hinfür aufhalten soll, massen dann aus Deroselben Schreiben de dato 26 Januar mit mehrerem zu vernehmen und sub praedicto Nro. zu finden.

Auf diese gnädigste kaiserliche Resolution antwortet der Graf von Aldringen unterthänigst den 30 Januar sub eodem Nro. wasmassen Ihrer Majestät allergnädigstes Schreiben ihm zugekommen und die Losierung seiner unterhabenden Soldatesca und seines Stabes, wie auch die Bezahlung eines Monatsoldes für die 40 nach Schwaben geschickten Compagnien Reiter daraus mit mehrerem vernommen, könne aber nicht unterlassen Ihr Majestät allerunterthänigst zu berichten, daß noch vor Ankunft dieser Deroselben gnädigster Resolution ihm von dem Herzogen von Friedtland Befehl zugekommen, mit den 20 Compagnien Reiter und der anwesenden Infanteria in dem Erzstift Salzburg es sey per amor oder per forza Quartier zu nehmen, weil er sich aber besorgen müssen, daß bey jetzigem Unwesen (indem ohne das die Unterthanen aller Orten schwierig und die Churbayrischen sich selbst gegen ihren eigenen Landesfürsten in diesem widersetz) sich nicht wohl würde thun lassen, einigen Gewalt vorzunehmen, zumahl dadurch noch ein mehrer Aufstandt erweckt und verursacht werden möchte, derowegen er für ein Nothdurft ermessen, noch etwas zuruck zu halten und auf seine abgangene Schreiben diese Ihrer Majestät allergnädigste Resolution zu erwarten, darauf hin wolle er ohne ferneren Verzug das Volk mit möglichster guter Ordnung fort marchiren lassen, communicirt, beinebens was ihm von dem Herrn von Ossa des Feinds halber in Schwaben einkommen; berichtet auch wie er die Stadt Passau mit Volk versehen und besetzen lassen, ingleichem begehrt er Befehl, wohin die daselbst liegenden Reiter auf des Feinds fernern besorgenden Progress sich retiriren sollen, weil oberzählter massen weder im Bayer- noch Salzburgischen Quartier für dieselbe gemacht werden könne, daraus dann leichtlich abzunehmen, wie begierig der Graf von Aldringen gewesen, die vielgedachte von dem Friedtländer anstellende (angestellte) Einquartierung und consequenter die Landesverderbung von dem Erzbisthum Salzburg mit guter Manier und Ragion abzuwenden. Ob nun gleichwohl die Römisch kaiserliche Majestät auf jetzt ermeldtes Aldringisches Schreiben sich unterm

dato den 4 Februar sub eodem Nro. in kaiserlichen Gnaden resoluirt, und dessen Gutachten durchaus placitirt, demnach so hat der Friedtland hierbei nicht gefeiert sondern Ihrer Majestät andere Mittel vorgeschlagen, wie diese kaiserlichen Truppen unter einem andern Praetext in Bayern verbleiben und allein das Obdach daselbst haben, die Verpflegung aber aus andern Oertern gefolgt werden soll, massen dann dessen an Ihre Majestät abgegangenes Schreiben den 31 Januar sub eodem Nro. ausweiset, dardurch er gleichwohl so viel erhalten, daß Ihre Majestät dem Grafen von Aldringen de dato 4 Februar sub eodem Nro neben Communication des jeztermeldten Friedtländers Schreiben allergnädigst befehlen in Ihrem Namen bey Chur-Bayern mit allem Fleiß und beweglicher Remonstrirung vorzubringen, was für ein Beneficium seinen Landen geschehen könnte, da er dieses Volk an der Hand haben und auf alle zutragende Fälle damit mehrers würde versichert seyn, deßwegen soll er anhalten auf daß denselben Volk zum wenigsten das Obdach verstattet werde etc. und soll der Graf von Aldringen die darauf erfolgende Churfürstliche Antwort sowohl ihrer Majestät als dem Herzogen von Friedtland alsobald zu weiterer Verordnung überschreiben mit nochmaliger gnädigster Resolution die bedürftige Mittel zu seines Stabs Unterhaltung ihm aus den österreichischen Landen folgen zu lassen, und wird hierneben befohlen, wie ers mit denen in Schwaben losierenden Reitern halten soll, so werde er seiner Person halber allbereit von dem von Walmerode vernommen haben, wornach er sich reguliren soll.

Was nun der Graf von Aldringen auf diesen einkommenen kaiserlichen Befehl gehorsamlich geantwortet und berichtet habe, dasselbig wird bald hieunten zu Genügen referirt werden, allein ist vorher zu wissen vonnöthen, daß der Herzog von Friedtland, indem die nächstgedachten Schreiben jezt erzählter massen hinc inde gewechselt worden, dem Grafen von Aldringen unterm Dato den 30 Januar (1634) Nro. 31 schreibt und communicirt demselben, was die Römisch kaiserliche Majestät ihm von Wien aus unterm Dato den 26 Januar zugeschrieben, und er den lezten eiusdem darauf geantwortet, massen aus den Beylagen zu sehen und dabey sonderlich ad notam zu nehmen, wasmassen Ihre Majestät allergnädigst bewilliget, daß auf unterthänigstes Anhalten des Grafen von Aldringen die noch unter ihm unquartierte 62 Compagnien Reiter in das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns zu loßieren und dann die 22 neben den 28 unter dem Grafen Piccolomini zu Fuß mitzuschicken, auch dieselbe in die unterösterreichischen Lande accommodieren zu lassen, daß dennoch der Herzog von Friedtland solches nicht bewilliget sondern dem kaiserlichen Befehl zuwider dem Grafen von Aldringen vermög seines obgedachten Schreibens Ordinanz ertheilet in Bayern zu verbleiben mit nochmaligem Befehl, daß er zu nothwendiger Unterredung aufs fürderlichist seinem jüngsten Zuschreiben gemäß einen Postritt zu ihm nach Pilsen auf sich nehmen wolle; was sonst er Friedtländer von des Feinds Intention ferners berichtet, thut man sich allhier der geliebten Kürze halber auf obgedachte Beylagen Nro. 31 referiren.

Auf diese des Herzogen von Friedtland gegebene Ordinanzen replicirt der Graf von Aldringen unterm Dato Passau den 4 Februar (1634) Nro. 32, und referirt sich des Feinds halber auf seine vorigen an ihn Friedtland abgegangenen Schreiben, auisirt beinebens, was ihm seither von demselben einkommen mit angehofften beweglichen Remonstrationibus, warum die kaiserlichen Truppen in Bayern nicht verbleiben können, sondern vermög des ersten kaiserlichen Befehls (unangesehen der Friedtländischen

dawider eingewendeten Motiven) nothwendig habe fortgeführt werden müssen, zumahl Ihre kaiserliche Majestät sich die Beysorg gemacht, daß bey des Herrn Erzbischofen zu Salzburg hochfürstlichen Gnaden Verweigerung der Quartier, er Friedtländer seinem schon vorhin ertheilten Befehl gemäß ihm etwas per forza vorzunehmen befehlen würde, daraus grosse Ungelegenheit entwachsen möchte, deßwegen Sie sich entschlossen, gemeldtes Volk nach Ihrer ersten Resolution in Oesterreich accommodiren lassen, wie Sie dann den Walmerode derenthalben abgeordnet dem Volk entgegen zu reiten und ihn eines solchen zu bescheiden, und einen als den andern Weg zu Ihrer Hochfürstlichen Gnaden Herrn Erzbischofen nach Salzburg zu reisen und anzuhalten, weil derselbe und dessen Lande mit der Einquartirung verschont wird, daß er sich belieben lassen wollte mit andern habenden Mitteln der kaiserlichen Armada beyzuspringen und zu helfen mit dem Anerbieten, daß er nicht unterlassen wolle, sich ehestens bey ihm Herzogen von Friedtland gehorsamlich einzustellen, weil aber er die Post nicht brauchen könne, verhoffe er Seine fürstlichen Gnaden werden ihm nicht in Ungnaden verdenken, wenn er einen Tag oder 2 langsamer anlangen werde; damit gleichwohl der Churfürst in Bayern sein Abreisen nicht zu empfinden, habe er demselben geschrieben, daß Seine Churfürstlichen Gnaden ihn zu sich erfordert und daß der Churfürst ihm vergönnen wolle, solche seine Reise fortzusetzen, wie dann alles aus jetztermeldtem Aldringischen Schreiben mit mehrerm zu vernehmen. Wegen dieser des Grafen von Aldringen eingekommener Antwort ist der Herzog von Friedtland über alle massen wider ihn alterirt und ergrimmet worden, deßwegen er dann auch einen starken Strauß gewißlich hätte müssen ausstehen wenn er nach Pilsen kommen wäre, gleichwohl hat er Friedtländer allerdingen dissimulirt und ihm unterm dato den 1 Februar (1634) Nro. 33 gar freundlich zugeschrieben, daß er alsbald nach Empfang obgedachten Schreibens sich erheben und zu ihm nach Pilsen kommen wolle, damit er alle Sachen nothdürftig mit ihm apunctiren, und hernachmahlen das Volk (nachdem es solang strapazirt worden) untergebracht werden könne und soll er über einen Tag zum längsten nicht aufgehalten werden.

Hierauf der Graf von Aldringen aus Passau den 5 Februar (1634) Nro. 34 antwortet, daß ungeachtet Ihr Churfürstliche Durchlaucht in Bayern ihren Secretarium zu ihm geschickt und andeuten lassen, daß Sie sich besorgen der Feind möchte auf ihre Quartier anziehen, wenn demselben sollte Ruhe gelassen werden, dannenhero sie dafür halten, daß sich anjetzo wohl etwas fruchtbares gegen denselbigen Feind verrichten lassen würde derowegen gern hätte daß er zur Stelle bleiben thäte so wolle er doch aufs längste sich übermorgen aufmachen und am befürderlichsten gehorsamlich einstellen, mit angehängten Avisen, die seither von dem Feind einkommen waren. Aus dem vorigen an die Römisch kaiserliche Majestät und den Grafen von Aldringen abgegangenen Friedtländischen Schreiben ist wohl in Obacht zu nehmen, daß der Friedtländer alle Mittel und Wege gesucht, diese Völker nicht aus Bayern marchiren, sondern in der Nähe an Salzburg zu behalten, welches männigliches Dafürhaltens darum geschehen, die weil er unangesehen aller eingewendten Impedimenten und besorgenden bösen Consequenzen bey seiner allbereit angesponnenen Rebellion die Winterquartiere per forza in dem Erzstift Salzburg zu nehmen vermeint, damit er sich hernach desselbigen zu seinem Vortheil gebrauchen oder wohl gar impatroniren möchte.

Die weil er aber den Grafen von Aldringen zu Beförderung dieses seines bösen Vorhabens so gar nicht bewegen können, indem sich derselbe

allzeit mit guter Manier und Ragion gehorsamlich entschuldigt, auch so viel bey der Römisch-kaiserlichen Majestät mit vielfältigen Remonstrationibus unterbaut, daß Dieselbe des Grafen von Aldringen wohlgegründetes Gutachten der Friedtländischen Furiae vorgezogen, und die Quartiere für die Völker in Oesterreich bewilligt, als hat er Friedtländer gemeldten von Aldringen so vielmalen zu sich gefordert, an dessen statt er Vorhabens gewesen, ein ander Capo von seiner Faction das Commando über dieses und andere Völker zu geben und sein böses Fürnehmen wider Salzburg auch andere grausame Machinationes mehr ins Werk zu richten, dem Aldringer aber seinen Rest zu geben, wie dann auch ohne allen Zweifel geschehen wäre, wenn derselbe nicht cunctirt hätte und inmittelst von andern treulich gewarnt worden wäre, mit seinem Reisen nicht fortzueilen, massen dann bald hernach aus unterschiedlichen Actionibus und hincinde des Herrn Grafen Gallas, Grafen von Piccolomini und Terzka ergangenen Schreiben augenscheinlich soll remonstrirt werden. Allein ist vorhin zu wissen vonnöthen, daß der Aldringer alles dieses was ihm bis Dato von dem Friedtland widerfahren sich vorhin leichtlich hat einbilden können, als er des Friedtländers Befehl die salzburgischen Quartier per forza zu beziehen nicht eingehen wollen, derohalben er dann nicht allein solches an die Römisch kaiserliche Majestät sondern auch an Dero geheimste Räthe und vornehmste Ministros insonderheit aber an den Herrn Bischofen von Wien gelangen lassen und sich gar hoch beklagt, wasmassen er mit seiner unterhabenden Armada nun so lange Zeit von einem Ort zu dem andern herum ziehen müssen und gleichwohl mit keinem Quartier von dem Herzog von Friedtland über alles Bitten und Anhalten versehen werden könne, als allein daß man ihn an Chur-Bayern und das Erzstift Salzburg verweise, daher wie auch aus andern Ursachen er sich seltsame Gedanken machen müsse, so er hochermeldten Herrn Bischofen zu Wien durch den Herrn von Walmerode in höchstem Vertrauen eröffnet, worüber desselben Fürsten Gnaden noch unterm Dato den letzten Decembris 1633 sub praedicto Nro. 34 dem Aldringen neben Wünschung eines glückseligen neuen Jahrs schreibt, daß er ihm leichtlich könne einbilden in was Perplexität sich er Graf von Aldringen anjetzo befinde, sintemalen es ja an dem wäre, daß seiner Armada nicht sollte gleich wie andern mit Winterquartier, Recruten und Geld geholfen werden, was für schwere Inconvenientien daraus entspringen möchten, denen vielleicht hernach nicht so bald zu remediren, dannenhero sie alle bey dem kaiserlichen Hof nicht weniger als der Graf von Aldringen selbst obligirt seyen, dahin zu trachten, wie dieser androhenden Gefahr noch bei Zeiten vorzukommen, wie er dann solches alles auch wie die Sachen zu Wien beschaffen von dem Herrn Walmerode mündlichen zu vernehmen habe, und da nicht mit anderm Verstand und Folg das Werk ins künftige geführt sollte werden, daß dieses Wesen wohl letzlichen einen schlechten Ausgang nehmen dürfte; auf Gottes Assistenz und die gerechte Sache sey sich hauptsächlich zu verlassen, wann uns aber Gott den Weg zeigt und die Mittel gibt, wir uns aber derselben nicht bedienen wollen, so heiße es darnach perditio tua ex te Israel. Ihre fürstliche Gnaden lasse sich bedünken, das Kind sey ziemlich tief in den Brunnen gefallen, wäre nun zu gedenken, wie man's heraus bringe, und bey einer solchen Machina das rechte Temperament finde.

Aus diesem Schreiben hat der Graf von Aldringen zwar einen ziemlichen Trost empfangen, in dem Werk aber ist nichts erfolgt, wie dann solches des Herrn Bischofen zu Wien an den Aldringen abgegangene Schreiben vom 11 Januar 1634 sub praedicto Nro. genugsam be-

zeuget, in dem er avisirt, wessen sich Ihre Majestät der Winterquartiere halben allergnädigst resolvirt, und hat ein herzliches Mitleiden mit dem Grafen von Aldringen, daß er sammt seinem Volk über so ansehnliche geleistete Kriegsdienste also übel herum strapazirt worden. Es sey ja hoch zu bedauern, daß eine solche alte Soldatesca, von welcher man noch so viel Gutes hoffen könne, dergestalt zergehen müsse und werde die Zeit an den Tag bringen, wer an diesem allen schuldig sey. Sonst sey bey Hof nichts Neues als daß sie mit Verlangen erwarten zu vernehmen, was doch endlich der zusammenbeschriebene Conventus der Generale und hohen Befehlshaber zu Pilsen ausbrüten werde, verhofft beinebens, weil theils Aldringische Compagnien nach Oesterreich marchiren, ihn Grafen von Aldringen zu Wien zu sehen und zu empfangen. Dieweil aber derselbe sich eines Aergeren besorgen müssen, wenn er vor Einquartierung seiner Völker sich nach Wien erheben sollte, als hat er zur Erhaltung desselben und Beförderung des kaiserlichen Dienstes nicht rathsam befunden, von ihnen zu reisen, derohalben er mit schrifftlichem Sollicitiren sowohl bey dem kaiserlichen Hof als bey dem Herzog von Friedtland beständig continuirt, aber an keinem Ort etwas erlangen können, als allein daß er vom Friedtland citirt von Hof aus aber neben der Condolenz mit guter Hoffnung gespeiset worden, daher er dann auch letztlich um seine gänzliche Entlassung durch den Herrn Bischofen zu Wien inständig anhalten lassen, dessen fürstliche Gnaden ihm unterm dato den 25 Januar zurück schreibt, daß er mit seinem grossen Leid die Designation und Austheilung der Regimenter gesehen, und so viel vernohmen, daß noch 28 Compagnien zu Fuß durch den Herrn Grafen Piccolomini im Land ob der Enns accommodirt werden sollen, ungeachtet selbiges Land vorher mit etlichen 80 Compagnien zu Roß und Fuß dermassen überlegt, daß nunmehr Herr und Unterthan alles quittiren und davon ziehen müssen ꝛc. Was aber den Herrn von Aldringen anlange zweifle er nicht, Ihre kaiserliche Majestät werden solche Verordnung thun, damit ihm alle billiche Satisfaction erfolge, sonst würde Gott die Undankbarkeit straffen, derohalben wollen Ihre fürstliche Gnaden solches selbst sollicitiren mit Vermelden, daß er sich die Entlassung seiner Person der Zeit nicht einbilden soll, dann Ihre Majestät sich billig gar zu grosses Capital auf dieselbe mache, und haben ihm allergnädigist befohlen in Vertrauen zu schreiben, daß im Fall der Generalissimus ihn persönlich zu sich fordern würde, er aus gewissen Ursachen dessen Ihre Majestät vorher erinnern und aus Dero Resolution sich dorthin nicht begeben soll, wenn er Aldringer auch mit Occasion des Volks nach Wien kommen sollte, daß Ihre kaiserliche Majestät denselben gnädigst gern sehen und empfangen wollen ꝛc.

Unter dieser Correspondenz hat sich der ausgeschriebene Conuentus zu Pilsen geendet, und ist die dabey gesponnene Friedtländische Prodition nach und nach je länger je mehr an Tag kommen, und weil man diese gefährliche Materie der Feder und dem Papiere nicht trauen dürfen, hat man die Nothdurft hin und wieder durch vertraute Commissarios insonderheit aber durch den von Walmerode zur Nachrichtung anbringen und referiren lassen, welcher noch unterm dato den 30 Januar mit einem Creditiv und andern Expeditionen, sonderlich wegen der Salzburgischen Winterquartiere sub eodem Nro. zu dem Grafen von Aldringen geschickt worden, demselben Ihrer kaiserlichen Majestät allergnädigste Intention in einem und andern nach Nothdurft zu eröffnen, wie dann auch geschehen, und bald hernach mit mehrerem soll referirt werden. Den 5 Februar sub eodem Nro. schreiben Ihre fürstliche Gnaden abermal an den Grafen von

Aldringen und referiren sich auf mehrgedachten Herrn Walmerodes habende kaiserliche Commission und mündliches Anbringen und wünschen, daß allerseits ein guter effectus correspondire, tragen aber die Beysorg Salzburg werde nichts thun wollen, die J. Ö. Lande seyen willig das Volk anzunehmen, wenn bey Chur-Bayern kein anderes könne erhalten werden. So vermeinen Ihre fürstliche Gnaden, wenn der Zug nach Steyermark über den Pirn gehen sollte, es werde Ihre *) Unterthanen am meisten treffen, will aber alles gern mit Ihrer kaiserlichen Majestät ausstehen, wenn es nur mit guter Ordnung und ohne gänzliche Desolation geschieht, derohalben soll er Aldringer nur in Gottes Namen den Marche befördern und das Volk zum refrischiren die Winterquartiere wirklich beziehen lassen, weil es solches sehr wohl meritirt und noch wohl viel dienen könne. Als nun hiezwischen der Graf von Aldringen zu unterschiedlichen Malen von dem Friedtland nach Pilsen citirt worden, und sich auf die Reis begeben, hat er dem Herrn Bischofen zu Wien zu 2 unterschiedlichen Malen benanntlich den 9ten und 14 Februar geschrieben, welche Seine fürstliche Gnaden den 16ten dieses beantworten und aus Befehl Ihrer kaiserlichen Majestät schreiben, daß dieselbe gnädigst gern sehen zum Fall er in dem bewußten Negotio der Oerter nichts befördern könnte, sich ehestens nach Wien verfüge und da ihn vielleicht noch etwas daran verhindern sollte, solches alsbald mit einem eigenen Courier umständlich avisire mit Bericht in was terminis sich alles befinde, mit angehofften Gutachten was er vermeine daß man hierin thun sollte. Herrn Gallasen belangend stellen Ihre kaiserliche Majestät ihnen beyden anheim, wessen sie sich in einem und andern zu Ihrer kaiserlichen Majestät Diensten am beßten vergleichen werden, und daß sie den mehreren Succefs oder des Grafen von Aldringen förderlichster Hinkunft nach Wien mit Verlangen erwarten.

Nachdem nun der Graf von Aldringen sich mit gemeldtem Herrn Grafen Gallassen und Zuziehung des Herrn Grafen Piccolomini verglichen, der Friedtländischen Machination nach äußersten Kräften zu contraminiren, ist gedachter Friedtland endlich so weit beängstigt worden, daß er wider männiglichs Verhoffen von Pilsen mit seinem Rädelsführer nach Eger entflohen, wie dann hernach soll referirt werden, als hat der Graf von Aldringen solches durch einen eigenen Courier sowohl an Ihre kaiserliche Majestät als an Herrn Bischofen zu Wien gelangen lassen, welcher dem Herrn Grafen von Aldringen den 1ten Martii sub eodem Nro. antwortet, daß Ihre kaiserliche Majestät solches allbereit vernommen aber nicht wissen wohin er sich gewendet, man habe zwar anfänglich vermeint, er wäre auf Eger gegangen, so habe er aber unterwegen seine Gedanken verändert und seinen Zug nach Regensburg genommen, mit Vermelden, daß der gerechte Gott diesen Verräther finden werde, er sey auch wo er wolle. Sonsten war ihm Grafen von Aldringen eine kaiserliche Commission an Chur-Bayern aufgetragen, sich zu bemühen bey Deroselben im Namen Ihrer Majestät gegen genugsame Caution eine ansehnliche Summa Gelds für die kaiserliche Soldatesca bey so gefährlichen Zeiten aufzubringen, aber nichts erhalten. von der auch in diesem Schreiben Meldung geschieht, mit Bericht, daß sie gleichfalls zu Wien nicht feyern, sondern sich extreme befleißen mit einer ergiebigen Summa aufzukommen und die Reise gegen das Feldlager zu maturiren; weil aber Ihre Majestät anstehen ob noch Dero Reis nach Budweis oder wohin zum nützlichsten anzustellen,

*) D. h. die des Stiftes Kremsmünster, dessen Prälat Bischof Anton zugleich war.

als haben sie deßhalben einen eigenen Courier zu dem Herrn Grafen Gallassen in Diligenz abgefertiget, solches von ihm umständlich zu vernehmen und sich darnach zu reguliren. Die spanischen Oratores seyen zu Wien bey Ihrer Majestät eingekommen, und nicht allein eine starke Anzahl zu Roß und Fuß von dem kaiserlichen Volk, sondern auch des Herrn Grafen von Aldringen Person ihnen zu überlassen, welches sie dann auch mit Ordnung bey ihm selbst werden suchen. Es werden aber Ihre Majestät so wenig als er Graf selbst hierzu consentiren, mit den Recruten und ungerischer Werbung sey man stark im Werk und wäre gut wenn der Graf von Aldringen zu dessen Beförderung ein Brieflein an den Herrn Graf Schlick wollte abgehen lassen und hiermit hat sich die Aldringische Correspondenz mit dem Herrn Bischof zu Wien bey währender Friedtländischer Rebellion geendet.

Jetzt wollen wir uns wiederum zu dem Grafen von Aldringen wenden, welcher sich seiner gegen den Herzog von Friedtland beschehener Erklärung gemäß auf den Weg gemacht und von Passau nach Krumau erhoben, allda er das letzte ermeldte kaiserliche Schreiben vom 4ten Februar (1634) Nro. 30 wegen des Obdachs in Bayern empfangen, welches er allhier unterm dato den 9 Februar Nro. 35 unterthänigst beantwortet und sich mit folgenden erheblichen Ragionen demüthigst entschuldiget: Erstlich daß er nicht mehr zur Stelle sondern auf des Herzogs von Friedtland Befehl auf der Reise nach Pilsen begriffen und das Volk allbereit in Unteröſterreich angekommen, zu dessen wieder herauf Marchiren man viel Zeit bedürfe, zu dem es das Ansehen gewinnen würde, als wenn man die Soldaten also zu Fleiß herum führen thäte, daraus viel Unheil entstehen könnte; neben diesem sey auch ungewiß, ob Chur-Bayern sich hierzu verstehen würde, bittet derohalben allerunterthänigst, daß Ihre Majestät allergnädigst bewilligen, daß das Volk die Quartiere wirklich beziehen möge, avisirt beynebens daß der Feind die Stadt Rabenspurg occupirt und 3 Compagnien Reiter ruinirt, verhoffe aber die Uebrigen werden sich in sichere Oerter retirirt und salvirt haben, weil aber zu besorgen, es werde dabey nicht verbleiben, als habe er dem Herzog von Friedtland die Nothdurft überschrieben, so ihm aber anders keine Antwort gegeben, als daß er nach Pilsen kommen solle, zumal er gedacht von diesem allem sich mit ihm zu unterreden.

Nun hat sich der Graf von Aldringen leicht die Raitung machen können, daß der Friedtländer sich über seine Replicas und vorgewendete Difficultates wegen der Salzburgischen Quartiere sehr alteriren und zürnen würde, insonderheit daß der Aldringer auch deßhalben so beweglich bey der Römisch-kaiserlichen Majestät wider seine gegebene Ordre eingekommen (da er sich doch pro absoluto rerum Domino gehalten), jedoch hat er Aldringer zur Verhütung gänzlichen Untergangs seiner unterhabenden kaiserlichen Truppen sodann zur Abwendung anderer böser Consequenzen nach Oesterreich den Marche in Gottes Namen fortsetzen lassen, um desto mehr weil er schon allbereit vorher vertraulich erinnert war, womit der Friedtländer schwanger gienge, und daß sich die Zeit seiner abscheulichen Mißgeburt seines Cerberi (cerebri) schon herzu nahet, in dem die dazu geladenen Genötter als F. A. und A. schon in Pilsen angekommen waren, auch mit einander angefangen zu tractiren.

Weil nun der Graf von Aldringen wohl gewußt, daß solches alles wider die Römisch kaiserliche Majestät und das hochlöbliche Haus Oesterreich ja die ganze catholische Christenheit angesehen war, hat er sich resolvirt mit den vornehmsten wohl intentionirten kaiserlichen Generalen und

seinen vertrautesten Cameraden als Herrn Grafen Gallas und Grafen Piccolomini dieser gewaltigen Machination nach äußersten Kräften zu contraminiren, massen er dann deßwegen in hohem Vertrauen mit ihnen correspondirt und denselben anfänglich geklagt, was ihm mit den Friedtländischen Ordinanzen im Salzburgischen Quartier zu machen widerfahren, und zu was Terminis er allbereit gekommen, indem er allbereit nach Pilsen beschrieben, und sehr viele erhebliche Motiven habe nicht zu erscheinen und was sonst mehreres zu Pilsen vorgienge, ersucht dem nach den Herrn Grafen Gallasen (welcher damahls noch in Schlesien zu Groß-Glogau war und eben nach Pilsen zu dem Friedtländer reisen sollte) auf alle Mittel und Wege zu gedenken, wie er etwa den Herzog von Friedtland mit guter Manier und Remonstrirung solcher gefährlicher Tractate auf einen bessern Weg bringen möchte; darauf ihm der Graf Gallas aus Groß-Glogau unterm dato den 13 Januar (1634) Nro. 36 antwortet, daß er selbst nicht wisse, wie der Sache zu thun sey, zumahl er Friedtländer sehr unwillig und nun eine lange Zeit her mit dem kaiserlichen Hof in großem Mißverstand verharre.

Als aber der Graf Gallas nach Pilsen gekommen, schreibt er dem Grafen von Aldringen, daß er den Herzog sehr freundlich und wohl disponirt gefunden, mit Vermelden, daß er dem Friedtland allbereit insinuirt habe, was der Aldringer ihm in seinem letztern Schreiben an die Hand gegeben, darauf er ihm geantwortet, er wolle sich bey diesen Tractaten von dem Gegentheil nicht leichtlich betrügen lassen und demselben nichts trauen, wegen des Aldringers aber habe er sich nichts sonderliches merken lassen, allein so viel vermeldet, daß er ihn zu sich erfordert und sobald er mit den Quartieren fertig seyn werde, seiner zu Pilsen erwarte, massen dann aus dem Gallasischen Schreiben den 25 Januar (1634) Nro. 37 mit mehrerem zu sehen.

Dieweil aber die Aldringische Ankunft sobald nicht erfolgt, hat der Graf Gallas wohl vermerkt, daß der Herzog wegen des Aldringers langen Ausbleibens ungeduldig worden, und weil er wegen seines bösen Schenkels nicht selbst zu dem Friedtländer kommen können, hat er den Aldringer durch den Terzka mit den excusiren lassen, daß er sich wegen des empfangenen Schadens im Haupt nicht wohl disponirt befinde, sobald es aber mit ihm besser wäre, wolle er sich nicht sparen die anbefohlene Reise zu maturiren, wie dann aus zwey unterschiedlichen Gallasischen Schreiben vom 1 und 3 Februar Nro. 38 zu sehen, darinn er ihm dieses und anderes mehr zu wissen thut.

Es schreibt auch der Herr Graf Gallas unterm 12 Februar (1634) Nro. 39, daß er nachgehends den von Aldringen bei dem Friedtländer selbst persönlich excusirt habe mit Vermelden, daß er wegen seines Zustands sobald nicht kommen könne, darob habe der Herzog gestutzt und Gedanken gemacht, als ob er einen Argwohn hätte, und ohne vorgewendeter Excusation zweifelte, habe aber weiter nichts gefragt, sondern allein mündlich befohlen, daß er Graf Gallas selbst des andern Tages beym frühesten eilfertig sich zu ihm erheben und was des Kaisers Dienst erfordert communiciren wolle, welches dann dem Grafen Gallas eine sehr gewünschte Commission gewesen sintemahlen er bey solcher Gelegenheit nach aller Nothdurft mit ihm conferiren können, sonderlich weil er bey seiner Anwesenheit selbst gesehen, was für Partiten vorgegangen und wie man unter einem falschen Praetext den Frieden zu tractiren, viel unterschiedliche und suspecta conventicula gehalten, dabey die Römisch-kaiserliche Majestät sammt Ihrem hochlöblichen Haus Oesterreich, sodann auch das allge-

meine catholische Wesen urplötzlich hätte sollen praecipitirt werden, derowegen diese beyden Grafen mit Zuziehung des Herrn Grafen Piccolomini eine solche Resolution gefaßt, die zur Hintertreibung selbiger Tyrannie vonnöthen gewesen und haben vor allen Dingen das ganze Unwesen an Ihre kaiserliche Majestät umständlich gelangen lassen, welches dann auch schon vorhin etliche Mahl von dem Grafen von Aldringen beschehen war, dem aber keine Resolution erfolgt, bis endlich der Herr Graf Gallas laut seiner Schreiben vom 17 Februar Nro. 40 zu Linz drey unterschiedliche kaiserliche Schreiben an den Herrn Grafen Piccolomini haltend in seinem Abwesen empfangen, darinn ihm etliche kaiserliche Ordinanzen wegen der Verpflegung und wider den Herzog von Friedtland ertheilt, dem sein gewöhnlicher Titel vom Hof aus gegeben worden, derowegen ermahnt er den Grafen von Aldringen, damit doch dasselbe durch ihn zu Wien remedirt werde. Unterdessen bemühet sich der Graf Gallas die anwesenden Obristen in kaiserlicher Devotion wider den Friedtländer zu erhalten und schreibt dem von Aldringen wie gut es wäre, wenn man von Hof aus die in Schlesien, in der Mark und Laußnitz losierenden Völker durch gute Unterhaltung und Recrutengelder in beständiger kaiserlicher Devotion erhalten thäte.

Im selben obgedachten Dato et Loco um Mitternacht Nro. 41 avisirt der Herr Graf Gallas den von Aldringen, wasmassen der Graf Piccolomini von Pilsen in selbiger Stunde angekommen, referirend daß der Friedtland dem Grafen Gallas und Aldringer nachgefragt und Ordre ertheilet, sich derselbigen Oesterreichischen Posten zu versichern.

Nun hätte sich der Graf Piccolomini vor seinem Abreisen mit beyden Grafen Gallas und Aldringen verglichen, denen zu Pilsen anwesenden Obristen aus empfangenem kaiserlichen Befehl (davon unten mit mehrerem soll berichtet werden) andere Ordre zu ertheilen und dem Friedtländer hinfüro auf seine Ordinanzen nicht zu pariren, solches aber hat er wegen des Friedtländers geschöpften Argwohn und besorgender Gefahr nicht effectuiren können, sondern die habenden Ordinanzen den Regimentern zugeschickt, und wiederum nach Linz verreiset.

Wiewohl nun diese des Herrn Grafen Piccolomini Commission nach Wunsch nicht abgegangen, so schreibt doch der Graf Gallas die Nothdurft zu seyn, daß der von Aldringen seine Truppen zusammen ziehen und wohin er selbst vermeint marchiren und mit den seinigen conjungiren lassen soll, beynebens dahin gedacht sey, in welchem Ort sie fürderlichst zusammenkommen und sich mit einander unterreden mögen, avisirt auch, was für Obristen bey ihm vorhanden und was von denselben zu hoffen sey; den Piccolomini schickt er auf Frauenberg, damit er in Zeiten nach Prag komme und nach Nothdurft vorbaue, weil auch zu besorgen, der Friedtländer möchte den Feind zu sich rufen und gerade auf sie gehen, so soll der Graf von Aldringen aller Orten gute praeparatorien machen und sich wohl versehen. Vor allen Dingen aber sey vonnöthen, daß sie baldigst zusammen kommen mögen, wie dann solches alles aus obgedachten des Herrn Grafen Gallassen Schreiben ausführlicher zu lesen.

Des folgenden Tags den 18 Februar Nro. 42 avisirt der Graf Gallas den von Aldringen, wasmassen er den Grafen Piccolomini mit 2000 Pferden nach Pilsen commandirt, einen Versuch zu thun, ob er nicht etwa unter dem Schein, als wenn er auch noch von der Friedtländischen Faction wäre, etwas Gutes verrichten und die Stadt Pilsen berennen möge, damit niemand herauskommen und kein Volk mehr hinein bringen könne. Item daß sich die Regimenter auf Prag retiriren sollen, darüber hat er

dem Baron Desais und dem Grafen Colloredi Ordre geschickt, wie sie sich verhalten sollen. Nunmehr sey es Zeit, daß die Aldringischen zu den Gallasischen stoßen, habe 300 Mann auf Passau und den Strozzy auf Crumau commandirt, so habe ihm der Piccolomini gesagt, daß der Friedtland sie drey als Gallas, Aldringer und Piccolomini habe wollen strangulireu lassen, darauf begehrt Gallas von dem Aldringer, daß er dieses alles und was sonst mehr vonnöthen umständlich nach Hof berichten soll.

Den 20 Februar (1634) Nro. 43 begehrt der Graf Gallas von dem von Aldringen, daß er seine Crobathen und Polaggen nach Pilsen commandire, und avisirt, daß er alles was vonnöthen gewesen zu Linz verrichtet, auch was er für Obristen und Regimenter nach Budweis commandirt habe.

Von Linz aus verreiset der Graf Gallas auf Frauenberg, der Meinung den Grafen von Aldringen anzutreffen, sich mit ihm zu unterreden und laßt laut seines Schreibens ohne Datum Nro. 44 sich in der Seele leid seyn, daß er ihn nicht angetroffen, jetzt gleich wolle er auf Budweis reisen, und den Grafen von Aldringen allda erwarten.

Gleich den andern Tag und ehe der Graf Gallas verreiset, kommt der Hauptmann Clari mit des Grafen von Aldringen Schreiben und auf das seine nach dem kaiserlichen Hof abgegangene erfolgenden Befehl, wessen sich der Graf Gallas bey diesem Unwesen eigentlich zu verhalten habe, darauf er Graf Gallas an gemeltem Tag benanntlich den 24 Februar (1634) Nro. 45 antwortet, daß er dem überschickten kaiserlichen Befehl gehorsamlich wolle nachkommen, und avisirt daß der Forfant traditor (verstehe den Friedtländer) entwischt sey, und er deßwegen auf Pilsen eile die Nothdurft anzuschaffen, interim soll der Graf von Aldringen die Truppen auf Budweis marchiren lassen, ein mehreres werde er von dem Grafen von Rietberg vernehmen, so wolle er hinfür von einer Zeit zu der andern alles nach erheischender Nothdurft avisiren.

Als nun der Graf Gallas nach Pilsen gekommen, schreibt er dem Grafen von Aldringen unterm dato den 27 Februar (1634) Nro. 46 und communicirt demselben ein Schreiben sub sigillo volante so er an den Don Balthasar abgehen lassen und gibt gute Vertröstung daß der Obrist Buttler die Execution wider den Friedtländer vornehmen werde, allermassen dann er eines solchen von dessen Hauptmann avisirt worden sey.

Was sich nun weiter zwischen diesen beyden Herren Grafen und ihrer Correspondenz zugetragen, dasselbige wird bald hernach mit mehrerem referirt werden, allein muß man zu beßerer Nachrichtung allhier auch etwas von dem Herrn Grafen Piccolomini einrucken. Es ist noch im Anfang der Aldringischen Correspondenz mit dem Grafen Gallas von dieser gegenwärtigen Materie der Salzburgischen Einquartierung und der Fridtländischen Prodition vermeldet worden, wasmaßen der Graf von Aldringen dem Grafen Gallas nach Groß-Glogau in Schlesien hiervon geschrieben, welches Schreiben er dem Grafen Piccolomini zu mehrerer Sicherheit nach Pilsen beygeschlossen und beßter massen recommendirt, so er Graf Piccolomini laut des seinigen den 14 Januar (1634) mit Nro. 47 zurecht empfangen und durch einen eigenen fortgeschickt, avisirt daneben daß der Herr Graf Gallas innerhalb 8 oder 10 Tagen zu Pilsen anlangen solle, alsdann er Aldringer wohl gute Gelegenheit haben werde, vertraulich mit ihm zu conferiren mit diesem Vermelden, daß er Graf Piccolomini in Kurzem nach Linz von dem Friedtländer geschickt werden soll, selbige Völker zu commandiren, wie dann auch bald darnach geschehen.

Nachdem nun gemeldter Graf sich von Pilsen erhoben, schreibt er dem Grafen von Aldringen unterwegen aus Kineberg den 18 Januar (1634) Nro. 48 und schickt ihm zugleich den Hauptmann Altieri mit Vermelden daß ihm der Herzog von Friedtland eine Commission aufgetragen und befohlen sich mit ihm zu unterreden, begehr derowegen daß ihm der von Aldringen eine Zeit und Ort bestimme, wo solches am bequemsten geschehen möge.

An diesem obgedachten Dato wird ein eigener Courrier von dem Herzog von Friedtland zu dem Grafen von Aldringen abgefertigt, welcher bey dem Grafen Piccolomini durch postirt, dem er ein Handbrieflein an den Grafen von Aldringen mitgegeben, und vermeldet, daß er den Hauptmann Altieri zu ihm geschickt und andeuten lassen, wie er aus Befehl des Herzogs von Friedtland sich gern mit ihm unterreden wolle laut dessen Schreiben aus Strackhonitz den 18 Januar (1634) Nro. 49.

Was nun der Graf Piccolomini in Befehl gehabt mit dem Aldringer zu tractiren, das gibt sein folgendes Schreiben vom 22 Januar (1634) Nro. 50) zu erkennen, in welchem der Graf Piccolomini dem Aldringer auf drey unterschiedliche Schreiben wegen der Quartiere und seiner Regimenter antwortet und berichtet, daß er Aldringer aus Befehl des Herzogs zu Friedtland mit der Infanterie und 2 Regimenter zu Pferd in dem Salzburgischen loßieren, die übrige Cavalleria aber nach Oesterreich marchiren soll, nun habe er allbereit bey des Hauptmanns Altieri Wiederkunft vernommen, daß Herrn Erzbischofen zu Salzburg hochfürstliche Gnaden keine Quartiere bewilligen wollen, daher dann die Noth erfordere, daß sie fürderlichst zusammen kommen und sich miteinander unterreden, wie der Sachen zu thun seyn möge.

Inmittelst berichtet er dem Terzka, so des Friedtländers Factotum gewesen, nach Pilsen, daß des Herrn Erzbischofen hochfürstliche Gnaden den kaiserlichen Völkern die von dem Herzog assignirten Quartiere nicht bewilligen wollen, derohalben soll er sich Bescheids erholen, wie man sich zu verhalten habe, damit das Volk mit Quartieren versehen werde.

Hierauf antwortet der Terzka den 26 Januar (1634) sub Nro. 51 dem Herrn Grafen Piccolomini, daß er dem Herzoge alles habe proponirt, dessen Resolution werde er aus einem absonderlichen Schreiben vernehmen, so thut er ihm auch beyschliessen was vor Ordinanz von demselben an den von Aldringen ergangen, der soll die Quartiere in dem Erzbisthum Salzburg per amor oder per forza nehmen und alsdann zu dem Herzog kommen und ist eben dieß das Schreiben so bey dem Nro. 28 angezogen, kraft dessen er zum erstenmahl zum Friedtländer citirt worden, dabey die Aldringische Antwort auch zu finden, in welchem er sich entschuldiget, und erstlich auf seine vorigen Schreiben referirt, so dann den besorgenden Aufstand der Salzburgischen Bauern (wie mit den bayerischen beschehen) und die daraus erfolgende Ungelegenheiten remonstrirt, und darauf den Herrn von Scherffenberg in Unteröstterreich marchiren lassen, mit den übrigen Truppen aber eine andere Disposition gemacht und dieselben mit des Herrn Grafen Piccolomini Verwilligung in einem andern bequemen Ort bis auf des Herzogs weitere Verordnung accommodirt rc., wie dann solches bey dem allegirten Nro. mit mehrerem vernommen worden. In diesem obgemeldtem Schreiben avisirt auch der Terzka, wasmassen der Herzog Franz Albrecht allbereit zu Pilsen gewesen, sey aber nichts tractirt worden und seyen die Sachen in sehr gutem Wohlstand zumal der Franz Albrecht in 2 oder 3 Tagen mit dem Arnheimb von Dresden wiederkommen werde, den weitern erfolgenden Verlauf wolle er ihm durch einen eigenen wissen lassen.

So sey auch der General-Leutenandt Graf Gallas des vorigen Tags angekommen, denselben werde der Herzog nicht von sich lassen, bis daß alles mit dem Arnheim tractirt und beschlossen sey, habe sich bey des Herrn Grafen Gallas glücklichen Ankunft stark berauschet und dabey des Herrn Grafen Piccolomini Gesundheit getrunken ꝛc. Sobald der Herr Graf Piccolomini diese Friedtländische Ordinanz empfangen, daß der Graf von Aldringen in dem Erzbisthum Salzburg per amor oder per forza Quartier nehmen soll, hat er solche eilends fortgeschickt, damit der Aldringer mit seinen unterhabenden Truppen des Herzogs Befehl in Obacht nehme, communicirt ihm beynebens das jeztermeldte des Terzka Schreiben, so dann auch was ihm von dem Grafen Gallas zugekommen war, mit Vermelden daß er in besagter des Herrn Grafen Gallasen Person ein großes Vertrauen und gute Hoffnung habe, er werde viel Sachen remediren und verbessern helfen, so sey der Franz Albrecht nach Dresden verreist, und soll mit dem Arnheim in kurzem wiederum nach Pilsen kommen; auch werden seltsame Sachen tractirt, wenn aber Graf Gallas zu Pilsen verbleibe und rechtschaffene kaiserliche Ministri sich ebenmässig daselbst befinden sollten, möchten die Sachen vermuthlich nicht so übel ausschlagen, jedoch müsse man die Augen wohl aufthun und bey Hof dissimuliren, so dann auch bey diesem Werk behutsam gehen, wie nicht weniger auf Mittel und Wege gedenken, die kaiserliche Soldatesca in etwas zu contentiren.

Es schreibt auch der Graf Piccolomini, daß er selbst nach Pilsen beschrieben werden soll, und sey resolvirt sich alsbald dahin zu begeben, unter der Hoffnung mit seiner gerechter Intention und Vorsichtigkeit des Grafen Gallas, den Herzog von Friedtland zu solcher Resolution zu bewegen, welche nicht allein ihm nützlich und reputirlich sondern auch zu der Römisch kaiserlichen Majestät Diensten ersprießlich seyn werde. Wann nun der Herzog seine Versicherung vom kaiserlichen Hof erlangen und sich damit dennoch nicht contentiren sollte, werde er sich selbst in ein großes Labyrinth verführen und gleichwohl zu seinem Intento nicht gelangen; der Herzog sey wankelmüthig und sich auf keine Worte zu verlassen, derohalben die nothwendige Vorsehung zu thun, damit man zu allen Begebenheiten auf eine oder andere gewisse Resolution wohl gefaßt sey, wie dann solches alles aus wohlgemeldtem des Herrn Grafen Piccolomini Schreiben de dato Linz den 26 Januar (1634) mit Nro. 52 ausführlicher referirt wird.

Sub eodem Nro. überschickt der Graf Piccolomini dem Aldringen ein Packetl Schreiben, so ihm von dem Herrn Grafen Gallas zugekommen waren und berichtet, ob sollte der Horn Amberg attaquiren, begehrt auch in dem Postscripto, daß Jemand von Passau zu ihm abgeordnet werde, wegen der Gelder für 2 Regimenter so damit contentirt werden sollen.

Es hätten sich zwar diese beyden Herren Grafen als Piccolomini und Aldringen schon vorhin mit einander unterredet und verglichen, welcher Gestalt sie die kaiserlichen Truppen im Land ob der Enns accommodiren wollten, wenn ja bey des Herrn Erzbischofen zu Salzburg hochfürstlichen Gnaden nichts zu erlangen wäre, dieweil aber der Herzog von Friedtland solches nicht approbiren, sondern einen als den andern Weg das Quartier in dem Salzburgischen per amor oder per forza zu nehmen befohlen, als haben sie die Einquartierung in dem Lande ob der Enns einstellen müssen, massen dann aus des Herrn Grafen Piccolomini Schreiben de dato Linz vom 28 Januar (1634) Nro. 53 mit mehrerem zu sehen.

(Der Schluß folgt.)

Nachtrag zu Creuzer's Bericht über römisch-gallische und germanische Archäologie.

(Jahrbücher der Literatur Bd. CXVII. S. 169 ff.)

Zu Nr. 5. So eben erscheint ein am 4. März dieses Jahres beendigter:

Zweiter Bericht des historischen Vereins der Pfalz. Speyer, bei Kranzbühler, 1847. 98 S. Quart, mit 8 lithographirten Bildertafeln.

Er zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste enthält das Historische des Vereins, den Rechenschaftsbericht vom Juli 1842 bis November 1846; die Verzeichnisse der Mitglieder, Briefe und andere Urkunden, Angaben der neuen Erwerbungen an Antiken, Anticaglien und Büchern; Rechnungen u. s. w. Die zweite von S. 47—98 liefert: Historisch-archäologische Erläuterungen zu den antiquarischen Erwerbungen des historischen Vereins der Pfalz vom Jahre 1843 bis 1846, vom Conservator Professor Rupert Jäger.

Außerdem verdienen noch folgende jüngst erschienene Schriften dieses wissenschaftlichen Kreises beachtet zu werden:

Die nationale Alterthumskunde in Deutschland, Reisebemerkungen von J. J. A. Worsaae. Aus dem Dänischen. Kopenhagen. 58 S. 8.

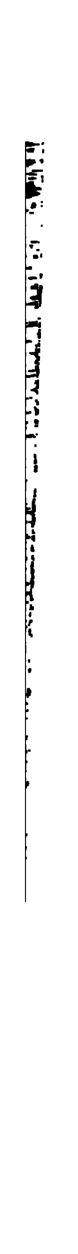
Skythien und das Land der Geten oder Daker nach den Ansichten der Griechen und Römer, dargestellt von F. A. Ukert. (Eine Abtheilung von dessen Geographie der Griechen und Römer.) Weimar, 1846. XII und 658 S. gr. 8.

Fortgesetzte Fundgeschichte einer uralten Grabstätte bei Nordendorf. Von Dr. von Raiser. Regensburg, 1846. 50 S. in gr. 4 mit 3 lithographirten Tafeln.

De operibus antiquis ad vicum Nordendorf e solo erutis. Scripsit D. G. C. Metzger. Augsburg, 1846. 44 S. in Quart, mit 2 lithographirten Tafeln.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.






Stanford University Libraries
3 6105 015 425 429

